This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Fiedler J 6040.1

Presented to the library by Fiedler.

Solger's

nachgelassene

Schriften und Briefwechsel.

Erster Band.

Solger's

nachgelassene

Schriften und Briefwechsel.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Friedrich von Raumer.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1826.

UNIVERSITY
11 MAR 1942

Vorrede.

Der erste Band des Solger'schen Nachlasses, welchen die Herausgeber dem Publicum vorlegen, enthält kleinere Aufsätze und den Briefwechsel mit Freunden; der zweite wird die mehr wissenschaftlichen Schriften und Abhandlungen in sich begreifen. Auf den vielleicht eintretenden Vorwurf, die Auswahl sey für den ersten Band nicht streng genug gewesen, dürfte die Antwort genügen, daß man zunächst die zahlreichen Freunde und Bekannten des Verstorbenen berücksichtigen mußte, welche die Aufnahme selbst des Unvollkommenen wünschten, sofern es auf heitere Weise an frühere Gemeinschaft erinnere, die geistige Entwickelung nachweise und mit Späterem in lehrreiche Verbindung trete.

Nicht minder trugen die Herausgeber Bedenken, das Schärfere, Eigenthümliche des Briefwechsels auszustreichen, oder in Schwächliches und Unbestimmtes zu verwandeln; denn Jeder weiß, daß

in Briefen die Ausdrücke nicht auf die Goldwage gelegt werden, Stimmungen des Augenblicks sich geltend machen, und für den billigen Beurtheiler auch das scheinbar Harte und Bittere innerlich der Milde und Mäßigung nicht ermangelt. Dieselbe Entschuldigung möge für die abgedruckten Briefe der noch lebenden Freunde Solger's gelten *), obgleich hier die Auswahl strenger und vorzugsweise auf das gerichtet war, was zum Verständniß der Solger'schen Antworten nöthig erschien.

Am wenigsten endlich werden sich Freunde der Philosophie oder des Verstorbenen darüber verwundern, daß vorzüglich von literarischen Gegenständen, und insbesondere vom „Erwin", dem wichtigsten Werke des Hingeschiedenen, gesprochen wird. Wir haben gerade die Stellen, welche darauf Bezug haben, am wenigsten abgekürzt, weil sie zum Verständnisse des Buches dienen können, und ihm vielleicht auch mehr Leser gewinnen. Es erschien in einer Zeit wo Krieg und Politik alle Gemüther fast ausschließlich beschäftigen mußte, da Alles zu verlieren oder zu gewinnen war. Kaum läßt sich aber leugnen, daß seitdem in Deutschland, vielleicht durch die großen Begebenheiten der Geschichte veranlaßt, eine

*) Von Seite 145 an hätte, statt der Überschrift Kleine Aufsätze, die Überschrift Briefwechsel mit Freunden eintreten müssen.

Gleichgültigkeit gegen Wissenschaft und Philosophie fortdauert, die so wenig wie manches Andere zu den Fortschritten der Nation gerechnet werden kann. Es ist kaum begreiflich, daß ein Buch wie der Erwin nicht schon längst in Jedermanns Händen ist, der sich für Kunst und Poesie interessirt, da die Deutschen, seit Schiller und nach ihm die Schlegels böse Gegenstände mit tieferem Ernste besprachen, eine so lebhafte Theilnahme an denselben zeigten, daß sie auf einige Zeit fast zu enthusiastisch erschien. Nachdem in diesem Werke erfüllt und begründet zu sein schien, was seit Lessing die scharfsinnigsten Geister erstrebten und suchten, hat man sich von diesem festen Boden aus die Richtungen zu anderen Entdeckungen mit verdoppelter Sicherheit genommen, sondern sich wieder einem gewissen Naturalismus und Dilettantismus überlassen, oder man verschmäht von sogenannten höheren Standpuncten alles Denken über diese wichtigen Gegenstände.

Von den Lebensverhältnissen unsers verstorbenen Freundes theilen wir Folgendes mit.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger wurde am 28sten November 1780 zu Schwedt in der Ukermark geboren und am 18ten December desselben Jahres getauft. Sein Vater, Director der markgräflichen Kammer daselbst, hatte die Sorgfalt

dieses Sohnes schon über sein vierzigstes Jahr hinaus; ein fester, strenger Mann, wissenschaftlich gebildet, ein Kenner der alten Sprachen, gewissenhaft in Erfüllung seiner Berufspflichten, von allen Bekannten wegen seiner Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, von Vornehmen und Untergebenen wegen seiner Pünctlichkeit in den Geschäften hoch geachtet. Der Sohn sprach von ihm nie anders als mit der größten Verehrung; er war ihm Vorbild und Muster geworden, und Solger pries sich glücklich, von einem so edeln Charakter erzogen und in früher Jugend gebildet zu seyn. Denn bei seiner männlichen Festigkeit war der Vater nichts weniger als rauh und hart, sondern wie meistens die wahrhaft kräftigen Naturen, mild, liebevoll und zart, vorsorglich für Frau und Kinder, ein Freund und Rathgeber seiner Untergebenen. Er hielt in seinem Hause auf Anstand und Sitte; aber Frohsinn und Gemüthlichkeit machten jedem Freunde desselben den Aufenthalt darin angenehm. Er war in jedem Sinn ein wahrer deutscher Familienvater, der durch seine ernste, würdevolle Haltung Jedermann Ehrfurcht einflößte, sich aber zugleich in allen Verhältnissen einfach und natürlich zeigte. Das Beispiel der Ältern und der Ton des Hauses, so meinte er, müßten bei der Erziehung der Kinder die Grundlagen seyn, und Ehrgefühl und kindliche Ehrfurcht seyen wichtiger als Ermahnun-

gen und Strafen. Seine Gesinnung ward unbewußt den Kindern zur Natur, und er konnte deshalb sie nachher meist ihrem eigenthümlichen Sinn überlassen; denn er haßte alles Angelernte und alle Bildung, die bloß auf äußern Schein hinausgeht. So erreichte er es, daß er seine Kinder höchst selten, ja fast niemals bestrafen durfte; jedes von ihm ausgesprochene Mißfallen war ihnen höchst schmerzhaft, auch das kleinste Lob aus seinem Munde eine große Belohnung. Er war ein großer Freund der Geselligkeit; den Müßiggang aber haßte er sehr, und duldete niemals, daß eins seiner Kinder unbeschäftigt sey.

Solger's Mutter war die Güte und Sanftmuth selbst. Sie kannte keinen andern Willen als den des Vaters, und lebte fast bloß für ihn und ihre Kinder, welche sie mit der größten Sorgfalt auferzog.

Eine Schwester, etwa elf Jahr älter als unser Karl Solger, ward nachher von ihm und seinem ältern Bruder mit einer Innigkeit geliebt und verehrt, wie man es selten unter Geschwistern findet. Sie war an Leib und Seele zart, voll Verstand und Bildung, von heiterer Laune und scharfem treffenden Witz, ohne daß sie jemals bemüht schien einen dieser Vorzüge geltend zu machen.

Der junge Karl Solger hatte ein offenes Gesicht; ein großes blaues, etwas vorstehendes Auge und lichtblondes Haar, das ihm in vollen Locken über die Schultern fiel. Der damalige Markgraf von Schwedt liebte Schauspiel und Musik; dies und die kleine, aber verhältnißmäßig glänzende Hofhaltung, sowie die angenehme Lage der Stadt, zog manchen Fremden dorthin, und es war natürlich, daß in dem Hause des gebildeten Kammerdirectors diese Eingang suchten und fanden. Seine Kinder zeichneten sich durch frühe Anstelligkeit in Gesellschaft erschienen, und unser Freund, der bald treffliche Anlagen zeigte, dreist, drollig und originell war, erwarb sich vielen Beifall, und selbst der Markgraf hatte oft seine Freude an ihm.

Nur war er in seinen frühern Jahren sehr heftig und dabei possierlich in seinem Zorn, den er mit einer Art von Pathos meist an leblosen Gegenständen ausließ. Mit seinem jüngern Bruder nannte er sich lange Sie, was oft bei ihren kindischen Streitigkeiten ihrem Verhältniß eine komische Feierlichkeit gab.

Mit seinen Geschwistern Ballette aufführen und Komödie spielen, war für Karl ein Hauptvergnügen. Ein alter Bedienter war dabei sehr behülflich, indem er die nöthigen Kleidungen besorgte,

Streitäxte, Helme und Schwerter verfertigte und auch ein Marionetten-Theater errichtete. Alle, und zumal unser Karl, nahmen die Sache sehr ernst, und in den großmüthigen Scenen wurden häufig Thränen vergossen. Schon früh hatte Solger das Talent, Ritter und menschliche Figuren in Papier auszuschneiden. Damit wußte er oft den jüngern Bruder zu unterhalten; wenn aber dieser ihn deshalb zu ungelegener Zeit quälte, pflegte er wohl eine sehr wüste Miene anzunehmen, und mit großer Höflichkeit sein unsanftes Begehren zurückzuweisen und zuzurufen: „Denken Sie, daß ich nichts anders zu thun habe als Ihnen Puppen zu schneiden!"

Seinen ersten Unterricht im Lesen und Schreiben empfing er in einer kleinen Freischule. Dann kam er auf die schwedische Stadtschule, bei der sich damals ein paar tüchtige Lehrer befanden: der Superintendent Köstner und der selige Prediger Biedermann zu Neuendorf. Der letzte, ein guter Lateiner und Grieche, und durch eine Übersetzung des Theokrit bekannt, wurde später ein Verwandter des Hauses. Karl wurde sein vertrauter Freund, und blieb es als Jüngling und Mann bis zu seinem Tode.

Mit den glücklichen Anlagen des Knaben war eine außerordentliche Lernbegierde verbunden. In

den Nebenstunden lernte er Gedichte auswendig, die er, besonders die komischen, gern und mit Ausdruck deklamirte. Schon früh zogen ihn alte Volkslieder an, dann versuchte er sich selbst in Romanzen, ja er wagte sich sogar an einen Roman, der aber, wie gewöhnlich dergleichen, niemals vollendet ward.

Der Vater hielt viel darauf, daß junge Leute auch körperliche Gewandtheit und Behendigkeit erhielten. Seine Söhne mußten deshalb schon früh Voltigiren, Fechten und Reiten lernen.

Je älter er ward, desto mehr lernte er seine grosse Hastigkeit mäßigen, und die Gewalt, die er schon in so frühen Jahren über sich auszuüben wußte, war zu bewundern.

Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre brachte der Vater ihn, auf Anrathen des nachherigen Professors Bertholdy in Stettin, nach Berlin in das Haus eines Verwandten, damit er das graue Kloster, bei welchem Gedicke damals Rector war, besuchen könne. Er kam in die dritte Classe dieses Gymnasiums und legte sich mit dem größten Fleiße besonders auf das Studium der alten Sprachen. Aber auch in den übrigen Gegenständen des Unterrichts machte er rasche Fortschritte, so daß er zur

Freude des Vaters immer die besten Zeugnisse erhielt. Dabei verlor er aber nichts von seinem muntern Wesen, er blieb gesellig, unverändert, natürlich und gutmüthig, so wie sein ganzes Leben hindurch, und erwarb sich eine ungemeine Liebe bei seinen Lehrern und seinen Mitschülern.

In den Ferien eilte Solger nach Hause, wo alsdann auch der ältere Bruder, der damals gleichfalls schon vom väterlichen Hause entfernt war, einzutreffen pflegte, um hier im Kreise seiner Familie, unter häuslichen Spielen und Erzählungen, auf Spazierritten und Wasserfahrten sich erst recht glücklich zu fühlen. Denn wenig Menschen hangen mit so inniger Liebe an den Ihrigen, als er es that; wenig Familien aber bilden auch einen so heitern, glücklichen Kreis, als damals das Haus seiner Altern versammelte.

Ostern 1799 verließ er das Gymnasium und bezog, neunzehn Jahr alt, mit den trefflichsten Zeugnissen versehen, die Universität Halle. Hier fand er seine Freunde Gotthold und Lindau, mit denen schon auf dem Gymnasium die gemeinschaftliche Liebe zu den alten Sprachen ihn näher verbunden hatte, und lernte Friedrich v. d. Hagen, Sotzmann und Friedrich von Raumer kennen, mit denen er bald vertrauter ward.

Sein Vater hatte ihn zum Geschäftsmann bestimmt, und er studirte deshalb die Rechte. Aber wie ordentlich er auch, aus Pflichtgefühl, die Collegien besuchte, so war die geistlose und oberflächliche Art, mit der zum großen Theil damals diese Wissenschaft in Halle behandelt ward, nicht geeignet ihn lebhafter zu fesseln; immer blieb das Studium der Sprachen, besonders der alten, zu welchem Wolfs geistreicher Vortrag ihn nur noch mächtiger anregte, seine Lieblingsbeschäftigung. Es ist außerordentlich, was er durch Benutzung jedes Augenblicks und strenge Eintheilung der Zeit zu leisten vermochte, wie viel alte Schriftsteller und mit welcher Gründlichkeit er auf der Universität schon durchlas; wie er im Englischen und Italienischen sich eine nicht gewöhnliche Fertigkeit erwarb, Spanisch zu lernen anfing, dabei die Rechtswissenschaft keineswegs ganz vernachlässigte, und doch wenn es ein fröhliches Fest, Spaziergänge, Spazierritte und andere Ergötzlichkeiten galt, selten daheim blieb; ja bei diesen Gelegenheiten stets einer der Lustigsten war und allerlei Schwänke mitzumachen und zu erfinden verstand. Gleichgesinnte Freunde sammelten sich um ihn; alles Wissenswürdige ward mitgetheilt und besprochen, und im heitern ungezwungenen Gespräch, oft unter Scherz und Lachen, lernte man und belehrte einer den andern; und keiner von denen, die mit ihm verbunden waren, hat sei-

nen Umgang ohne Nutzen genossen. Waren in einzelnen Kenntnissen Einige ihm gleich, Manche voraus, so übertraf er doch alle an Vielseitigkeit und Klarheit, und schon damals fing die ruhige Besonnenheit, das Maß im Urtheil und die Geschicklichkeit im Verstehen der Meinungen Anderer an sich zu bilden, die ihn später so sehr ausgezeichnet haben.

Solger machte von Halle aus mehrere kleine Reisen. Zuerst nach Leipzig, dann mit v. d. Hagen und einigen andern Freunden über Naumburg, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Wilhelmsthal, Ruhla, Cassel, Göttingen und von da nach Halle zurück; nach Magdeburg; nach dem Harz, und durch Kursachsen nach Meißen und Dresden. Überall finden sich in seinen Tagebüchern, die er schon seit 1798 hielt, anziehende Bemerkungen, welche von seinen scharfen und richtigen Auffassungen zeugen; doch beginnen unsere Auszüge (da des Wichtigern so viel mitzutheilen ist) erst bei andern kleinen Aufsätzen, die er im Jahre 1800 niederschrieb. Zwischen denselben ist das Nöthige zur Erläuterung seines Lebenslaufs eingeschaltet, und am Schlusse des Briefwechsels über den Hingang unsers Freundes Bericht erstattet.

Bei Herausgabe des zweiten Bandes konnten wir den Rath eines der besten Freunde des Verstorbenen, des Justizraths Krause nicht mehr benutzen, da dieser durch Rechtschaffenheit, Kenntnisse, Scharfsinn und gründliches Urtheil ausgezeichnete Mann, leider auch in seinen besten Jahren dahingerafft wurde. — Für die angenommene Reihefolge der eigentlich philosophischen Abhandlungen, stimmte Herr Professor Hagel als Sachverständiger; den Wiederabdruck der Vorrede zur Übersetzung des Sophokles und der Recension von Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, wird Jeder billigen. Herrn Professor K. O. Müller in Göttingen endlich müssen wir öffentlich danken, daß er als Freund und ehemaliger Zuhörer Solger's die Güte gehabt hat, über dessen mythologische Ansichten einen belehrenden Aufsatz zu entwerfen und dessen Abdruck zu erlauben.

Kleine Aufsätze vom Jahre 1800.

Prinz Zerbino, von Tieck. Ob man so etwas unter die Werke des guten Geschmacks zählen könne, daran zweifle ich selbst sehr; aber die außerordentliche Fülle der Phantasie, die ächte Laune, die muthvolle Poesie in diesem Werke macht gewiß das alles wieder gut. Und dieser Originalität kann man kaum solche Ausschweifungen verargen, ja sie liegen in dem muthwilligen Charakter wahrer Laune, die schwer, ja fast unmöglich in die Regeln der Correctheit gebracht werden kann. Classisch ist nach meiner Idee ein solches Werk nicht zu nennen, wie fast keins, worin die Laune keine Regeln duldet; aber deswegen ist es durch die schöne Poesie und selbst durch diesen Muthwillen nicht weniger schätzbar.

Es gibt aber wohl nicht leicht eine regellosere Dichtung als diese hier. Die lyrischen, sentimentalen Stellen sind die reinste und oft correcteste Poesie. Die komischen

sind im ächten Geiste der Komödie und zuweilen im alten aristophanischen, besonders wo sie persönliche Satire enthalten. Diese ist an den meisten Orten gutartig genug und häufig eben so witzig, an manchen aber besonders in der letzten Rücksicht schwächer. Die Stellen wo die Personen reden, als wüßten sie, daß sie nur Schauspielpersonen sind, ja wo sie Lust bekommen sich durch das ganze Stück wieder zurückzudrehen, um ganz hinauszugehen, und erst vom Verfasser selbst, dem Leser, Setzer u. s. w. wieder in Ordnung gebracht werden müssen, sind wohl unerhört, haben aber auch einen großen Witz durch ihre sonderbare Abenteuerlichkeit.

Der getreue Eckart und der Tannenhäuser sind ernst und im altdeutschen Rittertone, versteht sich, wenn von Tieck die Rede ist, nicht der Cramerschen und Spießischen Ritter. Auch hier ist wenig Regelmäßigkeit, aber die schönste Blume der ernsten und besonders wehmüthigen Poesie. Wie alt, rein und edel der Ausdruck! Wie wahr und groß die Empfindung! Diese Gattung, glaube ich, müßte das Hauptfeld des Verfassers werden. Die altdeutschen Verse sind unverbesserlich; ich glaubte so schöne Lieder aus den Zeiten der Minnesänger zu hören, wie sie von Walter von der Vogelweide und besonders von Jakob von der Warte übrig sind.

Die Verschwörung, Trauerspiel von Klinger. Die meisten Charaktere in diesem Stücke sind gut

gehalten; die vornehmsten darunter, als Brankas und Diego, verschlingen jedoch, so zu sagen, die übrigen. Der Dialog gefällt mir aber gar nicht. Die Reden sind zu lang und in den höchsten Stellen zu declamatorisch. Überhaupt scheint das, weungleich ohne Zweifel nicht zu verachtende, Genie des Verfassers doch noch höher geschraubt, und ich fürchte sehr, er will Shakspeare nachahmen; eine Idee, die, glaube ich, noch niemand gefaßt hat, weil sich das, was eigentlich Genie an dem Dichter ist — und Shakspeare besteht aus nichts anderm — nicht nachahmen läßt.

Figaro in Deutschland, Lustspiel von Iffland. Ist erstaunlich lang und fast eben so langweilig. Die drei Grafen sind das Beste darin, besonders Hyazinth, der sich alle seine Regierungsentschlüsse an den Knöpfen abzählt. Im übrigen, glaube ich, war die Idee eines solchen Stücks für Iffland zu genialisch. Man weiß gar nicht recht, warum man sich für diese Leopoldine interessiren soll. Ihr Liebhaber scheint ein recht braver Mann zu seyn, aber die Liebe hat auf ihn die Wirkung nicht, ihn ein wenig scharfsinniger zu machen, um die Plane seines Freundes einzusehen. Figaro hat allerdings die Sache nicht übel angelegt; aber mich dünkt, er ist ein sehr trockner Figaro. Die alte Baronesse läßt sich etwas stark anführen. Den Rath Greif kann man durch alle iffländische Stücke verfolgen, und findet allenthalben diesen alten Bekannten wieder.

Amathonte, persisches Mährchen von An-

ton Wall. Schon die Zuschrift ist liebenswürdig naiv. Das Ganze tändelnd komisch und sehr gut zur Erholung. Am besten ist Hassans Geschichte durchgeführt. Nur zuweilen erscheint die Naivetät übertrieben, und also nicht naiv. Zu lang ist aber fast alles, und der Verfasser gefällt sich zu sehr in der Ausmalung mancher Scenen, die doch an sich zu wenig interessiren, als daß man so lange dabei zu bleiben wünschen sollte.

Die Zugabe: Das Lamm unter den Wölfen ist in der That noch weit naiver, interessanter und lebhafter, hat aber auch die oben bemerkten Fehler noch in höherem Grade. Die Rolle, die der Verfasser selbst spielt, schweift etwas zu sehr aus den Grenzen natürlicher Einfalt und Naivetät. Aber voll ist dieses kleine Stück von ächt komischen Zügen, die alle den Vortheil haben, daß sie Phantasie und Herz zugleich auf die angenehmste Art spielend anziehen. Wenn's nur nicht zu lang wäre!

Rinnar und Adelheid, von Anton Wall. Kaum konnte ich begreifen, als ich diesen Roman zu lesen anfing, wie er von dem Verfasser der Fee Amathonte seyn könnte. So sehr ist er im Geiste der gewöhnlichen Ritterromane, wiewohl er bei weitem nicht zu den schlechtesten gehört. Die Charaktere sind meistens flach und einseitig gefaßt. So ist der des Helden, Rinnars, wie gewöhnlich solcher Hauptritter, ein wahrer Spiegel aller menschlichen Vollkommenheiten. Erst bei der Bekanntschaft mit Adelheid im Schlosse des Grafen von

Forcalquier gewinnt die Geschichte durch den naiven Ton wieder einigen Reiz. Ich mag aber nicht weiter lesen.

In den Osterferien, als Solger wieder seine Ältern besuchen wollte, erfuhr er in Berlin den Tod seines trefflichen Vaters. Die Zusammenkunft der Familie in Schwedt ward dadurch sehr traurig. In der Fortsetzung der Studien machte indeß dieser Todesfall keine Hemmung: denn der Vater hatte, stets für die Seinen besorgt, alles so hinterlassen, daß die Kinder nach seinem Tode wenigstens vollständig ausgebildet werden konnten, und Mutter und Tante keinen Mangel litten.

Über Berlin, wo Solger sich einige Tage aufhielt, ging er nach Halle zurück. Krause, der auch von einem Besuche in die Heimath zurückkehrte, ward auf dieser Reise mit ihm bekannt; aber erst im Winter dieses Jahres, als Krause sich in demselben Hause einmiethete, wo Solger wohnte, ward ihr Verhältniß vertrauter.

Im Junius schrieb Solger in sein Tagebuch:

Decamerone del Boccaccio habe ich eigentlich schon im Mai in Schwedt ganz durchgelesen. Die außerordentliche Mannichfaltigkeit dieser hundert kleinen Romane, die Lieblichkeit der ganzen Umgebung und Einkleidung machen, daß man ein ganzes Leben voll wechselnder poetischer Begebenheiten zu durchleben glaubt.

Ob ich die Wahl des Stoffs immer so unbedingt loben möchte, wie manche thun, weiß ich nicht. Fast ist zu viel Muthwillen und oft Obscönität darin, zumal wenn man denkt, daß sich Jungfrauen diese Schwänke erzählen lassen, ja selbst lachend erzählen. Diese alte Treuherzigkeit ist wohl allerdings liebenswürdig, aber hier doch ein wenig mit alter Rohheit gemischt.

Sehr viel gewinnt auch die üppigste, wollüstigste Dichtung, durch den klaren Krystall der italienischen Sprache gesehn. Eine so edle und reine, wiewohl oft zu weiche, spielende Eleganz, wie in den hellen Tönen dieser lieblichen Sprache herrscht, muß über alles einen zauberischen klaren Schein ausgießen. Und wenn sie nun gar durch das Organ eines Boccaccio gesprochen wird! Sie bekommt eine Vollendung, eine Rundung, eine Numerosität, wie sie keine neuere Sprache hat, wie sie nur bei den alten gefunden wird. Ich glaube, es könnte ein so schönes Werk darin geschrieben werden (in Rücksicht auf den Numerus), wie Isokrates Panegyrikus. Wenn man Dichtungen darin liest, so sieht man sich in die schönen Gegenden, unter den reinen schönen Himmel Italiens gezaubert, und kann sich unter keinen andern Himmelsstrich hindenken.

Von Thümmels Reisen habe ich zwei Bände in Schwedt und die zwei letzten hier noch gelesen. Sein liebenswürdiger Leichtsinn und seine feine Schlüpfrigkeit dauern bis durch den vorletzten Band. Im letzten bringt ein hitziges Fieber eine Art von Besserung bei

ihm herum. Er wird heller und zähliger, ohne etwas von seiner Liebenswürdigkeit und Empfänglichkeit für die Liebe zu verlieren. Daß ein großer, edler Geist in seinen Erzählungen lebte, kann man eben nicht sagen; sie sind aber recht gut, sich auf eine angenehme, leichte und doch genievolle Art zu unterhalten.

Macbeth, von Schiller bearbeitet, habe ich in Lauchstädt gesehen. Ich muß gestehen, daß nach meiner Einsicht das Stück durch die Bearbeitung eben nicht gewonnen hat. Daß der König auf's Theater gebracht ist, mag gut seyn. Aber die Hexenscenen sind sehr abgekürzt, und, wie ich fürchte, nicht zu ihrem Vortheil. Ueberdies sind aus den Hexen große, kolossale Figuren geworden, von männlichem Ansehn, die sich langsam und feierlich bewegen. Außerdem daß nach meinem Gefühl immer mehr Phantastisches in den alten Weibern liegt, als in so edlen Gestalten, daß ferner mit diesen auch die volksmäßig schauerlichen Gesänge nicht recht stimmen, finde ich auch im Original, daß mehrere Ausdrücke offenbar auf alte eingeschrumpfte Weiber deuten.

Tieck's romantische Dichtungen, zweiter Theil. Genovena. Der Dichter nennt dies Stück eine Tragödie. Es weicht aber sehr von der gewöhnlichen Form ab. Der heil. Bonifacius hält einen Prolog und Epilog, ja selbst zwei Hauptheile des Stücks verbindet er durch eine historische Ausfüllung. Übrigens ist die Poesie die schönste, die Tieck jemals hervorgebracht hat, und besonders das Poetische in der katholischen Religion gut

benutzt. Sehr schön ist im Anfange das Kriegsgetümmel und die Verwirrung; noch mehr fast die vortrefflichen Scenen zwischen Golo und Genoveva. Im Ganzen finde ich wieder die Sprache des Alterthums nachgeahmt, oft aber wohl mehr als nöthig.

Melusina, eine Erzählung mit dem Inhalte und im Tone der bekannten Volkssage. Das Hauptverdienst dieses Stücks ist der, alte Ton, der gar nicht besser getroffen werden kann. Aber er führt auch hier gar zu viel Schlimmes mit sich, die größte Weitschweifigkeit und tausendfache Wiederholungen. Kurz das ganze Stück hat mir nicht im geringsten gefallen.

Das Rothkäppchen. Ein sehr hübsches Stückchen, das mir schon viel Vergnügen gemacht hat. Ich weiß indeß nicht, warum der Recensent im Archiv der Zeit (Herr Bernhardi) empfiehlt, dies Stück nicht so leicht zu nehmen. Etwas tiefes sehe ich nicht dahinter.

Eine der hübschesten Dichtungen, die Jean Paul uns je geschenkt hat, sind seine Blumenstücke, die ich jetzt erst gelesen habe. Die Geschichte eines nach und nach sich einander hinärgernden Ehepaars, herzlich guter Leute, die aber schlechterdings nicht für einander passen, ist mit bewundernswürdiger Menschenkenntniß und, wie ich denke, mit sehr richtiger Succession geschildert. So aufgeklärt und über alle Vorurtheile erhaben Siebenkäs ist, so voll von Volksmeinungen und Aberglauben steckt Lenette; so verächtlich er über Geld und Gut hinwegsieht und so wenig er seine äußere Armuth bei seinem innern

Nächstenne achtet, so sehr häuigt Lenette am Zeitlichen, und wird durch kleine Unglücksfälle, die aber das in ihren Vorurtheilen Wichtige treffen, mehr geschreckt, als durch wirklich große; so humoristisch sich alles bei ihm formt, so schlicht und unempfänglich für alles, was Laune heißt, ist ihr gemeiner Sinn. Saamen genug zum stillen Zwiespalt, käme auch nicht dazu die äußerste Armuth, des Herrn von Meyern Niederträchtigkeit, und endlich der schlimmste Feind, die stille, gefährliche Liebe des Schulraths Stiefel und Lenettens, deren Hauptfrüchte ich, wie ich glaube, noch im dritten Theil zu erwarten habe.

Es ist bekannt, daß Jean Paul, außer den großen erhebenden Ansichten der ganzen Menschheit, die er uns so oft zeigt, auch das kleine Leben aller Arten von eigentlichen Erdenmenschen mit eben so viel tiefer Kenntniß als ächter Laune zu beschreiben weiß. Schon die nach und nach wachsende Trennung der siebenkäsischen Ehelente, die oft durch nichtssagende Kleinigkeiten zunimmt, bloß weil sie daist, führt uns, leider in so manche Ehebündnisse ein. Er steigt noch einige Schritte tiefer in die gemeine Natur und zeigt seine Kenntniß derselben im Friseur und zwar am meisten bei dem Vogelschießen. Dies ganze Fest ist überhaupt unvergleichlich. Der burleske Ernst, womit die Sache betrieben wird, wäre an sich schon unvergleichlich; aber wir werden vor der bei solchen Schilderungen immer noch möglichen Ermüdung durch den beständigen Gedanken ge-

sichert, daß hier für unsern Helden wirklich etwas sehr Wichtiges von der Vogelstange zu holen ist. Hierbei fällt mir ein, wie es doch kommen mag, daß es so viele Menschen gibt, die sich so gern das gemeinste Leben der gemeinsten Menschen in Schilderungen vorführen lassen, und doch Scenen, wo sie selbst lernen und mit eignen Augen sehen könnten, wie das Feuer fliehen. Ja ich glaube, die meisten Gebildeten sind so. Sie scheinen ihrer Würde durch dies eigne Durchsuchen der abgelegensten Winkel der Menschheit Eintrag zu thun; sie scheinen den Geringen so zu verachten, daß sie sich zu beflecken glauben, wenn sie sich nur um ihn bekümmern, und immer die Beleidigung eines gewissen feinen Gefühls zu fürchten, das manche doch selbst bei andern tausendmal verletzen. Bisweilen muß man wirklich auf den Gedanken kommen, daß es zu wenige gibt, die die ganze Menschheit zu erblicken vermögen, daß zu viele in ihrem Stande, in ihrem Kreise, ja leider oft in sich selbst die Menschheit finden, für die ihr Herz schlägt, an der ihr Verstand Nahrung findet. Aber wahrlich, je mehr sich die Menschheit um sie verengt, desto mehr nimmt sie auch in ihnen ab. Der hat ein wahres Menschenherz, der es allen Nationen, allen Ständen zuwenden kann, der es vor einem Menschen nicht voll falscher Scham verschweigt, daß er sich um den andern bekümmert, der bis in die tiefsten Hütten des Pöbels hinabsteigt (dem er doch wahrlich immer noch mehr gleicht, als seinen hohen Idealen), um Menschen zu sehen und

schöne Hoffnungen für sie zu fassen, oder über sie zu weinen, aber immer sie zu lieben.

Und ein solcher Mensch schien mir Leibgeber; aber sein letzter Brief bekümmert mich um ihn. Die Menschen scheinen ihn halb von sich abgewendet zu haben.

Studien dieser Art (wie wir sie hier beispielsweise vorlegten) sind ohne Zweifel bei einem Manne von so vielseitiger Bildung und tiefer Denkkraft wichtig zu nennen; es ist interessant, den Gang zu sehen, welchen Solger nahm. Denn obgleich bei aller frühen Selbständigkeit des jungen Mannes nicht jede seiner Bemerkungen unbedingt zu unterschreiben ist, sehen wir doch, daß er sich in seinem ganzen Innern niemals wesentlich veränderte, seine Lebens- und Denkweise keinen excentrischen Sprüngen unterworfen war, und er schon früh das einsammelte, was er späterhin in reifer Gediegenheit so herrlich ausspendete.

Im November schrieb er folgende merkwürdige Stelle in seinem Tagebuche nieder.

Zuweilen wird mir bange, wenn ich bedenke, daß ich doch noch nicht den gefunden habe, den ich im höhern Sinn Freund nennen könnte, keinen, den ganz dies unendliche Streben nach höherer Vollkommenheit belebte, der Kraft, Muth und Einfalt vereinigte. Aber meine Forderung ist verwegen. Auch bei mir sind noch nicht alle Widersprüche vereinigt; auch bei mir kämpft noch so

oft Sinnlichkeit und Leidenschaft und Eitelkeit gegen die Entwürfe meines besseren Menschen. O könnte ich doch endlich einmal zu einem Grade der Herrschaft über mich gelangen, den ich mir wünsche; könnte ich die Gerechtigkeit und Festigkeit meines vortrefflichen Vaters mit völliger Bestimmtheit der Entschlüsse und Unterordnung der Leidenschaften zu einem höhern Grade verbinden!

Auch das Folgende ist aus den Tagebüchern entnommen.

Wie viel die Übersetzungskunst in Deutschland in den letzten funfzehn Jahren gewonnen habe, sieht man deutlich aus Stollberg's Übersetzung des Sophokles. Wenn sie nur so gut wäre wie Bothe's Übersetzung des Euripides, so wäre ihr schon sehr geholfen, wie viel auch diese noch übrig lassen mag. Aber zu tragischen Chören horazische Silbenmaße nehmen, ist doch wohl eine sehr schlechte Zuflucht. Lieber selbst neue machen! Und doch ist Stollberg's Arbeit für ihre Zeit aller Ehren werth. Jetzt können wir Deutschen uns rühmen, unter allen Nationen die besten Übersetzungen zu haben. Es fragt sich nur, ob dies wirklich ein großer Vorzug der eigenen Cultur ist. — Auf jeden Fall beurkundet es unsere Vielseitigkeit.

Am Schluß des Monats sagt er von sich:

Ich bin seit einiger Zeit in einer unangenehmen Gemüthsstimmung. Immer mehr sehe ich mit unangenehmen Empfindungen auf das ganze jetzige Leben und Wesen, und oft ängstigen mich meine höheren Wünsche, weil ich ihre Erfüllung noch weit sehe. Wie sehr wünschte

ich ein Mann zu werden, der einige neue Aufklärung in den Ideen über Recht und Staat geben könnte, und damit eine nicht gewöhnliche humanistische Bildung verbände. Nach diesem Ziele arbeite ich oft mit großem glücklichen Eifer, und dann sehe ich es plötzlich wieder so weit von mir, sehe so viel Schwierigkeiten, die sich mir in der Folge entgegensetzen werden. Nichts aber bekümmert mich oft mehr, als der Mangel an Humanität, den ich an den meisten meiner Zeitgenossen bemerke, ihre Unfähigkeit zum Enthusiasmus, die Unfähigkeit der Meisten zu höheren Graden der Freundschaft und Liebe. Oder sind sie wirklich besser, als ich denke? Liegt die Ursache dieser Täuschung in mir selbst, oder zum Theil in meiner jetzigen Lage?

Dies sind keine Gedanken (sagt die Moral), von Wegen abzuweichen, die dir deine Vernunft und dein Herz vorschreiben, keine Gründe, das liegen zu lassen, wozu dich dein innerer Regent anweist. Wandle ununterbrochen auf dem angefangenen Wege fort, erreiche so viel als dir möglich ist; was darüber liegt, darüber beruhige dich, wie es die Vernunft fordert. Was die Freundschaft und Liebe betrifft, die du suchst, so fange damit an, sie auszutheilen, erhöhe selbst deinen innern Vorrath zu diesen edlen Neigungen so sehr, daß, wenn du auch noch so oft mit Schmerzen zurückgewiesen wirst, sich nie Kälte gegen die Menschen deiner bemeistern könne. Vertraue dem ganzen Geschlecht, und sey doch nie verzweifelt, wenn einzelne dich zurückstoßen.

O könnte ich jemals so weit kommen! Doch dahin gelangt vielleicht niemand. So weit, so viel möchte ich nur, wie B. zu seyn scheint, der Mann, den ich so innig verehre, der in meinen Augen ein so schönes Bild der Humanität im Leben, dasjenige ist, was ich demokratisch-kosmopolitischen Geist nennen möchte. Aber bei mir sieht es noch ganz anders aus, oft wird meine Eitelkeit gekränkt, und ich halte mein Herz für beleidigt, oft ist Bequemlichkeit zu mächtig, oft bin ich zu eigennützig. Auch dies schlägt mich nicht selten nieder. Wie kann es mich kränken, wenn ein Freund kälter, gleichgültiger gegen mich ist, ohne daß ich eben viel gethan hätte, mich ihm angenehm zu machen? und oft mehr aus Eigennutz und Eitelkeit, als weil ich ihn liebe! Dies muß fort, ganz fort! Die ganze zu große Abhängigkeit von der Meinung anderer über mich, wovon mir das zu viele Lob auf dem Kloster einen großen Theil gegeben hat, muß fort. Alles muß sich zeigen wie es ist. Mache ich andern Vergnügen, so muß es darum seyn, um es ihnen zu machen, nicht damit sie es mir danken oder mich für gütig halten. Ich muß dahin streben jedem angenehm zu seyn, aber bloß deswegen, und dann wird es mich nicht so schmerzen, wenn ich einmal nicht den Dank, die Schätzung finde, die ich verdient hätte. Uneigennützigkeit, Resignation gegen die Menschen, das große Wort Simplicität bezeichnet alles, was mich zum Manne machen sollte.

Der von Friedrich Schlegel herausgegebene Roman Florentin ist höchst wahrscheinlich nicht von ihm. Der ganze Ton spricht dagegen, und mehrere äußere Zeichen bestärken dies. Der erste Theil ist im Ganzen eine sehr angenehme und vernünftige Lectüre, wiewohl er sehr viel schwache Partien enthält. Oft ist er sehr langweilig und leer. Florentins Charakter erfährt man nur aus dem, was andere von ihm halten; was man von ihm sieht, stimmt oft gar nicht recht dazu, wenigstens rechtfertigt es keine große Idee von ihm. Einzelne Stellen sind jedoch sehr schön. Z. B. alles, was beim Müller vorfällt, das Hochzeitfest, und die letzten Scenen bei Clementinen. Diese letzte, wahrscheinlich Florentins Mutter, ist offenbar eine Copie von Göthe's Natalie, wie denn überhaupt Wilhelm Meister so manches hat hergeben müssen. Sehr hat mir die Beschreibung der Musik bei Clementinen gefallen.

Ich habe den Plan gefaßt, ein Buch in Dialogen zu schreiben. Anfangen will ich wenigstens, wäre es auch nur zur Übung. Es soll Philosophie mit Poesie verbunden enthalten und sich über mehrere philosophische Gegenstände ausbreiten. Ein sehr guter Hauptgegenstand dafür wäre wohl ein junger Mann, der mit hohen Begriffen von Liebe und Freundschaft durch die Unempfindlichkeit der meisten Menschen von dem Glauben an die Menschheit abgewandt worden wäre, und von weisen

Freunden auf den rechten Weg gebracht würde. Dies könnte einen Theil meiner eigenen innern Geschichte enthalten. Zur Rettung meines Helden müßte die Liebe auch das Ihrige thun. Dieß ist das erste, was ich von diesem Gedanken niederschreibe; wir wollen doch sehen, was daraus wird.

Ich fühle es recht wohl, daß ich sehr oft den Fehler begehe, den Lichtenberg an den meisten Menschen rügt. Ich stelle mir immer gleich die ganze Masse dessen vor, was ich thun will, und dadurch schwäche ich meine Aufmerksamkeit auf das Einzelne.

Schiller's Wallenstein hat doch ein eignes Unglück, insipide Recensenten zu treffen. Ist es möglich einen solchen Schwall von leeren Worten zu durcharbeiten, wie über ihn allg. d. Bibl. B. 60. St. 1. Heft 2. aufgefahrt hat? Am Ende soll Schiller gar im Tone des Stücks Göthe's Iphigenie nachgeahmt haben. Das nennen solche arme Teufel nachahmen. Von der wahren unsichtbaren Gemeinschaft der Seligen und dem wahren Sinne des les grands esprits se rencontrent wissen sie nichts.

Solger hatte den Plan gefaßt noch ein halbes Jahr in Jena zu studiren, vorzüglich um Schelling zu hören; über seinen Studienplan und seine Lebensansicht sagt er in einem Briefe an seine Schwester vom 18ten August 1801:

Dein Vertrauen zu meiner Überlegung bei diesem Schritte ist mir sehr angenehm. Ungeachtet Ihr Weiber täglich von einem nahen Zweckchen zum andern fortarbeitet, so traue ich Dir doch einen Blick weit darüber hinaus zu und liebe Dich mit darum so herzlich. So kann ich hoffen, daß Du Dir nie das Zeitliche — laß es mich einmal so nennen — als einen Hauptzweck denken wirst. Allerdings sehe ich den Nutzen voraus, den das halbe Jahr in Jena für mich haben wird; aber dieser Nutzen dürfte für mein bürgerliches Fortkommen wenig, vielleicht nichts seyn. Glaube es mir (ich mag in diesem Stück wohl mehr Erfahrung haben), daß die Bekanntschaft mit dem wahrhaft Großen und Edeln, die uns, besonders die alten Schriftsteller, und andere Wissenschaften mit erhabenen und unendlichen Aussichten geben, auf einen nicht unfruchtbaren und nicht ganz niedrig gestimmten Geist unaufhörliche Folgen hat. Sie zündet ein Feuer an, das den Menschen unaufhörlich forttreibt zu einem ewigen Ziele, welches er nicht läßt, sollte er auch darüber untergehen. Ich habe lange gekämpft (möchte ich sagen) mit der Menge der Gegenstände des menschlichen Wissens, habe vieles zugleich getrieben, habe es mir zur Pflicht gemacht, von allem urtheilen zu lernen, und dann nur dem vorzugsweise zu folgen, was

meiner Individualität am angemessensten wäre. Und diesem Grundtriebe zu folgen halte ich mich als Mensch nicht nur für berechtigt, sondern auch für verpflichtet. Man könnte diesem Gange Kühnheit vorwerfen, aber bedenke, daß dabei immer noch ein ganz ruhiger und sicherer Gang in den bürgerlichen Verhältnissen möglich ist. Darum bitte ich dich also, daß Du Dir nichts besonderes denkst von meiner künftigen Laufbahn, oder meinem Glanze, und überhaupt als ob (um so zu sagen) mein Reich von dieser Welt seyn würde. Das kann alles seyn; aber es ist zufällig und hängt von vielen äußern und innern Umständen und Zufälligkeiten ab. Betrachte mich blos als einen, der sich selbst menschlich zu bilden redlich bestrebt ist und der Welt so viel zu nutzen, als er vermag. Du weißt wohl, liebes Jettchen, daß ich nicht leicht so viel von mir selbst gesprochen hätte, wäre es nicht zu Dir. Aber Dich möchte ich gern so recht hell in mich hineinsehen lassen, Dir klar sagen, was ich denke.

Die Tagebücher beweisen, wie fleißig Solger seine juristischen Studien trieb, wie eifrig er auch das Unbedeutende nahm, und mit welcher Begeisterung er sich der Philosophie hingab. Michaelis 1801 ging er nach Jena; hier sah er auch Göthe, Voß, Schiller und Böttiger; setzte seinen Umgang mit Heinrich Voß fort, der ihm schon von Halle aus bekannt war, und lernte Rudolph Abeken und Keßler kennen.

Im Jahre 1802 ward es ihm so gut, einen seiner herzlichsten Wünsche erfüllen zu können: er machte nämlich mit einem Freunde eine große Reise, von der er unterwegs und gleich nach seiner Rückkehr ein Tagebuch ausgearbeitet hat. Dies ist so gut geschrieben, daß man vermuthen muß, er habe es wohl früher für den Druck bestimmt; wichtigere Arbeiten mochten ihm wohl diesen Gedanken nachher entfernen. Wir theilen das mit, was uns bedeutend oder interessant schien, den Verfasser näher kennen zu lernen.

Den 3ten Mai reiste er mit seinem Freunde (dem Herrn von Schütz) von Weimar ab; über Gotha, Eisenach, Cassel und Marburg gingen sie nach Frankfurt, und kamen den 12ten daselbst an. Von Gotha schrieb er den 6ten Mai seinem Bruder, der sich kürzlich verheirathet hatte, in einem Briefe folgende Worte:

Bei allem meinem Schimpfen auf den Haus- und Philister-Stand rufe ich doch aus: Du glücklicher Mensch! Wenn ich den Ehestand schelte, welches freilich, wie ich gestehen muß, ziemlich oft geschieht, so ist es, weil ich weiß, daß höchst selten eine wahre Ehe existirt, weil höchst selten eine aus Liebe geschlossen wird; weil ich weiß, daß nur bei dem höchsten Grade vollendeter Bildung eine wahre Liebe und Ehe seyn kann, oder bei einem eben so hohen Grade kindlicher Unschuld: denn hier kommt die höchste Bildung wieder auf diesen Punct zurück. Das letzte hast du hoffentlich gefunden, und darum preise ich Dich glücklich.

Wir hatten vom frankfurter Theater nicht so viel erwartet, als wir fanden. Schon das sehr gute Orchester machte auf uns einen sehr angenehmen Eindruck, und während der Vorstellung selbst bedauerten wir, daß wir diese Schauspieler nicht in einem bessern Stücke sehen konnten. Man gab das Räuschchen, ein elendes Lustspiel von Beezner, dessen sehr gemeine Intrigue darin besteht, daß Kinder ihren Vater zu einem Räuschchen verhelfen, um dadurch für sich zwei Heirathen zu stiften, und ihren Zweck erreichen. Herr Prandt, der den Vater spielte, gefiel uns Anfangs viel weniger als nachher, eine Erscheinung, die ich schon bei mehreren recht guten Schauspielern bemerkt habe. Sie spielen nicht eher gut, als bis sie warm werden. Dies ist eine der nachtheiligen Folgen des Naturalisirens auf dem deutschen Theater. Eine Dame, die in unsrer Loge saß, sagte, daß Prandt sonst besonders Heldenrollen spiele, und versicherte uns, dies sey sein eigentliches Fach. Ich möchte wohl hier eine Tragödie gesehen haben; aber wo gelangt man denn in Deutschland dazu, als in Weimar und etwa in Berlin? Iffland und Kotzebue sind noch herrschender, als man glaubt. Das bequeme Publikum haßt nicht blos die heftigen Gemüthsbewegungen, sondern hält sie sogar für sündlich. — — Der Engländer wurde von Herrn Werdy gespielt, einem noch ziemlich jungen Schauspieler, der in dieser finstern, mürrischen und poltrenden Rolle sich recht gut machte. Er scheint einer der Lieblinge des Publicums zu seyn, und soll gleichfalls seine

Stärke in der Tragödie haben. Indessen braucht man nicht lange in Frankfurt zu seyn, um zu bemerken, daß die Frankfurter große Patrioten sind und alles loben, was frankfurtisch ist.

Ein anderer guter Komiker ist Dupré, der das liebenswürdige Brandtchen, den Mann der Liebe, den Tausendsasa spielte. Wir konnten wirklich mit ihm sehr zufrieden seyn. Er trug sich ganz rosenroth, war schön frisirt und hatte immer eine doppelte Lorgnette in der Hand, womit er die Leute, wenn er mitten unter ihnen stand, frech beguckte. Er persiflirte seine Sprache, aber ohne lästige Affectation.

Der weibliche Theil ist nicht so gut: Mad. Böttcher, welche alle komische Rollen macht und für die hiesige Döbbelin gilt, gefiel uns nicht. Mll. Bulla erschien uns nicht hübsch und sehr gezwungen. Die einzige hübsche ist Mll. Boudet, eine starke und üppige Blondine, die man im gewissen Sinne reizend nennen kann. Aber sie spielt so gemein, besonders in ihren Gesticulationen, und schreitet und tappt so männisch auf dem Theater einher, daß man ihre hübsche Figur darüber vergißt. Die beste Schauspielerin, die wir sahen, war die Mll. Demmer, ein Kind von etwa 13 bis 14 Jahren, die auch die Rolle eines Kindes hatte. Sie spielte das kleine Mädchen, das sich einbildet mit dem Engländer einen Liebeshandel zu haben. Ihr Ausdruck war naiv, ihre Sprache angenehm, ihr Gang und ihre Gesticulation dreist, gewandt, anständig und bedeutend. Selbst ihr

Mienenspiel war sehr artig. Kurz, dieses kleine Mädchen läßt sehr viel erwarten und kann, wenn sie gut ausgebildet wird, die beste Schauspielerin dieser Gesellschaft werden. Das Publicum interessirte sich auch sehr für sie und gab seinen Beifall immer sehr laut und lärmend zu erkennen.

Die Reisenden besuchten Offenbach, und nachher nimmt Solger Gelegenheit, etwas über Menschen und ihre Eigenheiten zu bemerken.

Eben so viel Vortreffliches hörten wir von Mll. *, und da sie mit die vorzüglichste Erziehung in Frankfurt genossen haben soll, so wird man wohl von ihr weiter schließen dürfen. Doch lobte man besonders ihre Natürlichkeit und Naivetät. Diese aber besteht darin, daß sie eine unruhige und weitläufige Lebhaftigkeit besitzt und alles herausspricht was ihr einkommt. Wenn sie einmal darin ist, so schnurrt sie hinter einander ganze lange Geschichten ab und läßt einen kaum zu Worte kommen. Übrigens ist sie dann auch voll Natur, voll Häuslichkeit (aller hochtrabenden reichen Zirkel der stolzen Frankfurter ungeachtet), und besonders voll platter Vernunft. Ich möchte wohl wissen, was die Leute für ein Vergnügen daran haben, daß jemand beständig mit Händen und Füßen zappelt. Das nennen sie nämlich Lebhaftigkeit. Läßt sich aber ein Funken von Genialität blicken, so ist alle Gnade vorbei; man schreit von Überspannung, und

der Genius der Natürlichkeit und Genügsamkeit trauert über einen solchen Unglücklichen.

Aus dem närrischen Menschen, dem Jean Paul, konnte Mfll. * gar nicht klug werden. Hierauf sprachen wir von Clemens Brentano, den ich diesen Winter in Weimar persönlich kennen gelernt hatte. Sie urtheilte ziemlich richtig über Godwi, daß das Buch zu Ende besser sey und mitunter gute Sachen enthalte. Übrigens tadelte sie es sehr. Doch sind in solchen Dingen gewöhnlich ganze Städte einer Meinung zugethan, zumal wenn der Fall ist wie dieser. Brentano ist nämlich ein geborner Frankfurter, und wird hier allgemein eben nicht geliebt, mehr vielleicht, weil er genialisch, als weil er auch verschroben ist. Mfll. * zeigte uns Wieland's Werke und versicherte, sie habe sie noch nicht gelesen, weil es anfänglich ihre Mutter ihr verboten habe, und jetzt habe sie immer gedacht, es sey besser zu spät als zu früh daran zu gehen; sie wollte erst noch etwas verständiger werden. Welche vernünftige und raisonnirende Unschuld und welche vortreffliche Wachsamkeit über sich selbst!

Ein Charakter wie dieser Mann ihn zeigt, kommt häufig vor, aber die guten Seiten desselben sind selten so überwiegend. Er hat einen hellen Kopf und ein vortreffliches, aber zu weiches Herz. Daher kommt es, daß er, mit dem großen Troß der schlaffen Gutherzigen, von der Genügsamkeit auch in Sachen der Seele Profession

macht, sich ordentlich seiner willkürlichen Beschränkung rühmt und von der Philosophie nichts weiter verlangt, als daß sie die Menschen sanft-zärtlich, mit einem Worte, gutherzig machen soll. Daher ist Garve sein Mann, und von der neuen Schelling'schen Philosophie hat er die schiefsten Ansichten. Er glaubt sie beurtheilen zu können, ohne sie zu kennen: denn er meint, man müsse sie nach ihren Wirkungen beurtheilen, und die seyen ihm klar genug. Die Menschen würden dadurch unduldsam und hochmüthig. Solche Empiriker, die alles auf Wirkungen, Nutzen und Schaden berechnen, sind dann freilich unüberzeugbar. — Ihre Genügsamkeit schränkt sich weislich auf ihren Geist ein. Mit ihrer Seelenschlaffheit prahlen sie, und ihre Plattheit gilt ihnen für sich selbst beherrschende Vernunft. Der Körper hat es desto besser und läßt sich nichts abgehen. So ist *** nicht. Er hat nur ein natürlich zu weiches Gemüth. Sonst ist er wirklich von edler Mäßigkeit, von ächter Lust zum Guten und Schönen und wahrem Interesse an der Wissenschaft, und kurz, ohne allen Zweifel ein äußerst liebenswürdiger, achtungswerther Mann.

Er machte uns den Vorschlag zu einem Spaziergange nach Offenbach, wo wir die Bekanntschaft der Frau von la Roche machen sollten. Der Weg, den er uns führte, ging durch liebliche Wiesen und Gartenfelder. Frau von la Roche, die bekannte Schriftstellerin, ist eine sehr alte Frau. Ihr Äußeres deutet schon eine geistvolle Frau an, doch mit einem starken Zusatz von Überspan-

nung. Aber herzliche Freude macht es, eine Greisin mit solcher lebhaften Theilnahme, solchem ächten Feuer der Jugend und so vollem Geiste sprechen zu hören. Sie rühmte uns die Rheinfahrt, die wir zu machen vorhatten, und die Bergstraße mit wahrer Begeisterung. — Mit ** scheint sie in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse zu stehen. Sie ließen sich einmal in einen sehr witzigen Wechsel von Schmeicheleien ein, worin aber wirklich ** den kürzern zog. Frau von la Roche ist überhaupt eine sehr angenehme Frau und im Umgange weit interessanter, als in ihren Schriften. Auch sagte sie selbst: „Wenn man mir meine Feder oder meine Nadel nehmen wollte und mir zwischen beiden die Wahl ließe, so gäbe ich lieber die Feder auf.“

Die einzige öffentliche Anstalt hier ist das Schauspiel, und man weiß, was es damit für eine Bewandniß hat. Es ist von einer gewissen Anzahl Actionairs errichtet, die aus ihrer Mitte einige Directoren wählen. Was aus einer solchen Einrichtung werden kann, wo Geldstolz und Eigensinn herrschen und in ewigem Streite liegen, ist bekannt. Zu den Directoren gehört X, hat aber mehr Unannehmlichkeiten davon, als daß er Gutes stiften könnte. Es ist einmal die Rede davon gewesen, Tieck zum Director zu machen, aber nichts daraus geworden. Tieck würde sich auch gewiß bei einem guten Gehalte todt geärgert haben.

Über Mainz, wo Solger den 16ten Mai ankam, schreibt er:

Es ist jetzt sehr volksleer, und würde einem Kirchhofe an Stille gleichen, wenn nicht die vielen französischen Soldaten darin herumliefen. Alles ist still und traurig, besonders für so patriotische Deutsche, als wir waren. Die Mainzer scheinen auch nicht sehr glücklich unter der neuen Regierung zu seyn, und es ist kein Zweifel, daß sie sich unter der segensreichen Nähe des Krummstabs zu allen Zeiten besser befinden würden, als in einer fernen Provinz eines sehr großen Staates. Dazu ist es keine Kleinigkeit, seine Sprache und Nation zu verwechseln, und noch dazu denen anzugehören, die sie so lange geplagt, sie so übermüthig behandelt, sie aller Annehmlichkeiten und Schönheiten ihres sonst so berühmten Wohnorts beraubt haben. Die, welche wir fragten, wie ihnen der Wechsel gefiele, zuckten die Achseln, oder klagten auch ganz frei, vorzüglich über die schweren Abgaben, wovon sie freilich unter der geistlichen Regierung nichts wußten. Dies Schicksal trifft noch dazu besonders hart die neuen Departements. Überdies liegt ihr Rheinhandel fast ganz darnieder. Wir waren erstaunt den Strom so leer von großen Handelsschiffen zu finden. Man sieht nichts als einige kleine Jachten und die Wasserdiligencen von Mainz nach Koblenz. Die Mainzer schleichen entweder in dumpfer Unzufriedenheit hin, vorzüglich die ächten Katholiken; oder sie affectiren ganz

Franzosen zu seyn. Dies thun besonders junge Leute; es steht ihnen aber besonders schlecht.

Den 17ten Mai bestiegen die Freunde das Schiff, um den Rhein hinabzufahren. Sie kamen über Bingen nach Coblenz. Hier sagt der Verfasser in seinem Tagebuche:

Mein erster Blick als ich erwachte, fiel auf Ehrenbreitstein. Man kann sich fast nicht mit Ruhe dem schönen Anblick dieses erhabenen Felsens und dieser Ruine überlassen. Unsere Kriegeswunden sind noch zu frisch. Bei Ehrenbreitstein denkt man an Philippsburg und Ulm, und wie wird der besiegte Deutsche diese drei geschleiften Festungen ohne Schmerz und Schaam nennen hören! Ich als Preuße könnte mich dessen freilich überheben, aber ich bin zu sehr Deutscher, um nicht über die unselige Uneinigkeit unserer Fürsten zu klagen, um nicht mit Schmerzen einen so großen und schönen Theil Deutschlands und so viele Deutsche in den Händen einer fremden Macht zu sehen. Mein Vaterland, das jetzt von Seiten der Geistesbildung jedes andere Land der Erde hinter sich läßt, verdiente vor allen frei, unabhängig und auch in seinen politischen Verhältnissen das erste zu seyn.

Die Reisenden kehrten gegen den Strom langsamer zurück und kamen wieder in Frankfurt über Wisbaden an.

Wir gingen in das Schauspiel, wo Gotters Erbschleicher gegeben wurden.

Herr Prandt spielte den alten Kranken im Ganzen sehr gut, und Mfll. Bulla Justinchen nicht übel. Aber an Mfll. Boudet sah man heute recht, daß ihr das Publicum gar nicht unrecht thut, wenn es sich beklagt, daß sie zuweilen etwas zu gemein spiele. Besonders war mir ihr Costume unbegreiflich. Denn wie kann ein junges Mädchen, ich will nicht sagen so wenig eitel seyn, sondern einen so verkehrten Geschmack haben, sich durch ihren Anzug völlig zum alten Weibe umzuschaffen? Sie, die mir das erste Mal nicht übel gefallen hatte, war heute gar nicht anzusehen. Es sollte für alle Fälle bei den Theatern jemand über das Costume gesetzt seyn, und man sollte nur denjenigen Schauspielerinnen, von denen man etwas Gutes erwarten könnte, die Wahl ihres Anzugs überlassen. Einer Unzelmann oder Jagemann könnte freilich niemand wagen etwas vorzuschreiben.

Den Bruder der Justine machte Herr Wachy gut. Die beiden besten Komiker, Schmidt und Dupré, zeigten sich wieder zu unsrer Zufriedenheit. Jener machte den alten Apotheker, dieser den Charlatan.

Es freute mich übrigens, daß man hier noch etwas anders sieht, als Iffland und Kotzebue, daß man auch einmal wieder die Lustspiele der guten alten Schule hervorholt. Ich will zwar die Erbschleicher nicht unter die vorzüglichen Komödien setzen, aber man darf doch nicht wagen sie mit jenen sauersüßen Winselspielen des berli-

ner Schauspielers zu vergleichen. Wäre man auf dem Wege jener fortgeschritten, so hätten wir jetzt zwar nicht wieder jene freie und poetische Komödie der Alten, aber dagegen ein fein gebildetes und dabei doch kraftvoll komisches Lustspiel, welches für unser Zeitalter noch immer etwas sehr Großes wäre. Jetzt hingegen hat man die Rohheit in Sitten und Charakteren aus dem gewöhnlichen Leben hergenommen und daraus eine Mosaik zusammengekittet, die man moralisch zu nennen sich erdreistet.

Die Erbschleicher haben einen gebildeten Dialog und einige sehr gut gezeichnete und komische Charaktere, als den des Alten und des Charlatans. In diesen beiden Stücken glaube ich viel Lessing zu finden. Auch der Knoten ist sehr gut geschürzt, und die Katastrophe ächt komisch. Aber es ist viel Fremdes hineingebracht: die ersten Acte liegen zum Theil außer der Handlung und sind daher langweilig. Die Vervielfältigung der Intrigue könnte geduldet werden, aber die verschiedenen Intriguen müßten dann einander gleich an komischer Kraft seyn; die ersten sind aber in den Erbschleichern viel zu matt gegen die letzte eigentliche Katastrophe.

Abreise von Frankfurt: die Reisenden kommen über Darmstadt, die Bergstraße und Heidelberg nach Schwetzingen: —

Der Garten von Schwetzingen ist in ganz Deutschland berühmt und zwar als eines der größten und schön-

sten Überbleibsel des alten französischen Geschmacks. Wir stritten uns unterwegs darüber, ob dieser Geschmack überhaupt zulässig sey. Die Frau geh. Räthin nahm sich, wie alle Leute, deren Geschmack unzertrennlich vom Modegeiste der Zeit ist, eifrig der englischen Gärten an; doch hatte ich die Freude sie merklich auf die Seite der französischen hinüberzuziehen. Ein Prachtgarten, ein Garten, in welchem sich ein glänzender Hof zeigen soll, muß französisch seyn, und ein solcher Hof schickt sich in einem englischen Garten so wenig, als eine ländliche Gesellschaft in einem Prunksaal. Auch kommt es blos auf eine geschmackvolle Ausführung im Ganzen an, um den Anblick eines französischen Gartens wirklich sehr schön und feierlich zu machen.

Öffentliche Denkmäler gibt es nicht viel in Straßburg. Man arbeitet schon seit langer Zeit an einem für den General Desaix, ein anderes für Moreau blieb bisher nur Project. Es ist aber noch ein altes interessantes hier, das des Marschalls von Sachsen in der Thomaskirche, welches glücklich den Zerstörungen der Revolution entkam. Dies ist von dem berühmten französischen Bildhauer Pigal und wird von den Franzosen überall sehr hoch geschätzt, wogegen ich aber sehr vieles einzuwenden habe. Die Anordnung ist diese. Den Deckel eines Sarges, der auf Stufen ruht, hebt der Tod in die Höhe, und auf der andern Seite steht ein traurig hin-

abblickender Herkules. Über dem Sarge kommt der Marschall in Lebensgröße und gewaffnet von einigen Stufen herab, um in den Sarg zu schreiten. Zu seinen Füßen liegt Frankreich, eine weibliche Figur in Lebensgröße, und will ihn zurückhalten. Hinter ihr löscht ein kleiner Genius traurig die Fackel aus. Zur andern Seite des Helden liegen Trophäen, ein Löwe, der einen Tiger besiegt hat, und ein hingeschleuderter Adler.

An dieser ganzen Zusammenstellung finden die Straßburger und Franzosen nichts zu tadeln, als einen einzigen Umstand, daß nämlich der Marschall über den erhobenen Deckel steigen muß, um in den Sarg zu gelangen. Dies ist wirklich sehr lächerlich und würde das beste Kunstwerk verdorben haben: denn man sieht nicht ein, wie er in den Sarg kommen will, wenn er nicht einen Sprung macht. Allein an diesem Werke gibt es weit mehr auszusetzen. Die ganze Idee ist so schief, daß sie nie in eines wahren Künstlers Seele kommen könnte. Ein Denkmal auf einen großen Mann soll die Nachkommen an seine hohen Eigenschaften erinnern, soll etwas das nur in der Idee existirte, anschaulich machen. Dieses hier sagt nichts als: der Marschall ist todt, er wird begraben, und Frankreich klagt darüber. Diese Begebenheit aber ist auch in der Wirklichkeit geschehen, und wenn sie durch die Schrift aufbewahrt wird, so macht sie denselben Eindruck, wie in Marmor ausgehauen.

Außerdem wimmelt die Composition von einzelnen Fehlern. Der Marschall steigt in den Sarg, dies ist die

platteste Wahrheit, der Tod und der Herkules sind dagegen allegorische Figuren, und um die Sache noch bunter zu machen, ist die eine aus der christlichen, die andere aus der heidnischen Mythologie. Noch mehr: die wirkliche Person, oder auch das Gespenst des Marschalls wird von der allegorischen Person, Frankreich, zurückgehalten, und hinter ihr ist wieder ein Genius des Todes, wie ihn sich die Griechen dachten. Dazwischen scheinen die Tiger und Gott weiß was, wie vom Himmel gefallen. Dies ist wieder eine ganz neue Allegorie, die mit der vorigen in gar keinem Zusammenhang steht und blos errathen seyn will. Diese Thiergruppe sieht wirklich aus, wie ein Franzose ganz richtig bemerkt hat, comme un retour de chasse. So würfeln sich die Gedanken in einem französischen Künstlergeiste zusammen. Da wird blind auf Grazie, Eleganz, und was man so effet nennt, ausgegangen; an Geschmack und Idee ist selten zu denken.

Die Ausführung ist in demselben Sinne. Der Tod ein Gerippe, freilich noch mit einem großen Tuche behangen, aber immer häßlich genug; der Herkules von sehr schlechten Verhältnissen und einem gemeinen Gesichte. Der Kopf des Marschalls ist Portrait und gut gearbeitet. Für das Beste halte ich die Figur Frankreichs. Sie ist mit einem langen von Lilien bedeckten Mantel angethan und hat ein sehr schönes Gesicht. Aber dessen Ausdruck muß ich dennoch tadeln. Er verliert sich unedel im unbändigsten Schmerze, und dasselbe gilt von dem Genius, der die Fackel umkehrt. Dieser ist ein kleiner runder

Junge und macht ein heulendes Gesicht, als ob er gestäupt worden wäre. Hiebei fällt mir noch ein, daß durch diesen Genius und jenes Gerippe dieselbe Idee doppelt, und in einer widerlichen Mischung ausgedrückt ist. Wenn man mit eigenen Augen sieht, wie jemand ins Grab steigt, so, denke ich, hat man nicht mehr nöthig, seinen Tod an der umgekehrten Fackel zu merken.

Was die Bearbeitung des Marmors betrifft, so kann man damit zufrieden seyn. In dem Gerippe und dem gewappneten Marschall kann sie sich nicht sehr zeigen. Auch nicht am Herkules, da er schlecht ausgeführt ist. Aber an Frankreich ist sie wirklich von vorzüglicher Schönheit, das Fleisch sehr schön und elastisch ausgearbeitet. Die Wahl der Marmorarten macht das Ganze, wie ich finde, zu bunt. Die Stufen und der Sarg sind von dunkelgrünem, die Figuren von weißem Marmor.

Solger blieb den ganzen Junius hindurch in Straßburg, und suchte die Stadt, ihre Bewohner, die Einrichtungen und Merkwürdigkeiten genau kennen zu lernen. So findet sich in seinem Journale ein Aufsatz: Rückblick auf die Revolution; ein anderer: Verhältniß zur Regierung und Gerichtsverfassung u. s. w.

Von Straßburg ging die Reise nach Schaffhausen. Nachdem Solger den Rheinfall beschrieben, sagt er:

Mit Mühe trennte ich mich von einem Anblick, dem kaum an Größe irgend etwas von dem, was uns noch erwartete, gleich kommen konnte. Er giebt die Stimmung an, in die sich die Seele dassen versetzen muß, der die Schweiz zu bereisen anfängt. Er erhebt das Gemüth mächtig zur Empfänglichkeit für große Gegenstände, ja zum edlen Trotz gegen die Gefahren, wodurch man sich ihren Genuß verschaffen muß. Der ist nicht würdig, die uralten und erhabensten Werke der Natur zu erblicken, der sich durch kleinliche Furcht von ihrem erhebenden Anschauen abhalten läßt. Mit Freuden setzte ich mich wieder in unsern Kahn, froh sah ich in die empörten Wasser, die ihn hin und her warfen, und deren Unruhe jetzt meiner Seele willkommen war.

O was ist es, was in die todten Werke der Natur Leben bringt, was mein Auge mit Thränen der Rührung benetzen will, indem es meinen Geist zu dem höchsten jauchzenden Gefühle meiner Kräfte erhebt? Warum vergesse ich beim Toben des stürzenden Wassers alle Armseligkeiten des kümmerlichen Lebens, und fühle mich so stark und so rein? Warum erröthe ich hier, wenn mir jene kleinen Sorgen einfallen, und möchte mit hinab, um wenigstens edel zu sterben? Ist denn die bewußtlose Natur höher, als der Halbgott Mensch? Ja bewußtlos ist die Natur, weil Gott in ihr lebt und wirkt, und die Liebe ist es, die den selbstbewußten, einzelnen Menschen entweder zum Gott machen, oder ihn mit Gott und der Natur vereinigen will! — —

Was die Verfassung von Schaffhausen betrifft, so war sie ehemals sehr aristokratisch. Jetzt wird die unglückliche Stadt von ihren ehemaligen Landvögteien und Unterthanen tyrannisirt. Der übermüthige Bauer herrscht, und so müssen natürlich in der Stadt, die doch nun einmal da ist und in sich natürlich keine hinreichenden Erwerbsquellen hat, alle Stände zu Grunde gehen. Man kann nicht die für den Bauer zu harte Verfassung zurückwünschen, aber die jetzige erscheint doch offenbar noch thörichter. Sie ist mit der unsinnigsten Unachtsamkeit auf alle bestehenden und doch nun einmal unabänderlichen Umstände eingeführt worden.

Die herrlichen Gegenden der Schweiz werden natürlich immer die alten bleiben. In ihnen hat man noch ganz den Genuß, den dieses Land von jeher dem Fremden gewährte. Aber mit wahrem Schmerze sieht man jetzt die schweizerischen Städte. In Schaffhausen stehn auf den Brunnen in den Straßen steinerne Figuren alter Schweizer in Lebensgröße, in dem schönen alten Schweizerkostüm, das selbst schon, möchte ich sagen, die Vereinigung hohen Kriegesmuthes mit Hirteneinfalt ankündigte. Sie tragen den wahren Hut der Freiheit mit Federbüschen geziert auf ihren Häuptern. Die, welche die Säulen setzten, hatten den Hut erkämpft, und verdienten ihn durch männliche Selbstbeherrschung und ruhige Einrichtung ihrer Verfassungen. Jetzt sind die unglücklichen Nachkommen unterjocht, von einem fremden übermüthigen Volke, das, immer seiner selbst unmächtig, aus der

niedrigsten Sclaverei in kindischen Freiheitssinn überging. Wirklich macht die noch immer unverkennbare wackre Männlichkeit des schweizerischen Charakters einen großen Contrast mit der Thorheit, womit ihre Unterdrücker sich selbst und ihre vermeinte Glückseligkeit prangend zur Schau tragen. Noch jetzt muß man, um die Würde wahrer Mannheit und wahren Freiheitsgeistes zu fühlen, nach der Schweiz gehen, wo sich doch noch so mancher schlichte, einfache Nachkomme findet, der nicht unwürdig unter den Denkmalen hoher Tugend der Altvordern umherwandelt.

Überall fanden wir (im Thurgau) Crucifixe, Heiligenbilder, kleine hübsche Capellen in lieblichen Gebüschen. Zum Theil waren diese Heiligthümer noch von den letzten Festen bekränzt. Wohl mag es für unsre nordischen arbeitsamen Völker gut seyn, die vielen Festtage einzuschränken, um sie für ihre Nahrung sorgen zu lassen. Aber man sollte nur nicht auf die vielen Feiertage der katholischen Einwohner schönerer Länder schelten. Das freigebige Erdreich verringert hier die Arbeit. Was kann der heitere, glückliche Mensch anders thun, als sich der Gaben der Gottheit freuen, und mit froher Dankbarkeit die Götter bekränzen, die es nicht verschmähen, neben ihm in ihrem schönen Garten zu wohnen? Ein bekränztes Heiligenbild, eine mit Gaben geschmückte Capelle sehe ich nicht ohne innige Rührung.

Nur als Werkzeug tyrannischer Regierungen unterdrückt und lähmt der Katholicismus den Geist eines Volks. Die Einwohner des Thurgaus kündigen schon durch ihr äußeres Frohsinn und Heiterkeit an, und die schweizerischen Cantons, wo die Freiheit entsproß, wo ihr Geist noch am frischesten lebt, gehören zu den eifrigst katholischen Ländern Europas. Mit welchem Gefühl ruhiger Freude, mit welchem offenen Herzen reist man durch diese glücklichen Landschaften! Man träumt sich in jene Zeiten der Fabelwelt, wo die Erde unbearbeitet alles im größten Überfluß gab, wo niemand abgesondertes Eigenthum besaß, jeder von dem Allgemeinen überflüssig nehmen konnte, keiner den andern beneidete, und eben darum jeder den andern liebte. Nur in dieser reinen Heiterkeit, in diesem schönen Gleichgewichte des Gemüths ist man würdig, die hohen Wunder der Natur zu erwarten, denen wir entgegengingen. Ja es zeigte sich mir bald die erste Ahnung davon, die meine Sehnsucht mehr als jemals rege machte.

Dann fliegen wir unsern Berg vollends hinab, und giengen durch das schöne Thal nach Schwyz. Unser Führer erzählte uns viel von Aloys Reding, und zeigte uns auch sein Haus, wo er jetzt wohnt. Mit großer Rührung erblickte ich die Wohnung dieses edlen und ächten Mannes, der Freiheit, der sich wie die Helden des Alterthums, nachdem er vom Schauplatz des politischen Glan-

zes abgetreten ist, in die friedliche Stille eines Hirtenthals zurückgezogen hat. Dieses einfache und von dem Verderbniß seiner Nachbarn vielleicht noch am wenigsten angesteckte Völklein, das der ganzen Schweiz einen der großen Vorältern so werthen Vertheidiger der Freiheit gegeben hatte, war allein würdig, ihn wieder zu empfangen, als er durch die entarteten Schmeichler einer fremden Macht von den Staatsgeschäften verjagt wurde. Möchte er nur wieder im Stande seyn sich von neuem zu erheben und wenigstens die Länder zu retten, wo ihm einst ein Tell, ein Fürst, ein Melchthal, ein Stauffacher so glorreich vorangingen! Ich bedauerte es herzlich, daß es mir nicht vergönnt war ihn selbst zu sehen.

Auf dem Wege nach Einsiedeln.

Die Aussichten des Thales in Schwyz gehören gewiß mit zu den schönsten, die man in der Schweiz finden kann. Sie sind nicht von den größten und erstaunenswürdigen, auch nicht von den lieblichsten und rührendsten. Aber sie haben eine so schöne Mischung beider Arten, ohne Contrast, in sanften und natürlichen Übergängen, daß ich es fast wagen möchte sie zu den geschmackvollen Naturwerken zu rechnen. Geschmackvolles Naturwerk möchte ich das nennen, das weder durch Kühnheit oder schneidenden Contrast die Seele erfüllt und fesselt, noch sie durch Sanftheit und einen gleichmäßig ver-

breiteten rührenden Charakter zu einer besondern Art von Gefühlen stimmt und gleichsam lyrisch entzückt, sondern welches Schönheit, Erhabenheit und sanfte Ruhe auf eine solche Art und in so leisen Übergängen miteinander verbindet, daß wir glauben möchten, es sey der absichtsvollen Hand eines Künstlers gelungen hier ein vollkommnes objectives Werk darzustellen, ein Werk, welches, so wie das Kunstwerk in sich das Unendliche, als Naturwerk in sich die ganze Schönheit der endlichen Natur enthielte. Ich weiß wohl, daß dieser Gedanke unphilosophisch ist, weil das Naturwerk in der Ketten des Endlichen nur Glied ist und bleibt; aber es ist dem stets bildenden Geiste erlaubt ein Naturwerk für sich und zu seinem Genusse durch die Phantasie zum Kunstwerk umzuschaffen. Und zu dieser Operation lasse ich mich bei Gegenden dieser seltenen Art so gern verleiten. Dabei fühle ich keinen tiefen Eindruck, weder des Erstaunens, noch der Rührung, noch eines andern individuellen Interesse, sondern fast eben die ruhige Heiterkeit und das würdige Gleichgewicht der Stimmung, wodurch ein wahres Kunstwerk den menschlichen Geist gleichsam über sich selbst und in eine höhere Sphäre erhebt.

Fast möchte ich mir über diese Reflexion bei diesem Anblick Vorwürfe machen, aber obgleich ich im Stande bin mir etwas von jener herrlichen Stimmung durch die Phantasie zu erneuern, so dürfte es mir wohl nicht gelingen sie in Worten auszusprechen.

Gemalt kann die Gegend fast gar nicht werden, weil

sie zu groß, reich und mannichfaltig. Auch würde hier jedes Gemälde nur immer eine sehr schwache Erinnerung geben. Die hohen Felsen, die nicht mit jener Anmaßung, als sonst, die ganze Aufmerksamkeit an sich reißen, machen hier mitten in dem schönen und ruhig übereinstimmenden Ganzen nur den Effect, daß sie, wie in eine andere Welt, nur entfernt auf etwas Hohes und Großes hinzudeuten und dem sonst ganz zufriedenen Gemüthe einen leisen Anstrich von Sehnsucht zu geben scheinen.

Recht auffallend sind hier die gehäuften Zeichen des strengsten Katholicismus, und noch dazu in der Nähe des ächt protestantischen Zürich. Einsiedeln, das schweizerische Loretto, und Zürich, ein heiliger Ort für die Calvinisten, vier Meilen von einander! Auch solche harte Contraste scheinen in den Ländern der Freiheit auf Kraft und Selbständigkeit zu deuten.

Einiges aus der Beschreibung der Kirche zu Einsiedeln.

In der dritten Abtheilung, die wiederum reich und überladen ist, waren vier schöne Orgeln, welche die Franzosen muthwillig zerschlugen. Der Hochaltar ist noch mit Gold bedeckt, unten hat er ein schönes Relief in Bronze, welches das Abendmahl vorstellt und etwa vor funfzig Jahren in Genua gearbeitet worden ist. An Kunstwerth ist dies das vorzüglichste Stück in Einsiedeln.

Unser Pater bejammerte den Verlust einer Monstranz, die mit Edelsteinen besäet gewesen seyn soll.

Die beiden Chöre des Altars sind, glaube ich, später gebaut worden und scheinen mir wenigstens schöner und einfacher als das Übrige. Es stehen darauf gute steinerne Heiligenstatuen in Lebensgröße. Einer davon, sagte unser Pater, habe ein französischer Officier aus bloßem Muthwillen mit seinem Degen die Nase abgehauen, die ihr wirklich noch fehlte. Solche elende Streiche haben wir leider oft hören müssen. —

So hatten wir denn einen von den Orten gesehen, die der fromme Kinderglaube der Völker geheiligt und zu den Wohnsitzen ihrer Götter gemacht hat. Uns, die wir in der Kirche der sogenannten Vernunft, oder eigentlich zu sprechen, des reflectirenden gemeinen Verstandes erzogen worden sind, kommt ein solcher Anblick erstaunenswürdig, und die Verblendung des Volkes fast unglaublich vor. Aber wir sollten uns an den Platz derer versetzen, die schon früh die Ideen und Bilder einer lebhafteren, wenn ich es sagen darf, poetischeren Religion eingesogen haben. Wer Gott in seinem Geiste nicht erreichen kann, der suche ihn in Bildern; er irrt nicht. Die Reformation wollte den Menschen von dem Bilde zu Gott selbst erheben. Aber die meisten haben keine Kraft zu diesem Fluge gehabt. Unbekannt mit der wahren Vernunft haben sie die Phantasie, das erhabene Organ der Religion, getödtet, und sich in die niedern des gemeinen Verstandes verloren. Darum leben sie nun

ganz ohne Gott, und rühmen sich dessen. Was ist höher, ohne Gott zu leben, oder mit dem Abbilde Gottes? Was ist frömmer, den Gott, den man nicht erreichen kann, ganz aufzugeben; oder ihn in seine Sphäre herabzuziehen, ihn sich menschlicher, vertraulicher zu machen? War es nicht die Zeit der schönsten Blüthe der Menschheit, als menschliche Götter noch freundlich mitten unter den Menschen wohnten?

Die Freunde reisen von St. Gallen nach Zürich.

Mit Salomon Geßner war unser züricher Herr Pfarrer nur weitläuftig verwandt, aber er war Lavaters Schwiegersohn. Freiheitsliebe und Patriotismus theilte er mit diesem großen Manne. Er schien sich über den Eifer zu freuen, mit dem ich von dem Schicksale der Schweiz und dem Betragen der Franzosen sprach. Dann brach er selbst in die bittersten Klagen aus und bejammerte das Unglück, kein Vaterland zu haben. Daß ihm dieses aus dem tiefsten Herzen kam, war unverkennbar, und es rührte mich so sehr, als es ihm meine Zuneigung gewann. Die einfachen und altbürgerlichen Sitten, die man überall auch in Zürich bemerkt, stehen in einem so gehässigen Contrast mit dem fremden Volke, das man hier als herrschend herumgehen sieht, und mit der neuen aufgedrungenen Constitution, daß man sich ernstlich dieser Gedanken entschlagen muß, um eine frohe Stunde in dieser Stadt zu genießen. So ist es denn dahin ge-

UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

kommen, daß dieses edle, von Natur kräftige und wahrhaft lebhafte und gefühlvolle Volk die Hände in den Schooß sinken läßt, und gegen alles, was das gemeine Wesen angeht, das ihnen freilich fremd geworden ist, die äußerste Gleichgültigkeit zeigt. Man bekümmert sich nicht mehr darum, wer die Mitglieder jener bernischen Afterregierung seyen; der große und freie Blick, mit welchem sonst jeder sein Vaterland und seinen Staat ansah, wird nun auf das eigne Gewerbe und den dumpfen Kreis des Familienlebens zurückgewiesen, und der freie Bürger der neuen, unter den unverschämten Versprechungen eines Vernunftregiments errichteten helvetischen Republik, sinkt zu der Fühllosigkeit und dem Egoismus des elendesten Despotensclaven hinab, während seine entarteten Regenten den Winken eines fremden, weit weniger achtungswürdigen Volkes mechanisch gehorchen.

Das schlechte Wetter hält an, und sie werden einige Tage in Luzern aufgehalten. Im Gasthofe treffen sie verschiedenartige Menschen, unter den übrigen einen Engländer, der sich verständig zeigt. Sie können nur wenig ausgehn, betrachten aber doch die Merkwürdigkeiten der Stadt.

Den 15ten Julius.

Heute Mittag war die Unterhaltung wieder sehr lebhaft, und selbst die Frankfurter, die sich bisher zurückge-

halten hatten, mischten sich darein. Aber einer von ihnen gerieth in einen Streit mit einem Engländer, dem es, da sie deutsch sprachen, sein Vaterland nicht anmerken konnte. Es betraf die Vorzüge der Engländer und Franzosen. Der Frankfurter nahm sich dieser an und rühmte ihre Schlauheit und Feinheit auf das allerplumpste. Sie hätten keinen schlechtern Sachwalter finden können. Zuletzt kamen sie auf Persönlichkeiten, wobei sich der Deutsche auf das unbezogenste betrug, der Engländer aber immer mit kaltem Blute die schärfsten Hiebe austheilte und sich nie an der Nation, sondern nur an der Person seines Feindes rächte. Die ganze Tischgesellschaft amusirte sich an diesem Schauspiele recht gut und war ungetheilt auf der Seite des Engländers, der seine Sache sehr gut führte, wenn er auch vieles übertrieb. Sehr viel Vergnügen machte uns ein alter sehr dicker Schwabe, der erst heute angekommen war und von Zeit zu Zeit in der größten Seelenruhe auch seine Meinung sagte. Als der Frankfurter dem Engländern ein sehr großes Phlegma zuschrieb und darauf schimpfte, meinte der gute Schwabe: „Ach, höre Sie, das Phlegma ist auch nicht immer so übel."

Nach dem Essen zog sich der Frankfurter zurück, und der Engländer triumphirte. Er setzte uns nun das Übergewicht Englands über Frankreich auseinander, pries Englands Seemacht und betrachtete den französischen Landungsplan als eine Grille. Als sich der Schwabe dagegen setzte, erklärte er ihm die Schwierigkeiten einer Lan-

dung und beschrieb diejenige, die er selbst in Holland mitgemacht hatte, mit wahrer Begeisterung. Man muß den Engländer selbst von seinem Seewesen, von seinen Seekriegen so sprechen hören, um die wahre große Idee davon zu bekommen.

Man sieht, welcher Nationalgeist und welche ächte Vaterlandsliebe noch in England herrscht, wenn man einen Engländer so von seinem Lande sprechen hört. Wenn er sein Volk für das erste in der Welt hält, so begeht er den Fehler, mit dem alle große Völker groß geworden sind. Es ist noch mehr origineller Geist im Engländer, als man zu glauben scheint, und man erstaunt, wenn man das Feuer dieses Patriotismus wahrnimmt. Überhaupt hält man bei uns die Bewohner Europas für gleichförmiger als sie sind, weil gerade bei uns am wenigsten an Nationalgeist zu denken ist. Bei der Bekanntschaft mit andern Nationen sieht man erst, wie scharf sie sich oft noch von einander unterscheiden.

Das Wetter hatte sich etwas aufgehellt, und den 16ten Juli fuhr die Gesellschaft über den Vierwaldstädter See, den Solger mit Entzücken beschreibt. Sie fahren erst der Säule Raynels, dann Gersau vorüber, und kommen an Tells Capelle.

Wir waren noch nicht weit von hier fortgefahren, als wir an der andern Seite des Sees, zur Linken, eine schöne Capelle erblickten. Es war die zweite Tells-Ca-

pelle. Sie ist am Fuße eines der steilsten und fürchterlichsten Felsen, dicht über dem Wasser auf einem einzelnen hervorspringenden Felsstücke gebaut, welches Tells Platte genannt wird. Jetzt waren wir mitten in dem heiligen Lande der Freiheit, und auf jedem Schritte trafen wir ihre Denkmäler. O wie wichtig ist uns hier jedes kleine Plätzchen, welches das Andenken an Thaten wahrer Menschheit auf ewig geweiht hat! Die Hauptstädte der Welt mögen mit Pracht und Herrlichkeit prangen und die Augen der herzuströmenden Menge blenden. Aber wer sich Mensch fühlen will, wer sich freut, in dem ungestörten Gefühle seiner Kraft, und im würdigen Andenken alter Seelenhoheit zu leben, der reise in dieses einfältige Hirtenland, das die Natur selbst zum Schauplatz hoher Thaten eines einfachen Heldensinns bestimmt zu haben scheint. Wie die reine Luft dieser himmelhohen Gebirge, so stärkt und belebt die stille Betrachtung jener alten Tugend; hier fühlt man sich gesund an Leib und Seele; hier stark, sich von den kleinlichen Leidenschaften der Zeit zu reinigen; hier ist selbst das Gefühl heutiger Verschlechterung nicht ganz so bitter, weil wir wenigstens lebhaft an Menschheit glauben, indem wir die großen Beispiele der Vorwelt betrachten.

Den 16ten Juli in Altdorf.

Noch jetzt sind in dem Flecken Altdorf einige Überreste aus den Zeiten des großen schweizerischen Freiheits-

kampfes, welcher hier seinen Ursprung nahm; Heiligthümer, welche selbst der blinden Flamme zu ehrwürdig gewesen zu seyn scheinen. Mitten im Orte steht noch ein alter hoher Thurm, der von oben an bis auf den Boden mit lauter bunten Figuren bemalt ist.

Die Reisenden gingen über Bern und Biel nach Basel zurück, wo sie den 28sten Juli ankamen. Solger reiste wieder nach Straßburg und hielt sich hier noch vier Wochen auf. Den 28sten August reiste er ab über Zabern, Saarburg, Nancy, in welcher Stadt die Freunde verweilten.

Als wir den Rückweg nach der Conr de la pépinière suchten, kamen wir vor der école centrale, einem großen Hause, vorbei. An ihrem einen Ende hat sie ein kleines rundes Nebengebäude mit einer runden Kuppel, das zum Musée oder dépôt der Nationalkunstwerke bestimmt ist, dergleichen in den Hauptstädten der Departements angelegt werden sollen. Es ist recht hübsch gebaut und mit dorischen Säulen geziert. Über dem Gebälk steht die Inschrift: sans les arts le peuple tombe dans la barbarie. Wehe einem Tempel der Künste mit dieser Inschrift! Gern hätte ich sie für ein Überbleibsel aus den rasenden Zeiten der Revolution gehalten, wenn nicht das ganze Institut neu wäre. Überhaupt ist nichts unangenehmer, als an allen Ecken den widerlichen Wortschwall der Revolutionsweisheit zu lesen. In Straßburg

fand ich dies nicht so sehr als hier. Das wenigste was man an Straßenecken, Brunnen oder öffentlichen Gebäuden findet, ist dieser Schwall: Liberté, égalité, fraternité, unité, indivisibilité de la république. An den meisten Orten hat noch daran gestanden: ou la mort, welches aber immer halb ausgekratzt ist. Hie und da sind auch noch andere längere Freiheitstiraden angebracht. Mit den drei Farben wird man indessen hier doch mehr verschont, als in den Grenzstädten.

Den 30sten August Abreise von Nancy über Toul. Unangenehme Gegend.

Die Gegenden blieben immer noch so langweilig als wir sie bisher gehabt hatten, ja sie wurden es noch mehr. Das ganze Land hat ein trauriges und ödes Ansehen. Unsere Stationen waren immer in kleinen Städten oder Dörfern, die aber meistens recht hübsch gebaut waren. Bei Void kamen wir über die Maas. Wir erinnerten uns hier lebhaft an die Jungfrau von Orleans, da Vaucouleurs nur eine, und Dom Remi etwa zwei Meilen von hier ist. In Void glaube ich war es, wo über der Kirche folgende Inschrift stand: Void, chef-lieu du canton, reconnoit l'existence de l'être suprême et l'immortalité de l'âme! Hierdurch scheint man Gott ordentlich wieder in seinen Posten eingesetzt, oder aus der Emigrirtenliste ausgestrichen zu haben! —

Den 1sten September kam Solger in Paris an.

Théâtre Faydeau.

Das Theater ist von beträchtlicher Größe, ungefähr wie das alte berliner Theater war. Die Plätze für die Zuschauer sind in Form eines Halbzirkels und einfach, aber geschmackvoll verziert. Der erste und zweite Rang Logen haben korinthische Säulen von guten Verhältnissen, die wie Porphyr angestrichen sind. Die Decke ist einfach, der Vorhang geschmackvoll als ein Teppich gemalt.

Man gab Zulmar et Zoraine, eine Oper, die eben nicht besonders meinen Beifall hatte, und der ich mit wenig Aufmerksamkeit zusah. Nur so viel erinnere ich mich, daß der citoyen Martin, der verreist gewesen war, und zu dessen Wiederkunft dies Stück gegeben wurde, einen lustigen Diener sehr gut machte.

Hierauf folgte eine Operette, les Visitandines, die sehr hübsch ist und sehr gut gespielt wurde. In leichten, komischen und Conversationsstücken sind die Franzosen doch noch immer Meister. Ein reisender Herr mit seinem Bedienten verirrt bei einem Gewitter im Walde, und kommt an ein Kloster von Visitandines (eine Visitation). Sie klopfen vergebens an. Aber an der Stimme einer singenden Nonne entdeckt der junge Mann seine Geliebte, der er sich durch Gesang zu erkennen gibt und von der er Antwort bekommt. Ein trunkner Diener des Klosters, der nun aufs Theater kommt, und ein trunkner Kutscher der Diligence, werden bewogen ihnen den Eintritt ins Kloster zu verschaffen. Der letzte bringt ein Pack

mit den Kleidern einer Nonne, die wegen Krankheit verreist ist. Der Liebhaber steckt sich in diese und kommt so ins Kloster, und der Bediente kommt als Capucinер, den der Beichtvater des Klosters abgeschickt hat, weil er krank ist. Hierauf erscheint der Arzt des Klosters, der den Betrug entdeckt, weil der Liebhaber sein entlaufener Sohn ist. Aber endlich wird allen verziehen.

Der cit. Martin spielte den Bedienten vortrefflich, auch sang er recht gut, welches man von den andern, besonders von den Schauspielerinnen weniger rühmen konnte, wie denn überhaupt die Franzosen wenig Musik haben. Die beiden Betrunkenen wurden ganz vortrefflich dargestellt. Besonders muß der Schauspieler, der den alten Diener des Klosters machte, ein sehr guter Komiker seyn. Seine Gesten und sein ganzer Körper waren so schlaff, und sein Gesicht und seine Augen so illuminirt, daß er eine sehr vollkommene Illusion hervorbrachte.

Das Publicum bestand größtentheils aus dem Mittelstande. Das Parterre ist in das Orchester und das eigentliche Parterre getheilt. Im letztern sind nur Männer. Gleich über dem Parterre ist eine Gallerie für einen etwas höhern Preis, die mir fast der liebste Platz ist. Die Preise sind sehr hoch. Die sogenannten Foyers (Säle, wo man sich im Winter wärmt und im Sommer während der Zwischenacte spazieht und Erfrischungen nimmt) sind groß und elegant decorirt.

Der cit. Martin scheint sehr beliebt zu seyn, wenig-

stens nach dem lebhaften Beifalle zu urtheilen, den man ihm gab. Doch ist der Beifall der Franzosen immer lebhaft oder vielmehr ausgelassen. Man klatschte nicht allein und pochte mit den Stöcken, welches auch Zeichen des Beifalls ist, sondern man überließ sich oft einem übermäßigen Jubelgeschrei und einem unangenehmen Poltern. Dies gilt fast eben so oft dem Dichter oder Componisten, als dem Schauspieler.

Den 15ten September 1802.

Parade.

Den 15ten jedes Monats hielt der erste Consul große Parade und darauf Audienz, wobei ihm die vornehmsten Fremden vorgestellt werden. Wir hatten noch eben Zeit vom Marquis nach den Tuilerien zu fahren, um dazu anzulangen.

Vor den Tuilerien ist nach der Seite des place du Carousel zu ein großer Hof, der durch ein grades eisernes Gitter eingeschlossen, und von dem übrigen größern Theile des place du Carousel getrennt ist. Auf diesem Hofe ist die Parade der Infanterie, auf dem äußern Platze die der Cavallerie. Da wir uns durch keine Protection Billets für den innern Hof hatten verschaffen können, so mußten wir uns unter eine Menge Volks an das Gitter stellen, bekamen aber doch zum Glück einen guten Platz.

Nach und nach marschirte nun das ganze Militair,

welches außerordentlich zahlreich ist, mit vieler Janitscharenmusik auf. Ich glaube, es war der größte Theil der Garnison von Paris; denn der ganze große Platz war voll davon. Sie standen, glaube ich, in vier oder fünf Reihen, die den ganzen Platz hinunterreichten. Ich habe die Uniformen und alles übrige nicht anders gefunden, als bei den übrigen französischen Soldaten. Ganz vorne stand indessen die Garde der Consuln, die wirklich sehr schön ist. Sie hat blaue Röcke mit weißen Aufschlägen, ganz weiße Unterkleider, und besteht aus lauter großen und schönen Leuten. Die Bärenmützen der Grenadiere nehmen sich sehr gut aus. Hingegen hatte ich mir die Uniformen der Officiere prächtiger vorgestellt. Die potsdamer Garde ist schöner und besonders sind ihre Uniformen weit reicher.

In den Fenstern der Tuilerien standen die pariser Generale und die fremden Gesandten, um der Parade zuzusehen. Wir sahen auch den Consul Cambacérès, dessen Palais den Tuilerien gegenüberstehet, zur Parade gefahren kommen. Sein Wagen war sehr prächtig, und von sechs Mann der Consulargarde zu Pferde begleitet. Auf dem Brette hinten drängten sich betreßte Bedienten. Der Consul selbst war in seiner prächtigen Consuluniform, schön gefärbt, und hatte wirklich ein königliches Ansehn. Er schien mir in der Figur Ähnlichkeit mit Friedrich Wilhelm dem II. zu haben.

Ein langer Trommelschlag verkündigte uns die Ankunft des ersten Consuls, auf welche die Erwartung al-

ler Zuschauer gespannt war. Er ritt eine Reihe nach der andern auf und ab, bis er endlich auch vor uns vorbei kam. Sein Gefolge bestand aus mehreren Generalen, die prächtig gekleidet und ganz mit Gold bedeckt waren. Desto einfacher war seine eigene Tracht, die ihn von ihnen unterschied, eine simple blaue Uniform mit weißen Aufschlägen, ohne alle Stickerei. Selbst sein Hut war nicht einmal bordirt und blos mit einer Nationalcocarde versehen. Seine Gestalt ist klein und unansehnlich, sein Gesicht bleich oder vielmehr gelb, ohne die geringste Spur von Röthe, und man möchte fast sagen, von Leben. Aber es hat starke und äußerst interessante Züge, und die gewöhnlichen Portraits verschönern ihn, aber sie nehmen ihm von seinem großen Charakter. Sein schwarzbraunes Haar, wodurch das bleiche Gesicht noch fürchterlicher wird, trägt er ganz kurz abgeschnitten. Er hatte eine ernste Miene, und so klein er ist, so saß er doch mit einer gewissen Majestät zu Pferde. Besonders war diese in seinem Gesichte ausgedrückt. Wann er vor einer Fahne vorbeikam, so nahm er den Hut davor mit einem edeln Anstand ab.

Interessant war es auch, die Reden des um uns her stehenden Volks zu beobachten. Viele waren ganz erpicht darauf, ihn zu sehen. Man nannte ihn gar nicht, sondern sprach blos von ihm. Restons ici, il viendra par ici; il ôtera son chapeau devant ce drapeau. Sie sprachen auch mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung von ihm, und hoben ihre Kinder in die Höhe,

daß sie ihn sehen sollten. Als er erschien, riefen mehrere: oh qu'il est laid celuila! Ce petit crapaud! Eine Frau meinte, il est diablement pâle, il devroit mettre un peu de rouge. Viele sagten: c'est bien dommage, qu'un tel homme soit si laid. Eine Frau verstieg sich so weit, zu ihrem Nachbar zu sagen: Voyez vous! c'est notre roi, wofür sie aber von einem nahestehenden sehr ausgescholten und ihr vorgeworfen wurde, daß sie immer solche unsinnige Reden führe.

Théâtre françois de la république.

Mit der gespanntesten Erwartung gingen wir heute in dieses weltberühmte Theater, wo die alten Heroen der französischen Tragödie, Racine, Corneille, Voltaire noch fortleben, wo sich die dramatische Kunst der Franzosen in ihrem höchsten Glanze zeigt. Ich erwartete natürlich Manier, aber ich erwartete eine große und sehr ausgebildete Manier. Ich erwartete die andere Hälfte der dramatischen Kunst zu sehen, wovon ich die erste Hälfte in Deutschland gesehen hatte. Was ich gesehen, war das Natürliche; was ich hier erwartete, war das Künstliche dieser Kunst.

Das Theater françois ist, seiner innern Einrichtung nach, das Théâter Faydeau im Großen. Die Plätze sind eben so eingerichtet und fast eben so verziert, aber alles in einem größern Maßstabe. In beiden Theatern sind drei Gallerien, die erste über dem Parterre, die zweite

über dem zweiten, die Dritte über dem dritten Rang Logen. Das Ganze hat ein äußerst elegantes und heiteres Ansehen und ist wirklich in einem sehr guten Geschmack angelegt. Die Ausführung hat indeß manche Fehler. So sind z. B. die Säulenfüße abscheulich, und die obere Säulenreihe viel zu dünn. Dicht am Theater zur Linken hat Bonaparte eine Loge, die mit blauem Sammt mit Gold gestickt und verziert ist. Der Vorhang, als ein großer rother Teppich gemalt, hat eine breite Borte, worin Apoll und die Musen in Bronzefarbe gemalt sind. Er bleibt während der Zwischenacte aufgezogen und fällt nur am Ende eines Stücks. Über ihm, wie in allen hiesigen Schauspielen, hängt eine Nationalfahne.

Gewöhnlich wird hier eine Tragödie und darauf ein Lustspiel gegeben. Heute war es Racine's Andromaque und la fausse Agnès. An den Verständerungen der Decorationen kann man sich in einer französischen Tragödie bei dem Respect vor den drei Einheiten nicht sehr ergötzen. Die Draperien des Costums waren zum Theil sehr schön und prächtig, wiewohl nicht ganz streng.

Mit welcher Freude sah ich, als der Vorhang aufgezogen war, diese Herren das Theater nicht betreten, sondern in den schönsten und edelsten Bewegungen darüber hinschweben! Welche erhabne Feierlichkeit des Anstandes und der Mienen! Welche Gewandtheit und Grazie der Geberden! Welche prächtige und starke Modulation der Sprache! In dieser äußern Kunst hat man es zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht.

Es ist eine fast übermenschliche Würde darin; die uns beim ersten Anblick mit Ehrfurcht und einer feierlichen Stimmung erfüllt. Man behält diese nur leider nicht bis ans Ende.

Ich will versuchen die Manier des französischen Schauspiels zu beschreiben, so viel es in der Kürze möglich ist. Schon im Anfang des Stücks tritt weder der Held, noch selbst sein confident, denn der darf ihm nicht fehlen, auf, ohne in seinem ganzen Wesen die größte Feierlichkeit und gleichsam den Kothurn auszudrücken, um schon darin den Zuschauern zu zeigen, daß hier eine große Handlung vorgehen werde. Aber gewöhnlich geht er zu weit darin. Er kommt schon mit dem halben Ausdruck der Leidenschaft, mit Miene und Geberde, besonders ausgestreckten Händen, die einen Eindruck aussprechen, der gar keinen Grund hat. Er schreitet mit großen, aber leichten Schritten über das Theater hin, wie ein Halbgott.

Spricht er, so nimmt die große Lebhaftigkeit seiner Geberden ihnen nichts von einer überdachten und mit großer physischer Kraft ausgeführten Grazie. So lange er noch ruhig ist, geht er sanft und in den zierlichsten Bewegungen aus einer Geberde in die andere über, und wenn er den ganzen Beifall seines Publicums verdienen will, so muß kein Augenblick in seinem ganzen Spiele statt finden, wo man ihn nicht in einer schönen Attitude zeichnen könnte. Solche recht schöne Stellungen, besonders wenn sie in Gruppen vorkommen, halten sie manchmal eine ganze Weile auf das unnatürlichste aus. Geräth

er in Affect, so werden alle Bewegungen heftig und äußerst gewaltsam, bleiben aber immer in ihrer Grazie, bis endlich die Leidenschaft diese durchbricht und dann — stürzt der Halbgott plötzlich in den rasendsten Unsinn hinab.

Die confidents haben es bei alle dem fast am schlimmsten. Sie dürfen gewöhnlich nicht die ganze Würde und Hoheit des Helden an sich haben, und doch sollen auch sie den Kothurn nicht verleugnen. Sie treten mit denselben Geberden auf, und müssen beständig gesticuliren, um nicht gemein zu werden, welches um so schwerer ist, weil sie nicht viel zu sprechen haben. So bringen sie während einer langen Rede ihres Helden oft eine Viertelstunde darauf zu, mit großer Grazie die Arme auszubreiten, blos damit dieser Held am Ende seiner Rede sich darauf stützen, oder sie ergreifen, oder auch hineinfallen könne. Ja man kann fast schon immer an den Geberden des confident sehen, was der Held am Ende seiner Rede machen wird.

Der Schluß eines Auftritts kann bei einem französischen Schauspieler nur dreifach seyn. Entweder er geht mit großer Feierlichkeit ab, welches aber doch nie ohne einigemal still zu stehen und zurückzusehen und ohne aufgehobene Hände angeht, und überhaupt der seltenste Fall ist; oder er läuft im höchsten Affect und mit Geschrei von dannen; oder endlich er fällt hin, und muß weggetragen, geschleppt oder geführt werden.

Die Declamation ist oft schön und so wohlklingend, als man es der französischen Sprache kaum zutraute.

Loben muß man es ferner an diesen Schauspielern, daß sie ihre Sprache in großer Vollkommenheit und Schönheit sprechen, und an diesem Publicum, daß es jeden Verstoß dagegen züchtigt. Auch mit den Versen gehen sie sehr gut um, welches freilich leichter ist bei Versen, die im Grunde keine sind, als bei unsern deutschen. Der Alexandriner erscheint hier bei weitem nicht so langweilig und quälend, als man sich bei uns vorzustellen pflegt; nur die Reime klingeln zuweilen etwas zu viel.

Wenn man gegen die französischen Schauspieler gerecht seyn will, muß man sie zuvörderst wohl nach ihrem nationellen Maßstabe betrachten, um nicht eine Verdammung wider sie auszusprechen, die sie mit der ganzen Nation theilen. Man muß Rücksicht auf die Art von Kunstwerken nehmen, die sie darstellen sollen. Nun wird kein Einsichtsvoller leugnen, daß in diesen Kunstwerken Manier ist, und wie kann Manier anders dargestellt werden als durch Manier? Jenes Amalgama von zierlicher Hofsprache und heroischem Geiste, das in den französischen Tragödien herrscht, muß durch den höchsten Grad von Zierlichkeit und Würde, und selbst Kraft im Schauspieler begleitet werden. Die langen Reden der Personen sind schon von Natur empfindungslos, wie sollte der mehr Empfindung zeigen, welcher sie ausspricht? Sie sind allein pomphaft, und pomphaft werden sie gegeben. Nun kommen dazwischen einzelne Stellen, und gegen das Ende ganze Tiraden des höchsten, oft verzerrtesten Affects, und natürlich fällt auch hier der Schauspieler in eine fal-

sche Rührung, oder in eine schauderhafte Überspannung, die gewöhnlich die Hände aller Zuschauer in die lebhafteste Bewegung setzt.

Ich behaupte also, wer als Schauspieler eine französische tragische Rolle geben will, der muß willkürlich ganz aus der Natur heraustreten und sich in die künstliche Welt des französischen Tragikers versetzen.

Indessen glaube ich doch bemerkt zu haben, daß der französische Schauspieler, durch einen verjährten Gebrauch und den verdorbenen Geist seiner Nation geleitet, selbst für diese nationale Art von Tragödie noch um einen Ton zu hoch beginnt. Wenn er etwas niedrigen anfinge, würde er vielleicht nicht weniger die Hoheit seines Gegenstandes halten und Kräfte für den steigenden und höchsten Affect behalten. So aber kann man sagen, daß er anfangs noch über seinem Stück einherschreitet, zuletzt aber unter dasselbe hinabfällt. Der Held, der zu unserer Bewunderung sich das ganze Stück hindurch in dieser Höhe zu erhalten wußte, fängt oft im fünften Acte so kläglich an zu toben und zu jammern, daß alle heroischen Geberden nicht mehr im Stande sind sein Elend und seine Blöße zu bedecken. So reißt ihn ein falsches Pathos über die Grenze des Erhabenen und des Schönen, zuweilen des Anständigen hinaus.

Die schlimmen Wirkungen dieser Ausschweifung bemerkte ich auch während der heutigen Vorstellung. Indem der Affect ganz losgelassen tobt, fällt mit einem Male der Zaubernebel vor unsern Blicken. Der Punct

des Ausdrucks und des Spiels, der bisher unsere Einbildungskraft in einer hohen Region erhalten hätte, verschwindet, und wir erkennen mit Widerwillen die ganze Kleinheit des Gegenstandes. Der König kann den Menschen nicht mehr bedecken. Es ist nur ein kleinlicher Liebeshandel unter ganz gewöhnlichen sehr leidenschaftlichen Menschen, der vor unsern Augen gespielt wird.

Wenn die französischen Schauspieler einmal über ein griechisches Stück kämen, so würde es gräßlich ablaufen. Dies brauche ich mir nur recht lebhaft zu denken, um die ganze Unnatürlichkeit und Verschrobenheit ihres Spiels zu fühlen.

Talma ist einer der berühmtesten und beliebtesten tragischen Schauspieler in Paris, und Liebhaber seiner Kunst haben seinen Namen auch bei uns bekannt gemacht. Ich war daher äußerst begierig ihn zu sehen. Fast alle Züge, womit ich vorhin das Erhabene und Zierliche der französischen Gesticulation geschildert habe, entlehnte ich von ihm. Die Gewandtheit, Lebhaftigkeit und Grazie seiner Bewegungen ist über alle Vorstellung. Seine schöne und große Gestalt und die Gewandtheit seines Körpers kommen ihm sehr dabei zu statten. Seine Stimme tönt voll und schön, so lange er bei sich selbst ist. Geräth er aber außer sich, so überschreit er sich entsetzlich, und verdirbt sich, indem er leicht heiser wird, für den Rest der Vorstellung. Sein Mienenspiel erscheint groß und kräftig, oft selbst sehr wahr, nur im Affect zu gewaltsam. Überhaupt habe ich gefunden, daß er mit der meisten

Tiefe der Empfindung, aber auch mit der meisten Ausgelassenheit und Übertreibung spielt. In den ersten Acten war er bewundernswürdig, wiewohl ich mir immer heimlich sagte, daß er über die Situation hinausginge. Ich mußte bewundern, wie er seine Kraft so lange erhielt. In den letzten Acten fing er sehr schön und mit tiefer Empfindung an, aber bald riß er aus und raste auf dem Theater umher. Die fürchterliche und gräßliche Öde und Leerheit, mit der dieser Charakter schließt, drückt er sehr wahr aus. Aber mich dünkt, er hatte nicht viel Kunst dazu nöthig. Es konnte bei ihm die Leerheit eines Menschen seyn, der sich selbst künstlich zur Wuth und zum Ausdruck tiefer Leidenschaft gereizt, und nun ausgetobt hat und ermattet. Wenn ich alles, was ich in dieser einen Vorstellung von ihm sah, erwäge, so zweifle ich nicht, daß er ein großes Talent hat, das nur nach falschen Nationalbegriffen ausgebildet ist.

Damas gefiel mir anfänglich außerordentlich, und ich glaubte sogar in den ersten Scenen, dies sey Talma. Er spielt mit noch mehr Feierlichkeit als dieser, und da er nicht so lebhaft ist, mit einer hohen Ruhe. Aber diese Ruhe verließ ihn leider zu selten. Er zeigte fast gar keine Empfindung, und sein Benehmen entsprach schlecht der Leidenschaftlichkeit und dem Schwanken des racine'schen Pyrrhus. Aber unangenehm war sein Spiel, weil sein hoher Styl den Mangel an Wahrheit fast immer bedeckte.

Mad. Volnais ist zu klein und unansehnlich für die

französische Tragödie. Sie vermag nicht ihrem Gesichte den gehörigen tragischen Ausdruck zu geben, stand auch in der Grazie der Geberden den übrigen nach. Wahre Empfindung zeigte sie fast noch am meisten; allein sie sprach doch zu weinerlich und jammernd, und konnte sich nie zu dem edlen Stolz erheben, den Racine's Andromache hin und wieder zeigt. Übrigens ist wirklich die ganze Rolle etwas weinerlich.

Mad. Xavier ist eine junge Anfängerin, eine débutante. Mit solcher Vollkommenheit debutirt man auf unserm Theater nicht. Aber bei uns sorgt man auch nicht mit so rühmlicher Sorgfalt für die Bildung junger Schauspieler. Hier haben die Schauspieler ordentliche Lehrer, welche ihre Zöglinge mit aller möglichen Sorgfalt und Mühe erziehen, und sie nicht eher vor dem Publicum auftreten lassen, als bis sie dessen würdig zu seyn scheinen. So bildet sich der junge Schauspieler nicht allein mit Sorgfalt und künstlichem Fleiß aus, sondern er lernt auch das Publicum, dem er nicht seine ersten Versuche vorsetzen darf, mit der schuldigen Ehrfurcht betrachten; eine Gewohnheit, über deren Mangel wir bei unsern deutschen Schauspielern so sehr zu klagen Ursache haben.

Unsere junge Schauspielerin hatte schon mehrere ihrer Debuts überstanden. Denn ein solcher Anfänger muß sich hier immer in einer ganzen Reihe von Rollen dem Publicum zeigen, um es zu einem reifen Urtheile in den Stand zu setzen. Ihre vorigen Debuts waren

nicht immer ganz glücklich abgelaufen, doch hätten sich nachher die Journale in manchen Stücken ihrer angenommen. Sie trat daher heute mit einiger Furchtsamkeit auf, und war in den ersten Scenen nicht unbefangen genug. Nachher ward sie immer muthiger, auch durch einigen Beifall angefeuert, und erwarb sich gegen das Ende einen fast ungetheilten.

Wenn man mit unsern Begriffen von dramatischen Anfängern kam, so mußte man erstaunen, wie weit es Mad. Xavier schon gebracht hatte; noch mehr war ich über die Strenge des richtenden Publicums erstaunt. Doch ist dabei freilich auch zu bedenken, daß in diesem immer Factionen herrschen, und daß dieses hier mehr als jemals der Fall gewesen seyn soll.

Mad. Xavier ist von der Natur durch ihr Gesicht, ihre Gestalt und ihre Stimme in hohem Grade begünstigt und für ihr Fach sehr gut ausgestattet. Sie ist schön und groß, bewegt sich mit Würde und Grazie, spricht voll und laut und mit einer sehr richtigen Modulation. Man bemerkte freilich in allem dem noch sehr den Lehrmeister und einige Gezwungenheit der Schule, die sich aber durch Übung unfehlbar legen muß. Ihr Hauptfehler aber ist der, daß sie fast gar keine Empfindung oder wenigstens nur Empfindung der heftigen und fürchterlichen Art hat. Wo sie Rührung oder Liebe und Zärtlichkeit auszudrücken hatte, zeigte sie sich immer kalt. In Haß und Wuth war sie glücklicher, und besonders wo diese recht ins Rasende geht. Das tu me fais horreur,

womit die bereuende Hermione zuletzt den Mörder Orest zu Boden schlägt, und welches an sich schon so gräßlich ist, sprach sie erschütternd fürchterlich.

So viel von der heutigen Vorstellung. Von der Andromache selbst mag ich nichts mehr sagen. Ich bin mit mir einig darüber. Wer sich in eine wahre Illusion versetzt hat und nicht im Geschmack verwahrlost ist, der muß ein leeres Herz und eine widerliche Empfindung mit herausnehmen. Aber die Franzosen sind nicht tief genug, um so etwas mit wahrer Illusion oder einem freien Gemüth zu betrachten. Sie weiden sich an dem Pomp der Oberfläche und an den einzelnen Schönheiten der Diction. So muß man es denn zu seinem Besten auch machen. Dann ist eine solche Vorstellung für einen Fremden und besonders für einen Deutschen doppelt interessant, weil dieser es so sehr liebt, seine Ansichten auf alle mögliche Weise zu vermehren und vorurtheilsfrei in den Geist aller fremden Nationen einzudringen.

Den 3ten September.

Théâtre de la république et des arts.

Es liegt in der rue de la loi, wo die meisten Theater sind. Man gab ehemals die Opern in einem Theater im Palais royal, das von Moreau erbaut war, welches aber 1714 abbrannte. Darauf ward sogleich ein neues bei der porte St. Martin erbaut. Da aber Mll.

Montancier 1793 dieses Theater in der rue de la loi eröffnet hatte, so zogen die Schauspieler hierher.

Von außen ist es in die Straße eingebaut und macht keine Ansprüche auf Schönheit. Nur die Colonnade, durch die man hineingeht, unterscheidet es. Es ist inwendig von einem außerordentlichen Umfange. Das Parterre erweitert sich nach hinten etwas, wo das ganze Haus durch einen gerundeten Rang Logen geschlossen ist. Die Logen ruhen nicht auf Säulen, sondern stehen frei. Sie sind sehr reich verziert, aber in einem guten und ernsten Geschmack. Bonaparte hat hier seine eigne Loge, die durch eine Decke und Vorhänge von rothem Sammt mit Gold verziert sich unterscheidet. Das Theater wird großentheils von der Regierung unterhalten.

Der Vorhang ist auf allen Seiten mit einem breiten Rande umgeben. Auf dem Viereck, welches daraus in der Mitte entsteht, ist ein allegorisches Gemälde, das die Künste, Apoll u. s. w. darstellt. Wie man diese Idee so schön finden kann wie die Franzosen, begreife ich nicht. Nach meinem Geschmack ist dies einer der schlechtesten Vorhänge in Paris.

Überhaupt findet man sich durch das entsetzliche Geschrei, welches über alles was pariſisch ist erhoben wird, oft schrecklich getäuscht. Die Franzosen haben einmal die edle Dreistigkeit, alles auszuposaunen, was sie besitzen und gemacht haben, ungeachtet die wenigsten von ihnen das Ausland kennen. Es ist ein Volk von einer unverschämten Arroganz, und fast nicht zu begreifen, wie

andere Nationen diese oft so ungegründeten Ansprüche noch immer gelten lassen.

Wenn man z. B. die französischen Beschreibungen vom Theater des arts gesehen hat, so sollte man glauben, man müßte ganz betäubt und entzückt wieder aus diesem Feentempel herauskommen. Ich kann aber versichern, daß ich die Armide in Berlin wenigstens eben so prächtig gesehen habe. Die Decorationen sind schön, die Maschinerie vortrefflich, die Costume glänzend und prächtig; aber wer je schon ein anderes Operntheater in der Welt gesehen hat, wird es nicht so wunderbar und unerhört finden, als ein badaud, der nie aus seinem Paris gewesen ist.

Das Schlimmste dabei ist aber eigentlich dies, daß ein gewöhnlicher Pariser, wenn er von Gesang oder überhaupt von Musik spricht, gar nicht weiß was er redet. Es ist merkwürdig, daß fast diese ganze Nation kein musikalisches Gehör hat. Daher ist ihnen denn die Pracht der Decorationen und des Costumes fast die Hauptsache bei der Oper. Die Musik finden sie schön in einzelnen Stellen, wenn sie entweder recht heftig und stürmisch ist, oder wenn sie ins sanfte und rührende fällt, und dann äußert sich ihre Freude durch ein so barbarisches Klatschen, daß man die nächsten Stellen, und wenn sie noch so meisterhaft wären, völlig verliert. Schon dies zeigt einen großen Mangel an Gefühl für die Musik, daß die Meisten sich nicht enthalten können für sich die Musik mitzusummen und ihre aufmerksamern Nachbaren auf

das unangenehmste zu stören. Was indessen die Ausführung der Musiken betrifft, so muß ich dem Orchester des Theaters des arts Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist außerordentlich stark besetzt und spielt vortrefflich, besser als es dieses Publicum verdient. Man kann wohl sagen, daß in den meisten Städten für das Eigentliche der Kunst immer nur der geringste Theil empfänglich ist. Aber bei der Musik ist dies wirklich weniger der Fall, als bei irgend einer andern Kunst. Der ganze Zustand jener ist in unsern Zeiten nicht so sehr hoch über der Empfänglichkeit derer, die wir gebildet nennen. In Deutschland, namentlich in Berlin, haben die meisten Menschen Gefühl für die Musik, und ein richtiges Ohr, schon weil der Deutsche überhaupt nicht gewohnt ist so blind hinein seinen Beifall oder Tadel auszutheilen.

So wie die Franzosen im Ganzen keinen musikalischen Geist haben, so scheint es ihnen auch an musikalischen Stimmen zu fehlen. Die ersten Sängerinnen, die wir diesmal hörten, würden bei uns in den letzten Rollen nicht geglänzt haben. Es klingt hart, aber es ist doch wahr, daß sie mehr schreien als singen; ja wenn es recht stark gehen soll und die Stimme gar nicht mehr fort will, so unterstützen sie sie damit, daß sie dabei mit dem Fuße auf den Boden stampfen. Und bei solchen Efforts werden sie durch ein betäubendes Händeklatschen belohnt, welches ihnen manchmal sehr willkommen seyn muß, um ihr letztes Geschrei unhörbar zu machen.

Théâtre français.

Wider meinen Willen hatte uns der Baron von * genöthigt heute Abend mit ihm in das Théâtre français zu gehen, wo la Mort d'Abel und les jeux de l'amour et du hasard gegeben wurden.

Da traten sie denn nun auf die lieben ersten Menschen, mit langen herabhängenden Haaren und mit Lämmerfellen behangen, als ob sie aus dem orbis pictus copirt wären. Blos der böse Kain hatte das Fell eines wilden Thieres um. Der alte Vanhove, der immer die Väter und unglücklichen Greise macht, war der alte Adam, und seinem Elende nach konnte man ihm immer ein paar hundert Jahre geben. Die andern waren Schauspieler eines niederen Ranges. Sie sagten in ihrer Sanftmuth die französischen Alexandriner recht hübsch her. Nur der böse Kain tobte gewaltig und war überhaupt, wie natürlich, noch der Interessanteste von der ganzen Gesellschaft. Die vertu sans exemple des Abel, wovon seine Mutter so viel sprach, bewunderte ich nicht sehr. Unter den sechs bis acht Menschen die es gab, konnte man sich wohl so auszeichnen. Es war nicht hübsch vom lieben Gott, daß er Kains Opfer nicht auch verbrannte, da er doch wußte, daß es ein Mann von Kraft und Talenten und von einem hitzigen Charakter war. Zuletzt redete Gott selbst von oben ein Wort dazwischen; er affectirte aber etwas in der Aussprache des Französischen. Da mußte denn Kain voll Verzweiflung emigriren, und der Vorhang fiel.

Legouvé heißt der Mann, der die unglückliche Idee gefaßt hat, Geßner's Tod Abels in Alexandrinern für das Theater zu bearbeiten. Ich finde die Ausführung des Gedankens würdig. Die allzu weichliche Zärtlichkeit und Süßigkeit Abels macht ihn widerlich. Der Vorzug, den ihm die Ältern geben, ihr beständiges Reden von seiner unvergleichlichen Tugend und von Versöhnung, alles gewinnt uns für Kain, der ganz mit Recht über die Bequemlichkeit und Schlaffheit seiner werthen Familie klagt. Das Stück scheint auch nicht sehr beliebt zu seyn: denn es war eben nicht voll. Einzelne Stellen wurden jedoch mit dem gewöhnlichen Enthusiasmus beklatscht.

Les jeux de l'amour et du hasard waren ein recht hübsches Lustspiel, aber doch ohne besonderes Verdienst. Ich sehe gern die Lustspiele im Théâtre français. Sie sind immer etwas vornehmer und mehr in dem alten geschliffnen Styl, als in den übrigen Theatern, auch oft noch in Alexandrinern.

Man gab heute im Théâtre des arts, les mystères d'Isis, die Zauberflöte für das französische Theater zugestutzt, und wir waren äußerst begierig die Vorstellung dieser Oper mit der berlinischen zu vergleichen.

Man hat sich erbarmt und ihr einen andern französischen Text untergelegt, der zwar nicht so unsinnig wie der deutsche, aber vielleicht dummer ist. Doch mit dem Texte kann man ja nun einmal bei den Opern machen

was man will. Wenn man nur die Musik ungeändert gelassen hätte! Aber, o heiliger Mozart, wenn du aufgewacht und in das Théâtre des arts gekommen wärest, wie würdest du die armen Künste bejammert haben! Die hochgebildeten Pariser müssen wohl keine Idee davon haben, daß eine Musik ein Ganzes seyn könne, da sie sich erfrechen ganz fremde Stücke in die Zauberflöte einzustreuen. Sie haben Sachen von Mozart weggelassen, die zu den schönsten gehören, und dagegen Arien aus der Clemenza di Tito, Don Juan und aus der Hochzeit Figaro's eingeflickt. Der Urheber dieses Ungeheuers ist der cit. Lachaitte, der, wie auf dem Titel steht, die Musik „arrangirt" hat. So machen sich nun wirklich der deutsche Text und das französische Arrangement der Musik den Preis der Tollheit streitig. Die guten Pariser scheinen aber davon gar nichts zu merken. Sie klatschen zu den Arien aus der Hochzeit Figaros, als ob das so seyn müßte, und wissen viel davon was sie hören. Die Zuschauer waren sehr zahlreich und theilten ihren Beifall wieder nicht sparsam aus, besonders an die schönen Decorationen.

Der schlechte Gesang war mir noch nicht so aufgefallen als hier, weil ich ihn heute mit dem berlinischen vergleichen konnte. Die Sängerinnen kreischten wieder entsetzlich. Die Männer sangen etwas besser, aber dennoch welch ein Sarastro gegen den berlinischen! Die schöne Arie: „In diesen heiligen Hallen," oder: Dans ce séjour tranquille rien n'agite le coeur: geht in dieser

Musik ganz verloren, und scheint auch beim Publicum nicht sehr beliebt zu seyn, weil dies wirklich nicht seine Gattung ist. Den Monostatos und seine hübschen Arien hat man ganz weggelassen.

Hier sahen wir aber auch erst recht den Geschmack und die Pracht der Decorationen. Der Tempel der Isis, der zuerst das Theater vorstellte, war sehr schön, und die Visionen von dem Glück der Tugendhaften und den Qualen der Bösen nach dem Tode, die auch zugesetzt worden, sind wirklich zauberisch; so auch zuletzt die Feuer- und Wasserprobe des Helden, der hier nicht Tamino, sondern Ismanor heißt. Das Costume war gleichfalls sehr reich.

Im meisten haben mich fast die Ballets amusirt. Selbst die Figuranten sind hier so vollkommene Tänzer, daß bei uns manche davon allein auftreten könnten.

Musée des monumens français.

In einem ehemaligen Augustinerkloster (les petits Augustins) in der rue des petits Augustins im Fauxbourg St. Germain hat man ein Musée des monumens français angelegt. Seinen ersten Ursprung veranlaßte die Barbarei der Revolution. Als 1790 die Nationalversammlung alle Güter der Geistlichkeit einzog, setzte sie ein comité unter dem Präsidenten Larochefoucauld nieder, um für die Erhaltung der alten Kunstwerke zu sorgen, die sich auf diesen Gütern befinden möchten.

Dieses Comité und die Municipalität von Paris vereinigten sich eine Commission von Gelehrten zu wählen, welche diese Kunstwerke aussuchen sollte und den Namen Commission des monumens bekam. Das Comité bestimmte das Kloster des petits Augustins für die Werke der Bildhauerkunst und Malerei und die der Kapucinet, Grands Jésuites und Cordeliers für die Bücher.

1791 wurde der cit. Lenoir als Conservateur über den Dépôt des petits Augustins gesetzt, und da in den Provinzen das empörte Volk alle Arten von Kunstwerken und Denkmälern zu zerstören anfing, so wählte das Comité d'instruction publique eine zweite Commission von Gelehrten, welche sich in allen Provinzen nach den Kunstwerken erkundigen und die aussuchen sollte, welche die Erhaltung verdienten. Dennoch kam diese an manchen Orten schon zu spät. Die meisten Monumente in Paris waren zerschlagen. Selbst von der berühmten Bildsäule Heinrichs des IV., die auf dem pont neuf stand, ist nur noch ein Fuß übrig. Die Abtei von St. Denis war von Grund aus verbrannt worden, und mit vieler Mühe mußte man die verstümmelten Denkmäler und einbalsamirten Leichname der Könige aus dem Schutte ausgraben. Indessen brachte man aus allen Provinzen eine sehr große Menge von Gegenständen zusammen.

Auf den Antrag des cit. Lenoir wurde aus diesem Dépôt am 29sten Vendémiaire, an IV, ein Musée des monumens français gemacht. Schon am 15ten Fructidor, an V, war es dem Publicum geöffnet wor-

den. Noch immer hat man Commissarien in allen Gegenden Frankreichs, um immer mehr Kunstwerke hierher kommen zu lassen und auf diese Art das Museum vollständig zu machen.

Da es doch einmal durch die Revolution nöthig geworden war die Kunstwerke zu ihrer Erhaltung hierher zu bringen, so ist dies allerdings sehr löblich und nützlich. Nicht so lobenswürdig finde ich es, daß man noch jetzt immer fortfährt diese Sammlung zu vermehren. Man hatte genug, selbst um das Studium der Kunstgeschichte des Mittelalters zu befördern, nun sollte man jene uralten Denkmäler nicht mehr von ihrem Boden reißen, dem sie wechselsweise ein so großes Interesse geben und von dem sie es erhalten. Da sie sich alle auf Gegenstände und Personen der Geschichte beziehen, so gehören sie schon historisch mit ihren Plätzen zusammen. Wer hätte nicht lieber das Grabmal Abelards und Heloisens in Paraklet gesehen, wo es wirklich ihre Körper einschloß, als in den Gärten dieses Museums, wo es fast seine ganze Bedeutung verliert? Überhaupt sind die meisten dieser Sachen weniger von Seiten der Kunst, als von Seiten ihrer Geschichte interessant. Und dieses Interesse ersetzen alle die leeren Declamationen nicht, die Lenoir in seiner Beschreibung des Museums über diese rührenden Gegenstände ausgießt.

Aber noch weit mehr hat er sich an der Kunst versündigt, indem er die einzelnen Kunstwerke ganz willkürlich und nach seinem eignen Geschmack angeordnet und

zusammengesetzt hat. Diese Anordnung wird von ganz Paris bewundert, weil die Franzosen keinen Sinn für Genauigkeit und reelles Studium haben. Natürlich waren die meisten Kunstwerke zerbrochen und mangelhaft. Um sie zu restauriren, hat Lenoir oft andere Stücke aus demselben Zeitalter angesetzt. Schon dies ist eine falsche Idee, da es nicht blos auf die einzelnen Theile, sondern auch auf die Composition des Ganzen ankommt. Ja bei manchem hat er selbst die Restaurationen dazu machen lassen, freilich, wie er vorgiebt, nach dem Geschmack ihres Zeitalters; aber man sieht nur allzu oft seine eigenen Ideen und die Arbeit ist doch nie antik. Endlich hat er sich auch erdreistet Inschriften zur Erklärung in die Steine hauen zu lassen, wo angeklebte papierne Zettel und dergleichen dieselben Dienste gethan hätten. Nun weiß man nie, ob eine Inschrift, eine Verzierung ächt oder unächt ist, und muß immer das Buch des Herrn Lenoir zu Hülfe nehmen, damit er selbst wieder abnehme was er zugesetzt hat. Auch entstellen die neuen Zusätze manche Kunstwerke aufs unangenehmste. Kurz es ist hier eine gewisse Nationaleigenheit, allenthalben den eigenen Vorwitz anzubringen, nicht verleugnet worden. Da zeigt man denn auch so sein Theilchen Geschmack in Zusammensetzung und Anordnung. Ein Deutscher hätte diese Sachen voll Ehrfurcht ganz einfach hingestellt.

Doch nun will ich auch das Lob des cit. Lenoir nicht verschweigen. Es war sehr zweckmäßig, diese Kunstwerke nach ihren Jahrhunderten zu ordnen. Man findet

hier einen Saal des 13ten, 14ten, 15ten, 16ten, 17ten und achtzehnten Jahrhunderts. Die Salle d'introduction hat aber meinen Beifall nicht. Wenn sie existiren soll, so sollte sie wenigstens nur für die römischen und celtischen Monumente bestimmt seyn. Aber so sind sehr vorzügliche aus allen Jahrhunderten darin. Der cit. Lenoir meint, man könne so die Geschichte der Kunst besser übersehen; aber wer das will, der kann das ganze Museum durchgehen. Übrigens ist alles auf das ordentlichste und sauberste gehalten. Zwischen den Kreuzgängen des Klosters ist ein kleiner Garten, den man recht hübsch eingerichtet und ganz mit Kunstwerken besetzt hat.

Millin.

Heute Abend waren wir bei dem berühmten Gelehrten, Herrn Millin, gebeten. Wir mußten seinetwegen das Schauspiel versäumen, aber wir trösteten uns damit, daß wir nun eine recht interessante Gesellschaft geistreicher Männer würden kennen lernen.

Um sieben Uhr fanden wir den Herrn Wirth noch nicht zu Hause, aber an seiner Stelle einen alten Mann, der, wie wir nachher erfuhren, der bekannte Straßburger Gelehrte, Herr Koch, war, welcher jetzt als tribun in Paris lebt. Ich kann nicht sagen, daß ich ihn besonders einnehmend gefunden hätte. Endlich kam Herr Millin selbst, ein ganz kleiner lebhafter Mann, mit pechschwarzen Haaren, der beständig sprach und sich bewegte.

Diese Gesellschaft war übrigens nicht gerade von der Art wie ich sie liebe. Man war ungezwungen, das heißt, der Wirth glaubte sich berechtigt sich um keinen Menschen zu bekümmern, und jeder quälte sich auf seine eigene Hand, seinem Nachbar ein Wort abzugewinnen. Es war ordentlich eine Art von Cour, die sich Herr Millin machen ließ. Auf einem großen Tisch in der Mitte des Zimmers lagen eine Menge neuer Journale und andere Brochuren herum, in welchen mehrere der Herren Gäste lasen. Andere standen im Zimmer herum, und alle Viertelstunde entstand ein Gespräch. Auch an die Erfrischungen konnte man sich nicht halten. Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht. Herr Millin ging herum und fing zuweilen ein Gespräch zum Frommen der ganzen Gesellschaft an, indem er irgend etwas Paradoxes aussann, um den andern nur einigen Redestoff zu geben.

Die Hauptmaterie, die denn auch wirklich völlig zu Tode gehetzt wurde, war das Theater. Herr Millin behauptete, der Schauspieler brauche keine Empfindung zu haben, und sagte damit etwas recht kühnes in den Augen der übrigen. Sie bestritten ihn auch recht tapfer, er blieb aber zuletzt Meister, durch unzählige Wiederholungen und Anekdoten. Millin spricht unendlich viel und so seicht, wie man es nur wünschen kann. Aber er hat dabei ein gewisses wegwerfendes Wesen und redet wie einer der sich selbst bezaubert. Dies ist überhaupt die Art des französischen Agréable. So wie der fran-

zösische Schauspieler und Luftspringer durch seine Siegermiene den Augenblick angiebt, wo geklatscht werden soll, so sagt auch das ganze Wesen der französischen Angenehmen: Bemerkt doch, wie angenehm ich bin!

Das ganze Unglück dieser Gesellschaft, glaube ich, bestand eigentlich darin, daß jeder voll davon war, er müsse heute geistreich und gelehrt seyn. Ich mag nur nicht von der albernen Altklugheit reden, die darüber an den Tag kam. Noch dazu waren die Herren größtentheils Fremde, und wußten um so weniger, was sie mit einander anfangen sollten. O Dank den ungelehrten Wirthen, die ihre Gäste unbemerkt einander zu nähern und jedem in ihren Gesellschaften seine Unterhaltung zu geben wissen!

Herzlich froh bemerkten wir, daß einige der Herrn so still, wie sie gekommen waren, wieder abgingen. Wir benutzten diese Freiheit und sahen uns glücklich von der Langeweile befreit.

Im Antiken-Cabinet den 9ten Sept.

Eine Beschreibung des Apollo von Belvedere, dieses Meisterwerkes der Bildhauerei, zu geben, ist fast unmöglich. Seine göttliche Gestalt wird sich nie aus meinem Gedächtnisse verwischen. Die erhabne Miene des Gesichts, jedes Glied, jede Muskel sagt uns, dies sey Apollo der Sieger, der Gott, der den Drachen Python getödtet hat. Wenn ein Gott zürnen und sich seines

Sieges freuen kann, so thut er es so wie dieser. Es ist kein menschlicher Zorn, keine menschliche Siegesfreude, sie nimmt ihm nicht den Ausdruck der Seligkeit und Vollkommenheit.

Eben ist der scheusliche Feind gefallen. Noch ist die linke Hand mit dem Bogen nach ihm ausgestreckt. Der Oberleib beugt sich leicht nach der rechten, mit welcher er die Senne gezogen hat. Auch der rechte Fuß ist leicht vorgesetzt und das Haupt wendet sich zur Linken, um den Drachen anzusehen. Die Stellung des ganzen Körpers ist so leicht und ätherisch, daß man sieht, die That ist mit göttlicher Leichtigkeit und Macht vollendet worden. Er scheint nicht fest auf dem Fußboden zu stehen, sondern darüber zu schweben; und wenn ich mich lange in dem Anschauen des Ganzen verlor, so hat es mir zuweilen geschienen, als würde er anfangen schwebend zum Himmel zu steigen.

Durch welchen Einfluß der Gottheit ward es den Künstlern gegeben, die Ideale zu verkörpern und wirklich darzustellen! Dieser Marmor lebt, aber er lebt höher als der wirkliche Mensch, ein seliges und ewiges Leben. In ihm ist der edelste und höchste Gedanke der menschlichen Phantasie lebendig und wirklich geworden, ja die Gottheit selbst. Wenn wir das was göttlich in uns ist ehren wollen, so laßt uns diesen Marmor ehren und anbeten.

Der Kopf ist wohl die Auflösung einer der allerschwierigsten Aufgaben der bildenden Kunst. Es ist die

reine Schönheit Apolls, nicht die entschiedene Weichheit des Bacchus, nicht die entschiedene Männlichkeit Merkurs, sondern die höchste Indifferenz, welche das reine Ideal charakterisirt, und dennoch mit dem Ausdruck der Leidenschaft und noch dazu einer göttlichen Leidenschaft. Dieser Kopf bürgt mir für die Seelenhoheit des Mannes, der ihn denken, kühn an seine Ausführung schreiten und ihn vollkommen schaffen konnte. Was können Worte sagen, um diesen Kopf auszudrücken! Seine idealische Schönheit schwächt nicht den Ausdruck der Leidenschaft, und dieser verstellt jene nicht. Mit einem leichten Eindruck der Stirn über den Augenbrauen, mit dem leichten Aufflattern des schönen Haars, mit einem Ausdruck der Lippe, dem ich keinen Namen zu geben vermag, und der starken Wendung der Halsmuskeln ist alles gethan.

Ich werde nie aufhören das feine Gefühl der Alten, das sich bis in die kleinsten Umstände hinein treu blieb, zu bewundern. Es allenthalben bemerken und aufsuchen zu wollen, würde Stoff zu unermeßlichen Werken geben. Der Kopf dieses Apolls ist offenbar nach Verhältniß stärker als die Köpfe anderer Apoll'n. Die Wangen sind fester und kräftiger. Die Nase geht nicht ganz grade von der Stirn herab, sondern hat eine kleine Senkung zwischen den Augen. Die Muskeln des Halses sind bestimmt und treten stark hervor. Dafür ist es aber auch nicht der kindlich spielende Apoll, wie der σαυροκτόνος, nicht der nachdenkende, nicht der Gott der Leyer, sondern es ist der Gott des Bogens, Apoll der

Sieger, das Ideal jugendlicher Kraft und Vollkommenheit. Um die Stirne flattert leicht gelocktes Haar bis auf den Rücken hinab, und oben auf dem Haupte ist es mit jener Binde der Götter und Könige zusammengebunden, die Arbeit des Haares ist ganz vortrefflich.

Die Brust ist stark und ziemlich breit und tritt göttermäßig hervor. Und doch ist sie nicht so schwer wie die des Mars, ja kaum wie die des Merkurs, sondern glatt, und leicht in den übrigen Körper übergehend. Die Arme, die sich an den Schultern glatt und sanft hinab senken, sind weder rund, wie die eines Amors oder Bacchus, noch nervig und von starken Fleischmassen. Ihre Leichtigkeit und Stärke habe ich nirgend so vereinigt gesehen. Die Achselhöhlen sind deutlich unterschieden und die Mitte des Oberarms ziemlich dünn, ganz wie ein Arm seyn muß, der wenigstens eben so sehr der Leyer als des Bogens gewohnt ist, oder vielmehr ein Arm eines schönen Körpers, der nicht seinen bestimmten Zweck hat oder darstellt. Der linke ist vorgestreckt und hält den Rest des Bogens. Über ihn schlägt sich leicht das kleine Gewand, das von den Schultern herabflattert. Der rechte fährt zurück, als hätte er die Senne gezogen und sey nur in dem Triumphe über den gefallenen Drachen noch stehen geblieben, wie man wohl noch in der Stellung der Handlung bleibt, wenn man etwas Großes vollbracht hat. Die rechte Hand, welche restaurirt ist, richtet sich etwas in die Höhe. Ich weiß nicht, ob sie sich nicht zu sehr ausbreitet.

Der halb umgewandte Unterleib ist schlank und geht sanft in die schönen Hüften über, die nicht von weibischer Fülle, sondern leicht herabgleitend gebildet sind. Die Schenkel sind von mittelmäßiger Stärke, die Knie treten deutlich aber nicht hart hervor, und die Waden sind schlank gerundet. Um die schönen Füße trägt er reiche Sandalen. Die Schönheit dieses ganzen Körpers läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Er blüht in einer ewigen Jugend, und der einzige Ausdruck, den man dafür haben kann, ist Vollkommenheit. Die glatten und leichten Übergänge der Glieder sind die schönste Darstellung jugendlicher Blüthe und Kraft. Dabei kommt ihm die Glätte und Politur des Marmor herrlich zu statten.

Der Anblick dieses belebten göttlichen Steins ist der schönste, dessen ich bisher genossen habe. Ich weiß nichts, was die Seele so reinigt und erhebt, sie so ganz mit einer erhabenen Anschauung füllt. Die ganze Figur betrachtet man am besten von vorn, aber dann muß man sich völlig dem Eindruck des Ganzen überlassen. Will man das unvergleichliche Profil des Gesichts näher genießen, so muß man sich etwas zur rechten Seite der Statue stellen, wo es am schönsten und bestimmtesten erscheint. Um aber den Körper am vollkommensten zu sehen, ist die Stellung zur linken Seite der Statue, nach welcher er hingewendet ist, die vorzüglichste.

Nach der Tafel mußten wir mit ** schlechterdings nach dem Theater sans prétention gehen, obgleich die-

ses ganz hinten auf dem boulevard du temple ist und der Weg sehr kothig war. Das Theater ist klein und hat wirklich einen sehr passenden Namen. Es gehört etwa zum dritten Range in Paris. Im Parterre, wo es nicht sehr voll war, lagen viele Leute ganz bequem über einige Banken gestreckt. Und doch ist es zu verwundern, wie noch so gut gespielt wird, so gut — daß es nicht im mindesten unterhaltend ist. So steht es mit den Franzosen. Eine gewisse allgemeine äußerliche Bildung macht bei ihnen, daß sich alles in seiner Sphäre zu erhalten weiß, wie es die andern machen, und daß die unterhaltende und lehrreiche Originalität, die man bei andern Völkern so oft in den niedern Ständen findet, bei ihnen selten angetroffen wird. In Frankreich sind fast alle Stände gleich und zwar ziemlich oberflächlich gebildet; aber dies erhält selbst die niedrigsten aufrecht. Ein schlechtes deutsches Theater ist ungleich amüsanter, weil es recht elend zu seyn pflegt. Ein schlechtes französisches geht ganz altklug und mittelmäßig seinen Gang fort, weil es mechanisch die bessern nachahmt.

Nachdem der Verfasser noch einiges über die Stadt bemerkt, endigt er sein Tagebuch. — Er dachte nun schon an die Rückkehr ins Vaterland und in welchem Wirkungskreise er künftig vielleicht arbeiten würde. In einem Briefe von Paris vom 19ten Septbr. schreibt er seinem ältern Bruder:

Was übrigens den Schlendrian betrifft, von dem Du mir schreibst, so bin ich freilich nicht sehr begierig darauf. Aber hoffentlich werde ich mich doch darin zu fassen wissen und Mittel finden, mir auf meine eigene Hand das Leben angenehm zu machen. Du sagst mir vom auswärtigen Departement. Aber es ist dabei noch so mancherlei zu bedenken. Ich habe diese Sache bei unserer hiesigen Gesandtschaft etwas näher kennen gelernt. Der Anfang ist auch ein Schlendrian und der kann lange dauern. Überhaupt ist es anerkannt, daß hier Fürsprache, Adel und Reichthum fast alles gilt. Doch wir werden davon mündlich besser handeln können. Nur sey versichert, daß ich mich nie zu einem Justizcollegium hergeben werde. Ich will schlechterdings meinen Geist nicht muthwillig tödten lassen. Auch sind meine Ansprüche gar nicht groß. Man soll mir nur so viel geben, daß ich ohne Sorgen leben kann, mich übrigens nicht zu sehr scheeren, sondern mir Zeit lassen für mich selbst zu arbeiten. Ich werde mich nie entschließen können die Studien aufzugeben, die ich für meine würdigste Beschäftigung halte und ohne die ich lieber gar nicht leben möchte. Jedes Amt, das mir nur Zeit läßt, soll mir willkommen seyn.

Über Stuttgard, Ansbach, Nürnberg, Erlangen, Bamberg, Coburg, Saalfeld, Rudolstadt, Jena, Halle und Dessau reisete Solger noch in diesem Jahre mit sei-

nem Freunde in das Vaterland zurück. Er kam nach Stettin zu seinem ältern Bruder, Friedrich, der sich indessen verheirathet hatte, ging auch nach Schwedt und arbeitete dort aus Blättern und Erinnerungen jenes Tagebuch seiner Reise aus.

1803.

Mit dem Anfange dieses Jahres ging Solger nach Berlin und ließ sich bei der damaligen Kriegs- und Domainenkammer anstellen, mehr um gewissermaßen einen Vorwand zu haben, welcher seinen Aufenthalt in dieser Stadt rechtfertigen könne, als daß es sein ernster Vorsatz gewesen wäre, sich nun für immer dem Geschäftsleben zu widmen. Seine Studien, besonders die griechischen, setzte er mit dem größten Eifer fort. Er war aber auch in seinen Dienstgeschäften so fleißig und pünctlich, daß er sich die Zuneigung eines edlen Mannes, des damaligen Kammerpräsidenten von Gerlach, dadurch erwarb, eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen, Talenten und verehrungswürdigen Eigenschaften, den seine Mitbürger hinlänglich kennen, und von welchem Solger niemals ohne Rührung und Bewunderung sprechen konnte. Ihn machte Solger zum Vertrauten seiner Plane für die Zukunft, und der edle Freund rieth ihm nicht ab, sondern munterte ihn selbst dazu auf, seine jetzige Laufbahn in Zukunft mit der eines Gelehrten zu vertauschen.

Im Februar dieses Jahres starb Solger's geliebte Schwester. Noch kurz vor seinem Tode konnte er von diesem schmerzhaften Verluste nicht ohne Bewegung spre-

chen. Er schreibt in seinem Tagebuche vom 15ten Februar:

Ein schrecklicher Tag, an den ich lange denken werde. Den Mittag bekomme ich einen Brief von der Mutter, daß Henriette sehr krank ist. Die schwere Beschreibung der sonst schonenden Mutter läßt mich Böses ahnen. Ich glaube zwar, daß sie noch lebt, aber daß sie sehr bald sterben wird, und dieser Gedanke treibt mich den ganzen Nachmittag umher. Oft fiel ich darauf, mit der nächsten Post nach Schwedt zu reisen, um die Gute noch einmal zu sehn. Zum Abend hatte ich mich bei Rosch melden lassen. Ich trete in dieses Unglückshaus, erzähle meine Nachrichten und erfahre ihren Tod. O Gott, so früh diesen fürchterlichen Schlag!

Mittwoch den 16. Den ganzen Tag war ich betäubt, halb krank. Jedesmal daß ich Hagen, Krausen mein Unglück ankündigte, erlitt ich von neuem. Zum Mittag war ich bei Bethgens gebeten, und ließ es absagen. Dieser Verlust war unersetzbar. Fast alle ihre Briefe habe ich wieder gelesen, keinen ohne Thränen. Von meiner Kindheit auf hat sie mich mit einer gleich warmen, festen, zarten Liebe begleitet bis an den Tag ihres Todes. Alle ihre Briefe sind voll davon. Mehr haben sich Schwester und Bruder nie geliebt, kaum jemals so stark. Gewiß, gewiß hat sie bis an ihren Tod lebhaft an mich ihren vertrautesten Freund gedacht. Hätte ich sie doch bis an die Grenze dieses Lebens begleiten können, wäre ich doch bei ihr gewesen! Sie hat meinen

letzten Brief so oft gelesen. Hätt' ich ihr doch einen Abschiedsbrief schreiben können! Es ist mir noch unmöglich sie mir aus den Lebenden weg zu denken. O so früh werde ich dessen beraubt, was mir am theuersten war!

Es soll meine heiligste Pflicht seyn sie innig und vollkommen zu betrauern. Lange, lange wird dieser Schmerz in meiner Seele hasten. Ihrem Andenken will ich meine einsamen Stunden weihen. Wie fühle ich mein Herz verödet und verwaist! Ich habe Freunde: aber die innige, zarte Anhänglichkeit einer reinen uneigennützigen weiblichen Seele ist dahin. So wie sie in ihrem Leben nichts aus meinem Herzen gedrängt hätte, so wird sie auch nach ihrem Tode nichts daraus verdrängen. Sollte mich auch einst die höchste Liebe beglücken, ihr Bild wird mir doch nie verschwinden. —

Donnerstag den 17. Eine unruhige Nacht. Ich habe aber nicht von der Verstorbenen geträumt. O hätte ich sie noch einmal, auch nur im Traume gesehn! Wenn es Lebenden möglich wäre die Abgeschiedenen zu sehn, so wäre sie mir wohl erschienen. Aber sie ist nun in einer andern Welt. Sie ist nicht mehr meine Henriette, sondern mit Gott vereinigt, und wie ich Gott liebe, so liebe ich sie auch.

Ich fühle einen unendlichen Trieb, mir die Liebe, die Tugenden meiner Schwester zu wiederholen. Sie war ganz die Tochter meines herrlichen Vaters. Geistreich, klar, heiter, von lebhaftem Interesse für alles Schöne

und Gute. Nachher wurde sie mehr Wirthschafterin. Wie pünctlich, bestimmt und männlich überfah sie alles! Ganz die Ordnungsliebe und den praktischen Sinn des Vaters. Sie kannte ihr Hauswesen und lenkte es, wie er seine Kammer.

Ist es denn unmännlich seine Geliebten zu beweinen? Verdient es denn eine so seltne Liebe gar nicht, daß sie einen Nachklang hinterlasse auf dieser Erde? Nein, meine Schwester, mein Herz ist derselben Anhänglichkeit fähig, welche das deine so schön zierte. Tief durchdrang sie der Verlust ihrer Tochter, unsers Vaters. Jährlich noch erinnerte sie sich daran und feierte gleichsam mit stillem Schmerz ihr Andenken. Ich will nicht leichtsinnig den Schmerz um sie verwischen; ich will ihr den Kummer zum Todtenopfer darbringen, dessen sie werth war! —

Sonnabend den 19. Der schöne Frühlingssonnenschein lockt alle Menschen heraus. Nur ich kann nicht Theil an der allgemeinen Freude nehmen. O welche Freude und Entzückung war immer der anbrechende Frühling für meine gute Schwester! Wo ich Blumen sehe, möchte ich weinen: sie liebte sie so sehr.

Wir theilen einige kürzere Aufsätze mit, die er damals als eilige Kritiken nur für sich selbst niederschrieb. —

Februar.

Göthe's: Was wir bringen, mag man klein und unbedeutend nennen, mir ist es sehr werth. Es ist so

ganz durch und durch göthisch. Eine Allegorie zwar, aber eine offne und zugängliche, die mitten unter uns gesellschaftlich und verständlich ist. Diese heitere Menschlichkeit ist darum nicht weniger der Wiederschein innerer Größe. Göthe ist ein Jupiter mansuetus. Darum suchen aber die Leute so oft noch etwas hinter ihm, und die leicht verständliche Allegorie scheint ihnen nicht tief genug.

Bin ich wirklich von der Art Menschen, von denen A. W. Schlegel einmal im Athenäum spricht? Es sind die, für welche alles, was sie berühren, ein reines objectives Interesse bekommt, ungeachtet sie Anfangs ein blos eigennütziges dafür hatten. So gewinnt mich jetzt nach und nach Staatswirthschaft und Oekonomie, die ich doch nur aus Eigennutz zu treiben anfing. Indessen fühle ich, daß mein Interesse daran nur das ist, welches jeder wahre Mensch auch nehmen sollte, und daß die genannten Wissenschaften mich unmöglich zu ihrem Eigenthume zu machen fähig wären.

Ungefähr vor einem Jahre, als ich mit Karl Schelling in Jena in dem Disputatorium seines Bruders disputiren mußte, stellte er folgende Theses auf:

1) Je kleiner ein Ding ist, desto größer ist sein Inhalt, und insofern ist der Punct das Inhaltvollste;
2) das Universum ist ohne Anfang noch Ende, zirkel-

rund, reiner Organismus. Die elliptischen Bahnen der Gestirne deuten den Übergang vom Organismus zum Mechanismus an;

3) Gott ist als Einheit Ursache der Vielheit; als Ursache der Vielheit ist er eine intramundane, als Einheit eine extramundane Intelligenz. Ihn nur unter dem einen oder dem andern Attribute zu denken, ist gleich weit gefehlt;

4) das Theorem, daß keine Substanz oder Monas auf die andere einwirken oder sie vernichten könne, läßt sich durch Zahlen so ausdrücken: 1 : 1 = 1, oder 1 + 1 = 1.

Bei Nr. 1 trieb er mich gleich auf den zweiten Theil vom Puncte, und ich zwang ihn zu der Verbesserung, den Punct das absolut Inhaltvolle zu nennen. Ferner mußte er das Erste ganz zurücknehmen, weil mit dem absolut Inhaltvollen keine Vergleichung möglich ist. — Gegen den ersten Theil von Nr. 2 war nichts einzuwenden; beim zweiten wollte ich aber einen solchen Übergang nicht zugeben, weil ich die Bahnen der Gestirne gänzlich in die Causalreihe verwies. Ich merkte aber nachher, daß mir hier noch etwas verborgen seyn mußte. — An Nr. 3 war nur gegen den Ausdruck etwas zu machen, eben so an Nr. 4.

Da ich glaubte, ich würde auch noch einmal respondiren müssen (welches aber nachher die Kürze der Zeit verhinderte), so ging ich auch darauf aus, Theses zu suchen, und schrieb einmal diese drei auf:

1) Jedes einzelne Ding ist auch als solches das ganze Universum;

2) im Unendlichen ist Identität im Ganzen und Differenz im Einzelnen, im Endlichen Identität im Einzelnen, und Differenz im Ganzen;

3) die Staatengeschichte verhält sich zur Rechtsphilosophie (oder, setze ich jetzt hinzu, die Weltgeschichte zum Idealismus) wie die Experimentalphysik zur Naturphilosophie.

Die eigentliche Erbärmlichkeit der Kotzebue und Merkel geht fast über alle Vorstellung. Hier ist weit mehr als Klotz. Ihr Schimpfen auf die Gegenpartei ist bloße Stadtklatscherei, und es kommt wirklich schon dahin, daß man nur zugleich nach dem Beobachter an der Spree und dem Freimüthigen fragt. Das Schönste ist aber, daß sie gar nicht leben können, ohne ihren Feinden nachzuahmen. Kotzebue schimpft unermeßlich auf die Gegner, und bald darauf macht er Trauerspiele in Versen und quält sich ihnen nach. Collin ist ihm der erste Tragiker, weil er sich gleichfalls jenen nachquält, doch nicht zu ihnen gehört, und mit einer seinen Fertigkeiten angemessenen Bescheidenheit nach Protection sucht. Sie haben sich im strengsten Sinne öffentlich verächtlich gemacht, und man muß blind seyn, um hier nicht den wahrhaften Haß des Vortrefflichen zu erkennen. Ich habe mir Kotzebue sonst nicht so niedrig gedacht. Unterdessen nimmt

ihn, nachdem er an zehn Orten weggejagt worden, Berlin mit Freuden auf, und er bekommt eine Präbende.

Πᾶς ἄφρων μαίνεται. Es klingt nur gar zu hart, aber es ist doch nicht weniger wahr. Die Stoiker irrten vielleicht nur darin, daß sie sich selbst für σώφρονες hielten. Wir sind aber alle ἄφρονες, mehr oder weniger. Indeß giebt es doch zwei Classen. Σοφὸς möchte wohl nur Gott seyn können, σώφρονες sind die, welche sich orientirt haben, und ἄφρονες die, welche wir täglich alles durch einander mischen sehen, und die völlig im Finstern tappen.

Es ist interessant, die Handlungsweise der Empiriker zu betrachten, welche fast alle nicht wissen, auf welchem Standpunkte sie stehen oder stehen sollten. Niemand kann wohl praktischer seyn als der Ökonom, der Kameralist. Alle Schriftsteller dieses Fachs dringen auch recht eifrig auf reine Empirie, und Achenwall, in der Vorrede zu seiner Politik, sagt, um eine recht leere Grille zu bezeichnen, er werde blos in der Erfahrung verweilen, weil man sonst gar zu leicht in platonische Republiken verfalle. Nun ist es lustig anzusehen, wie sie doch alle gerne philosophische Gelehrte seyn und ihre philosophischen Collegia, wodurch sie, wie sie zu sagen pflegen, sich die Köpfe aufgeräumt haben, praktisch anwenden

wollen. Sie bringen also in Gottes Namen, als ob es idealische Fächer für das Empirische gäbe, ihre Erfahrungen in Systeme (a priori), die natürlich nirgend zulangen wollen. Daher sind manche Einleitungssätze zu den Capiteln in Beckmann's Ökonomie im höchsten Grade komisch. Nach Suckow hat Darjes die Kameralwissenschaften mit philosophischen Augen angesehen. Das kann nichts weniger lustig seyn, als die Philosophie mit kameralistischen Augen anzusehen, wie es Viele thun. In seiner eigenen Ausgabe des Darjes'schen Werkes ist es ein Spaß, wie er im Anfange fast mathematisch einen Satz aus dem andern herzuleiten bemüht ist. Dies z. B. klingt äußerst drollig §. 10. Wenn man den §. 5. mit dem §. 9. verbindet, so ist ein Fürst alsdann ein reicher Fürst, wenn er reiche und geschickte Unterthanen hat. Der schönste Abschnitt ist aber beinah der von der Schönheit des Landes. — Soll man da nicht auch ausrufen: *Πᾶς ἄφρων μαίνεται!* und wenn er auch noch so gelehrt ist?

Der Titan sollte Jean Pauls bestes Werk seyn? Ich möchte ihn für sein schlechtestes halten. Nun darf ich gar nicht mehr die Augen darauf richten, so quellen mir die üppigen Frühlinge und die breiten Blumenbeete der Natur entgegen, und vor den Augen schimmern mir beständig die Sonnenuntergänge. Es ist zu verwundern, daß die Leute in diesem Garten-Eden sich nicht besser befinden. Aber sie sind insgesammt krank; ja es ist ihr

größtes Verdienst und sie sind ordentlich recht stolz darauf, daß sie so kränklich sind. Die Gesundheit überlassen sie den Alltagsmenschen, z. B. Rabatten. Ich bin freilich kein Alban; indessen habe ich doch gewagt mir einmal recht vorzustellen, ob ich mich wohl in eine solche Liane verlieben könnte. Es wäre mir nicht möglich. Frouley ist richtig wieder die beste Figur. Requeiral ebenfalls auch. Aber in dessen Schilderungen kommt zuweilen reiner Kramer zum Vorschein. Ein wunderlicher alter Herr ist der alte Spener, der Gespenster sieht und hin und wieder ein Stück triviale Weisheit fallen läßt. Er hat sehr viel vom Charlatan. In Summa, die Menschen sind nach dem Verhältnisse vorzüglicher, in dem sie kränklicher sind. Die Umgebungen sind nicht sehr variirt. Der Weg nach Blumenbühl ist mir so bekannt, als ob ich alle zwei Tage hinginge, und in Lilar kenne ich alle Fußsteige.

Es giebt irdische Naturen, die sich mit aller Gewalt nach dem Höhern abquälen und das Schönste und Beste ihrer Welt auf einander häufen, um darauf in die andere zu steigen, aber natürlich vergebens. Dahin gehört auch der erdgeborne Jean Paul.

Für jetzt sind noch nicht besondere Aussichten auf eine deutsche Tragödie, welche der griechischen beikäme.

Es fehlt nur noch an einer allgemeinen poetischen Ansicht der Welt und der Gottheit, wohin uns nur die größte philosophische Bildung bringen kann. Die Gegenstände, glaube ich, könnten wir dann wohl aus der Welt der uralten deutschen Gedichte, des Heldenbuchs, des Liedes der Nibelungen, nehmen, worin ich mehr heroischen als romantischen Geist finde.

Nach dem, was ich bis jetzt von der neuen Stollberg'schen Übersetzung des Aeschylos gelesen habe, kann ich sie nicht anders als sehr mangelhaft finden. Der Dialog ist in schlechten fünffüßigen Jamben, die Chöre in selbstgemachten unnatürlichen Sylbenmaaßen. Die Diction und alles ist aufs äußerste herabgestimmt und geschwächt; kurz es ist kaum noch der Schatten vom Aeschylos. Den einzigen Werth bekommt das Buch durch die vortrefflichen Flaxmann'schen Umrisse.

In den Wunderbildern und Träumen von Sophie Bernhardi ist eine recht lebhafte Phantasie und ein recht angenehmer Ausdruck. Die Bedeutung ist freilich nicht sehr tief, und überhaupt sind alle diese Mährchen sich ziemlich gleich und einförmig. Nur eins zeichnet sich besonders durch eine fast mehr als weibliche Stärke der Phantasie aus, das, worin das Unglück eine so große Rolle spielt.

Eine ganz neue, wunderbare und wichtige Erscheinung ist ohne Zweifel der von Novalis angefangene Heinrich von Ofterdingen. An jenem vortrefflichen jungen Manne haben wir gewiß unendlich viel verloren. H. v. O. ist ein neuer und äußerst kühner Versuch, die Poesie durch das Leben selbst darzustellen, ausgeführt mit einem für das Unendliche flammenden Herzen, einer reichen und schöpferischen Phantasie, und so viel man jetzt sehn kann, auch mit einem klugen Verstande.

Nach meiner Einsicht sollte der Roman in dem wirklichen Leben absichtlich anfangen, und je mehr H. selbst nach und nach in die Poesie überging, auch sein irdisches Leben darin übergehn. Es würde also dies eine mystische Geschichte, eine Zerreißung des Schleiers, welchen das Endliche auf dieser Erde um das Unendliche hält, eine Erscheinung der Gottheit auf Erden, kurz ein wahrer Mythos, der sich von andern Mythen nur dadurch unterschiede, daß er sich nicht in dem Geiste einer ganzen Nation, sondern nur eines einzelnen Mannes bildete. Die Idee ist kühn, wohl ausgebildet und ganz eines großen Geistes würdig, aber sie wird jetzt noch wenig Boden finden. Sie ist indessen ein vortreffliches Glied in der Kette der Weltverbesserungen, die jetzt anzufangen scheinen.

Daß Heinrich von O. nicht weiter fortgeführt und grade beim Anfang des Wichtigsten stehn geblieben ist, das schmerzt mich ungemein. Über das Einzelne muß ich noch nähere Beobachtungen anstellen.

April.

Baggesens Parthenäis ist auch ein Versuch zu homerisiren, der aber nicht ganz gelungen ist. Er schwebt zwischen Ernst und Scherz. Der Gegenstand an sich selbst ist zu klein, und einzelne Scenen zu groß. Dazu kommen die Gottheiten, die hier nichts als Maschinen sind und bald scherzhaft bald ernsthaft gebraucht werden; dadurch werden fast die Felsen, die ihnen zu Sitzen angewiesen sind, entweihet. Die Begeisterung ist fast immer nur partial und nie recht innig. Humoristische Reisen schreibt der Verfasser besser. Die Hexameter sind recht gut, nur sieht man's ihnen zu sehr an, daß sie nach der Voß'schen Schnur gemacht sind. Aber die Sprache ist aufs unverantwortlichste gemißhandelt. Außerdem daß die Grammatik oft beleidigt wird, fehlt zuweilen alle Construction. Es sind unnatürliche und schwerfällige Zusammensetzungen gewählt, und das aus bloßem Muthwillen. Kurz in dieser Rücksicht liest sich das Gedicht sehr unangenehm. So sieht unsere bildsame Sprache aus, wenn ausländische Hände daran bauen und bessern!

Karamsin ist ein guter, empfindsamer, sanft gebildeter Mann. Er ist immer voll Liebe und Freude; alles entzückt ihn; jeder bekanntere Mann ist seiner Bewunderung und Verehrung gewiß. Diese gebildeten Russen kommen mir immer vor, wie der Wolf in Tieck's Rothkäppchen, der so human spricht.

Der ganz neue Homer von Voß scheint mir wirklich der beste. Wie am Leichname des Hektor, so hat Apollon auch hier an der Sprache Entstellungen verhütet. Die Verse sind durch und durch schön und nie so polternd wie einige in den ältern Ausgaben, die allzuschön seyn wollten. Sie bleiben die unerreichbaren Urbilder des deutschen Hexameters. Wer sie ohne tiefes und langes Studium nachzubilden wagt, der läuft Gefahr eine Parthenäis herauszubringen. Auch einzelne Ausdrücke und Wendungen, die vorher immer noch einen Anstoß gaben, sind geändert worden, „nur des Herzens Geist und Empfindung" will mir noch nicht ganz zu Sinnen. Jetzt erst können wir sagen, daß wir einen vollkommenen deutschen Homer haben.

Schlegel behauptete, man sollte die alten deutschen Gedichte, das Lied der Nibelungen, das Heldenbuch u. s. w. in Hexameter übertragen, um sie für uns genießbar zu machen. Das glaube ich nicht. Schon in ihrer jetzigen Gestalt finde ich darin den deutschen Originalhomer. Den Sitten, die darin herrschen, und dem ganzen Geiste deutscher Vorwelt scheint mir ihre Versart sehr angemessen zu seyn, und ich zweifle keineswegs, daß sie uns auch in dieser genießbar seyn müssen, wenn wir nur Sinn für Volkspoesie und Alterthümlichkeit haben. Es ist der altdeutsche derbe Charakter, der sich in diesen kurz abgesetzten Zeilen ausspricht.

Schade, daß Fr. Schlegel die Übersetzung des Plato nicht fortsetzt. Ich habe den größten Theil des Phaidros in dieser Übersetzung, und finde ihn köstlich. Die reine und göttliche Ideenwelt des Plato wird in diesem krystallenen Spiegel herrlich zurückgeworfen. —

Ich habe Lust ein Trauerspiel zu schreiben, welches Jüngers Blutbad an Gräßlichkeit noch weit übertreffen soll. Besonders müßte es sich in fürchterlichen Schwüren und Verfluchungen auszeichnen.

Auch ein Lehrgedicht über die preußische Finanzwissenschaft wäre nicht übel.

Von Kosegarten habe ich sonst eine bessere Meinung gehabt, als ich jetzt von ihm bekomme. Seine nordische Kraft und Wildheit hielt ich für eine Art natürlicher Roheit und ließ sie mir gefallen. Jetzt sehe ich aber, daß wirklich vieles, z. B. Bianca del Giglio entsetzlich schlecht ist. Wiewohl die katholische Religion darin die Hauptrolle spielen soll, so liegt doch schlechterdings keine eigentliche Idee zum Grunde. Die Heldin verliebt sich in den Evangelisten Johannes und nachher in sein irdisches Ebenbild, von dem ich wirklich einmal Hoffnung hatte, es werde der Evangelist selbst seyn. Dann

wird sie in Europa und Asien herum verschlagen, stürzt sich durch ihre Religiosität in tausend Unglücksfälle und wird immer wunderbar errettet, macht eine Wallfahrt nach Jerusalem, kommt endlich glücklich wieder nach Hause und findet ihren Giovanni, um in seinen Armen mit ihm vom Blitze erschlagen zu werden. Es ist nun wohl freilich gewiß, daß dieser Blitzschlag Beide unmittelbar in den Sitz der Seligen versetzt hat. Aber was will das sagen? Daß eine so treue und heilige Liebe nur durch plötzliche Entraffung von der Erde belohnt werden kann? Dieser Gedanke wäre allenfalls des Ausspinnens durch einen ganzen Roman fähig. Allein hier tritt er nicht hervor, sondern ist höchstens darin umschrieben. Der größte Theil des Buchs gleicht einer Reisebeschreibung, und wirklich muß K. vorher viele Reisebeschreibungen jener Gegenden gelesen haben, mit deren genauer Kenntniß er so kleinlich prahlt. Eben so ist es mit den Beschreibungen der Gemälde und Kunstwerke in Rom und besonders in der Peterskirche, die er, wie ich glaube, gar nicht einmal gesehen hat. Diese sollen den Roman in eine höhere Sphäre der Kunst erheben, aber es gelingt schlecht. K. hat gar nicht die rechte Art dergleichen aufzufassen und darzustellen. Man sieht sehr deutlich, daß er sich alles das vorgenommen und sich selbst dazu angefeuert hat, um seinen Schwulst und seine aufgeblasene Phantasie recht anzubringen. Was den Ausdruck betrifft, so ist er im höchsten Grade geziert, schwülstig, häufig sehr unnatürlich, und durch eine ekelhafte Annahme einer

gewissen Kraftsprache entstellt. Die Poesien aber sind der allerelendeste Theil des Buchs. Solche Leere an Ideen, so schwacher Kraftzwang, so schlechte Verse hätte ich von ihm nicht erwartet.

Von Ida von Plessen gilt alles dieses auch. Nur ist hier doch noch etwas mehr Natur, Mäßigung, Wahrheit und Empfindung. Er wird hier üppig, und das ist wenigstens ein Feld zum Austoben. Auch schickt sich der rohe Ton besser für die Insel Rügen, deren Topographie man wieder daraus lernen wird. Was die Charaktere angeht, so ist Eduard eine starke Copie vom Werther, und verkosegartet; — er ist sogar Legationssecretair. Idas Vortrefflichkeit lernen wir mehr durch das beständige Prahlen und Sprechen davon kennen, als durch eigene Erfahrung. Doch findet sich wirklich etwas ziemlich heroisches in ihrem Charakter, und die völlige Hingebung an die Liebe und Verhöhnung aller Vorurtheile ist gut genug geschildert; auch ein Gegenstand, der freilich durch diesen Roman matt genug durchgeschleppt und doch am Ende ziemlich schief ausgesprochen ist, über den man aber heut zu Tage eigentlich nicht genug sagen kann. Übrigens sieht man allenthalben nur den Vorsatz und den Zweck des Herrn Verfassers, welches auch natürlich ist, da in seinen Romanen schlechterdings keine äußere Handlung gefunden wird, sondern alles sich zwischen den zwei Hauptpersonen nach Gutdünken des Verfassers ereignen muß. Die wenigen Begebenheiten, welche andere herbeiführen, sind leere Ausschmückungen und thun nie

etwas zur Sache. Julie ist fast noch am besten durchgeführt, aber gleichfalls ein bloßes Nebenwerk. Die Poesien mißfallen mir nicht minder, besonders der ewig lange Wettgesang auf die rügenschen Gegenden, wo man Kosegarten den rügenschen Matthisson nennen könnte. Ein einziges Gedicht ist mir jedoch interessant gewesen, das letzte im ersten Theile, und zwar deswegen, weil es die ganze rauhe, kraftmäßige, tobende Manier Kosegartens in einem hohen Grade enthält.

Ich habe den alten braven Holberg einmal wieder vorgenommen. Seine meisten Stücke sind Charakterstücke in der moralischen Manier seines Zeitalters und wider Laster und Thorheiten, die wahrscheinlich damals am meisten im Schwange waren. Dennoch wird er nie rührend oder predigend wie unsere heutigen soi disant-Komiker. Es herrscht vielmehr durch und durch eine ganz heitere und äußerst gemüthliche, nordische Laune, auch durch keinen bittern Gedanken getrübt. Dies scheint mir vorzüglich der Zauber zu seyn, der uns bei ihm in der heitern Stimmung erhält, welche fast an die grenzt, die uns der göttliche Cervantes bereitet. Die Charaktere selbst sind meistens sehr richtig aufgefaßt und sehr vollständig und kräftig dargestellt. Es ist das freie und dreiste Werk eines wackern Mannes, dessen frohe Selbständigkeit uns ein glücklicher Anblick ist. Die Intrigue ist immer ganz dieser Darstellung angemessen gewählt; der

Witz weder zugespitzt und schmeichelnd wie der französische, noch so humoristisch wie der englische, aber gewiß nicht weniger scharf, überraschend und treffend. Sein Hauptcharakter ist Derbheit und dieser nähert sich sogar zuweilen einem Cynismus, der oft den nordischen Völkern ihrer Natur nach wohl ansteht. Einzelne Kühnheiten und Verhöhnungen der Regel und des Geschmacksvorurtheils erheben ihn zuweilen zu einer bewundernswürdigen Stufe der Kraft und Selbständigkeit.

Unter diesen Charakterstücken ist eins der kräftigsten und launigsten Bramarbas; ja es ist mein Liebling darunter: vollgedrängt von jenen dreisten Willkürlichkeiten und allenthalben mit einem Überfluß von Laune ausgestattet. Da fast alle Personen des Stücks ausgemachte Narren sind, so sagen sie eine ungeheure Menge von vortrefflichem Unsinn, und dies ist nicht das schwächste Fach dieses Dichters. Besonders die gänzliche Albernheit der Bedienten, die jedesmal einen Sparren zu wenig, wenn ihre Herren einen zu viel haben, weiß er unverbesserlich darzustellen. Don Ranudo de Colibrados, den Kotzebue sehr verdünnt auf unser Theater gebracht hat, ist ebenfalls voll der glücklichsten Züge, und fast noch mehr Caricatur, als die andern, welches sein Lob vergrößert. Der politische Kannengießer ist ein äußerst glücklich gewählter Gegenstand und vortrefflich durchgeführt. Er hat auf der deutschen Bühne seit kurzem Glück gemacht, wiewohl man allenthalben auf ihn schimpft. Unsere Leute von Geschmack gestehn es

sich selbst nicht, aber, wenn noch ein guter Funke in ihnen lebt, so werden sie unwillkürlich zu diesem Stücke gezogen. Von den übrigen will ich hier nur noch der Wochenstube erwähnen. Sie ist nicht so unterhaltend wie die andern, aber ich glaube, sie würde herrlich seyn, wenn man sie dargestellt sähe. Es ist eigentlich eine Reihe von Charaktergemälden, durch nichts anders verbunden als durch die Klatschbude, worin sie sich zeigen, eine sehr natürliche und gute Idee. Der Hahnrei ist gleichsam der Grund, auf dem sie sich alle präsentiren. Seine Intrigue ist sehr einfach, aber von großer komischer Kraft, und besonders im letzten Act, wo seine Verzweiflung den höchsten Grad erreicht, ganz herrlich ausgeführt. Auch im Schlusse bleibt immer noch eine Schalkheit verborgen. Denn so schnell auch Herr Gottfiz nach dem unsinnigsten Verdachte gegen sich selbst sein Unrecht erkennt, so werden wir doch nicht vollkommen überzeugt, ob denn seine Hahnreischaft wirklich so ganz eingebildet war. Aber der bewundernswürdige Gipfel von Holbergs Laune und gleichsam die Blüthe seines komischen Talents ist ohne Zweifel Ulysses von Ithaka. Schon der Zusatz zum Titel: „nach dem alten verdorbenen Geschmack eingerichtet," ist von der muthwilligsten Laune, und vielleicht auch schon ein satyrischer Hieb auf seine Zeitgenossen. Wir könnten diesen Zusatz für die unsrigen dem Titel seiner gesammten Komödien beifügen. Die reine Üppigkeit und frohe Willkür dieser kühnen Komödie ist unerreichbar und gewährt das herrlichste Vergnügen. Man

könnte es aristophanisch nennen, wenn es auch so scharf geißelte. Aber von dieser Seite ist es zahmer und hat den allgemeinen wohlthuenden Zug von Gutmüthigkeit der übrigen Stücke auch. Eine ganz vortreffliche und den Alten völlig unbekannte Person ist Chilian, ein Mittelwesen zwischen Zuschauer und Person des Schauspiels, der zwar im Stücke mitspielt, aber auf seine eigne Hand das Ganze wieder ironisirt. Der alte Holberg soll leben! —

Da ich die Fortsetzung des Ardinghello nicht sogleich bekommen konnte, so machte ich mich an einen andern interessanten Schriftsteller, Klinger, und las zuerst sein Buch Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt. So sehr sich Heinse im Üppigen und Wollüstigen auszeichnet, so treibt dieser das Schreckliche bis ins Ekelhafte. Von der Philosophie, die dahinter liegt, läßt sich noch nichts sagen. Denn dies ist nur der Anfang einer zusammenhängenden Reihe von Romanen. Der Teufel führt den Faust durch Deutschland, nach Frankreich an den Hof Ludwigs XI., nach England, wo eben Richard III. König geworden war, und nach Italien, wo Alexander VI. und Cäsar Borgia wütheten und schwelgten. Überall werden die entsetzlichsten Gräuel der Menschheit kahl aufgedeckt; überall wird die höhere Weltregierung verdächtig gemacht, und alles Gute, was Faust hier und da thut, schlägt zum Bösen aus, das Beste

zum Böseſten. Die Zeichnung der einzelnen Theile iſt zu roh und flüchtig; nur gegen das Ende wird das Furchtbare ſehr gut ausgeführt. Was indeſſen bis jetzt daraus folgt, ſcheint dieſer großen Umſtände nicht werth.

Auch iſt Fauſts eigentlicher Zweck, zu erkennen, warum der Böſe triumphire und der Gute leide, lange nicht würdig genug.

Junius.

Raphael de Aquillas iſt der zweite in jener Reihe der Klingerſchen Romane; noch finde ich in ihm auch nicht mehr als im Fauſt. Der Gegenſtand iſt ein junger Spanier, der zur Zeit Philipps III. lebt, von ſeinem Vater in einem alten Bergſchloſſe, wohin ſie Philipps II. Tyrannei getrieben, auf das edelſte ausgebildet wird, und nicht getauft worden iſt. Nach dem Tode des Vaters kommt er in die große Welt, und alle ſeine Hoffnungen und ſeine edeln Ideen werden allenthalben auf das bitterſte verhöhnt. Zuletzt nimmt er ſich der aus Spanien vertriebenen Mauren an, fällt in die Hände der Inquiſition und wird zu Tode gemartert. In dieſer Geſchichte kann ich noch weit weniger philoſophiſchen Inhalt entdecken, als in der des Fauſt. Daß es dieſem Jünglinge unter dieſen Umſtänden und beſonders in dieſem Zeitalter grade ſo ergehen mußte, das konnte nicht fehlen. In der Darſtellung iſt übrigens wieder alles Fürchterliche gehäuft. Es lieſt ſich aber angenehmer als Fauſt, weil es beſſer und fleißiger ausgearbeitet iſt. Indeſſen merke ich überall, daß eigentlich Klinger nicht ſo

unwiderstehlich durch seine Natur zum Schrecklichen gedrängt wird, sondern daß er sich leider sehr oft selbst dazu nur anspornt.

Ich habe den ersten Theil von Klingers Theater zu lesen versucht, es aber nicht weit darin gebracht. Von Aristodymos (warum er so heißt, weiß ich nicht) beendete ich einige Acte, und vom Roderigo auch einige; sie ganz auszulesen vermochte ich nicht. Es ist schlechterdings kein Geist und Leben darin: schlechter Dialog, gezierte Prosa und lauter kalte, aufgestutzte Phrasen. Dazwischen schleicht die Handlung langsam fort.

Schillers Braut von Messina ist, wie er selbst in einer Gesellschaft in Weimar gesagt hat, ein Versuch, einen romantischen Stoff antik zu behandeln und besonders uns wieder eine Idee von dem antiken Chore zu geben. Zu diesen Proben und dieser willkürlichen Ergreifung jeder Gattung schickt sich Schiller gewiß nicht. Er hat ganz bestimmt nicht freien Blick, Kraft und Universalität genug dazu. Was heißt es denn aber eigentlich, einen romantischen Stoff antik behandeln? Es kann im Grunde zweierlei heißen: 1) den Stoff ganz romantisch lassen, ganz in seinen Motiven wie er ist, die Personen in ihrer romantischen Denkungsart; ferner die romantische Mythologie und Religion und nur die äußere

Form des Ganzen antik machen, wohin denn auch die Chöre gehören; 2) an dem Stoffe nur die Handlung oder Begebenheit selbst aus der romantischen Welt nehmen, diese aber in vollkommen antike Motive, Situationen, Denkungsart u. s. w. einkleiden.

Die erste Art wäre nach meiner Meinung, wenn man doch einmal diesen Versuch machen will, die beste. Denn es ist ja doch eigentlich nur ein so zu sagen poetischer Versuch, die alte Form unserer Bühne und und unsern Manieren anzupassen. Der Stoff dazu dürfte aber auf keine Weise aus der ganz bekannten Geschichte, sondern aus der ganz alten und dunkeln entlehnt seyn, wohin unsere gewöhnlichen Vorstellungen vom Romantischen nicht dringen. Die zweite Art ist weniger zu empfehlen, weil sie auf jeden Fall eine Mischung widerstrebender Elemente hervorbringt. Wird die antike Bearbeitung ganz und mit voller Kenntniß durchgeführt, so wird auch das ganze Werk antik. Ursprung der Fabel ist eine ganz unwichtige Zufälligkeit. Geschieht dies aber nicht, und bricht allenthalben noch das Romantische durch, so entsteht jene unnatürliche Mischung, die den Zuschauer nie zur vollkommenen Übereinstimmung mit sich selbst kommen läßt, und was noch schlimmer ist, endlich durch die Vermischung der Principien selbst und der Mythologie das Werk der Religion beraubt. Da die beständige, wiewohl dunkle Gegenwart des Höchsten in der Tragödie wesentlich ist, so ist es auch die Übereinstimmung in den Principien. Wer eine antike Tra-

göbie macht, wird nothwendig die alten Götter glauben und die Lenkung des Ganzen dem Schicksale, welches noch über den Göttern steht, übergeben müssen. In der romantischen muß er den Gott, den Urquell und Schöpfer des Alls ehren, und sein Rathschluß ist das Schicksal selbst, welches aber in die verborgenste Dunkelheit gestellt werden kann. Schon aus diesem ergiebt sich, daß die Mythologien nie vermischt werden dürfen, wenn sie nicht am Ende irreligiös werden und zu bloßen Maschinen hinabsinken sollen. Freilich kann man noch die Religion der Personen des Stücks von der des Dichters trennen, und ich kann mir sehr gut einen Dichter denken, der, ohne der griechischen oder der christlichen Religion anzuhangen, alles auf seine eigene, vielleicht auch auf ein dunkles aber ihm wohlbewußtes Princip beziehet; seine Personen müssen aber deswegen doch irgend einer bestimmten, oder auch gar keiner Religion zugethan seyn, nur nicht bald dieser bald jener. Denn dadurch wird beim Zuschauer aller Glaube an ihre Religiosität aufgehoben.

Überhaupt kann man eine solche willkürliche Verpflanzung eines Stoffs in ein fremdes Klima nur als eine Probe, nie als ein eigentliches Kunstwerk ansehen. Die Willkürlichkeit derselben wird nicht geleugnet und ist an sich unverkennbar. Der Verstand giebt sie an, Selbstbestimmung vollendet sie, und es ist keine freie Frucht selbsttreibender Kräfte. Denn es erfordert nothwendig ein Versetzen in einen fremden Zustand. Mit

dem Romantischen steht es anders. Wir leben zum Theil noch darin, wenigstens ist der Geist des Zeitalters und die herrschende Religion immer noch romantisch und dieses gehört mehr uns an. Freilich ist es leider so weit mit uns gekommen, daß wir auch in das Romantische uns fast immer erst hinein versetzen müssen; dennoch bleibt es uns eigenthümlicher und näher. Indem nun aber ein romantischer Dichter einen antiken Stoff romantisch bearbeitet, thut er nichts weiter, als daß er ihn zu seiner Nahrung an sich zieht und in seine Art verwandelt. So sind Calderons: El mayor encanto amor und manche Stücke Shakspeare's anzusehen, deren Stoffe dem Antiken näher liegen, eben so auch die Marionnettenstücke mit antiken Stoffen.

Wenn ich nun Schillers Stück betrachte, so finde ich, daß es seiner eignen Absicht nicht völlig Genüge leistet. Der Gegenstand ist nur insofern romantisch, als die Handlung in einer romantischen Zeit vorfällt. Die Liebe ist zwar das Hauptmotiv, welches in der alten Tragödie selten oder nie vorkommt; aber dies kann doch den ganzen Charakter der Handlung nicht verändern. Ein Fürstenhaus (welches, wohl zu merken, durch die Vertreibung eines andern Hauses zur Krone gelangt ist) zertrümmert durch die Feindschaft zweier Brüder, welche, da sie sich schon versöhnen wollten, ein unbegreifliches Schicksal wieder gegen einander bringt. Sie verlieben sich nämlich beide in ein Mädchen, das, wie sich nachher aufklärt, ihre Schwester ist. Auf alle diese Verwicke-

lungen hatten schon Vorzeichen und Wahrsagungen hingedeutet. Alles dieses ist ganz antik. Auch wird der Finger Gottes darin gar nicht sichtbar, sondern blos das Walten eines unbegreiflichen, dunkeln Schicksals.

Viel vom Antiken scheint Schiller in die Diction und in die Religion der Personen legen zu wollen. Wie tadelhaft das letzte war, habe ich schon gesagt. Sie sprechen beständig von Penaten, Göttern, ehernfüßigen Erinnyen, der Mutter Gottes wird dazwischen nur einmal erwähnt, sonst gar nicht des Christenthums, ausgenommen christlicher Beerdigung und Todtenfeier. Übrigens benehmen sie sich auch häufig antik, verhüllen im Schmerz ihre Häupter, fürchten sich vor dem Vogelflug und bösen ominibus im Reden und dergleichen. Was aber besonders die antike Farbe geben soll, ist der Chor, oder eigentlich nur ein Schatten und Versuch jenes alten Chors der Griechen. Es ist sehr erfreulich, daß man es einmal gewagt hat ihn auf unser Theater zu bringen; nur glaube ich nicht, daß es hier zum besten gelungen ist. Er wird gesprochen, welches unter den gegebenen Umständen freilich unvermeidlich war. Einige Koryphäen reden vor dem ganzen Chor, und nur einzelne sehr wichtige Sachen wiederholen die Übrigen gemeinschaftlich. Dies ist unnatürlich und fällt nicht angenehm ins Ohr, einige Stellen ausgenommen.

So viel über das Verhältniß dieses Stücks zu dem speciellen Zweck, den es ohne Zweifel haben soll. An sich selbst, als schiller'sches Gedicht betrachtet, hat es

ungemeine Schönheiten. Die Diction ist ganz schillerisch, aber leider wird sie immer blumiger und schwülstiger, und also immer weniger antik. An manchen Stellen werden fast unausstehlich viel Worte gemacht. Besonders mangelhaft erscheint in dieser Rücksicht der Chor, der fast nichts weiter thut, als die Empfindungen, welche die Handlung selbst hervorgebracht hat, verwässern und darüber schwatzen. Manchmal wird er langweilig, strömt über von Sentenzen und Maximen, und hat fast gar keinen antiken Geist. Die große Menge von Sentenzen scheint mir überhaupt sowohl ein Fehler dieses Stücks, als aller übrigen schiller'schen zu seyn; ja der Chor ist nicht einmal im Stande sie alle abzuleiten, sondern viele stecken immer noch im Dialog. Oder vielmehr, es hat gar keinen eigentlichen Dialog, sondern nur einzelne oft sehr lange Reden. Sehr gut hat mir die Entwickelung und das Fortschreiten der Handlung gefallen; nur der letzte Act ist gedehnt und oft müßig; hat auch überdies noch einzelne wahre Hauptfehler. Don Cäsar, schon halb überredet von seiner Mutter und Schwester, sich beim Leben zu erhalten, wird, indem die Kapelle sich öffnet, worin man die Leiche seines Bruders erblickt, plötzlich durch diesen Anblick wieder zu seinem Entschluß zurückgebracht und ersticht sich. Dieser unwürdige Theaterstreich entstellt das ganze Stück.

Die Vorstellung auf dem hiesigen Theater war die beste, die ich bis jetzt darauf gesehen habe.

Wiewohl es nicht zu loben ist, daß Friederike Brunn Johannes Müllers Briefe an B. (Bonstetten) herausgegeben hat, so hat sie mir doch einen sehr großen Gefallen damit gethan. Lange ist mir nicht diese tiefe Kraft des Lebens und diese Innigkeit der Empfindung vorgekommen, welche den großen Charakter des Verfassers recht abrundet und in seiner Vollkommenheit darstellt. Diese große Fülle des Innern, verbunden mit der bewundernswürdigen vorsätzlichen Anstrengung seiner Kräfte, wodurch dieser Mann ein so unsterbliches Geschichtswerk hervorgebracht hat, geben ihm unter den mir bekannten Charakteren einen sehr hohen Rang. Beides besitzt er in einem verehrungswürdigen Grade. Seine Einseitigkeit, wenn man dies so nennen will, für Geschichte, ist nothwendig für einen Mann, der solche Werke vorhat, und eben das absichtliche Concentriren aller Kräfte in diesem Punct ist wahrhaft groß, während er alle mögliche Empfänglichkeit für die Werke der schönen Künste zeigt.

Ich fühle mit die Seligkeit eines Gemüths, welches fähig ist sich ganz mit einem geprüften gleichartigen zu vereinigen, in diesem die ganze Menschheit und die ganze Welt, für welche es seyn will, concentrirt zu sehen; ich fühle sie mit, weil ich mich ihrer fähig fühle, und Einen würdig halte mein Freund zu seyn. Und gewiß werde ich besser berathen seyn als Müller, der sich seinen Freund eigentlich nur in Bonstetten verwirklichte, wie mir so viele Stellen der Briefe beweisen. Diese reine Offenheit, diese innigste Vereinigung bei der Bewahrung der eigenthüm-

lichsten Personalität ist Freundschaft, und um so erfreulicher, je mehr dieser Name gemißbraucht zu werden pflegt. Es ist indessen wahr, was er einmal selbst gesteht, daß seine Freundschaft einige Symptome der Liebe zeigt, und dies ist auch sehr gut, um seinen übrigen Mangel an Liebe zu erklären. Ein Gemüth, das sich so ganz ohne Rückhalt öffnet, kann nur ein großes Gemüth seyn.

Auch über seinen sonstigen Charakter sind diese Briefe sehr lehrreich. Er ist stolz, rein, streng moralisch, und alles dies fließt nicht aus Religion, oder aus einer andern Philosophie, als aus der des freien Mannes, aus dem kräftigen Gefühl der Personalität. Also ein ächt historischer Charakter. Er muß also auch das lebhafteste Interesse für alles was Staat und Staatsgeschichte betrifft, empfinden, und so gesteht er zum Beispiel selbst, daß er in keinem andern Theil der Geschichte so gern lebe und sich so fühle. Er kann also auch die Geschichte nur ächt historisch-pragmatisch behandeln, ganz in Bezug auf Staat und Volk und fern von den jetzt einreißenden und schon damals begründeten historisch-philosophischen Hypothesen, welche aller wahren Geschichte Gift sind. Daher auch jener hohe, ernste, kurze und viel sagende Styl; hoch und ernst, weil er die großen Angelegenheiten ganzer Völker und die irdische Freiheit des Menschen zum Gegenstand hat; kurz und vielsagend, weil er durch überlegene Klugheit Licht in die Verbindungen großer Begebenheiten bringen muß. Diese Klugheit, weit entfernt von philosophischer Anschauung, ist die Göttin des Ge-

schichtschreibers. Das Schroffe, Antike und oft Gezwungene seiner Schreibart erklärt sich daraus, daß er seine Ausbildung durch bloßes Studium, besonders nach den Alten, und großentheils durch strenge Vorsätze erhalten hat. Dieses Vorsätzliche in seinen Bemühungen erklärt und entschuldigt auch manchen falschen Schmuck, den er in seinem Geschichtswerke angebracht hat, und der ihm bei wahren Kennern vielleicht Flecken giebt, die zu bedauern sind. Sein glühender Durst des Nachruhms ist gleichfalls ein Charakterzug des Historikers. Gerade der muß am sehnlichsten wünschen in der Verehrung der Menschen und ihren künftigen Zeiten zu leben, der am meisten für die Menschen und ihre zeitlichen Verhältnisse schreibt.

Als Gelehrter ist er ein wahrer Spiegel für junge Männer, die noch etwas in den Wissenschaften zu leisten gedenken. Sein ungeheurer Fleiß, seine Menge von erworbenen Kenntnissen ruft ernst auf zur unermüdeten strengen Arbeit. Eben durch die unermüdete Geduld und die Menge von mühsamen Arbeiten wird er den Schwächern abschrecken. Aber wer Muth in sich fühlt, dem wird er ihn noch erhöhen, indem er ihm zeigt, was Ausdauer und Lust erreichen kann, und selbst gewissermaßen die Wege, die man betreten muß, angiebt. —

Göthe hat sich durch Übersetzung des Lebens des Benvenuto Cellini ein neues Verdienst um uns er-

worden. Es war offenbar die beste Art, ein Zeitalter, das in so vielen Rücksichten, besonders aber für die Kunst, so äußerst merkwürdig ist, kennen zu lernen. Benvenuto ist noch dazu ein Charakter, der so recht die Größe und Wildheit dieser Zeit darstellen kann. Eine solche Lebensbeschreibung wirft tausend philosophische Systeme über das Fortschreiten des Menschengeschlechts, von der Plattheit der Zeit erzeugt, zu Boden.

Es würde sehr weitläufig werden, den ganzen Charakter hier vollständig zu entwickeln. Stolz und Wildheit, verbunden mit eifrigem Sinn für die Kunst und das Schöne, lebhafte schwärmende Phantasie, Mißtrauen gegen jedermann aus bloßer Liebe zu seiner Selbständigkeit, sind die Hauptzüge desselben.

Stosch hat mir folgendes erzählt. Bei der ersten Aufführung von Göthe's Eugenie in Lauchstädt sah und hörte ein sächsischer Edelmann sehr andächtig zu. Bisweilen sagte er leise: Bravo! bisweilen schüttelte er den Kopf. Als es aus war, sagte er schnell vor sich hin: Allegorie! und ging davon.

Seit kurzem habe ich Schleiermachers Reden über die Religion angefangen. Was zuvörderst den Styl betrifft, so läßt sich nichts Vortrefflicheres denken. Auch die Sachen sind im Ganzen herrlich. Es ist die

einzig wahre Ansicht der Religion. Nur hin und wieder ist er zu weit gegangen, manchmal etwas seicht, und manchmal ein wenig renomistisch.

Eine Stelle aus einem Briefe an seinen Bruder vom 5ten October.

Ich lese ununterbrochen am Dante, mit drei italienischen Commentaren ausgerüstet, und habe nur etwa noch $\frac{1}{8}$ davon übrig. Dann lese ich die historischen Stücke des Shakspeare, besonders in Rücksicht auf Grammatik und Sprache, und übersetze in Erholungsstunden an meinen Tragödien des Sophokles. Außerdem habe ich hintereinander Greens Physik durchstudirt, und nach einigen kleinen Vorbereitungsstudien denke ich nächstens eine ganze Zeit auf ein ganz angestrengtes Studium von Schellings philosophischen Schriften anzuwenden. Von ihm werde ich auf Fichte und dann auf Kant zurückgehen. Was sagst Du zu diesem Plane? Ich fühle einen unauslöschlichen Durst nach diesen Wissenschaften, und wenn ich streng fortarbeite, so kann am Ende doch noch etwas Bedeutendes daraus werden. Dergleichen Sachen sage ich aber nur meinen Freunden, wie Du wohl denken kannst. Richte ich nichts aus, nun so habe ich auch weiter keine großen Ansprüche!

Religion ist der Act der unwillkürlichen Vereinigung des Endlichen als Endlichen mit dem Ewigen, ein leuch-

tender Funke des Bewußtseyns eines Endlichen von seinem Verhältnisse zum Ewigen. Dieses ist nicht Philosophie. Denn diese ist das Bestreben, auf dem Wege der Freiheit das Endliche mit dem Unendlichen zu vereinigen, und nicht Kunst; denn diese ist das Bestreben, mit Freiheit das Ewige im Endlichen darzustellen. Beiden ist die Religion schlechthin entgegengesetzt. Sie ist die Seligkeit auf Erden, das Seyn im Ewigen ohne Freiheit und Bewußtseyn. Auf dem höchsten Gipfel des Ganzen wird weder Philosophie noch Kunst noch Religion seyn, sondern Seligkeit.

Philosophie, Kunst und Religion sind die drei nothwendigen Bestandtheile einer harmonischen Bildung. Philosophie ohne Kunst ist Mittel ohne Zweck, Kunst ohne Philosophie ist Ende ohne Anfang; beides aber ohne Religion ist wahrhaft frevelhaft, ruchlos und gottlos. Dann heißt Philosophie Trotz und Gewaltthat, und Kunst freches Spiel.

Das Klima des endlichen Menschen ist Religion. Philosophie und Kunst sind ein Streben ihr zu entwachsen, das ohne sie scheitern muß. Es giebt aber auch religiöse Kunst; religiöse Philosophie wohl nicht. Göthe's Gedicht: Grenzen der Menschheit, deutet auf Religion.

O Religion, heiliger Schutzgeist der Menschheit! Von wie wenigen bist du gefühlt, du, welche du deiner Bestimmung nach ein Bestandtheil des Menschen bist! Du entzündest in der innersten Tiefe des menschlichen Gemüths den irdischen Stoff am ewigen Strahle, du bist das heimliche Heiligthum, wo sich Welt und Ewigkeit berühren. Du erhebst den Schwachen aus der Tiefe irdischer Trägheit, du führst den Kühnen auf den festen Boden zurück. Du kannst in wenigen Momenten ein ganzes Leben heiligen.

Das Leben ist zwiefach. Entweder besteht es in der Wirkung auf die umgebenden endlichen Dinge, und verändert den Zustand der äußern Umgebungen dieser Welt; oder es besteht in der Wirksamkeit auf die innern Dinge, das ist, auf den Geist selbst, zu bloß innern Zwecken.

Dieses ist wiederum zwiefach: entweder ist der Gegenstand desselben bloß das, was durch die Erfahrung gegeben wird, oder es ist das, was an den Dingen nicht durch die Erfahrung gegeben wird; bezieht sich entweder auf die äußern Gegenstände, oder auf den menschlichen Geist selbst, und beides besteht entweder in den feststehenden Regeln der Erfahrung, oder in den einzelnen gegebenen Fällen.

Mit den feststehenden Regeln der Erfahrung über die Gegenstände der Natur beschäftigt sich die Physik; mit ihren einzelnen Erscheinungen die Naturgeschichte,

Physiologie, Astronomie und alle andern beschreibenden Naturwissenschaften. Mit den feststehenden Regeln der Erfahrung über den Geist beschäftigen sich Logik, Mathematik und Psychologie; mit seinen einzelnen Erscheinungen die Geschichte.

Das, was nicht durch Erfahrung gegeben wird, liegt aller Erfahrung und ihren Gegenständen zum Grunde. Dieses erkennen heißt Philosophie, es darstellen, Kunst, und fühlen, Religion. Die Erkenntniß dessen, was der Natur zum Grunde liegt, ist Naturphilosophie; die Erkenntniß dessen, was dem Geiste zum Grunde liegt, Idealismus.

Lichtenbergs vermischte Schriften enthalten unwillkürliche Bekenntnisse, die eben deshalb die aufrichtigsten sind, die es giebt. Daher möchte ich an der Stelle seines Bruders schwerlich alles herausgegeben haben. Die interessantesten Stücke darunter sind gewiß die psychologischen und die Beobachtungen über ihn selbst. Eben so auch abgerissene Urtheile über wissenschaftliche Gegenstände und über Gegenstände des Lebens und der Philosophie.

Mir scheint daraus Folgendes hervorzugehen: Lichtenberg war von einem bewundernswürdigen Beobachtungsgeiste in wissenschaftlichen und andern Dingen, von einer krankhaften Reizbarkeit, welche diesem Geiste sehr günstig war, ohne eigentliche Tiefe des Gemüths oder der Empfindung, aber eben durch jene Reizbarkeit von einer Laune, welche oft die Stelle größerer Eigenschaften bei ihm auf eine bewundernswürdige und glänzende Weise vertrat.

Sein Beobachtungsgeist machte ihn zu dem großen Menschenkenner, besonders im Einzelnen, der er war; seine Reizbarkeit zu dem bewundernswürdigen, ängstlichen Beobachter seiner selbst, wo sich indessen gewiß oft manches aus wahrer Seelenhypochondrie unterschob; sein Mangel an einem tiefen Gemüth zeigt sich recht oft, wo er über große Empfindungen kalt und hölzern abspricht, und besonders auch, wenn er Dichter seyn will; seine Laune macht ihn zum überaus angenehmen und geistvollen Schriftsteller. Hätte er sie in größern Werken in ihrer ganzen Kraft wirken lassen, so wäre er den besten englischen Humoristen an die Seite zu setzen. Sie diente ihm oft wunderbar statt eines höhern Organs. Mit ihr fand er auch in physikalischen Gegenständen eigenthümliche Ansichten und that Blicke über die Art seines Zeitalters hinaus. Wenn Schelling von ihm sagt, er habe durch das Zeitalter genöthigt, seine besten physikalischen und zum Theil metaphysischen Ideen in Witz und Scherz umkleiden, und ihnen ein zu seinen Taschenbüchern passendes Ansehn geben müssen, so glaube ich das nicht. Vielmehr, dünkt mich, lagen diese bessern Ideen ursprünglich nur in seiner Laune, und auf das Beste legt er oft selbst kein sehr großes Gewicht. So ist mir jetzt nur die Stelle gegenwärtig: Anm. zu Erxlebens Naturl. 6. Auflage, S. 153, wo er davon spricht, daß uns die eigentliche Natur des Feuers immer noch verborgen bleiben werde. Hier hat er gewiß keine Ahnung von einer absoluten Wahrheit und ich bin überzeugt, daß er eigent-

lich nie recht die Möglichkeit einer Philosophie geglaubt hat. So hoch konnte er sich gar nicht erheben. Er bleibt ein Mensch in der Sphäre des Verstandes, und die Stelle des Geistes füllt bei ihm Hypochondrie und Laune.

Man sagt viel von seiner Eitelkeit, was ich glaube.

Werther ist reine, schöne Natur. Alles von der Seite der Empfindung angesehen und ausgesprochen. Ein Meisterstück in jeder Rücksicht! Thoren und träges Herzens, die ihr hier ausprudelnde Jugend, hingerissene Empfindung ohne Regel und Bedacht wahrnehmt! In diesem Keime liegt der große, gemüthvolle, weise und bedächtige Meister. Kein Zug zu viel; alles überlegt; vieles sehr früh vorbereitet, was erst spät in seiner ganzen Bedeutung eintritt. Die Naturschilderungen darin verdienen allein ein großes Studium.

An Göthe wird man nie genug studiren. Klaudine von Villa Bella hat er zweimal gemacht. Ich zweifle, welches mir lieber ist. Das alte hat eine unbeschreiblich frohe Frischheit der Jugend und der Kraft. Im Krugantino ist viel Kraftperiode und etwas alter Schiller. Aber natürlich in dem reinen und milden Mittel von Göthe's Geist gebrochen. Dagegen ist das neue gebildeter, und hat gewissermaßen einen höhern Styl; auch ist es ganz in Versen. Es ist glatter, milder, göthischer.

In dem alten sind harte Dissonanzen, z. B. die beiden Nichten und der arme Krugantino geht leer aus.

December.

Schlegels Darstellung des Dante in den Horen ist mangelhaft. Er gibt nur eine oberflächliche Schilderung der verschiedenen Theile der Hölle, läßt sich wenig auf den Geist und Sinn ein, und wo er das thut, nur flach und ohne alle eigentliche tiefe Ansicht. Ja manchmal wundert er sich ordentlich über das seltsame Ansehn des großen Dichters; bei Brutus und Cassius muß er lächeln. Ich möchte wissen, ob man alles das auf die damalige Unbekanntschaft mit dem großen Dichter schreiben soll und kann, oder ob es nicht vielmehr ein Beweis ist, wie sehr sich A. W. Schlegel durch Studium ausgebildet hat.

In seinen funfziger Jahren macht Göthe Lieder, die von der frischesten Kraft froher Jugend zeugen. Sie haben fast alle eine etwas launige Wendung, bei manchen liegt dahinter etwas Großes verborgen. In allen ist ein eigentliches behagliches Leben.

Woher rührt die große Behaglichkeit und Gemüthlichkeit, die wir beim Genuß von Göthe's Werken ge-

nießen, oder fast nicht genießen, sondern die dabei unser Element und unser Wesen wird? Mit einem Worte: in der Vollkommenheit. Der höchstgebildete Künstler ist auf Erden selig, und das Anschauen eines Seligen theilt etwas von seiner Seligkeit mit. Es hat indessen freilich bei ihm auch noch mit einen andern Grund, nämlich, daß er so recht auf Natur und Gemüthlichkeit beruht. Kann man einen Neuern Polyklet nennen, so ist es dieser. So vollkommen mit sich übereinstimmend, so herrlich das schöne ruhige Maas haltend, so ruhig froh in seiner Insichbeschlossenheit ist noch keiner erfunden worden. Ja dieser Mann ist so vollkommen und ganz, daß er wohl, wie die seligen Götter, in ewiger Ruhe fortleben kann, nichts zu begehren braucht, weil er alles in sich trägt und selbst darum erhaben die Ehe verschmähen mußte.

Er ist etwa unser Sophokles. Eben so einig mit sich, ruhig und selig. Über beider Gesänge gleitet man wie auf einem breiten ruhigen Strome dahin, mit blauem Himmel darüber und mit mannigfachen bald reizenden, bald erhabenen Naturschönheiten auf beiden Seiten.

O möchte mein Leben seyn wie der stille, heitere Abend, den ich bei Göthe und Sophokles im überschwenglichen Gefühle innerer Vollkommenheiten so oft genieße!

So kann es aber nicht seyn. Die Natur gab mir nicht alles so, was ich noch suchen muß. Noch durch

Stürme muß ich mich schlagen und Felsen übersteigen; aber justum et tenacem. —

Das Lied der Nibelungen ist, was seine Anlage betrifft, größer als die Ilias. Es ist reines altes Epos, aber mit der erhabenen Einheit der reinsten Tragödie, welche um so wunderbarer ist, da sie fast durch ein ganzes Leben unendlich abwechselnder, ausgebildeter Einzelheiten durchgeführt worden. Wenn die bildende Kunst zu Erwin's von Steinbach Zeiten schon so der Vollkommenheit des Einzelnen und der zarten Ausbildung der Theile mächtig gewesen wäre, so möchte diesem Liede der Münster von Straßburg zu vergleichen seyn. — Ob das Lied der Nibelungen auch, wie die Ilias, aus mehreren Stücken entstanden ist? Es wäre möglich, und sogar wahrscheinlich; aber dann wäre wenigstens der zum Grunde liegende Nationalmythos zu bewundern.

1804.

Januar.

Mit Schlegels Vorlesung über Dante bin ich unzufrieden gewesen. Er war zu wenig vom Gegenstande ergriffen, und sprach zu kalt und zu historisch darüber. Ich könnte mich unter keiner Bedingung verstehen, so darüber zu reden. Er hatte nicht die gehörige heilige Scheu vor dieser hohen Mystik, noch Empfänglichkeit genug für die erhabene Einfalt. Er entschuldigte die sym-

logistischen Formen im Himmel, und stellte nicht das Leben in zweien Welten dar.

März.

Nach einem Briefe von H. Voß ist Göthe nicht ganz zufrieden mit der neuern Art das Antike und Romantische zu unterscheiden. Das Antike sey das Plastische, der Natur Gemäße, Bestimmte und durchaus Lebendige. Das Romantische aber lasse der Einbildungskraft noch völlig freien Raum und überlasse dieser die Ausfüllung. Ich glaube, man sieht hieraus, daß aus einem großen Mann sich jeder das Seine nimmt. Natürlich kann das Romantische für die äußere Anschauung nicht so bestimmt seyn, weil es nicht so objectiv ist. Überall stellt es das Objective dar, und kann also eine desto höhere subjective Bestimmtheit erhalten.

Göthe's Iphigenia kann man nicht ein antikes Gedicht nennen. Vom Antiken hat es nur das Costume, und im Ganzen die große Denkweise, die sich der antiken sehr nähert, aber Göthen eigenthümlich ist. Die große Ansicht des Ganzen, die milde Ruhe, in der sich alles still und erhaben spiegelt, die großen Verhältnisse der Theile geben ihm besonders den antiken Charakter. Nähert es sich übrigens mehr irgend einem der Griechen, so ist dies wieder Sophokles. Keiner hat einen so heitern, allumfassenden Seelengrund, keiner dieses vollkom-

mene Maaß, und dieſe Kraft in der höchſten Einfachheit. Damit ſtimmt hier auch vollkommen die reine, edle und höchſt einfache Diction überein. — Auf der andern Seite iſt das Gedicht ganz modern. Es ſind Empfindungen, Ausdrucksarten, ganze Reden darin, die ſchlechthin bei einem Alten unmöglich geweſen wären. Die Idee des Schickſals aber iſt nicht ſowohl real als national gebraucht. In dieſer Rückſicht möchte das Werk alſo wohl gar etwas manierirt oder ſubjectiv genannt werden können. Aber es iſt ein neuer Beweis, wie Göthe ganz er ſelbſt und nichts als er ſelbſt iſt, wie er einen beſtimmten Platz ſelbſt in der Zeit und dieſen höchſt eigenthümlichen Platz ganz durch ſich ſelbſt ausfüllt, eine Individualität, wie ſie ſchwerlich alle hundert Jahre hervortreten möchte.

Wir theilen jetzt einige Auszüge aus Briefen an ſeinen ältern Bruder Friedrich mit. Er hatte ſchon angefangen den Sophokles zu überſetzen, als ihn eine Krankheit überraſchte; er ſchreibt den 28ſten März:

Ich habe gleichfalls beinahe vierzehn Tage ein tüchtiges Fieber gehabt, welches mit ſehr ſtarkem Huſten, gewaltigen Kreuzſchmerzen und Seitenſtichen anfing und mir bedenklich genug vorkam. Vor einiger Zeit iſt hier in meinem Hauſe, dicht neben mir gebaut worden, der Dunſt des naſſen Kalkes drang durch meine Thüre durch, und dieſem ſchreibe ich hauptſächlich den Ausbruch dieſer unangenehmen Krankheit zu. Übrigens mag der Körper

länger an Stoff dazu gesammelt und am Ende auch wohl ein wenig zu viel Arbeit in diesem Winter dazu beigetragen haben. Die Störung, die ich dadurch in allen Dingen erleide, ist mir das Unangenehmste; noch jetzt kann ich nichts angestrengt denken, und nur der Versuch, ernstlich zu arbeiten, hat mich vor einigen Tagen so abgemattet, daß mir beinahe im eigentlichsten Sinne der Verstand still gestanden wäre. —

Es freut mich, daß Du so viel Antheil an meinen Unternehmungen nimmst. Der Ödipus wird schon gedruckt, und zwar anonym und blos zur Probe. Auch wünschte ich daher, daß ich als Übersetzer ganz unbekannt bliebe, und bitte Dich es zu verschweigen. Du willst ein Exemplar davon haben und das soll sehr gern geschehen; indessen soll er ja blos Vorläufer seyn, und erst wenn er mit den beiden andern Stücken und mit ordentlichen Anmerkungen versehen erscheint, wird es ansehnlicher, und mehr der Mühe werth seyn, daß Du ihn besitzest. Ich habe bis zum Fieber schon viel an dem folgenden Stücke gearbeitet, und alles wird von Urtheilen, die ich respectire, abhangen. So kann ich nun, wie Apelles, hinter der Tafel stehen und hören, was die Kenner dazu sagen. —

(Vom 8ten September.)

Unsere Gegend ist doch gar zu ärmlich, und die Stadt selbst fängt in der That an sich zu verunstalten. Ich kann es nicht bergen, daß ich ordentlich mit wahrem

Hasse den verdammten Baugeschmack mit angesehen, der täglich mehr einreißt. Die drei Scheunsale, das neue Schauspielhaus *), die Münze und die Börse, sind noch nicht genug. Der heillose Geschmack, worin diese Kasten zusammengesetzt und angestrichen sind, verbreitet sich fast über alles in der Stadt, was auf Eleganz Anspruch macht. — —

(Vom 13ten October.)

Einer der interessantesten Gegenstände für die Neugier und die Unterhaltung der schönen Welt ist jetzt der Dichter Hiller. Die Hauptsachen von ihm wirst Du wohl schon in den öffentlichen Blättern gelesen haben. Merkel und Consorten nebst einigen vornehmen und seichten Elegants haben diesen Wundermann so emporgehoben. Der Spaß ist das Beste dabei. Es ist seltsam genug, einen Bauer, der eine der plumpesten rohesten Bauerphysiognomien hat, die man sich nur denken kann, in seinem bäuerschen Kleide in einer Menge zum Theil glänzender Gesellschaften herumgezogen zu sehen. An sich selbst ist der Mensch nur dadurch interessant, daß er in der That schon Einfachheit und Natürlichkeit affectirt, dabei aber über Gegenstände der Dichtkunst mit der größten Arroganz spricht. Von Genie ist kein Funke in ihm; seine Gedichte bestehen aus lauter zusammengelesenen Floskeln, und diejenigen hohen, selbst ein wenig poetisirenden

*) Welches im Jahre 1816 abbrannte.

Gönner in Köthen, die ihm Wielands und Matthissons Gedichte in die Hände gegeben, haben den ganzen Lärm zu verantworten. Denn aus diesen Werken hat er manches weggeschnappt. Der arme Kerl kommt eigentlich am schlimmsten dabei weg. Denn wenn er aus der Mode ist und wieder Lehmpatzen machen soll, wird er sich doch wohl nicht sehr glücklich fühlen. — —

In der Poesie geht es doch besser. Als ich wieder hierher kam, hatte ich manches Neue und Schöne gefunden. Tieck's Octavian hat bei mehreren Schwächen der Ausführung, die der Verfasser selbst eingesteht, ächte und gewiß unverwelkliche Schönheiten, einzelne wahre Perlen und Edelsteine, die Tieck höher als je erheben. Ein kleines Bändchen, unter dem Titel: dramatische Spiele, herausgekommen ohne Namen des Verfassers, aber von einem Herrn von Fouqué, gehört zu den mir liebsten Büchern, die seit langer Zeit erschienen sind. Schillers Tell, von dem ich mir nach dem Urtheile meiner Freunde nicht viel vorstelle, habe ich, da Iffland verreist ist, noch nicht sehen können. —

(Vom 1sten December.)

Deine Invective auf das Zeitalter gefällt mir ausnehmend. Denn ich sage es nicht blos Fichte'n nach, sondern meine es selbst, daß jeder honette Mensch mit

seinem Zeitalter unzufrieden seyn muß, und vollends mit diesem!

„Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne", sagt unser Flemming; und wie weit ist dessen Helm für unsere Künstler!

Gott sey Dank, daß es noch Musik giebt! Denn wiewohl das Publicum im Ganzen auch dafür gewiß nicht den richtigsten Sinn hat, so kann doch diese Kunst nur bei dem tiefsten Grade der Rohheit ganz sinken; und es giebt hier auch noch Leute genug, die das Bessere aufrecht erhalten. Neulich habe ich einen sehr glücklichen Abend gehabt. Abends um sechs Uhr sitze ich in meiner Stube und erwarte Licht, um meine Arbeit fortzusetzen, als mir plötzlich ganz unerwartet ein Billet zur Singacademie zugeschickt wird. Schnell zog ich mich an und ging hin. Solche unverhoffte Freuden sind immer die besten, und so war es auch diesmal. Schon erfreulich ist das Äußere an dieser vortrefflichen Anstalt, denn daß man den schönsten Flor der jungen Mädchen aus den besten Häusern des Mittelstandes da sieht, wirst Du wohl schon wissen. Ich hatte das erste Stück schon versäumt, und man wollte eben das zweite anfangen, welches zu meiner großen Freude das Magnificat von Durante war, eine alte italienische Kirchenmusik, die Dir wahrscheinlich eben so unbekannt ist, wie sie mir vorher war. Die erhabene Größe dieser Composition kann keine menschliche

Sprache beschreiben, und für die hohe religiöse Stimmung darin giebt es keinen andern Ausdruck, als die Musik selbst. Außer Mozarts Requiem erinnere ich mich durchaus keiner Musik, die mich so ganz an sich gezogen hätte; aber das Magnificat ist einfacher noch und, so zu sagen, kirchlicher. Dieser Durante muß in seinem Geiste wie in seinem Namen einige Ähnlichkeit mit Dante gehabt haben, und wir sehen an solchen Kunstwerken, was die Italiener ehemals auch in diesem Zweige der Kunst waren. Und Schufte sind und bleiben wir gegen sie, wie Göthe gesagt hat. Hierauf kam ein Psalm von Naumann, der an sich gewiß sehr schön ist, der aber mich gegen das vorige in eine sehr moderne Sphäre herabzog. Ich hätte gewünscht das Magnificat unmittelbar noch einmal zu hören, weil ich das erste Mal zu viel mit dem Sinn und Geiste des Ganzen zu kämpfen hatte, um recht in Ruhe zu genießen.

Meine Studien verfolge ich, so viel es die Umstände irgend zulassen, unverändert. Von den Deinigen habe ich auch hin und wieder durch Krause Nachricht erhalten. Mir schriebst Du damals selbst von Spinoza, und daß Du ihn blos aus Jacobi kennest, welches freilich, wie mir es scheint, noch nicht viel sagen will. Ich höre jetzt Fichte's Collegium über die Wissenschaftslehre mit unendlichem Vergnügen und Vortheil, wie ich hoffe. Wer zusammengenommen, geschult und rastlos durchgearbeitet

werden will, der gehe zu ihm. Aber überall zeigt sich seine polemische Natur, wiewohl er sie leugnet; und besonders zieht er über Schelling los.

Dein Brief vom 30sten October hat mich ganz außerordentlich erfreut durch die Fröhlichkeit, den Muth und die Lust, die darin ist. Vorläufig ist es herrlich, daß Du Dir nun einen eigenen beschlossenen Studienbezirk hast anlegen können. Schreib mir doch, ob Du das schon benutzt, und was Du etwa angefangen hast. Was Deinen Plan betrifft, so muß man zugeben, daß Dein Sinn nach nichts Geringem steht. Ob er ausführbar ist? Wie? Aber das thut nichts zur Sache. Es ist die wahre Eigenschaft edler Seelen, unausführbare Plane zu fassen. Wenn sie nun ihr Plänchen ausgeführt und ihr Schäfchen aufs Trockne gebracht hätten, was sollten sie dann in der Welt anfangen? Wer sich in das Gebiet der Wissenschaften und eben so jeder höhern Thätigkeit, die diesen Namen verdient, begeben will, bei dem sapientia prima est, stultitia caruisse, d. i. er denke nicht, Arbeit sey Mittel zum Besitz, Besitz aber Ruhe und Genuß. Er denke: sein Ziel stehe im Unendlichen, seine Aufgabe sey eine Aufgabe unendlicher Annäherung; dieses Gefühl, das Erhebung und Resignation zugleich heißen kann, ist die einzige Quelle alles wahrhaft Guten und Großen. Dann lebt der Einzelne in der Gattung. Wie weit er es für seine Person in jener Annäherung bringt,

darauf kann es schon deswegen nicht ankommen, weil an der Unendlichkeit jedes Maaß verschwindet. Sich selbst aber thut er genug, wenn er nur fühlt, daß er so weit kommt, als seine Kräfte reichen, und daß er eben jenes unendlich ferne Ziel vor sich sieht.

Dergleichen aber lehre ich Dich wohl Wissenden. Darum frisch an das Werk, es mag ausgehen wovon es will! Das Beste ist ohne Zweifel, mit gründlichem Treiben des Lateinischen und Griechischen anzufangen. Keines von beiden ist ohne das andere, nach meiner Meinung. Latein muß man gründlich wissen, theils weil es die Urformen der Grammatik am bestimmtesten ausgebildet enthält, theils weil alle guten Commentare zu griechischen Werken lateinisch sind, und endlich, weil beide Sprachen durchaus parallelisirt werden müssen und sich wechselseitig erläutern. Ich habe es mir auch zum Gesetz gemacht, bei meinem Studium der Griechen, alles was ich darüber aufschreibe, lateinisch zu schreiben. Dies alles, abgesehen von der großen Wichtigkeit der römischen kolossalen Welt selbst. Daß aber, um die Griechen kennen zu lernen, die griechische Sprache nothwendig verstanden werden müsse, scheint ganz unzweifelhaft zu seyn; auch kann man dabei an Schiller erinnern, der, dieser Sprache gänzlich unkundig, griechischen Geist darstellen wollte und Mißgeburten hervorbrachte. Übersetzungen werden da nimmermehr aushelfen. Wenn ich selbst übersetze, thue ich es gewiß nicht darum. Man soll an unsern Übersetzungen nur sehen, inwiefern deutscher Geist und deutsche

Sprache sich jene fremde Kunstwelt anzueignen vermag, inwiefern wir durch beides mit den Griechen verwandt sind, was noch geschehen kann, um unsere Sprache für jede Art des poetischen Ausdrucks zu bilden und zu bereichern; und endlich, dreist gesagt, soll man den frohen Anblick haben, wie eine künstlerische Seele, nachdem sie ein fremdes großes Kunstwerk empfangen und sich angeeignet hat, dieses wiedererzeugt und in ihrer eigenthümlichen Sprache, sie lalle nun so vollkommen oder unvollkommen wie sie wolle, wieder ausdrückt.

Ob Fichte nach Landshut geht, ist noch ungewiß, es ist aber fast wahrscheinlich, daß er hingeht. Das Collegium bei ihm beschäftigt mich fortdauernd. Ich bewundere seinen streng philosophischen Vortrag, und bedaure fast ihn nicht früher kennen gelernt zu haben. Kein anderer reißt so mit Gewalt den Zuhörer an sich, keiner bringt ihn so ohne alle Schonung in die schärfste Schule des Nachdenkens. Es ist eine wahre Wollust, die beiden größten Männer unserer Zeit in diesem Fache, ihn und Schelling, kennen gelernt zu haben und zu vergleichen. — Unser Freitagszirkel blüht fast mehr als je. Beinahe jedesmal hat einer oder der andere selbst etwas vorzutragen. Hagen legt sich jetzt sehr stark auf die altdeutsche Literatur, ein Fach, wozu er alles mögliche Talent hat, auch hat er es schon weit genug darin gebracht. Er hat deshalb mit dem hiesigen Prediger Koch, einem großen

Literator von ganz unabsehlichen historisch-literarischen Kenntnissen, der Dir vielleicht durch seine Schriften bekannt ist, nähere Bekanntschaft gemacht, und ist sehr gut von ihm aufgenommen worden. Dessen große Bibliothek wird vielleicht Hagen und mir zuweilen aushelfen können. Auf der königlichen können wir bei weitem nicht alles haben, was wir brauchen.

Was den Pestalozzi betrifft, so glauben die Leute, insbesondere die Erzieher von Profession, sie haben was rechtes, wenn sie das Allerneueste kennen. Es ist lange nichts so allgemein beschwatzt worden. Die Sache ist aber nicht ganz leicht durchzusehen, an sich dunkel, und um so dunkler, da Pestalozzi offenbar selbst oft confus ist. Dabei will ich ihn aber in allen Ehren gehalten wissen, was seinen hohen Enthusiasmus, seinen Eifer für das Wohl der Menschheit, ja seinen tiefen philosophischen Blick betrifft, der mir um so wunderbarer vorkommt, da es das Ansehn hat, als ob er gar nicht für sich selbst dastünde, sondern nur eine höhere Macht des Schicksals durch ihn durchsähe. Halte das nicht für leere Tiraden, es ist mein Ernst. Meine Überzeugung kann sich ändern, aber jetzt sehe ich in ihm ein Product, worin zuweilen ordentlich reiner Verstand hervortritt.

So weit ich die Sache einsehe, würde ich nach seinem A B C der Anschauung nie ein Kind unterrichten, um so weniger, da gewiß wenige seinen Geist fassen, und, wo es eingeführt wird, der höchste Mißbrauch zu erwarten steht. Du hast Recht, es würde bloße Denker

bilden, und was für welche! In der höchsten Ausführung nur formale, d. h. welche mit Begriffen rechneten wie mit algebraischen Formeln, und ihr Exempel ganz richtig herausbrächten, ohne daß ihnen bei der Operation ein einziges Mal einfiele, was denn nun die wesentliche Bedeutung dieser Formeln sey. Was Pestalozzi Anschauung nennt, ist das gerade Gegentheil der Anschauung, nämlich Abstraction. Seine Grundformen sind drei: Form, Zahl und Sprache. Die Zöglinge sollen nun geübt werden diese drei in ihrer Reinheit höchst unabhängig auszubilden, und zwar insofern dieses dahin führt, jedes Object unmittelbar unter diesen drei Kategorien zu erblicken. Dies nimm nicht an als eine Darstellung des Systems, sondern nur als einen Hauptgedanken daraus, so viel ich es einsehe. Denn es ist eigentlich so confus, daß man sich selbst erst das Gehörige herausziehen muß. Dieser Hauptgedanke nun selbst ist aber verworren. Denn erstlich ist es irrig, Sprache mit Form und Zahl in Eine Grundfläche zu setzen, da Form und Zahl die Formen der ursprünglichen Production sind, Sprache hingegen erst das Mittel zur höchsten Abstraction des schon reproducirten Begriffs. Ferner, wenn Du auch nicht den eigentlichen philosophischen Sinn des Worts „Anschauung" einsiehst, so leuchtet es doch ein, daß ein Kind, welches beim ersten Blick auf ein Object sich dessen nur zugleich mit diesen Bestimmungen: „es ist von dieser Gestalt, von dieser Größe, von dieser Anzahl, wird in der Sprache so und so benannt," bewußt werden kann, nimmermehr an-

schaut, sondern unmittelbar abstrahirt. Eine Rose von einer Nelke zu unterscheiden, hat Göthe gesagt, das ist das A B C der Anschauung, aber nicht Pestalozzi's geheimnißvolles Dreieck. Jene ursprüngliche Abstraction ist offenbar ein vortreffliches Mittel, Reinheit und Gründlichkeit der Begriffe zu begründen, den Beobachtungsgeist und die ganze Thätigkeit des Geistes stets wach zu erhalten, und Gott gebe, daß sie geistvoll benutzt und zum Heil der Erziehung angewandt werde! Aber wie bestimmt man denn nun die übersinnlichen Dinge darnach? Soll der Zögling diese durchaus leugnen: gut, dann ist er vollkommen; aber nicht für mich, für den das Übersinnliche allerdings etwas ist und etwas weit Höheres, als diese sinnliche Welt. Endlich wie bestimmt man darnach Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften, Gesinnungen? Pestalozzi, auf diese Einseitigkeit aufmerksam gemacht, hat versprochen seinen Plan auf alles das und jenes auszudehnen; und ich bin in der That begierig, was da wohl am Ende herauskommen wird. Wollte man aber sagen: für die Phantasie u. s. w. haben wir andere Bildungsmittel, so entgegne ich, daß ihre Wirksamkeit durch übertriebene Ausbildung des Verstandes abgestumpft wird. Niemand zweifelt, daß sich einzelne Fähigkeiten bis zur Vollkommenheit ausbilden lassen, wenn man will, z. B. die Fähigkeit, feine Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen. Aber dabei kann schwerlich etwas anderes recht aufkommen. Der Mensch ist ja nur aus Einem Stücke, und wenn gleich einzelne Geistesfähigkeiten bei jedem den Vor-

rang vor den andern haben müssen, so ist doch der, bei welchem andere derselben dadurch ganz unterdrückt werden, eben so gut ein Krüppel, als der, welchem Glieder des Leibes fehlen.

Dies sind einige meiner unterthänigsten und unmaßgeblichsten Gedanken über diese Sache, die ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen wollte. Vielleicht habe ich Dir nun fast zu viel darüber erzählt. — Der Cid interessirt Dich so sehr? — Es ist auch eine herrliche Geschichte, eine wahre spanische National-Dichtung. Herders Erben geben, wie Du wohl wissen wirst, seinen Nachlaß heraus, und man muß nun erwarten, was darunter vom Cid schon fertig seyn wird. Übrigens gestehe ich, daß mir seine Arbeit nicht recht genügt. Ich habe neulich die spanischen Romanzen selbst zwar nur oberflächlich angesehen; aber sie schienen mir doch nicht recht wiedergegeben zu seyn. Von Fr. Schlegels romantischen Dichtungen habe ich Dir ja wohl schon erzählt? Jean Pauls neuestes Werk heißt Flegeljahre, und ich habe angefangen sie zu lesen. Seine Vorschule der Ästhetik scheint ernstlich genug zu seyn; ob aber nicht bisweilen der höhere Geist fehlt?

An seinen Bruder vom 11ten Juni 1805.

Ich beschäftige mich jetzt stark mit den dramatischen und theatralischen Einrichtungen der Griechen und lese auch den Aeschylus, aber sehr langsam, weil er ganz

gründlich durchgearbeitet wird, und überhaupt weil ich damit beschäftigt bin, eine höhere Philosophie der ganzen griechischen Dramatik zu erbauen, welches ein sehr wichtiges und genußreiches Studium ist, aber auch sehr schwer. Denn ich bin nicht gesonnen zu phantasiren, wie ich die jetzigen Philosophen täglich mehr thun sehe, und es gehört etwas dazu, über das unumgänglich nothwendige kritische, grammatische und historische Studium nicht herabgestimmt zu werden für den Geist und die eigentliche Poesie. Unermüdlich lese ich dasselbe Stück immer wieder durch, bald in dieser, bald in jener Rücksicht, bis ich es ganz mir eigen gemacht habe und es in seiner vollen Pracht zur wahren innern Anschauung kann kommen lassen. Alles dieses ist immer nur noch Theil des großen Plans, den ich in meiner ganzen Seele habe, was ich Dir wohl sagen kann, nur nicht vielen. Er wird durch mancherlei noch manche Modificationen leiden und am Ende vielleicht nur theilweise ausgeführt, aber das ist das Schicksal aller menschlichen Dinge. Man muß nach dem Unerreichbaren streben: denn das Erreichbare ist, wenn man es hat, schwerlich der Mühe werth gewesen. Also gebe mir Gott Zeit, Kräfte und nur die allergewöhnlichsten Mittel! Hoffentlich wünschest Du es mit mir.

1806.

Da sich Solger jetzt immer eifriger seinen Studien hingab, diese sich auch immer mehr ausbreiteten und

mannigfaltiger wurden, so nahm er jetzt wirklich seinen Abschied von der Kammer, um sich ganz der Gelehrsamkeit widmen zu können. Seine Vorgesetzten verloren ihn sehr ungern; auch ließ man ihm, nachdem er schon abgegangen war, noch lange seine Stelle offen, damit er sogleich wieder eintreten könne, im Fall er diesen Entschluß fassen sollte.

Jetzt hören auch jene Tagebücher und kleinen Aufsätze, Bemerkungen und dergleichen gänzlich auf, weil er alle seine Zeit größeren Arbeiten widmete; aber seine großen Sammlungen zur Geschichte, zu seinem Werke über griechische Mythologie, für welches er außerordentlich viel gearbeitet hat, zur indischen Religionslehre und Philosophie, über Pausanias, Plato und die griechischen Tragiker fangen jetzt an, und man muß über den Fleiß des Mannes erstaunen, wenn man die Masse dieser Papiere sieht und bedenkt, wie viele Zeit ihm seine Collegia und die übrigen Arbeiten nahmen.

Von jetzt sind die Herausgeber also nur auf seine Briefe beschränkt, um daraus mitzutheilen, was den Leser und seine Freunde interessiren könnte. Von diesem Jahre (obgleich er seinem Bruder fleißig schrieb) findet sich indeß noch nichts, das sich für die öffentliche Bekanntmachung eignete.

Schon in Halle hatte sich eine Gesellschaft von Freunden vereinigt, wöchentlich einmal zusammenzukommen, um über literarische Gegenstände zu sprechen, sich eigne Ausarbeitungen oder auch gedruckte Werke vorzulesen.

Aus den Tagebüchern ersehen wir, wie wichtig unserm Freunde seit ihrem Entstehen diese Vereinigung war. Schlechthin nannte Solger diese Gesellschaft „den Freitag", weil man sich an diesem Tage zusammenfand. Die Theilnehmer waren besonders Solgers Freunde, Krause, Gotthold, Toll, v. d. Hagen, Abeken, Kosiier, Sotzmann, späterhin Friedrich von Raumer. Durch die Veränderung des Wohnorts, Verlassen der Universität, späterhin Versetzungen, war dieser Kreis bald enger, bald weiter.

In diesem Kreise verständiger und gebildeter Freunde las Solger zuerst seine Arbeiten, oder trug seine Entwürfe vor. Man recensirte sich gegenseitig mit freier Männlichkeit; Schmeicheln, weichliches Loben war dieser Versammlung gänzlich fremd. Und jeder der Theilnehmer muß gefühlt haben, wie ihm diese vertrauten Mittheilungen, die wahre Freundschaft und die edle Aufrichtigkeit, welche jeder beim andern fand, auf seiner Bahn weiter geholfen und zu seiner Ausbildung beigetragen haben. Im Julius 1803 schrieb er in dieser Beziehung an v. Hagen:

Deine Unterhandlungen über Dein künftiges Leben anlangend, so ist es mir sehr lieb, wenn sie guten Fortgang haben. Mein Privatmißvergnügen unterdrücke ich dabei. Schon jetzt ist mir ein unvollständiger Freitag sehr unangenehm. Das glaubst Du mir; denn Du fühlst mit mir die Nothwendigkeit und Güte eines solchen Institutes. Ich weiß, daß auch Dir dieser feste Ankergrund willkommen ist, ohne den wir in dem wüsten und unre-

freulichen Schwall des weiten Meeres ohne eine Stunde volles Genusses herumgetrieben würden. Unter allen meinen Wünschen steht der obenan, daß mir Gott Dein und unserer anderen nächsten Freunde Herzen erhalten möge. Dafür schenke ich alle andern äußeren Gaben. Und ich denke, das kann nicht fehlen: denn ich müßte mich sehr irren, wenn nicht unsere Vereinigung auf einen zu festen Grunde ruhte, und wenn nicht unsere Charaktere von dieser Seite wenigstens so vollkommen ausgebildet wären, daß sich schwerlich noch ein fremdartiges Mittel zeigen möchte, wozu sie eine überwiegende Verwandtschaft hätten. Du findest es vielleicht schon ängstlich, nur darüber zu denken; aber ich glaube, es ist manchmal gut, auch dies zu erwägen und einen ruhigen Überschlag über seine Güter zu machen, um sich desto mehr ihrer Sicherheit zu erfreuen.

Am 16ten August 1804 schrieb Solger aus Schwedt, wohin er, um seinen Bruder zu besuchen, gereist war, an Krause:

Antworte mir recht bald, lieber Krause, damit ich sehe, daß Ihr mich in einem feinen Andenken behaltet. Wenn ich zurückkomme, worauf ich mich auch schon freue, müssen wir wieder etwas ordentlich zusammen treiben. Setze Dich dann so mit Deinen Geschäften, daß ich einen rechten Theil Deiner Zeit ganz unbeschränkt für mich habe. Was ist das Leben ohne die Philosophie, und was die Philosophie ohne die Mittheilung? Und diese ist immer keine ohne das innigste Vertrauen. Wie leer schlep-

pen sich die Menschen durch diese paar Tage Leben, sowohl die, welche in den Gewerbsgeschäften und dem Familienschlamm versinken, als die, welche in grund- und bodenlosem Singsang und schlaffer Mystik luleien! Es giebt niemand, von dem ich nicht eins oder das andre in gewissem Grade zu fürchten hätte, als Dich! So will ich denn gestehen, daß für mich das dringendste, ja das einzige recht ernste Bedürfniß Dein Umgang ist. Es giebt keinen festen Grund und Boden in der Wirklichkeit, als diesen innigen Umgang mit Freunden, und ich werde mich nie gewöhnen können, die Menschen, die ohne ihn vegetiren, als etwas anders denn Scheinbilder, κατ' ὄνειρον, anzusehen; sie scheinen nur zu leben, sie leben nicht. Nur so kann ich feststehn, um allenfalls auch andere zu heben und zu tragen; und das will ich versuchen. Wenn ich zuweilen über Dich geklagt habe, so werde nicht ungeduldig. Hier will ich gern meine Schwäche gestehen; es geschieht nicht Deinetwegen, sondern meinetwegen. Das sind eben solche Unvollkommenheiten, wie die schwankende Speculation, die immer im rechten Elemente lebt, aber sich oft mit Sorgen bemühen muß in den energischen Mittelpunct zu gelangen. Wer wollte aber an beiden zweifeln?

Alle Zeiten, glaube ich, dulden die Freundschaft, wie alle die Philosophie. Vielleicht ist es nicht ganz so mit der Liebe. Wenigstens ist es etwas ganz anderes um die bürgerliche Gattenliebe, die doch sicher in ganzen Zeitaltern die einzige war und übrigens vortrefflich seyn mag.

Wenn doch die höchste Liebe auch heut zu Tage regieren könnte! Ich habe sie, nicht ohne Gewalt an mir selbst, aufgegeben, weil ich lebhaft fühlte, daß etwas fehlte, und also, denke ich, zur rechten Zeit. Aber Gott gebe mir Ersatz dafür; ich sehne mich recht danach. —

Tief schmerzte den patriotischen Solger das Unglück des Staats im Jahre 1806.

Mit dem Anfange dieses Jahres war der ältere Solger (Friedrich) nach Schwedt versetzt worden, er hatte schon so früh seine Frau verloren, unterlag beinahe selbst einer tödtlichen Krankheit, und Carl Solger, der jetzt in Berlin als Gelehrter privatisirte, ging im Januar 1807 nach Schwedt, um die Mutter und den trauernden Bruder zu trösten. Er blieb bis zu Ende Aprils, studirte jetzt vorzüglich den Spinoza mit großer Emsigkeit, fand sich aber dadurch nicht gehindert, seiner freundlichen Art nach, mit den ganz kleinen Kindern seines Bruders zu spielen und sich mit dem vierjährigen Knaben auf manche Weise zu beschäftigen. Es war nicht seine Weise, sich zu den Kindern herabzulassen, wie man es wohl nennt, sondern er war ohne alle Anstrengung Kind mit den Kindern und lernte von ihnen wie sie von ihm, weshalb ihn auch alle Kinder (die durch Instinkt niemals von jener vornehmern Herablassung getäuscht werden) unbeschreiblich liebten. So nahm er auch an den kleinsten Familienangelegenheiten wie in der frühesten Jugend Theil, und war und blieb immer der herzlichste aller Menschen.

Von Schwedt aus schrieb er den 4ten Februar einem jüngern Freunde:

Glauben Sie es dem Erfahrnen (ich spreche dreist so, wenn wir uns nur gleich wenige Jahre kennen): es gibt nur einen Enthusiasmus, nur ein Band für Menschen, nur einen festen Boden, auf dem man vor diesem öden und unfruchtbaren Meere der Welt stehen kann; dieses ist der unsichtbare und unzerstörbare, des Geistes und der Freundschaft des Geistes. Von diesem Boden aus, und diesen im Angesicht mögen wir dreist in die frohesten und trübsten Fernen, der Liebe und des Hasses, der Lust und des Schmerzes ausschweifen; wir kennen unsere Heimath und werden uns nicht von ihr verirren.

An Friedrich von Raumer schrieb er an demselben Tage:

Ich will unserem gemeinschaftlichen Lehrer Spinoza von keiner Seite Schande machen. Er wohnt bei mir und beschäftigt beinahe meinen ganzen Vormittag, und mein Bruder hat seinem dreijährigen Albrecht schon beigebracht: Spinoza sey ein kluger Kerl gewesen und Onkle Karl sage, er hätte alles besser gewußt als die andern. Ich bin noch mit der Ethik beschäftigt und schreibe jetzt darüber, was ich bei dergleichen Studien für unerläßlich halte. Die durchsichtige Klarheit und Ruhe seiner Darstellung reizt täglich höher meine Bewunderung. Wie sehr sticht gegen das Brausen und Wogen mancher neue-

sten Philosophen diese reine Stille ab, welche Winkelmann bei Kunstwerken mit der Ruhe des Meeres vergleicht, welches auch durch die gewaltigsten Stürme nur auf seiner Oberfläche bewegt werden kann. Seine mathematische Darstellung ist mit einer staunenswürdigen Beurtheilung gewählt und durchgeführt, und gewiß die beste für diese Art des dialektischen oder vielmehr logischen Philosophirens. Denn so wie die Mathematik ihre Grundbegriffe und Axiome nur aus dem Gebiet der Philosophie nehmen kann, ehe sie im Stande ist, diese durch den Verstand aus dem flüssigen Zustande gleichsam in den festen zu concentriren, und nun erst als unabhängige Einheiten in einer neuen Sphäre frei zu behandeln, und auf dem blos logischen Wege zu einer neuen Welt des Verstandes zusammen zu stellen; eben so nimmt auch er nur die Definitionen und Axiomen aus den ursprünglichen Tiefen des philosophischen Bewußtseyns, und erst, wann sie nun unabhängig von diesen in den Verstand stehen, errichtet er daraus ein rein logisches Gebäude. In Ansehung jener ersten Grundlagen darf man ihn daher schlechterdings keinen Dogmatiker nennen; und diese müssen doch entscheiden. So sehr jedoch auch diese Weise zu philosophiren für ein fast ganz mit dem Verstande lebendes Zeitalter (wie auch das seinige war) schicklich ist, so glaube ich doch, daß der gänzliche Untergang poetischer Phantasie nicht darum die philosophische ausschließt, und daß diese zu wecken, die Kunst der Dialogen erneuert werden muß, welche mir die höchste Form der Philosophie auszumachen scheint. —

Ich weiß, daß der gemeinschaftliche Mittelpunct aller unserer Bestrebungen ein stets kräftiges und unauflösliches Band ist, das festeste, oder das einzig Feste unter allen, die es giebt. Unterdessen gehn Sie wacker fort in Ihren geschichtlichen Darstellungen. Wenn Sie mir nächstens wieder etwas geben, so bitte ich es mir auf längere Zeit aus, um es nach meiner ganzen Einsicht zu kritisiren. Um ein Gleiches bitte ich Sie. Denn mag es jedem von uns an manchen einzelnen Kenntnissen mangeln, welche dem Werke des andern bis zur Erscheinung nöthig sind, so schließt das die Gemeinsamkeit der Arbeit und Beurtheilung nicht aus. Von entgegengesetzten Seiten ausgehend, werden wir beide nach dem in der Mitte liegenden unerreichbaren Mittelpuncte streben und so, wie mit unsern Antipoden, immer um eine gemeinschaftliche Axe gehen.

An eben diesem Tage schrieb er an Krause.

Deinen Brief fand ich gestern, als ich mit meinen Brüdern von einer kleinen Reise von einigen Tagen, wo wir auch auf der Jagd gewesen, zurückkam. Schon Deine Aufschrift erfreute mich herzlich, da ich mich wirklich darnach gesehnt hatte. Freundesunterhaltung ist mir doch ein dringendes, ja ich glaube ein zu dringendes Bedürfniß: denn auf irgend eine Weise gestört, trübt sie mich. Du sprichst, man fühle in solchen traurigen Zeiten wie die jetzigen, erst recht den Werth braver Freunde.

Ich fühle es nicht ganz so. In heitern Zeiten, wo man sich ganz genießen kann, wo edle Verhältnisse rein und ungestört bleiben, sind mir auch meine Freunde am liebsten. Was haben wir denn wohl seit vier Monaten anders gesprochen, als Krieg und Franzosen? Und sind wir denn auch darin oft weiter gegangen, als bis zur Neuigkeit des Tages? Die Fortschritte, die der Staat, die Welt und alles zur Verderbniß zu machen braucht, sind innerlich nicht so groß, wie sie uns jetzt äußerlich erscheinen, und immer mußte der Grund und Boden und die Folie unsres Lebens im Kreise der Freundschaft seyn. Die Welt in seinen Freunden zu sehen, war seit lange in mehr als einer Rücksicht das Höchste. Was muß sich jetzt der nicht versagen, der nach dem Hohen und Großen strebt? Auf untergegangene Herrlichkeiten, an denen seine ganze Seele hängt, die den Gegenstand seiner innersten, glühendsten Wünsche ausmachen, muß er ruhig und ungetrübt zurücksehn; das volle, üppige, liebereizende Leben der Vergangenheit anatomisch zerlegen, ohne die innere Glut dafür zu löschen, oder nur zu schwächen; und was das Höchste ist in dieser leeren, kalten, schalen Gegenwart, ganz warm und lebendig, ganz gegenwärtig mitleben und mitwirken, ohne sich mit ihrem scheußlichen Schmutze zu beflecken. Glaubst Du bei so bewandten Sachen nicht, daß man auch heute etwas Großes wollen könne? Aber eine schwere Größe hat uns Gott aufgegeben, und uns zu unsrer Stütze nur das Verstandenseyn von Wenigen, und, wenn er überschweng-

lich gnädig ist, auch das Leben und Wirken in und mit diesen Wenigen und durch und für diese Wenigen gegeben. Ich mag nicht wagen, zu denken, daß er auch hierüber unser heiteres Entsagen fordern könnte. Ich halte mich nicht für stark genug hierzu, und glaube, daß das entschiedene Gefühl des Alleinseyns mein Leben oder die Ordnung meines Geistes aufheben würde. —

An den Bruder vom 11ten April 1807.

Denn eigentlich und in der Wahrheit genießen wir doch nur, je mehr wir unser innerstes und eigenstes Seyn und unsere Kraft und Fähigkeit fühlen und ihrer froh werden. Was diejenigen genießen nennen, die sich leidend nur äußern Eindrücken hingeben, sollten diese Eindrücke auch noch so geistig aussehen, das ist doch nur matter Schlummer, der einen nicht entkräftet und zuletzt übersättigt, sich selbst ekelt. Darum scheint es mir nur zwei Wege zu geben, dieses Leben würdig zu führen, entweder darin zu wirken und sich selbst in Thaten und Wirksamkeit darin darzustellen, oder es so viel möglich durchdringen und verstehen zu lernen. Beides möchte gleich vortrefflich seyn. Wenn die That äußerlich sich auffallender und größer zeigt, so wirkt die Erkenntniß desto froher auf das Innere ihres Besitzers und nicht allein darauf, sondern sie geht unmerklich auf das, was ihn umgiebt, über, und, selbst ohne Lehre, durch sein bloßes Betragen erhöht und erfreut er seinen Kreis. Die-

ses ist gewiß das wahrhaft Wesentliche am Leben, dieses lehrt uns erst, warum wir leben, dieses erhebt uns über die Tyrannei sowohl der Genüsse als der Leiden, ohne unser Gefühl für beide (welches seyn muß und seyn soll) abzustumpfen. — —

Den 5ten Juni einem jüngern Freunde:

Was Plato oder Spinoza betrifft, so hat mir Raumer gesagt, daß er Ihnen zum Plato gerathen habe. Wenn eins von beiden seyn soll, so bin ich seiner Meinung. Ob Sie freie Zeit genug dazu haben werden, neben so manchem andern, das müssen Sie am besten wissen. Nur darum bitte ich Sie ernstlich; so etwas nicht anders als innig und vollständig durchdringend zu treiben. Ich möchte fast sagen, ich würde Ihnen noch mancherlei poetische Vorarbeit geben. Selbst in historischen Dingen ist die Menge und Masse der Kenntnisse, ihrer Klarheit und Sicherheit weit nachzustellen. In der Kunst und Philosophie aber giebt es gar keine Menge, außer in Bezug auf die innere Bearbeitung und Belebung des Gemüths. Es kann aber kommen, daß diese durch ein Meisterwerk oder durch eine Hauptanstrengung bewirkt wird, und alles übrige nur Supplement dazu sey, oder, wenn man will, Vorarbeit. Da nun offenbar die philosophische Bildung nicht in der Sphäre des praktischen Lebens liegt (wiewohl eine ächte Philosophie gewiß nur durch den Weg der wirklichsten Wirklichkeit gefunden

wird), die Kunst aber eben jene praktische Sphäre ganz erfüllt und eigentlich nur sie selbst ist; so hatten die Alten vollkommen recht, die Bildung vor allem weiteren, mit voller Übung im Genuß und Verständniß der Kunst zu beginnen. Aus einem so geschwängerten Acker wachsen dann diejenigen lebendigen und freien Gemüther hervor, die wahrhaft schönen Seelen, die Philosophien, welche weder ausschweifend in leere Sinnenwollust noch in kalter Abstraction erstarrend, ein ganzes organisches Leben enthalten, und die eigene volle und allseitige Natur auf den Spiegel ruhiger, gleichgewichtiger Betrachtung werfend, durch diesen einzigen Act des Seyns und Selbstgenusses, allein das Wahre und Schöne in ungetrennter Einheit darstellen. Nicht daß wir hoffen sollten, uns so ganz aus dem Leben heraus, wie die unschuldigen Alten zu bilden. Aber dennoch ist dies der einzige Weg zum Heile, der uns jetzt so oft durch die Menge Papier verschüttet wird. —

An den Bruder den 29sten August.

Übrigens bin ich immer guten Muths, so lange meine Thätigkeit mir zum Bessern und Vollkommenern fortzuschreiten scheint. Ich hoffe täglich mehr in Ansehung der Philosophie, die ich für die höchste Angelegenheit des menschlichen Geistes halte, auf dem richtigen Wege zu seyn. Ein gelöster Zweifel und eine erweiterte Aussicht stählt den Muth und erheitert das Leben über

alle Zufälligkeiten. Bald hoffe ich mit Spinoza sagen zu können: Non dico me optimam invenisse philosophiam, sed *veram me habere* scio. Denn dies ist alles, was der Mensch erreichen kann.

An eine Jugendfreundin vom 30sten August.

Sie sind und bleiben mir doch eine wunderliche Freundin, wie Sie da sagen können, ich würde über Ihre Religiösität lachen. Überhaupt ärgere ich mich immer, wenn man so mißtrauisch gegen mich ist, welches mir jedoch oft wiederfährt, und im Vertrauen gesagt, gar oft von Frauen und Mädchen, für die ich immer ein gewisses tendre gehabt habe. Ich bin manchmal ehrlicher als ich aussehen mag, vor allen Dingen aber in geistlichen Angelegenheiten, worüber wir ja schon mehr als einmal mit einander gesprochen haben. Die Stumpfheit und die matte und unlebendige Weisheit kennt keine Religion. Wer aber in Fleisch und Blut recht lebendig und wirklich lebt und fühlt, der hat manche Lücke, die ihn hintreibt, sie in dem auszufüllen, der alles erfüllt, und jenes Blut und dieses Gefühl bringen mit den Fehlern und Widersprüchen, wozu sie hinreißen, auch die unmittelbare und lebendige Gewißheit, daß es eine unendliche und allgemeine Liebe und Gnade giebt, die das mit sich selbst Uneinige wieder versöhnt, und nur geliebt seyn will, um zu vergeben. —

An Friedrich von Raumer vom 6ten September.

Ich habe Ihnen nicht allein eine Abschrift von der Göttertafel gemacht, die sie erb- und eigenthümlich behalten können, sondern ich schicke Ihnen auch einen unvollständigen, rohen, und bei Gelegenheit der Lectüre nachlässig gemachten Entwurf zu einer solchen Heldentafel mit, um den allenfalls möglichen Gebrauch davon zu machen. Diesen Entwurf bitte ich mir wieder zurück, und werde mich herzlich freuen, Ihre eigene Tafel dabei zu erhalten, die mich hoffentlich der Mühe überheben wird, dies Labyrinth noch einmal mit mehr Aufmerksamkeit zu untersuchen. Übrigens muß ich über die Göttertafel noch bemerken, daß sie blos die Vorstellungsart des Hesiodus enthält. Früher, beim Homer, ist vieles ganz anders, und später bei den Lyrikern und Tragikern noch mehr, besonders hinsichtlich der Verknüpfungen der Heldenfamilien mit den Göttern. Das System des Hesiodus selbst finde ich übrigens von erstaunenswürdiger Phantasie und Weisheit, und es enthält schon die höchsten und religiösen Gesichtspuncte, weit tiefer als beim Homer, bei welchem indessen die ganze Gegenwart dies nicht zuließ. Sie werden da oben bei Erebos und Tartaros einige Unsicherheit über deren Identität bemerken, weshalb auch der Tartaros mit einem Fragezeichen versehen ist. Dies muß schon so bleiben, indem es schwankend ausgedrückt ist. Die andern Widersprüche, die Sie finden werden, liegen auch in der schwankenden Vorstellungsart des Sängers selbst.

Aus einem Briefe an den Bruder vom 23sten September.

Bester Fritz, ich glaube es sehr gern und bin durch Erfahrung völlig davon überzeugt, daß uns diese Welt tausend Herzensstöße versetzt; aber desto mehr fühlen wir, daß der allein und über alles aufrecht erhaltende in uns selbst seinen Sitz hat. Erquickung hast Du nicht gewonnen, sagte Göthe, wenn sie Dir nicht aus eigner Seele quillt. —

Alle Aufmerksamkeit ist jetzt auf die Wiedergeburt des Staats gerichtet. Tausend Gerüchte sind darüber im Umlauf. Man muß aber Urtheil und alles suspendiren, bis erst die Sache wirklich zum Leben kommen kann. Bis jetzt sind wir noch nicht befreit, und jetzt fange ich an zu fürchten, daß es auch sogar bald noch nicht geschehen möchte. Am meisten cursiren in meinen Zirkeln die Gespräche über die hier zu errichtende Universität. Wolf hat den Plan dazu entworfen. Der Plan soll wirklich bei Hofe großen Beifall gefunden haben und ziemlich gewiß zur Ausführung bestimmt seyn. Es ist wahr, daß vieles hier ist, wodurch er sehr begünstigt wird; ob er im Ganzen zweckmäßig ist, daran zweifle ich. Herrlich wäre es, wenn ich mich einmal auf diese Weise hier fixiren könnte. Zu Anfang rechne ich noch ganz und gar nicht darauf, weil es mit großem Glanze beginnen soll, und hier ein Überfluß an vortrefflichen Lehrern der Philologie und Philosophie seyn wird. Indessen vielleicht künftig einmal. —

1808.

Schon im Winter 1807 wurde Solger von einem sehr gefährlichen Nervenfieber befallen. Dieses Unglück unterbrach seine Studien und störte ihn auch noch lange nachher, als er die Krankheit schon überwunden hatte; denn sobald er sich nur einigermaßen anstrengen wollte, wurde er von einem unleidlichen Kopfschmerz gefoltert, der ihm oft alle Besinnung raubte. Deshalb brachte er den größten Theil des Sommers bei seinem geliebten Bruder in Schwedt zu, um sich völlig zu erholen. Kurz vorher war die gute Tante gestorben, welcher Verlust ihm auch sehr nahe ging.

Diese Krankheit bildete in aller Hinsicht eine Epoche in seinem Leben. Seine äußere Gestalt veränderte sich auch seitdem: denn so wie er vorher schlank und meist blaß gewesen war, so bekam er jetzt, nachdem er wieder Gesundheit gewonnen, Farbe, und sein Körper wurde voller und stärker. Diese periodisch wiederkehrende Krankheitszustände waren wohl ein tiefes inneres Übel, welches sich vielleicht nicht beseitigen ließ, und das immer stärker ausbrach, bis es ihn endlich in ein zu frühes Grab stürzte. In diesem Jahre war seine treffliche Übersetzung des Sophokles erschienen.

Am 5ten Juli schrieb er an Krause.

Schwedt den 5ten Juli 1808.

In Stettin habe ich mich recht gelabt an Bantaldy. Und was mich auch recht herzlich gefreut hat, ist, daß dieser so ganz vollkommen mit dem Sophokles zufrieden

ist, und ganz vorzüglich mit der Vorrede, und daß wir uns über diese unterhalten haben, und er nicht blos mein Verdienst dabei vollkommen erkennt, sondern mit vollem Geiste alles, was ich gesagt habe, versteht und fühlt. Das ist mir ein recht glücklicher Tag gewesen.

Vom alten würdigen Geisbach habe ich einen recht väterlichen und schmeichelhaften Brief über den Sophokles bekommen, und bin ordentlich von ihm eingeladen worden, in Jena zu lesen. —

An Abeken schrieb er um diese Zeit:

Nun werde ich vielleicht nächstens eine gründliche Abhandlung über den eigentlichen Geist der ältesten griechischen Mythologie schreiben, nicht über die der Tragiker, diese soll später folgen. Ich werde speciell dazu veranlaßt durch eine Abhandlung von Buttmann über Apoll und Diana in den Schriften der hiesigen Academie, auf die neulich bei Spalding das Gespräch kam. Ich gab da einige meiner Gesichtspuncte an, und Spalding trieb mich, sie vollständig auszuarbeiten. Vielleicht kann ich es bewirken, daß meine Abhandlung in das Museum für Alterthumswissenschaft aufgenommen wird, und dann schreibe ich sie gewiß schon der Ehre wegen. Speculative Arbeiten versage ich mir bis jetzt noch, freue mich aber schon, sie bei voller Wiederherstellung meiner Kräfte recht streng fortzusetzen. Ich habe auch das Hebräische ordentlich wieder vorgenommen, und angefangen das erste Buch Moses zu lesen.

Gegen Ende des Sommers lernte Solger auch bei seinem Freunde v. d. Hagen Tieck kennen, sie kamen sich aber damals noch nicht näher, weil sich letzterer nur wenige Tage in Berlin aufhielt, Solger auch von seiner Krankheit noch so angegriffen war, daß er zu Mittheilungen nicht sehr geneigt schien.

Am Abeken vom 4ten December.

Mir geht es jetzt recht gut. Ich war bis in den September in Schwedt. Das angenehme Leben dort, sehr mäßige Arbeit, der schöne Sommer, die freie Luft, die ich den größten Theil des Tages über genießen konnte, und die viele Bewegung haben sehr wohlthätig auf meinen Körper gewirkt. Jetzt bin ich kräftig und froh; nur sehr selten habe ich nach starker Anstrengung noch ein wenig Kopfschmerz. Ich arbeite also auch wieder recht fleißig und mit aller Lust und Freude; nur aus Vorsicht mäßige ich mich, bleibe nicht so lange in die Nacht auf und gehe Abends öfter in Gesellschaft als sonst. Meine Hauptarbeiten sind der Platon, den ich nun wohl bald für diesmal beendigt, und, ich kann sagen, philologisch und philosophisch mit aller mir möglichen Strenge und Aufmerksamkeit durchgearbeitet habe, und ein eigenes strenges philosophisches Studium, welches ich nach meiner Krankheit zuerst in Schwedt in einzelnen Meditationen wieder aufnahm, hier nun aber in einem Zuge fortsetze. Ich hoffe, lieber Abeken, daß daraus etwas nicht Ver-

ächtliches werden soll. Je weiter ich gehe, je sicherer und muthiger fühle ich mich. In mir selbst zweifle ich gar nicht, den rechten Weg eingeschlagen zu haben, und will keine Mühe und keine Kräfte sparen, das höchste Ziel meiner Wünsche, ja das Ziel meines Lebens selbst zu erreichen, nämlich in kunstmäßiger Darstellung die Ideen, die mir die höchsten sind, auszubilden, und auch andern lebendig und wirklich zu machen. Wenn Dir dieses übermüthig scheint, so erkenne darin mein Vertrauen, daß ich sage was ich will, wie ich auch erscheinen möge, wenn nichts Rechtes daraus wird. In kurzem gedenke ich mit mir selbst so weit zu sehn, um unsern Freunden etwas von meinem Philosophiren mittheilen zu können, was in sich zusammenhangend und verständlich sey, und diesem Geschäfte sehe ich als einem sehr glücklichen entgegen. So lange man sich selbst ganz verschließt (und man muß es hier, um sich nicht und andere zu verwirren), ist man nur halb das, was man weiß. Erst in dem gemeinsamen Denken, Empfinden, Erregen und Erregtwerden geht Leben und Genuß auf. — Ferner arbeite ich noch vor zu meiner Abhandlung über die Mythologie, und gedenke bald anzufangen, sie zu formen. Dann beschäftigen mich immer noch einige Nebenarbeiten; auch das Hebräische habe ich fortgesetzt und eine ganze Strecke in die Genesis hineingelesen.

Du weißt wohl schon, daß ich erstens Mitarbeiter an der jenaer Literatur-Zeitung, und zweitens jetzt auch Doctor der Philosophie geworden bin. In jener Quali-

tät habe ich mein Probestück gemacht an der Tragödie Attila von Werner. Meine Affection zu diesem lieben Mann ist Dir wohl bekannt, und ich habe gesucht ihm zu reichen, was ich für hinlänglich halte. Ich habe die Recension schon abgeschickt und bin begierig, was sie bei der Redaction für Eindruck machen wird. Indessen hoffe ich, die gehörige Mäßigung nicht überschritten zu haben *). — Daß immer noch keine Beurtheilung meines Sophokles erscheint, macht mich fast unzufrieden. Auch daß Göthe mich immer noch nicht einer Antwort würdigt, kränkt mich ein wenig, wenn ich aufrichtig seyn soll. Ihm hätte ich vor allen zu gefallen gewünscht. Was er mir durch Riemer und dieser wieder durch Dich hat sagen lassen, hat mir etwas Schonendes, was mich wenigstens nicht sehr erfreut hat. Es hätte mich verdrießlich machen können, wenn ich nicht so ziemlich zu wissen glaubte, woran es liegt, wenn der Sophokles nicht so gefällt wie ich es wünsche, und auch jetzt noch wohl erwarte. Meine Ungeschicklichkeiten sehe ich wohl ein und will sie gar nicht vertheidigen; es mögen auch wohl viel mehr seyn, als ich jetzt noch bemerken kann. Aber vieles liegt an der Sache, und daß ich es herausfage, an meiner Treue. Diese Treue mögen manche an mir bemerken, aber nur damit sagen wollen, daß sie eine mechanische, äußerliche, leblose sey. Daraus mache ich mir nichts. Denn noch bleibe ich überzeugt, daß gar wenige den Geist der

*) Die Redaction fand nicht für gut, diese Recension aufzunehmen.

Griechen, der Tragiker, endlich des Sophokles selbst erkennen. Ich bin mir bewußt, ihm im Geiste treu zu seyn, in jenem einfachen, erhabenen, milden, aber dabei doch gewaltig kraftvollen Geiste. Was man unter der Milde und dem Maaßhalten des Sophokles zu verstehen pflegt, ist gewöhnlich nicht das Wahre. Gerade die reine starke, auch herbe und harte Natur ist das Mildeste, das es giebt, und nur so, aber so grade im höchsten Sinne ist die Milde des Sophokles. Es giebt zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Völkern verschiedene Arten von Bildung und Rhythmus; den griechischen glaube ich etwas zu verstehen. Vielleicht wäre es mir auch wohl gelungen, dem Sophokles ein zierlicher drappirtes Gewand zu geben, nach heutiger Kunst, oder es wäre mir auch nicht gelungen: denn ich bin zu aufrichtig dazu. Wenn ich erst den Äschylus übersetzen sollte, so würden sich die Leute die Ohren zuhalten. Was mir bei der Ausführung mißlungen ist, das lasse ich fahren, so viel es auch seyn mag. Aber der Sinn, in dem ich ihn wiedergegeben habe, den möchte ich gern erkannt sehen. Du mußt nicht glauben, daß ich das alles in Bezug auf Göthe sage, sondern überhaupt auf die Wirkung, die der Sophokles, wie ich weiß, bei mehreren macht. Sollte ich ihn auch einmal wieder überarbeiten, was wenigstens noch sehr lange Zeit haben dürfte, so wird doch, so Gott will, das am wenigsten herausgeschafft werden, was dem Sinne nach zu hart und treu scheint. Und wenn ich ein besserer Wortkünstler werden sollte, um den äußern

Zwang besser zu vermeiden, so ist wieder die Fertigkeit zu fürchten, die leider schon bei manchem fabrikmäßige Eleganz geworden ist. Also muß mein Werk fürs erste so verbraucht werden, wie es ist. In der Hauptsache bleibe ich noch mit mir einig; darum habe ich eben in der Vorrede gesagt, daß es kein heutiges Kunstwerk, auch nach dem höchsten Begriffe von einem solchen, seyn soll, sondern ein wissenschaftliches Werk, und wer es nur recht wissenschaftlich ansieht, der wird sich nicht wundern, wenn er sich erst durch das Fremde durcharbeiten muß, ehe er den Kern recht treffen kann. —

Schleiermacher arbeitet jetzt sehr langsam am Platon, welches mir unangenehm ist, da ich sehr wünsche, ihn auch für die Schriften zu benutzen, die er noch nicht übersetzt hat. Seine Einleitungen haben mir Studium und Verständniß außerordentlich erleichtert, wiewohl ich gestehen muß, daß ich sie nicht überall unbedingt billigen kann.

1809.

Solger war nun wieder gesund und kräftig und ging im Herbste dieses Jahres als Doctor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder, worauf er bald Professor extraordinarius wurde. Er las hier mit vielem Beifall philosophische Collegia.

Auch in der Stadt und bei der Bürgerschaft war er so beliebt und hatte so großes Ansehen und Vertrauen, daß man ihn mit einem bedeutenden Gehalt zum Oberbürgermeister der Stadt machen wollte. So sehr er dadurch seine äußern Umstände verbessert haben würde, so schlug ers dennoch aus, weil ihn dieser Schritt zu sehr von der Laufbahn entfernt haben würde, die er sich vorgesetzt hatte.

Die ersten der nachfolgenden Briefe, von denen wir Fragmente mittheilen, sind noch in Berlin geschrieben. —

An Abeken vom 13ten April.

Was Du mir von der aufgeführten Antigone geschrieben, hat mich amusirt. Wenn sie nur besser gewesen wäre! — Die Ausstellungen, die Du gegen die Veränderungen im Plane u. s. w. machst, sind ohne Zweifel vollkommen gegründet. Göthe kann doch durch so etwas blos seiner Curiosität ein Vergnügen machen wollen. Etwas anderes kann ich davon nicht erwarten. Arnim, der sich jetzt wieder hier aufhält, schlug mir bei der Gelegenheit vor, ich sollte einmal ein Stück des Sophokles fürs Theater bearbeiten. Schwerlich könnte ich mich dazu verstehen. Ich bin einmal so in dem Original zu Hause, daß ich nicht wagen würde, etwas zu oder abzuthun. Ich würde es nicht allein für unverbesserlich, sondern auch für unveränderlich halten. Also lieber jeder Andere als ich. Der Chor, den ich schon in der Braut von Messina nicht leiden kann, würde mir gewiß schlecht

bekommen seyn. — Die Stelle Ant. 909 hat Dich schon einmal beunruhigt. Ich weiß nicht, ob man gradezu annehmen kann, daß Sophokles die Geschichte im Herodot vor Augen gehabt habe. Es fällt uns nur die Ähnlichkeit zu sehr auf, wo einmal die große Verschiedenheit der alterthümlichen Sinnesart von der unsern an mehreren Orten zu Tage kommt. Nimm Dich nur für den Sinn in Acht: ich für mein Theil glaube, daß ihn bei scharfer Ansicht wohl meistens der Leser mitbringt. In unserer Stelle kann zweierlei anstößig seyn: 1) das Zurückführen einer so gefühlvollen Situation auf gewissermaßen politische Gründe, und 2) der Zweifel, warum denn der Bruder mehr werth seyn soll, als der Gatte oder das Kind. 1) Jenes liegt ganz in dem Charakter des Alterthums und nicht des Alterthums allein, sondern jedes ganz von Ideen und göttlicher Eingebung (was kaum noch ein uneigentlicher Ausdruck in meinem Sinne ist) geleiteten Volkes. Je tiefer in einem Volke die Ideen mit seinem ganzen Grundwesen verwachsen sind, desto mehr gehen sie in ihrer Erscheinung ganz in die Sphäre der verständigen Besonnenheit über. Dieses und dieses allein ist der Grund, warum in den Tragikern die erhabenen und übernatürlichen Gegenstände des Widerstreits (die bei uns mit psychologischem Schwunge auf ihre inneren Gründe wieder zurückgeführt werden müssen) als Gegenstände des äußeren Rechts debattirt werden. Ganz persönliche Gefühle also vollkommen analog, als Gegenstände der äußern Klugheit oder Politik. Recht gefühl-

volle Personen werden auch unter uns öfters auf dergleichen Äußerungen ertappt werden. Es ist z. B. sehr natürlich, daß man beim Verluste einer geliebten Person zuerst ausruft: „Wo werde ich wieder einen solchen Freund finden!" Dieses kann freilich nach Beschaffenheit der Person ein gemeiner Eigennutz seyn; es kann ihm aber auch grade das allertiefste Gefühl zum Grunde liegen, das viel zu hell und klar in der Seele liegt, um seinem Innern nach durch Worte entwickelt zu werden. Sondern die Worte sprechen dann gerade nur das äußere Verhältniß aus. Es ist also natürlich, daß Antigone daran denkt, wie ihr ein Bruder nie werden kann, wohl aber ein Gatte oder ein Kind. Noch eins zum Vergleichen. In einer andern Art ist mir das, was ich eben ausgeführt habe, recht klar geworden, in der spanischen Poesie, wo die glühendste Leidenschaft der Liebe äußerlich sich nur in Spielen des schärfsten Witzes und Verstandes zeigt. Dieses ist meiner Meinung nach (nur die gehörige Trennung der Principien beachtet) äußerst analog. — 2) Hier ist wieder zweierlei zu beachten: Erstens, daß wirklich, jene Ansicht vorausgesetzt, ein Bruder, wenn die Ältern todt sind, nicht zu ersetzen ist; wohl aber Gatte und Kind. Du weißt, daß bei den Griechen die Familienverhältnisse weit mehr physisch und instinktmäßig, als Seelenverbindungen waren. Dieses physische Glück also (wenn ich es so ausdrücken darf), einen Gatten und ein Kind zu haben, läßt sich allerdings ersetzen. Die Liebe zum Gatten entstand bei ihnen beinahe erst nach dem

Beischlaf, und die Freude daran war das vorzüglichste Verbindungsmittel der Gatten. Erinnere Dich z. B. was Tekmessa dem Ajas, Hekube in Rücksicht der Polyxena dem Agamemnon sagt. Ähnlich ist es mit den Kindern, zu denen ja auch bei uns die Weiber weit mehr eine instinktmäßige als vernünftige Liebe hegen. Die Liebe zum Bruder aber ist von dieser Sinnlichkeit freier. Zweitens ist auch ein Unterschied in Ansehung der Heiligkeit des Verhältnisses. Das eigentliche höchste Blutsverhältniß war ihnen zwischen denen, welche wirklich von demselben Blute waren. Mann und Gattin waren das nicht, daher auch Klytämnestra beim Äschylos damit entschuldigt wird, daß sie blos ihren Mann getödtet hatte, Orest aber seine Mutter, mit welcher er eines Blutes war. Daß Agamemnon seine Tochter getödtet, darüber klagt Klytämnestra mehr als Mutter, die auch ein Recht an sie hatte. Indessen ist es mit dem Kinde wohl eben so, wenn nicht ins Spiel kommt, daß sie die Kinder überhaupt für abhängiger und mehr ein Eigenthum der Ältern hielten. Alles dieses zusammen genommen wird Dir indeß wohl ziemlich hinreichend scheinen. Noch setze ich hinzu den äußerst praktischen Sinn der Griechen, der den Muth nie verlor: wenn sich noch etwas wieder schaffen ließ. Erinnere Dich an die Geschichte der Saneserin, die Du, glaube ich, weißt. —

Unter mehreren andern Arbeiten habe ich auch ein fast vollständiges philosophisches Heft nach meiner eigenen Speculation ausgearbeitet, und darüber bald nach Neu-

jahr unsern Freitag in einigen Stunden wöchentlich Vorlesungen zu halten angefangen. Damit bin ich jetzt freilich eigentlich noch nicht fertig geworden, muß sie aber meiner Reise und anderer Projects wegen unterbrechen. Was diese Vorlesungen und mein ganzes Philosophiren auf unsere Freunde für einen Eindruck gemacht hat, wirst Du am besten von ihnen selbst erfahren. Unter dem Lesen des Pindar habe ich gelegentlich zwei Hymnen daraus nach meiner Art übersetzt, welche ich in irgend einem Journale bekannt zu machen gedenke. Ich glaube, sie sind mir leichter gerathen, als die meisten Chöre des Sophokles und werden Dir gefallen. — Wie steht es mit der Biographie, die Du verhattest, und wessen ist sie?

Fichte's Reden an die Deutschen habe ich etwa zur Hälfte gelesen. Vieles über die deutsche Sprache ist schön und wahr. Über die andern Nationen ist viel Vorurtheil. Der Hauptgedanke von der Erziehung ist in meinen Augen völlig schwärmerisch, unpraktisch und folglich auch unphilosophisch. —

An Friedrich von Raumer, den 17ten September, aus Berlin.

Werden Sie nicht ungeduldig über das mancherlei schlechte Wesen, das Sie mit ansehen und mitmachen müssen. Es ist doch immer nur die eine Seite; es geht nicht besser in der blos gelehrten Welt. Im Grunde haben Sie es noch am allerbesten: denn die Vergangenheit, die Sie darstellen, läßt sich nicht rauben, und mit

der Gegenwart können Sie sich herumstoßen, ohne am Ende sehr für das verpflichtet zu seyn, was daraus werden möchte. Mir aber geht ein Grauen an, daß ich die jungen Bären lecken soll. Das Innerste und Heiligste aussprechen zu müssen, und gar nicht oder schief gehört zu werden, ist hart. Die Weisheit wird an den Ecken stehen und predigen, und niemand wird ihrer achten. Dennoch will ich nicht den Muth verlieren, so lange ich hoffen kann, zwei oder drei zu finden, bei welchen das Saamenkorn auf besseren Boden falle. Aber wahr ist es, in der politischen Welt und zwar vorzüglich in der uns zunächst umgebenden, steigt das Ekelhafte in diesem Zeitpuncte auf den höchsten Grad. Es war in der That das Letzte, was wir noch zu erwarten hatten, daß nach der allgemeinen Aufklärerei und Geistlosigkeit, nachdem dadurch alle wahrhaft innerlichen Principien mit Stumpf und Stiel ausgerottet waren; um die darauf eingetretene seichte, nachäffende und durchaus bis in ihr Innerstes nichtswürdige Genießucht der verächtlichen Schriftstellermenge, auch diejenigen ergreifen mußte, die praktisch den Staat lenken sollten. Kränkliche aber desto schöner aufgestutzte Halbphilosophie, eitele Ziererei mit dem Edelsten und Erhabensten der Menschheit, und die sinnlose Frechheit nach eigenen Phantasien in die göttliche Ordnung eingreifen zu wollen, sind meines Erachtens die Haupterscheinungen bei unserer geträumten politischen Wiedergeburt. Das Beste dabei ist noch, daß nichts recht fertig werden, sondern alles noch auf halbem Wege wieder zurücksinken

wird. Wie dürfte man hoffen, wenn man allein die Sprache der Vernunft zu reden entschlossen ist, von halbtauben Träumern gehört zu werden? Verzeihen Sie mir diesen Ausbruch. Es ist immer gut, einmal seinen Zorn recht auszuschütten.

Sie sind durch Ihr erhabnes Studium angewiesen, den Gang Gottes in der Welt zu erkennen, und sich so vor Ansteckung zu bewahren. Nur nehmen Sie sich in Acht, Bücheransichten, oder abgezogene Resultate, die, je allgemeiner, für das Praktische desto nichtiger sind, in die Betrachtung des stets fließenden Moments einzumischen. Aber freilich muß ja die ins Einzelnste gehende Kenntniß der vergangenen menschlichen Geschäfte Sie davor am besten warnen.

An Friedrich von Raumer.

Frankfurt an der Oder vom 4ten November.

Bald bin ich nun vierzehn Tage im Exil, und es ist Zeit, daß ich mich wieder erquicke in der Unterhaltung mit guten Freunden. Das Schlimme ist nur dabei, daß ich so viele Sachen drei bis viermal schreiben muß. Es ist hier ganz passabel, was das Äußerliche anlangt. Die Stadt ist recht hübsch und lebhaft durch Gewerke und Handel, welches ich immer sehr liebe; auch die Gegend ist ganz angenehm. Ich habe schon einige Spaziergänge ziemlich weit hinaus gemacht; aber heute hindert mich der Regen. Den Empfang, den ich hier fand, konnte ich gar nicht besser wünschen. Man war allgemein zu-

vorkommend und freundlich. Sie glauben, jeder neue Docent ist eine Stütze mehr für Frankfurt. X., jetzt Magnificus, geht recht darauf aus, so magnific als möglich zu seyn und kann sich kaum rühren vor Würde; doch war er sehr gütig gegen mich und gab mir guten Rath; den ich höchst andächtig annahm. Aber der alte Schneider ist recht, was man einen kreuzbraven Kerl nennt, die Treuherzigkeit selbst. Nach der allgemeinen Schilderung seiner Misanthropie dachte ich, er würde mich anschnauzen, und siehe, er war so liebenswürdig und freundlich, daß er mich gänzlich eingenommen hat. Er ist unwiderstehlich. Die gewaltige Ausbreitung seiner Kenntnisse, zugleich in der alten Literatur und den Naturwissenschaften, mit dieser kindlichen Einfalt und gänzlichen Anspruchslosigkeit in seinem Benehmen, giebt ihm etwas wahrhaft Großes; man fühlt bei ihm gleich, daß man einmal wieder mit einem ganzen Menschen zu thun hat. Man weiß ihn hier weder zu schätzen noch zu benutzen; man versteht diesen Geistesadel hier gar nicht. Wenn er in bessern Verhältnissen gelebt hätte, so würde er auch in der Gesellschaft edel gewirkt haben. Nun ist er darüber alt geworden, und es hat sich eine Art gegenseitiger Neckerei zwischen ihm und der Welt eingeschlichen.

Seit acht Tagen lese ich, lieber Raumer, die zwei Collegia, die Sie wissen. Ich fürchtete gerade nicht, daß ich blöde seyn würde; indessen nahm ich mir doch vor, das was mich davon antreten könnte, mit Muth zu un-

terdrücken. Aber nach den ersten zwei Worten ergriff mich der Gegenstand, und ich sprach mit vollkommner Freiheit. Die ersten Male habe ich mir vorher alles aufgesetzt, was ich sagen wollte, der Sicherheit wegen. Bald werde ich nur einen Leitfaden brauchen und das Übrige frei ausführen. Ich muß meinen Zuhörern das Zeugniß einer ungestörten Aufmerksamkeit geben, so fremd ihnen auch das Philosophische ist. Sie klagen über Paradoxie, und das ist recht gut: ich fürchte nur, sie sind zu wenig ans Denken gewöhnt, um eine ganze Stunde hindurch bei der Sache zu bleiben. Mein Hauptzweck ist auch in dem philosophischen Collegium, ihre Phantasie zu erregen und sie in dem Standpuncte des gemeinen Verstandes irre zu machen. Diese Einleitung in die Philosophie ist ungefähr so berechnet: Zuerst zeige ich ihnen, daß die Philosophie keiner solchen Einleitung bedürfe, wie andere Wissenschaften, da sie ihr Princip nicht aus höhern Principien ableiten könne, sondern in sich selbst habe; hierauf schildere ich ihnen, wie der Standpunct des gemeinen Verstandes, der der Begeisterung durch Ideen und der der Philosophie (tria genera cognitionis des Spinoza) sich gegen einander verhalten. Dann zeige ich, welcher der Standpunct der Philosophie sey, und daß auf der philosophischen Denkart alle wissenschaftliche Denkart überhaupt beruhe; ferner, wie und warum die ganze heutige Bildung auf Wissenschaftlichkeit beruhe, daß also diese Bildung nur vollendet werden könne in der Philosophie. Ferner widerlege ich einige sehr scheinbare und

gebräuchliche Einwürfe hiergegen und gegen das philosophische Studium überhaupt. Endlich stelle ich die Grundform der Philosophie dar und zeige, wie darin die verschiedenen sogenannten Disciplinen liegen und wie und in welchen Verhältnissen darunter auch die einzelnen Wissenschaften fallen. Nicht minder gebe ich ihnen eine Anweisung, sich in diesem Standpuncte festzusetzen und von da aus im System zu construiren, wobei ich besonders recht ausführen denke, wie sich in solcher Construction intellectuale Anschauung und Dialektik stets begleiten und nie verlassen müssen. Schreiben Sie mir, ob Sie mit diesem Plane zufrieden sind. Ich denke, wenn es möglich ist, hier einen Boden für Philosophie abzutheilen, so muß es so geschehen.

Aus einem Briefe an Abeken vom 10ten November.

In der Einleitung zur Philosophie, die ich so populär mache wie möglich, klagen sie sehr über Dunkelheit, weil sie leider durch das geistlose Ableiern alter Hefte so verwöhnt sind, daß sie nicht selbst denken können. Ich lasse mich dadurch nicht abschrecken und will schlechterdings Leben hineinbringen, sollte es mir auch nur an zweien gelingen. K. Logik und so etwas kann jeder Mensch commentiren, zu einer solchen Handwerkerei halte ich mich für zu gut. Einige alte Philister hier murren auch schon, daß nun Fichtesche oder Schellingsche Philosophie, gegen die sie sich so lange mit Hand und Fuß ge-

sträubt haben, hier einzuschleichen soll; denn was es eigentlich für eine seyn möchte, das kümmert sie wenig, da sie von keiner etwas wissen.

Übrigens muß ich sagen, daß sie mich sehr gut aufgenommen haben, vor allen B. Dieser brave, tüchtige Mann ist mir hier ordentlich ein Trost und Stab. Er sieht in mir eine Hülfe bei der Bekämpfung der hiesigen Finsterniß und behandelt mich wie einen alten Freund. Aber eingenommen hat mich eigentlich am meisten der alte herzliche Schneider. Bei dem fühlt man einmal wieder, daß man mit einem ganzen Menschen zu thun hat. Ich bewundere seine wissenschaftliche Größe, da er zugleich ein so trefflicher Philolog und vielleicht ein eben so trefflicher Zoolog und Botaniker ist, und vollends seine treuherzige Simplicität und seine liebenswürdige Freundlichkeit hat mich ordentlich in ihn verliebt gemacht. Die schlimme Seite an ihm ist die medisance.

An Krause.

Frankfurt den 19ten November.

O, Kinder, keine Worte vermögen es auszusprechen, wie sehr ich den Freitag vermisse. Es ist dies, hier gesagt, freilich kein großes Compliment; aber ich kann versichern, daß ich ihn nirgends wiederfinden würde, und wenn ich auch nach Athen käme. Aber hier ist es freilich gar zu schlecht, und ich muß über kurz oder lang von hier fort. Hagen sagt: es wird ja wohl Rath dazu

werden, dies will ich gar nicht hören; es lautet, als wenn man mich hier hinhalten wollte. Nächstens schreibe ich mit aller Macht an Humboldt und Uhden. Ihr seht, ich bin nicht verdrießlich noch übellaunig. Gottlob, ich habe es so weit gebracht, daß ich allenthalben ziemlich gleich guter Laune bin, und die Leute finden hier allgemein, daß ich ein recht frohes Gemüth habe. Also redet keine Leidenschaft aus mir, sondern die bloße Einsicht in die Sache. Hier, wo Mangel sogar an allen Hülfsmitteln ist, muß ich nothwendig gehemmt werden; ich, dem, wie bekannt, die Betriebsamkeit des Herbeischaffens und Nachjagens nun einmal leider nicht gegeben ist.

Ferner würde mir auch auf die Länge die Herablassung schaden, zu der ich mich in meinen Vorträgen verstehen muß, wenn meine Worte nicht ein ganz leerer Schall bleiben sollen. Im Griechischen geht es freilich an, und dies Collegium macht mir deswegen auch jetzt das meiste Vergnügen. Ich bin darin streng, gehe sehr genau und gelehrt, und habe z. B. in den ersten vier Stunden der wirklichen Interpretation (denn vorher gab ich eine Einleitung über den Geist und die Geschichte der griechischen Tragödie), also in diesen ersten vier Stunden habe ich etwa 60 bis 70 Verse des Äschylos erklärt, ohne dabei das Geringste zu berühren, was die gemeine Grammatik betrifft, indem ich gleich anfänglich erklärte, daß ich dies voraussetzen müßte. Und doch darf ich auch auf der andern Seite nicht zu weit in die feinere Kritik

hineingehen. Dabei sehe ich es meinen Zuhörern an, daß es ihnen behaglich dabei ist, und daß sie merken, sie lernen etwas Gründliches. Aber lange nicht so gut ist es in der Philosophie. Die vielen Beschwerden über Unverständlichkeit haben mich gezwungen, noch mehrere Stufen hinabzusteigen, und ehe nur eine Art von Enthusiasmus in die Leute kommt, kann es noch lange dauern. Welche dürre, leere Jugend! Man sollte glauben, nur das, was die Philosophie verspricht, müßte einen jungen unabgestumpften Geist gleich entflammen wie Spiritus, aber freilich am Spiritus fehlt's eben. Schritt vor Schritt einem Text nachgehen und den zerlegen hören, das können sie noch; aber eine Stunde lang selbst denken, ist ihnen gar zu hart. Dennoch, so lange ich einmal hier bin, will ich weder Mühe noch Geduld sparen. Und am Ende kann mir selbst das discursive und exoterische Herumreden, wobei ich nie aus der Sphäre der Idee herauszufallen suche, noch eine nützliche Übung seyn. Auch ist mein Vertrauen zu der Menschheit noch stark genug. Ich sehe zwei oder drei menschliche Gesichter darunter, die die Augenbrauen zusammenziehen und nachdenklich aussehn; vielleicht sind die doch zu erregen. Neulich habe ich ihnen eine Stunde lang eine ordentliche Rede gehalten und ihnen ins Gewissen gesprochen, ihnen vorgestellt, welch großes Heil sie hier finden könnten, und sie selbst besser vorgemalt, als sie seyn mögen; worüber einer nachher einigermaßen gerührt zu seyn schien. Etwas Bedeutendes für das Ganze zu wirken in Rücksicht der Phi-

losophie, hoffe ich kaum. Wie sehr sehne ich mich, vor gebildeten Zuhörern zu sprechen, von denen ich hoffen kann, recht verstanden zu werden! Zum Schulmeister bin ich verdorben. Ich gestehe Euch zwar, daß Ihr mir damals bei meinem Vortrage auch noch nicht ganz genügt habt. Indessen war der erste Vortrag vielleicht noch zu ungeschickt, vielleicht wirkte auch etwas die Art von Mißtrauen mit, die ich jedem gegen einen neuen Philosophen gern erlaube. Ich will daher auch gar nicht bange seyn. Non dico me optimam invenisse philosophiam, sed veram me habere scio, sage ich nochmals mit dem Spinoza. — Weil ich doch vor allen Dingen die Erkenntnißart dieser Menschen verbessern muß, las ich neulich wieder den Spinoza de emendatione intellectus, und als ich die theuern Worte des reinen, einfältigen Weisen las: Postquam intellexi, omnia, quae in communi vita occurrunt, vana atque futilia esse, da suchte ich mir nach einer Erkenntniß, wodurch ich perpetua et aeterna fruerer laetitia; da füllte es mir wieder das ganze Herz an. — Ich will meinen Weg gehen, wie dieser Gerechte; richte ich etwas für die Andern aus, so ist es gut, wo nicht, so mag man mich übrigens still begraben, bin ich doch in mir selbst glücklich gewesen.

Über die Wahlverwandtschaften.

Wenn ich meine vorläufige Meinung über die Wahlverwandtschaften sagen soll, so muß ich schon diesmal

nach Art der Recensenten, die freilich nicht meine Lieblingsart ist, mit etwas allgemeiner Theorie anfangen. Doch bitte ich recht sehr dies nur als ein vorläufiges Wort anzusehen. Es ist hier wieder ein unerschöpfliches Kunstwerk, ein immensum infinitumque, und ich kann noch blos vom ersten Eindruck sprechen.

Krause hat mir übrigens die Hauptmomente so dargestellt, daß ich mich dadurch nur zu allgemeinen Reflexionen veranlaßt sehe. Zu seiner Darstellung weiß ich im Ganzen wenig hinzuzusetzen. Ich möchte die Hoffnung fassen, daß aus diesem Werke, dergleichen ich lange eins gewünscht habe, den Menschen einmal ein Licht aufgehen werde über das Schicksal überhaupt, und besonders in der antiken Kunst, worüber alle neueren Kunstrichter unaufhörlich sprechen, und das keiner so verstanden hat, wie ich. Was ich aber darüber denke, ziehe ich nicht blos aus der Gestalt der Kunstwerke ab, sondern ich sehe es in seinen innersten Gründen ein, welche ich hier nicht entwickeln kann.

Die ganze alte Welt ist die Welt der Gattung als eins und aus einem Stücke. Das Ebenbild Gottes in ihr ist als die Idee der gesammten Menschheit erschienen und es gab nur Menschen innerhalb der Nationen. Es gab also auch nur ein Geschick der Menschheit: denn diese war die erste Erzeugung Gottes, die zweite erst setzte einzelne Menschen ab. Diese einzelnen konnten daher nur bestehen, so lange sie das Geschick der Menschheit zu dem ihrigen machten: wollten sie ihr eigenes für sich ha-

ben, so wurden sie von jenem allgemeinen ergriffen und zertrümmert. Dies beweist nicht allein die Kunst, welche es in seinen tiefsten Keimen darstellt, sondern auch die Geschichte in den höchsten Resultaten mit ihren Verbannungen, Ostracismen u. s. w. Kein großer Mann Griechenlands, der es durch seine Individualität war, ist anders als im Elende gestorben.

Was ist nun aber jenes allgemeine Geschick der Menschheit? Äußerlich, was das Geschlecht begrenzt, die physischen Gebrechen, denen jeder unterworfen ist; innerlich die nothwendige Art zu denken, die unwillkürliche Verknüpfung der Gedanken, die in dem Großen und Kleinen, dem Edlen und Schlechten dieselbe ist. Und daß er diesen allgemeinen Gesetzen nicht entweichen kann, das stürzt eben den Einzelnen. Das Drama ist die wahrste Darstellung der Gattung als des Erstgebornen und des Individuums als des Zweiten. Die alte Kunst ist also in ihren innersten Gründen dramatisch; selbst in der Erzählung, wie bekannt, im Homer.

Ich übergehe die sogenannte romantische Welt, welches mich zu weit führen würde, und komme auf die moderne. Hier ist das Erstgeborne das Individuum, welches das Ebenbild Gottes in sich trägt. Und zwar trägt es dasselbe in sich nicht als das Allgemeine oder als den absoluten Gott, sondern als das, welches gerade diesen bestimmten Punct endlicher Erscheinung (welchen wir eben Individuum nennen) mit seinem eigenen, durchaus nur ihm gehörigen Wesen beseelt. Es kann also heut zu

Tage jeder seinen Gott nur in sich selbst finden und auch seine Philosophie und seine Kunst, oder wie Ihr es nennen wollt. Das Zweite ist die Gattung, und um kurz zu seyn, sage ich nur, der Mensch lebt in der Gattung durch Anschauung aller übrigen Individualitäten, welches das System der Ehre und der zweckmäßigen Staatseinrichtungen bildet. Sein Geschick aber ist seine Individualität, oder (recht verstanden) sein Charakter, und der Ausdruck dieses Geschicks die Liebe und Freundschaft. Nur dadurch kann ihm das Ebenbild Gottes in ihm zugleich wirklich werden. Der Mensch hat jetzt kein anderes Geschick als die Liebe. Wer seiner Individualität sein Verhältniß zu der Gattung unterwirft, oder dies mit ihr vereinigt, der kommt durch. Und das stellt die Kunst im Roman dar. Alle heutige Kunst beruht auf dem Roman, selbst das Drama (Iphigenia, Tasso). Wer seine Individualität falsch versteht und meistert, oder (wie Krause so wahr sagt) die Stimme des Gewissens überhört und dem klügelnden Verstande folgt, der geht unter. Und das ist der Gipfel der heutigen Kunst, der tragische Roman. Bei den Alten giebt es dagegen eine (so zu sagen) romantische Tragödie, wo der Charakter gerechtfertigt und im Sturze selbst verklärt wird (Ödipus in Kolonos).

Alles dies ist von mir sehr roh hingestellt. Ihr werdet Euch das Wahre herausfühlen. Die πρώταρχος ἄτη liegt hier nicht blos in dem Entschlusse den Hauptmann und Ottilien kommen zu lassen, sondern schon in dem

schwankenden Zustande, in dem die weislich von Gott getrennte Verbindung Eduards und seiner ehemaligen Geliebten, die ihm noch dazu selbst Ottilien bestimmte, doch geschlossen wird. Aber hier sind eben die Motive gerade in einander gewirrt, wie es seyn muß, wo Unheil entstehen soll. Ich denke, niemand wird hier verkennen, wie im Verlaufe der Handlung selbst alles von den Individualitäten ausgeht, und diese immer einseitiger werden (besonders Eduard), je mehr sie gegen die Umgebungen zu kämpfen haben. Diese Betrachtung, daß sie dadurch einseitiger werden, rechtfertigt mir auch den Eduard, der mir sonst zu wenig seiner selbst mächtig ist. Und doch bin ich nicht ganz mit ihm zufrieden. Ich glaube, alles würde gewonnen haben, wenn er innerlich größer wäre, und doch fallen müßte. Aber das Größte und Heiligste darin ist wahrlich die so tief innerliche Ottilie, die ihr keusches Inneres herausgeben muß an den Tag des Schicksals, der dieser Sturm ihre Knospe aufweht und ihren heiligen Blüthenstaub verstreut. Und göttlich ist es, daß auch ihr erhabener Vorsatz und ihr Gelübde nichts mehr hilft. Sie kann ihre eigene innere Macht nur noch dazu anwenden, sich durch sich selbst zu vernichten. So ist es gründlich durchgeführt.

Die vielen Reflexionen und Beobachtungen sind recht charakteristisch. Sie gehen immer auf Beobachtung und Untersuchung menschlicher Individualität, selbst wenn sie von der Natur ausgehen. Seht, wohin selbst das Studium der Natur diesen wahrhaften Dichter des Zeitalters

geführt hat! In der Natur selbst erkennt er die Liebe, das sind die Wahlverwandtschaften.

Eben dazu gehören die Details der Umgebungen, wovon ich mir auch nicht ein Jota rauben lasse. Gerade diese sind das sichtbare Kleid der Persönlichkeiten. Und sie haben noch eine andere hohe Bedeutung. Sie sind das tägliche Leben, worin sich die Persönlichkeit ausdrückt, sofern sie mit andern in äußere Berührung kommt und sich von ihnen unterscheidet. Diese bleiben immer der eigenthümliche gleichartige Ausdruck desselben, während das Innere sich gewaltsam umkehrt. Diese Umkehrung ist eben schrecklich einleuchtend, wenn einmal der Blick zugleich auf die eigenthümlichen Umgebungen fällt, die immer dieselben blieben oder gleichartig fortschritten.

Es könnte vielleicht scheinen, als wenn manches von dem, was ich zuerst gesagt habe, einen Widerspruch erlitte durch die Art, wie hier die Natur behandelt ist, ja wie sich dieses ganze Buch auf die Natur gründet. Der geheime innere Zusammenhang zwischen Eduard und Ottilien, „die sich sogar in den Kopfschmerz getheilt haben," der zuletzt, wo sie so still neben einander zu sitzen pflegen, zur wahren Anziehungskraft wird, Ottiliens Auffinden des Steinkohlenlagers durch bloße hohe Sensibilität, die Thätigkeit des Pendels in ihrer Hand, endlich überhaupt die Wahlverwandtschaften selbst zeigen deutlich, daß hier die allgemeine Verwandtschaft der Natur mit sich selbst das Schicksal ist, welches alles hervorbringt. Nun könnte

man sagen: also geht es nicht von den Individuen aus, sondern von jener allgemeinen Macht.

Aber bei tieferer Ansicht wird jeder entdecken, daß dieser Macht in der Hervorbringung der einzelnen Begebenheiten, Handlungen, Verhältnisse auch nicht der geringste Spielraum verstattet ist, sondern sie nur im Hintergrunde liegt, nicht als wirkliche Erscheinung hervortritt, sondern als das Wesen, welches innerhalb der Erscheinung ist. Und wie das durchgeführt ist, das ist wieder eine der alleraußerordentlichsten Vollendungen der Kunst, der fast nichts aus irgend einer Zeit vorgezogen werden darf. Jede einzelne Regung oder Bewegung in dem ganzen Verlaufe ist unmittelbar in dem Charakter der Personen gegründet, und wo jenes Naturverhältniß ausdrücklich erwähnt wird, erscheint es entweder als zufällig bemerkt, oder gar als Folge der persönlichen Verhältnisse, wie eben jene gegenseitige Anziehung der beiden Liebenden. Ich muß noch einmal zurückgehn auf die Vergleichung mit den Alten. Bei ihnen beruht das Geschick nicht auf Gesetzen der sogenannten physischen Natur, sondern der sittlichen, und diese sondert sich auch schon ganz als Princip des Schicksals von jener ab. Bei ihnen werden auch die Handlungen der einzelnen Personen gänzlich vom Geschick selbst hervorgebracht, und der Charakter der Menschen supplirt jenes erst; hier ist es gerade umgekehrt.

Die Größe des Gegenstandes und die erhabene und reine Ansicht desselben hat eine solche Einfachheit der äuße-

ren Hülfsmittel der Darstellung hervorgebracht, daß sich auch hierin das Werk der alten Tragödie sehr nähert, und daß man nach gemeiner Ansicht die Geschichte selbst fast nur das Gerippe eines Romans nennen könnte. Daher rührt auch die große Kürze der Erzählung gegen die langen und häufigen Reflexionen, und auch dieses, daß die Erzählung oft in das Präsens übergeht und mit kurzen, auf den ersten Anblick hart scheinenden Zügen Zustände der Personen umreißt.

Über die Details der Umgebungen habe ich mich schon geäußert. So wie diese das ganz tägliche wirkliche Leben der Personen immer in gleicher Schwebung erhalten und gleichsam als Folie dienen, so verhält sich die Einflechtung von allem, was jetzt Mode ist, als Gartenkunst, Liebhaberei an der Kunst des Mittelalters, Darstellung von Gemälden durch lebende Personen und was sonst dahin gehört, zu dem Leben der Leser und des gesammten Zeitalters. In der Behandlung dieser Dinge liegt ebenfalls eine Kunst, die ich nicht genug bewundern kann. Sie sind als vollkommen gültig, wahr und in der Zeit lebendig aufgefaßt und von dem höchsten und reinsten Standpunct aus dargestellt. Sie sind sogar in die Handlung selbst als bedeutend verflochten: wenn z. B. der Architekt am Ende beim Sarge Ottiliens dieselbe Stellung annimmt, die er einst als Hirte in dem Gemälde halten mußte. So sind wir ganz auf einheimischem und frischem Boden der Zeit. In diesem Roman ist, wie im alten Epos, alles was die Zeit Bedeutendes und Besonderes

hat, enthalten, und nach einigen Jahrhunderten würde man sich hieraus ein vollkommenes Bild von unserm jetzigen täglichen Leben entwerfen können.

Eben dazu gehören die überall ausgestreuten Reflexionen. Es ist heut zu Tage fast kein anderes Mittel da, auf Menschen zu wirken und in höherem Sinne in der menschlichen Gesellschaft gesellig zu leben, als eben das Privatgespräch und die Reflexionen darin. Wir müssen jetzt wahrlich unsere ganze Welt und unsere ganze Lebensthätigkeit hauptsächlich darin suchen. Diese aber sind auch hier wieder recht, was sie im gemeinen Leben seyn sollen, Betrachtungen über das Nächste, das was in den täglichen Sitten liegt, Betrachtungen aber, welche nie in Philosophie übergehen, und doch im wirklichen Leben selbst allemal tief in das Wesentliche und wahrhaft Bedeutende eingreifen. Ja diese Reflexionen sind eigentlich das wahre Leben, das wir führen, insofern wir uns über das ganz Gemeine und Sinnliche erheben. Es trägt also in ihrer Darstellung recht die höchste Aufgabe der Kunst, nämlich das Tiefe und Innere in den Gestaltungen der reinen Wirklichkeit selbst zum Seyn zu bringen. Und wie vollkommen ist sie hier gelöst! Diese Reflexionen sind das Element, worin das Einzelne athmet, sie sind das Accompagnement zu den Arien der Begebenheiten und Handlungen. Wer aber nicht einen Sinn hat, gebildet für Göthe und durch ihn, der wird sie ohne Zweifel sehr langweilig finden.

Was Hagen über Ottilie sagt, finde ich vortrefflich.

An Zurechnung ihres Vergehens kann niemand denken, der diese reine verschlossene Knospe zu verstehen fähig ist. Sie weiß es ja in der That nicht, wie es mit ihr und Eduard steht, sondern es ist so, ja sie selbst ist das ganze Verhältniß. Daß dieses hervorspringt und wirklich von dem verstehenden Leser gefaßt werden kann, ist allein eine Glorie und Göthe's Haupt. Eduard bleibt mir immer noch ein wenig zu weichlich. Was mir dieses allein rechtfertigt, ist, daß Ottilie rein die Hauptperson ist und seyn muß. Sie ist ja das wahre Kind der Natur und ihr Opfer zugleich. Mit diesen zwei Worten ist alles Schöne und Große ausgesprochen, was von Frauen zu sagen ist. Und wie unendlich und unerschöpflich ist dies! Es mußte nothwendig hier eine Frau die Hauptperson seyn.

Ich eile nur noch einige Bemerkungen über die Nebenpersonen beizufügen. Vor allen liebe ich nur den Architekt. Dieses ist eine großartige Figur, eine der höchsten vielleicht im ganzen Werke, wie voll Grazie und Größe. Weise ist er nur unter die Nebenfiguren gestellt; ich möchte sagen, er war zu trefflich zum Hauptheldeu der Tragödie. Wohlverstanden, diese Trefflichkeit liegt zugleich mit in dem zufällig erscheinenden Umstand, daß ihn keine überwiegende Gewalt an den Tag des Schicksals reißt. Aber solche Umstände liegen mit in der Person. Ich muß innerlich lachen, wenn es heißt: „ja wie würde sich der nun zeigen, wenn er in diese oder jene Lage käme?" Er kommt aber nicht darein, und das gehört schon mit zu ihm. Also ist diese stille innerliche

Größe eines jugendlichen Heros etwas sehr hohes, selbst mit dadurch, daß sie an Umständen nicht geprüft wird. Denn beim Prüfen freilich wird immer etwas von einer solchen Ganzheit abgezogen. Nur entzieht er sich der Prüfung freilich nicht durch absichtliche Beschränkung, sondern durch seine Natur. Er gehört zu dem, was bei den Alten der Chor war.

Der Gehülfe der Pensionsanstalt hat einen Anstrich von Pedanterei. Sein Verhältniß zu Ottilien ist aus unserm heutigen eigensten Leben herausgegriffen. Er gehört zu den einsichtsvollen, verständigen Personen, die Göthe so sehr liebt, und streift an das Erhabene einer solchen Art von Bildung, wie es im Wilhelm Meister einigemal hervortritt.

1810.

An Friedrich von Raumer, den 20sten Januar.

Ich sitze bis über die Ohren in der ägyptischen Mythologie. Ich habe das Unglück, mich bei meinen Schreibereien immer in große Weitläufigkeiten einzulassen. Das macht der Trieb, die Sachen äußerlich recht weit zu übersehen und innerlich recht zu ergründen. Sonst könnte der erste Theil meiner mythologischen Ideen längst fertig seyn. Das Trommeln und Posaunen werde ich wohl nie lernen und gebe es zum Glück auch auf. Ich hoffe zu Gott, man wird mir bald eine Professur geben, sonst gehe ich von dannen. Denn ich brauche höchst nöthig

Geld, und das Leben ist hier gar zu schlecht. Theils ist die Weise mancher Professoren unerfreulich, theils der beständige Umgang mit einer im Ganzen gar zu stumpfen und seelenlosen Jugend. Diesen edlen Jünglingen ist gleich alles zu hoch und zu tief; sie bleiben immer hübsch in der Mittelstraße, und zum Studiren haben sie, wie sie meinen, nur nicht Zeit genug. Wer hat sie denn? Lieber möchten sie noch faseln und die Genies spielen. Sie spielen aber vielmehr die alten Philister, oder sind es. Ich habe gewiß die allerbesten auf der ganzen Universität; darunter sind vielleicht einige erträgliche, aber die meisten doch auch mehr oder weniger Klötze. Neulich ist einer wahnsinnig geworden und zwar aus Religionszweifeln. Als ich es zuerst hörte, erschrack ich sehr, es möchte einer meiner Philosophen seyn, und mir dadurch ein fürchterlicher Ruf entstehen, es ist aber sogar ein Schüler von *. — —

Daß Sie mir nicht Ihr Büchlein geschickt haben, ist nicht recht. Ich habe es hier geborgt, bis jetzt aber nur durchblättert. Die Nachrichten über die englische Steuerverfassung gehen mir zu sehr ins Einzelne. Doch sehe ich auch, daß die Auflagen sehr gehäuft sind und sehr künstlich abgestuft.

An Krause.

Du rufst mich immer auf, drucken zu lassen. Laß es nur reif werden durch Fleiß und Nachdenken. Eigent-

liche πολυπραγμοσύνη ist nicht möglich für mich. Meine Arbeiten sind nicht einzelne Producte, sondern mein ganzes Denken und Leben geht immer mit. Ich kann und will nicht, gegen die Götter fehlend, Ehre bei den Menschen eintauschen. Aber, Freund, wenn ich mein Werk über die Religion der Alten ausführe, so soll es auch etwas Ächtes werden. Es soll den Titel erhalten: Betrachtungen (oder Ideen?) über die Religionen der alten Völker. Es soll nämlich nicht eine Historie geben, wo keine möglich ist, d. h. wo die historischen Data nicht vollständig genug sind, sondern es soll Betrachtung seyn durch die Data auf den Geist, so tief wie möglich. Es wird daher seine fünf bis sechs Bücher (in welche es getheilt wird) nicht durch die Zeitfolge, sondern durch die Betrachtung verknüpfen, welche aber allezeit auf das strengste auf historische Zeugnisse gegründet wird. In dem ersten Buche wird der Hauptgedanke aufgestellt, nämlich zu untersuchen, welchen inneren Sinn wohl diese Religionen gehabt haben, und um dabei von der höchsten Erscheinung derselben auszugehen, wird das Wesen der griechischen Religion in ihrer schönsten Periode bis gegen Alexander, wie es als System erscheint, gründlich dargestellt. Im zweiten Buche werden die verschiedenen Gestalten ausgeführt, unter welchen diese Religion erscheinen mußte in den verschiedenen Arten der Kunst, besonders der Poesie, dann in der Geschichte und in dem Cultus des Volks selbst. Im dritten Buche wird im Allgemeinen angegeben, was ich für das Wesen der Mysterien halte, und

dieses durch die allgemeinsten Data, zugleich aber darin durch die Darstellung selbst beweisen, daß der Sinn sowohl dieser als der Volksreligion nur erkannt werden könne im Zurückgehn auf die älteren Religionen. Hierauf folgt in einigen Büchern die Darstellung der ägyptischen, syrischen, babylonischen, persischen (insoweit sie hierher gehört) und phönicischen Religionsideen mit Bezug auf Volksreligion und Mysterien, und endlich wird das Werk gekrönt durch die Darstellung der griechischen Mysterien selbst, so daß dieser Kreislauf gleichsam wieder in seinen Ursprung zurückgeht, und alles an der Kette Einer forschenden Betrachtung zusammenhängt. Wohl zu verstehen, alles dieses wird keine Anhäufung von antiquarischen Notizen, sondern allemal wird nur das beigebracht, was zur Sache und zum Sinne gehört. So kann es ein Werk werden, worin nicht blos vom Alterthum die Rede, sondern auch etwas von der Art und Weise des Alterthums zu finden ist. Gern würde ich es erst ganz und gar vollenden, ehe ich es drucken ließe. Um indessen dem irdischen Theile doch einigermaßen nachzugeben, will ich bald anfangen am ersten Theile (d. i. vermuthlich den zwei ersten Büchern) auszuarbeiten. Denn aus Herodot, Apollodor, Pausanias, und vielen andern ist er in diesem Winter ziemlich vervollständigt worden, und wird es noch. — —

An eine Freundin vom 11ten März.

Nehmen Sie zuerst meinen herzlichen Dank für Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen; was Sie mir schreiben, ist mir schmerzhaft, für Sie und auch für mich, da sich in solchen Dingen nicht wohl etwas rathen oder verlangen läßt. Nur das kann ich Sie bitten, mit möglichster Ruhe die Verhältnisse zu übersehen, und vorzüglich so wenig wie möglich sich selbst zu täuschen. Halten Sie nicht eine freilich entschiedene Schwäche für Bosheit, wollen Sie keinen absichtlichen Betrug glauben, aber seyn Sie darum nicht weniger fest und entschieden. Wie ich die Menschen kenne, muß man ihnen manches in gewissem Sinne nachsehen, und doch sich nicht weniger vor ihnen hüten. Wer es nur über sich gewinnen könnte, nicht allein seine Worte, sondern seine Stimmung selbst aufzuschieben, bis uns die erste Leidenschaft einen ruhigen Blick vergönnt! Streben muß man gewiß dahin: denn nur so ist es möglich, die Verhältnisse von sich selbst aus zu beherrschen, und dieses Gefühl allein macht uns sicher und einig mit uns selbst. Und wer mit sich einig ist, den kann vieles betrüben, aber nichts zerstören und verletzen. Alles dieses würde ich Ihnen nicht predigen, wenn ich nicht wüßte, wie viel Sie selbst in sich haben, was Ihnen diese innere Einigkeit verschaffen muß, worauf alles ankommt. Wer diese besitzt, der sieht die Fehltritte der Menschen an wie die Fehltritte der Kinder, die man nicht hassen wird, wenn man sie auch nicht bessern kann. Und diese Superiorität muß Sie auch eben vor aller

Selbsttäuschung sichern. Man liebt es bisweilen einen Schmerz selbst zu hegen, der wohl auch durch Erinnerung schmeichelt. Ausgerottet kann und soll ein gerechter Schmerz nicht werden, aber seine Süßigkeit muß eben sowohl bekämpft werden, als seine Schärfe; nur das nimmt auch die letzte Gefahr weg, etwas Unwürdiges zu thun oder auch nur zu denken; wer aber vor dieser Gefahr gesichert ist, von dem kann man allein sagen, daß es ihm wohlgehe. Man soll die Gefühle des Vergangenen mit sich tragen, aber gemildert und veredelt; so werden sie, statt zu zerstören, eine wahre Nahrung für eine edle Seele. Die Frauen mögen wohl entschiedner in ihren Leidenschaften seyn als wir, daher sie uns auch des Wankelmuths beschuldigen; es ist aber auch nichts schöneres, als eine Frau, welche die Dinge klar und ruhig übersieht und im innern Gleichgewicht ist. Eine solche ist eine Wohlthat des Himmels für alle die sich ihr nähern, und ihr bloßes Daseyn ist die schönste Wirksamkeit. Ja diese Vorzüge lassen sich selbst durch Erfahrung erst recht gewinnen. Noch einmal, glauben Sie an keinen Betrug, und lassen Sie Ihr Vertrauen zum Menschen nicht erschüttern. Der Mensch ist nie derselbe, er wird stärker, oder immer, immer schwächer. In einem jeden kann man nur an die innere wahre Menschheit glauben, und an die muß man immer glauben, der Einzelne ist allen Gefahren ausgesetzt, das fühlt jeder an sich selbst. Wenn wir an einem nicht mehr achten können was er ist, so werden wir nie aufhören zu achten was

er wär, und uns durch keins von beiden an dem andern irre machen lassen. So werden wir uns auch mit uns selbst vereinigen, ohne uns zu täuschen. —

An Krause.

Frankfurt den 20sten März 1810.

Eigentlich, mein theuerster Krause, sollte ich Dir zwei Briefe mit einem Male beantworten. Es wird aber wohl nicht sehr vollständig geschehen, da ich, wenn es Gottes Wille ist, hoffe, bald mündlich ein mehreres mit Dir verhandeln zu können. Aber meinen herzlichen Dank für diese beiden Briefe muß ich Dir doch abstatten. Besonders hat mich der erste gefreut, worin Du mir Deine Beistimmung zu meinem Plane für das Buch über die alten Religionen giebst. Nur möchte ich Dich fast schelten, daß Du mir immer noch so zu sagen mißtraust. Meinen Kräften, — das ginge an; aber auch meiner Art, über solche Sachen zu denken. Modesprache, philosophastrischen Schwulst, Terminologien und dergl. sollst Du, wie ich hoffe, in meinem Buche nicht finden. Dagegen wirst Du Dich aber auch wohl nicht wundern, wenn freilich alles von einem heutigen Standpuncte angesehen seyn wird. Denn dafür wird es das Werk eines heutigen Menschen, mein Werk. Sonst könnte und wollte ich es gar nicht schreiben. Die Art, die Sachen anzusehen, soll eben das Beste darin seyn. Von einem Gedanken aus, wird sich, wie von einem in der Mitte

schwebenden Lichte, der ganze Umkreis der dunklen Phantasiegestalten nach und nach erhellen und verdeutlichen. Was den Styl betrifft, so sollst Du über Vernachlässigung gewiß nicht klagen, wiewohl ich ihn nicht künsteln werde. Es soll mit einem Worte ein ganzes Werk werden, der Form wie dem Inhalte nach. Etwas anderes will ich nie schreiben. Compendienschreiberei und Materialiensammeln will ich Stubengelehrten überlassen, deren es leider genug giebt. Ich halte mich für etwas besseres und hoffe, daß die Zeit, die ich unter mancherlei Menschen im Leben zugebracht habe, mit tiefem und gründlichem Nachsinnen, dessen ich mir bewußt bin, ganz gut zusammenwirken soll.

Gegen Dich kann ich mich wohl rühmen, daß ich mein Katheder in demselben Sinne behandle, und das immer mehr, je mehr ich Übung und Leichtigkeit darauf bekomme. Es ist mir unmöglich, schulmäßig, paragraphenweise, oder wie sonst vorzukauen. Ich bin gedrungen jedesmal einen durch Gedankenfolge zusammenhangenden und fast gerundeten Vortrag zu halten, und das zwar seit drei Monaten etwa ohne alle Beihülfe des Papiers. Höchstens mache ich vorher eine kurze Disposition, um nichts wichtiges zu vergessen, brauche aber schon auf dem Katheder nie hinzusehen. Keßler kann Dir davon nach seinem eigenen Urtheile ein Zeugniß ablegen. Er ist vor etwa 14 Tagen wieder hier gewesen und hat in beiden Collegien bei mir hospitirt. Wenn meine Zuhörer noch nicht verstehn alle Tugenden eines solchen Vor-

trags zu schätzen, so schadet das nichts. Ich denke sie mir besser, als sie sind. Und überhaupt habe ich den Grundsatz, daß es viel besser sey, den Menschen, so viel wir vermögen, Muster einer edlen und rechtschaffenen Behandlung der Wissenschaft aufzustellen, als sie stufenweise, und fast möchte ich sagen, mit vorwitziger Vormundschaft anleiten zu wollen. Jenes ist in allen Dingen die beste Art der Erziehung. Hätten wir edle Muster im Staatsleben und in allen andern Verhältnissen, so würde die Jugend so werden, wie sie jene wirken sähe, und alles Vordemonstriren wäre Jammer dagegen. Also will ich es so machen in meinem Kreise, welcher mir immer lieber und werther wird. Dies ganze lange halbe Jahr hindurch habe ich fast keine Stunde ohne wahre Freude und Enthusiasmus vorgetragen, wiewohl die Zuhörer, zumal anfänglich, nicht danach waren, die Lust so sehr zu erhöhen. Indessen scheine ich doch auch bei diesen immer mehr durchzudringen. Ich höre, daß sie hin und wieder den ganz freien Vortrag bewundern und als etwas Vorzügliches verkündigen; viele hospitiren auch, um diese neue Manier zu sehn. Die Aufmerksamsten kommen noch immer, ungeachtet bei der Nähe der Ferien schon viele verreisen, und viele Professoren aus Mangel an Zuhörern geschlossen haben. Ich werde daher auch erst beim legitimen Anfang der Ferien, am 30sten dieses Monats, schließen. —

An Krause.

Frankfurt den 22sten Mai 1810.

Meine Collegia sind jetzt schlechter besetzt als im Winter, aber es scheinen einige vernehmlichere Leute darin zu seyn. Lumpig wird es hier immer bleiben; Gott gebe, daß es bald ganz drauf gehe. Aber eine große Merkwürdigkeit ist vorgefallen, die Dich gewiß überraschen wird. Der bisherige Oberburgemeister Krüger legt seinen Posten bekanntlich nieder, und an seiner Stelle haben die hiesigen Stadtverordneten mich erwählt, und das mit einer glänzenden Majorität. Von 54 gegenwärtigen Stimmen sind 44 für mich gewesen. Gestern Vormittag kam eine Deputation zu mir und machte mir feierlich den Antrag. Ich hielt eine herzliche Dankrede, und erlangte eine Frist, um mich über meine Erklärung zu bedenken. Was hältst Du von dieser Sache?

An Krause im Junius 1810.

Liebster Krause, ich kann Dir gar nicht genug danken für Deinen letzten Brief, worin Du mir über den kritischen Fall wegen des Oberburgemeisters nochmals Deine und anderer Leute Meinungen mittheilst. Auch Hagen, Toll, Raumer, Schultz, Gerlach u. s. w. danke ich herzlich für ihre Theilnahme. Raumer hat mir ordentlich artikelweise seine und Schultzens Meinung geschrieben. Theile ihnen diesen Brief mit, worin ich auf diese Artikel antworten werde.

Ich habe nämlich abgelehnt.

Ad 1) Was die Muße betrifft, so habe ich nach den genauesten Erkundigungen über die hiesigen Geschäfte ausgemittelt, daß sie mir nicht hinlänglich ist, wenn man seine Pflicht ernstlich und ordentlich thun will. Und betrügen kann ich doch die Leute nicht. Schultz und Raumer müssen dabei auch bedenken, daß sie mich nicht nach ihrer Fertigkeit und Umsicht in Geschäften messen dürfen. Vielleicht kosteten ihnen dieselben Geschäfte halb so viel Zeit als mir. Denn theils habe ich die wenige Übung, die ich darin hatte, verloren, theils habe ich auch kein besonderes Talent dazu.

Ad 2) Daß aus dem Leben und dem Buche zusammen erst vollkommene Erkenntniß wird, versteht sich. Aber, daß dies auch keine Redensart werde: das Leben liegt nicht gerade in den Details, die gerade hier die Hauptsache seyn würden. Die unsäglichen, immer gleichartigen Kleinigkeiten, und die beständigen Gesuche einzelner Menschen um Kleinigkeiten würden mich nicht viel weiter bringen, und mir nur die fortwährende Stimmung, die zu meinen Zwecken durchaus nothwendig ist, rauben. Dazu der unerfreuliche Umgang mit mancherlei Leuten, dem ich mich auf keine Weise würde entziehen dürfen. In den großen Kreisen, wo Schultz und Raumer wirken, sind die Dinge ganz anders beschaffen. Eins oder das andere muß allemal vorherrschen, die Wissenschaft oder die Praxis, und braucht ja deshalb das andere nicht auszuschließen, als wovor ich

mich sehr sicher weiß. Wenn ich Geschichte oder Gesetzgebung oder was sonst der Art studirte, so würde ich selbst diesen Posten ohne Gefahr annehmen können. Was ich aber wirklich treibe, ist ihm zu heterogen. Rücke mir niemand vor: was wird die Frucht deiner großen Bemühungen seyn? Ich glaube das Höchste darin erreichen zu können, und könnte ich es nicht, so müßte ich doch, wie Fichte so edel sagt, so handeln, als wenn ich es könnte. Das ist die einzige pflichtmäßige Art zu studiren. Den Erfolg muß ich einerseits Gott anheimstellen, andrerseits der Welt preisgeben.

Ad 3) Die Unabhängigkeit vom äußern Bedürfniß ist viel werth und das Einzige, was mich hätte bewegen können, den Posten anzunehmen, wäre nicht die Furcht, um des Geldes willen etwas in meinen Studien zu verderben. Allein man kann nicht alles haben wie man möchte. Ich habe in der That nicht viel äußere Bedürfnisse und Geduld genug, auch etwas Leichtsinn, der manchmal hierin nützlich ist. Wenn ich alles berechne, so sehe ich, daß ich wenigstens fürs erste subsistiren kann. Lessing wußte nie auf länger als ein halbes Jahr vorher, wovon er leben würde. Auch hier wäre es ja wohl ein Mangel an Courage, wenn man an seinen eigenen Hülfsquellen zu sehr zweifelte.

Ad 4) Vom Cultus ist nicht viel zu erwarten; aber wenn er sieht, daß man zu gebrauchen ist, so kann man auch fordern. Ich will von ihm nichts als die Möglichkeit, ihm Nutzen und Ehre zu bringen. Er weiß auch,

daß er an mir etwas verlieren würde, wie er nicht allein mir unter Versprechung baldiger Beförderung, sondern auch an Bredow geschrieben und ihn aufgefordert hat, mich zum Bleiben zu bewegen. Es mag nun gehn wie es will, und der Mangel noch so groß werden, so ist doch ein ordentlicher wissenschaftlicher Unterricht nie zu entbehren, wenn nicht alles in Barbarei sinken soll. Und dann mag der Teufel alles holen!

Ad 5) Man soll sich bürgerlich festsetzen und eingreifen. Ist denn ein Gelehrter, der einen von Staats wegen bestellten Lehrposten hat, exlex? Es ist mir so klar wie möglich, daß es jetzt besonders wichtig ist, die Wissenschaften auf die richtige Art zu lehren, und eines Theils der Schwindelei, die täglich mehr um sich greift, andern Theils der Schulmeisterei entgegen zu arbeiten. Die letzte blüht besonders hier in Frankfurt. Beide zu bekämpfen ist, seitdem ich hier bin, mein Bestreben. Krause, Du hast bei mir hospitirt und kannst Zeugniß davon ablegen. Gott gebe, daß mein Vortrag Wurzel fasse. Ich bin überzeugt, daß wahre Wissenschaftlichkeit und wahre praktische Tugend auch in Geschäften dadurch gewinnen würden. Ich habe die größte Liebe zu dieser Wirksamkeit, die ich für äußerst wichtig halte, wenn ich auch nur wenige Menschen den beiden großen Parteien der Schwindler und Philister entreiße.

Ad 6) Gottes Finger ist in den Ereignissen allerdings zu verehren. Und dieses hat mich auch in meinem Aberglauben besonders stutzig gemacht. Manchmal ist

man aber berechtigt sich selbst zu vertrauen und seine Einigkeit mit sich selbst durch Abweisung der Ereignisse zu bekräftigen.

Ad 7) respectire ich sehr, daß Schultz und Raumer sich schließlich bloß auf ihre Subjectivität berufen, und hoffe daher, sie werden mich keines Leichtsinns und keiner Verkehrtheit zihen. Es ist, wie sie sehn, alles gut bei mir überdacht, und fehle ich nun doch, so mußte es einmal so seyn.

Nun will ich nur noch dies hinzufügen. Ich würde den Posten doch nur angenommen haben, um ihn bald wieder mit einem gelehrten zu vertauschen. Man würde mir aber dann gerade keinen dergleichen aufbewahren. Ferner kann ich an eine fremde Universität berufen werden, welches keinem einfallen würde, wenn ich Oberbürgermeister wäre. Endlich bin ich jetzt im Zuge, mir eine recht gute Fertigkeit im Vorttage zu erwerben, die ich in jenem Posten wieder verlieren würde.

Hier siehst Du nun, mein liebster, bester Freund, was mich bewogen hat; und wenn Du mir nicht ganz beistimmen kannst, so dulde mich. Ich hoffe, es wird zum Guten ausschlagen, da es redlich gemeint ist. — —

(Solgers Mutter wurde im Frühjahr krank; er besuchte sie zu Pfingsten in Schwedt, wo er auch seinen Bruder und dessen Familie sah. Die Mutter starb bald darauf. In den Herbstferien reisete er wieder nach Schwedt. Wir geben folgende Fragmente aus Briefen:)

An Krause.

Frankfurt den 22sten Juli.

Du kannst Dir vorstellen, wie sehr mich der Tod meiner geliebten Mutter betrübt hat. Raumer wird Dir auch gesagt haben, daß ich noch einmal bei ihr gewesen bin in den Pfingstferien. Ich konnte mich nur 2 Tage aufhalten. Sie war ganz bei Besinnung, ließ auch meinen jüngsten Bruder holen, und schien zufrieden, ihre Kinder alle bei sich zu haben. Ihr trauriges Bild, so sehr verändert seit meinem letzten Besuche in den Osterferien, kann ich noch gar nicht aus meiner Phantasie entfernen. Als ich wieder abreisen mußte, wurde sie nicht zu sehr afficirt, sondern nahm mit großer Ruhe im Bewußtseyn ihres nahen Todes Abschied von mir. Auch ist sie den Tag darauf so sanft entschlafen, daß man den Augenblick des Todes nicht einmal bemerkt hat. Überhaupt hat sie, Gott Lob, wenig Schmerzen gelitten. Hätte ich nicht geglaubt und auch von dem Arzte gehört, daß es noch viel länger dauern könnte, so wäre ich noch dageblieben. Doch ist es mir ein großer Trost, daß ich sie noch gesehn und gesprochen habe. Da die häufige Wiederkehr ihrer Krankheit in der letzten Zeit ihr nur ein leidvolles Alter versprach, so muß man wohl zufrieden seyn, daß sie dem entzogen worden ist. Aber die Lücke, die ich nun fühle, ist doch gleich schmerzhaft. Ich erinnere mich dabei so lebhaft meiner vorigen Unglücksfälle dieser Art, und besonders meiner unvergeßlichen Schwester, die jetzt noch im besten Alter leben könnte.

Nach dieser habe ich manchmal eine Sehnsucht, die nicht auszusprechen ist; es ist mir immer, als müßte sie noch leben. Wenn Du sie gekannt hättest, Du würdest sie den edelsten Frauen unserer Bekanntschaft an die Seite gesetzt haben. Hier kann ich keinem meine Betrübniß mittheilen, und mein jetziger Umgang giebt mir auch gar wenig, um mich an gegenwärtige Güter dieser Art zu halten.

Meine einzige Freude sind meine Studien, und auch diese werden doch gar zu sehr durch Mangel an Hülfsmitteln beschränkt.

An Abeken vom 28sten October.

Meine Schicksale im Ganzen wirst Du wohl wissen. Im vorigen Sommer wurde ich von der hiesigen Bürgerschaft zum Oberburgemeister mit 1500 Thaler Gehalt gewählt. Nach reiflicher Überlegung schlug ich den Antrag aus, und zwar aus wahrer Liebe zur Wissenschaft und zu meinem jetzigen Geschäfte, wie ich Dir wohl nicht zu betheuern brauche. Ich wurde dafür Professor extraordinarius mit 200 Thaler Gehalt, und habe jetzt doch schon 100 Thaler Zulage erhalten, weil man mit mir zufrieden zu seyn scheint. Das Übrige bringen mir Collegia für meine Bedürfnisse hinlänglich ein. Ich gefalle mir in meinem jetzigen Posten so wohl, daß ich ihn nicht zu vertauschen wünschte; nur in Berlin würde ich freilich lieber leben, und dies ist vielleicht auch noch zu

erreichen. Meine größte Freude ist, daß ich mich hier für nützlich halten kann. Als ich herkam, lag hier sowohl speculative Philosophie als Philologie gänzlich darnieder. Der einzige Philologe, Schneider, hatte keine Lust zu dociren, und las höchstens ein Collegium publicum vor sehr wenigen Zuhörern. Ich kann mich rühmen, viele Schwierigkeiten überwunden und die Liebe zu diesen Wissenschaften über Erwartung verbreitet zu haben. Schon das ist merkwürdig genug, daß ich diesen Sommer vor 12 Zuhörern ein System der Philosophie vorgetragen habe, und diese bis auf die letzte Stunde ausgehalten haben, da sonst hier die meisten Collegia nach und nach durch Wegbleiben der Zuhörer verrinnen. Jetzt lese ich Aesthetik vor einigen 20, und den Pindar vor 16. Auch lese ich publice den Persius und habe da gewiß 60 bis 70 Zuhörer. Ich denke, in einem Jahre meines hiesigen Wirkens habe ich genug ausgerichtet, wenn man bedenkt, daß die Examinanden alle diese Collegia nicht in ihren Zeugnissen zu haben brauchen. Das Lesen macht mir wahres Vergnügen und ist selbst eine treffliche Übung. Die philosophischen Sachen und so auch die Aesthetik trage ich ganz frei vor, ohne ein Papier zu brauchen, und für die philologischen schreibe ich mir auch nur Citate und dergleichen, was man nicht so im Kopf haben kann, auf. Ich werde auch, Gott sey Dank, jetzt durch eine vollkommen kräftige Gesundheit unterstützt, und Du mußt Dir nicht denken, daß ich noch in dem kränklichen Zustande sey, worin Du mich

verließest. Viele von meinen Zuhörern besuchen mich oft, legen mir Fragen und Zweifel vor, und ich genieße mit einigen, denen es recht ernstlich um die Sache zu thun ist, einen erfreulichen Umgang.

Dabei arbeite ich auch recht fleißig in meinen eigenen Studien. Glaube nicht, daß ich faul bin, wenn ich nicht viel von mir gebe. Ich kann mit Cosmo sagen, che la gallina cova. Ja ich wünschte, ich brauchte in den ersten Jahren noch gar nichts drucken zu lassen, wenigstens nicht über die Mythologie; indessen werde ich doch bald dazu schreiten müssen: denn sie glauben nicht, wenn sie nicht sehen. Ich schreibe nämlich nicht bloß über den Apollon, wie Du Dir in den Kopf gesetzt hast, sondern: „Ideen über die Religion der Griechen und einiger andern Völker des Alterthums." Die vier ersten Capitel des ersten Buchs habe ich neulich in Berlin unsern Freunden vorgelesen, und sie sind von ihnen gebilligt worden. Erwarte aber ja nichts Außerordentliches davon. Was dem Buche schaden wird, ist der große Mangel an Hülfsmitteln, den man hier leidet. So muß ich manches erst aus den Quellen herauskramen, was in Büchern schon abgemacht seyn mag, die ich hier nicht bekommen kann. Zwar lasse ich mir aus Berlin Bücher schicken, aber das reicht doch nicht hin, wenn man den Vorrath nicht übersehen kann. Auf der andern Seite hat dieser Mangel das Gute, daß ich überall meinen eigenen Gedanken folgen muß und diese vielleicht desto gründlicher durcharbeite. — Auch arbeite ich vorzüglich

fleißig in der Philosophie, und denke auch darin etwas zu vollenden, so weit ich nämlich vollenden sagen darf.

Nun bitte ich Dich, mir eben so von Deinem Treiben zu erzählen. Die Fragmente aus Deinem heiligen Herd haben mich sehr ergötzt. Könntest Du mir nicht etwas über den Plan davon mittheilen? Ich finde weniger Nachahmung darin, als Du vielleicht glaubst, wiewohl manche Anklänge nicht zu leugnen sind. Aber ich traue Dir es zu, daß Du Dich fast ganz davon losmachen kannst. Mein Hauptgrund ist: man sieht, daß das Werk aus Deinem Innern kömmt. Du bist fähig das Leben von Dir selbst aus zu betrachten und in Dir zu empfinden, und so muß es gehn. Etwas arbeiten muß man immer an sich. Es ist hier der Punct, wo Charakter und Talent eins sind. Ja ich bin überhaupt überzeugt, daß beide nie zu trennen sind. Ich glaube Dich daher so zu kennen, daß Du das Werk schon vollenden kannst. Vor dem zu Weichen und Zarten möchte ich Dich nur insofern warnen, als es Dich gelüsten könnte etwas hinzuzusetzen, was sich nicht von selbst ergäbe.

Ein Wort von Göthe muß ich doch noch sagen. Denn man kann sich kaum etwas Herzliches über das Gute und Schöne sagen, ohne von ihm zu sprechen. Wie gern setzte ich Dir meine Gedanken über die Wahlverwandtschaften auseinander, deren sich mir eine ganze Kette an dieses Werk gefügt hat. Vielleicht liesest Du bald etwas davon im Pantheon; ich kann nur immer

noch nicht meinen Muth kräftigen, jenes Heiligthum zu berühren. Was Du darüber gesagt, ist sehr schön; ich habe wieder manche andere Seite aufgefaßt, besonders an der Naturansicht darin. Es ist aber auch unerschöpflich. Ueber den Roman überhaupt hat es mir manches Licht gegeben; ich staune es fast mehr an, als andre göthische Werke; vielleicht thut dabei die Neuheit etwas. Die Farbenlehre hat mich auch gewissermaßen überrascht. Weiß Gott, wie ich mir vorher gar keine bestimmte Erwartung davon gebildet hatte; meistens glaubte ich bloße Experimente darin zu finden. Nun ist es ein Buch, worin die Natur lebendig, menschlich und umgänglich geworden ist. Mich dünkt, es giebt auch den Wahlverwandtschaften einiges Licht. Die Wanderjahre haben wir noch nicht.

An Hagen.

Frankfurt den 18ten November.

Wie mir Krause schreibt, hast Du nunmehr Dein Collegium angefangen. Ich gratulire Dir dazu und wünsche guten Fortgang. Im Anfang wird es Dir gewiß etwas Mühe machen; Du mußt aber nur recht auf Deine Kenntniß vertrauen; dann geht es ganz leicht, und es kommen einem die besten Sachen während des Vortrags in den Mund, versteht sich daß der Gegenstand vorher ganz klar in der Seele stehen muß. Ich sage in meinen Collegien manches, was ich zuvor nicht dazu be-

stimmt hatte. Es giebt eine Art von Begeisterung durch den Vortrag, die mir auch manchmal in den philologischen Collegien Beispiele, Vergleichungen, Stellen aus Schriftstellern vor die Seele bringt, woran ich vorher nicht dachte. In den philosophischen mache ich es so, daß ich vorher gar nicht mehr an den Ausdruck denke, sondern bloß die Sache innerlich durchsehe, welches in der Zwischenzeit zwischen beiden Collegien geschieht, und nachher entwickelt sich auf dem Katheder der Ausdruck von selbst.

An Friedrich von Raumer vom 2ten December.

Ich habe das neue Werk von A. Müller gelesen und auch schon angefangen meine Glossen zu machen. In kurzem schicke ich Ihnen einen Aufsatz darüber. Dieses neue Auftreten des Mannes fordert auf, diesem rhetorischen und wahrhaft sophistischen Geschwätz einen Damm entgegenzustellen. Er ist ein rechter moderner Sophist, und seine Schreibart gehört recht zur κολαχεία im attischen Sinne. Ich halte mich dabei hauptsächlich an seine philosophischen Ingredienzen, aber Sie werden einräumen, daß die praktischen nicht mehr werth sind. Schon diese untreue Vermischung beider Arten, die ich überall in ihm finde, ist nicht in der Art der δημοκότων. — — Meine stille, aber sehr angestrengte Thätigkeit geht ihren Gang fort. Meine Collegia sind im besten Flor. Bei der Aesthetik arbeite ich mir ein ganz eigenes System

aus, das ich Ihnen nächstens gelegentlich mittheilen werde und das mir unendliche Freude macht. Eine Menge von Problemen, welche gewöhnlich die Kunsturtheile verwirren, finden darin ihre überraschende und befriedigende Auflösung. Im Persius suche ich meinen Zuhörern, die sich darin (freilich publice) über 100 belaufen, einmal einen recht vollständigen und reichhaltigen gelehrten Vortrag zu geben, und sie zur Thätigkeit im Einzelnen zu führen. Ich schreibe das Vertrauen, das ich mir hier wirklich im Ganzen erworben habe, hauptsächlich der Verbindung der Philosophie und Philologie zu. Bei jener gehe ich rein auf Principien a priori; bei dieser zeige ich durch mein eigenes Beispiel, daß damit ein mühsames Studium einzelner realer Kenntnisse nicht allein wohl zu verbinden, sondern gerade dann von den besten Früchten ist. An dem mythologischen Werke arbeite ich unausgesetzt, Ihnen brauche ich das nicht zu betheuern; über S. hätte ich mich neulich fast geärgert, da er glauben konnte, daß ich es schlaff behandelte, weil mich vielleicht der Mangel an Hülfsmitteln abschreckte; er hat manchmal zu wenig Vertrauen auf Menschen. Aber er ist und bleibt der herrliche Mann, der mich ganz begeistert, damit Sie nicht glauben, daß ich ihm böse werden könne.

Mein philosophisches System arbeitet sich immer mehr und mehr nach allen Seiten aus. Sie wissen, daß ich längst ein Paar Dialogen unter der Hand hatte, die eine Weile liegen geblieben sind, aber ich denke, zu ih-

rem Vortheil. Festina lente. Wo möglich, trete ich, wenigstens mit Einem, zu Ostern hervor. Muntere Gesundheit und Lust und Liebe zum Dinge machen mir meine Arbeiten zum wahren Glück. —

An Friedrich von Raumer vom 31sten December.

Die Abendblätter gehen also zurück? Ich muß Ihnen sagen, daß ich Kleist sehr lieb gewonnen habe, seitdem ich seine Erzählungen und Käthchen von Heilbronn gelesen habe. Besonders in dem letzten steckt ein großer Fonds von poetischem Geist. Manches darin kann ich geradezu vortrefflich nennen. Ich bin gewiß nicht zu freigebig mit solchen Urtheilen, aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

1811.

(Im vorigen Herbst hatte Tieck in Frankfurt Solger aufgesucht; dafür kam in diesem Jahr in den Pfingsttagen Solger nach Ziebingen, einem Landgute, auf welchem Tieck damals lebte, und wohnte einige Tage dort. Sie verstanden sich näher, und Tieck, der gegen den ausgezeichneten Mann, wie gegen alle Philologen und Philosophen von Profession, ein gewisses Mißtrauen gehegt hatte, war überrascht, in den meisten und wichtigsten Dingen mit ihm so übereinzustimmen. Tieck brauchte seiner Gesundheit wegen im Sommer das Bad zu Warm-

brunn in Schlesien; Solger besuchte mit einem Freunde nur auf wenige Tage das Gebirge und traf den neu erworbenen Freund dort. Da der Kranke seine Badezeit gerade geendigt hatte, so fuhren sie mit einander von Warmbrunn nach Schmiedeberg; von dieser kurzen Reise erzählte Tieck oft, sie war ihm unvergeßlich: denn damals hatten sich die Gemüther der Freunde erst ganz gegen einander eröffnet. Seitdem blieben sie in Verbindung, und Tieck hat immer mit Rührung anerkannt, wie Vieles und Wichtiges er dem herrlichen Freunde zu danken hatte.)

An Krause.

Frankfurt den 13ten Januar 1811.

Büsching hat mir schon einige Male aus Breslau geschrieben und mich sehr beglückt durch einen Fund, den er dort gethan und mir mitgetheilt hat, durch einen Band, worin einige wichtige Schriften des Jordanus Brunus enthalten sind, und die Rhetorik eben desselben. Da dessen Werke so äußerst selten geworden sind, daß Brucker nur zwei seiner Schriften, Jacobi nur die, welche er ausgezogen, kennt, — so kannst Du denken, wie wichtig mir dieser Fund ist. Ich habe mich auch gleich darüber hergemacht. Er ist äußerst dunkel und erfordert ein mühsames Studium, hauptsächlich weil seine Form nicht sehr gebildet ist. Das Meiste ist in Hexametern, und der Mann scheint auch so poetisch begeistert zu seyn, daß er sich in Versen ausdrücken mußte. Stellenweise ist es wahrer philosophischer Hymnus, und dann wird

es wieder ganz trocken und prosaisch. Er scheint mir bis jetzt durch Mystik in die Philosophie gekommen zu seyn, aber durch Naturmystik. Figuren und Zahlen sind ihm von der höchsten Bedeutung; oft benennt er die Principien mit alten Götternamen; es ist einem zuweilen ganz empedokleisch zu Muthe, bis wieder die Scholastik dazwischenkommt. Noch habe ich nicht viel entziffert, aber doch schon viel daraus gelernt, und über einzelne Puncte meiner eigenen Darstellungsweise schon Licht geschöpft. — —

An Krause.

Frankfurt den 10ten Februar.

Jetzt geht es hier noch ziemlich gut. Meine Zuhörer machen mir zum Theil Freude. Im Sommer werden aber die meisten und besten fort seyn. Vielleicht ziehe ich dann in eine Gartenwohnung, da mußt Du mich besuchen. Ich habe jetzt auch ein philosophisches Disputatorium mit meinen Zuhörern vom vorigen Sommer, wöchentlich einmal, und gewöhnlich zwei Stunden lang. Da sehe ich zwar, daß sie noch keine große Geschicklichkeit in der Handhabung der Philosophie haben, aber ich sehe doch, was mir sehr viel werth ist, daß die Grundideen bei den meisten recht tief eingedrungen sind, und daß sie mit aller Herzlichkeit daran arbeiten. Für mich ist es ebenfalls eine recht nützliche Übung: denn ich muß von dem Punct ausgehen, wo ich meinen Schüler

finde, und ihn von da aus immer in der wahren Richtung zu erhalten suchen. Andre, die nicht dazu gehören, lasse ich nicht gegenwärtig seyn, weil dies die wirklichen Theilnehmer nur stören, und jenen nichts helfen würde. —

An Friedrich von Raumer den 16ten Mai.

— Übrigens gestehe ich Ihnen, daß ich in mancher Rücksicht bei dieser Geschichte gleichgültig bin, indem mir die ganze Verlegung der Universitäten nach größern Städten gar nicht gefällt. Unvermerkt wird dadurch der ganze Geist der deutschen Universitäten aufgehoben, der zwar mit allem Übrigen auch der Zeit accommodirt werden darf, dessen Vernichtung ich aber als ein großes Leiden ansehe. Die schlechte Beschaffenheit der hiesigen Universität hat vielleicht meine Kenntniß der Sache noch verbessert, da ich sah, was fehlte, und was hätte werden können, und ich darf mir hier wohl ein Urtheil anmaßen. Das Leben in einer kleinen Universitätsstadt, wo sich der Geist der Lehrenden und Lernenden freier erhält, ist den Wissenschaften unbedenklich am günstigsten; daß es aber auch dem künftigen Geiste der heranwachsenden Staatsdiener günstig ist, wird sich schon in der Folge zeigen. Ich mag nach Berlin oder Breslau gehn, Frankfurt, nicht die Universität, sondern die Universitätsstadt, verlasse ich mit Betrübniß: denn es ist mir so klar und gewiß, daß hier eine Universität seyn sollte, und daß sie, gehörig behandelt, eine treffliche werden würde. Auch die Wissen-

schaften dürfen nicht zu sehr an äußern Gütern hangen. Sammlungen und Anstalten sind schön und gut, aber sie können den ganzen Geist verschlingen, und werden es auch zum Theil, dessen bin ich versichert. Wo ist aber wohl ein ungünstigerer Geist für eine Universität, als in Berlin? wo die herzlose Menge jeden neuen Laut nachschreit; wo sie bald nicht eher ruht, als bis sie das Gute und Edle unter sich gebracht und durch eine neue Mode verdrängt hat; wo sich gewisse Vorurtheile und stehende Meinungen bilden, gegen die man nur als Ketzer auftreten kann; wo selbst unter Gelehrten, wie ich in den letzten Zeiten nur zu deutlich bemerkt habe, eine gelehrte Klatscherei recht einheimisch geworden ist, und mehr dergleichen! Dagegen ist Frankfurt eine hübsche Stadt, in einer Gegend, die man sich nicht angenehmer wünschen kann (was für Studenten so sehr günstig ist), grade von der rechten Größe, um die gelehrte Republik zusammenzuhalten und frei von allen bösen Principien größerer Städte. Wenn ich etwas zu sagen hätte, würde ich die Berliner Universität nach Breslau verlegen, und hier in Frankfurt die neue errichten. Breslau wird im Ganzen dieselben nachtheiligen Seiten haben, aber es ist wohl jetzt wegen der Fonds und aus anderen Gründen nöthig eine schlesische Stadt zu wählen. Käme die neue Universität nach einer Mittelstadt in Schlesien, so würde ich sie gewiß vorziehen. Und Frankfurt, das wirklich wie für eine Universität gebaut ist, soll es grade nicht seyn! Es kann mir wehe thun, daß das schöne Gut so verderben

soll. Ich wollte schon etwas Beträchtliches darum geben, wenn sich das noch retten ließe. Ich kann wohl sagen, daß ich eine eigene Liebe für mein jetziges Geschäft habe und es um keinen Preis vertauschen möchte, und daß mir daher der Vorfall, den ich glaube kommen zu sehen, recht nahe geht.

Als B. von Berlin gekommen war, wurden ihm alle Fenster eingeworfen. Man glaubte erst, es seyen Bürger gewesen, die ihm die Verlegung der Universität zuschrieben. Ich glaube aber, und es ist auch fast gewiß, daß es Studenten gethan haben, denen B's. Schulmeisterei lange schon zuwider gewesen ist. — Die Anzahl meiner Zuhörer vermehrt sich noch sehr. In der Logik habe ich funfzig; in meinem publicum aber ist der Zulauf so groß, daß mein Auditorium bei offenen Thüren ihn nicht fassen kann, und ich genöthigt werde in dem großen Auditorium des Universitätsgebäudes zu lesen. — Logik will ich in Berlin wohl lesen, was ich so nenne. Aber der Name Metaphysik paßt durchaus nicht zu meiner Philosophie.

An Krause.

Frankfurt den 16ten Juni.

— — Doch hiervon genug. Eine große Stütze in der Berliner gelehrten Welt habe ich verloren an Spalding, dessen Tod mich unbeschreiblich erschreckt hat. Es ist mir als wäre einer meiner Verwandten gestorben. Dies war

noch einer von den wenigen rein rechtschaffenen Menschen in der Welt, und zugleich einer, der das Leben genießen konnte. Selbst seine Beschränktheit war an ihm liebenswürdig, und machte auch ihm das Leben noch genießbarer. Ich trauere recht um ihn.

In den Pfingstferien bin ich in Ziebingen gewesen. Ich machte die kleine Reise zu Pferde und wurde sehr vom Wetter begünstigt. Der dortige Aufenthalt war mir ein wahrer Genuß. Schon das prächtige Haus, das man wohl mit vollem Rechte einen Palast nennen kann, giebt eine heitere und würdige Stimmung. Dann ist die Geselligkeit der dort versammelten gebildeten Familien, ihre Liebe und Übung der Kunst, und der leichte und bequeme Anstand, der unter ihnen herrscht, ausnehmend angenehm. Vorzüglich aber hat mich der Umgang mit Tieck erfreut, der mich durch die nähere Bekanntschaft ganz eingenommen hat. Wir waren vom Morgen an beisammen, theils im schönen runden Bibliothek- und Lesesaal, theils im Garten. Unsere Gespräche betrafen meistens die Poesie, zum Theil ihre neuesten Erscheinungen, kehrten aber immer wieder zum Shakspeare zurück, worüber Tieck grade arbeitet. Aber die Voßischen Übersetzungen gefielen ihm gar nicht, und Keßlers besser als die Deinige; in dem letzten stimmte ich nicht ganz mit ihm überein. Seine Nachforschungen über die stufenweise Ausbildung Shakspeare's selbst und besonders seines humoristischen Geistes sind wirklich tief, und geben höchst wichtige Aufschlüsse über das ganze Wesen dieser Art von

Poesie, ganz anders als Schlegels Ansichten, die er wie ich beurtheilte. Tieck ist einer von denen, mit welchen man ein gründliches und zugleich erfreuliches Gespräch mit der größten Ruhe führen kann. Er spricht nicht ab, streitet mit Gründen, mischt zuweilen seine pikante Satire ein und drückt sich herrlich aus. Wenn er in den Zug kam eine Weile allein zu sprechen, um etwas auszuführen, habe ich ihm mit wahrem Genusse zugehört; so schön spricht er. — —

An Tieck vom 7ten Juni.

Erlauben Sie, hochverehrter Freund, daß ich Ihnen nochmals schriftlich meinen herzlichen Dank für die Güte abstatte, womit Sie mich in Ziebingen aufgenommen haben. Die zwei Tage, die ich mit Ihnen zugebracht habe, genieße ich in der Erinnerung noch mit wahrer Lust. Es thut mir Leid, daß ich mich nicht eher entschlossen habe Sie mit meinem Besuch zu belästigen, als jetzt, da ich wenigstens nicht oft mehr hoffen kann Sie zu sehen. Indessen will ich Ihre Einladung, bald wieder zu kommen, gewiß benutzen, wenn ich Ihnen auch ein wenig Zeit kosten sollte. Dann hoffe ich noch mehr vom Shakspeare und von andern Dingen, wohin uns ein gemeinschaftliches Interesse führt, von Ihnen zu lernen. Es giebt wohl keinen größern Genuß, als ein offenes Gespräch über würdige Gegenstände, und leider findet man so selten diese Offenheit, die jedem von seiner Sache Begeisterten natürlich seyn sollte.

Ich werde in diesen Tagen den alten King John und die andern Stücke, die Sie mir gütigst mitgegeben haben, durchlesen und Ihnen meine Gedanken darüber mittheilen. Auf das Verständniß des Dichters selbst habe ich mich schon lange fleißig gelegt. Seine Kritik ist mir freilich noch ziemlich fremd, da man sie bisher wohl nur aus Quellen schöpfen konnte. Desto lebhafter erwarte ich Ihr Buch über ihn. Gern thäte ich bei dieser Gelegenheit die etwas zudringliche Frage, ob wir nicht bald wieder etwas von Ihren eigenen Schöpfungen hoffen können. Das Erwachen unserer altdeutschen Poesie und Ihr Interesse für die Stoffe derselben könnten schöne Hoffnungen der Art erregen. Sie sehen, daß Sie mich dreist gemacht haben, halten Sie meiner Liebe für die Kunst etwas zu Gute.

Meinen Ritt hierher habe ich glücklich zurückgelegt; um 10 Uhr war ich hier. Und nun sitze ich wieder hinter dem Pausanias, aus dem ich alle Beschreibungen von Tempeln und religiösen Ceremonien herausklaube. Es wird einem wehmüthig bei ihm zu Muthe. Er handelt von Bruchstücken einer schönen fremden Zeit und ist selbst ein solches Bruchstück.

An Friedrich von Raumer den 18ten August.

Ihre letzten Briefe haben meine herzliche Theilnahme erregt. Es giebt gewisse Zeiten im Leben, wo sich alles trübe zusammenzieht, und nichts ist wahrer als das Sprich-

wort, daß kein Unglück allein kommt. Ich fühle um so lebhafter Ihren Schmerz über den Verlust Ihrer Mutter mit, da ich erst vor kurzem ganz dasselbe Schicksal gehabt habe. Und wenn man so einen der Seinigen entbehrt, so macht man sich allemal Vorwürfe, daß man ihn, da es noch Zeit war, nicht genug genossen habe. Der Himmel erhalte Ihnen Ihren Vater. Quälen Sie sich nicht mit Trostgründen ab. Wir müssen und sollen den Schmerz fühlen, und es wäre schlecht, wenn wir es nicht thäten. Auch darin leben wir und folgen wahrlich unserer Bestimmung. Nur zum Übermaaße werden Sie ihn hoffentlich nicht steigen lassen.

Ihre Klagen über die politische Reform und ihren Fortgang machen mich sehr besorgt. Wenn Sie überlegen, was für Sie zu thun ist, so thun Sie nur nicht das, daß Sie unwillig werden und die Sache wegwerfen.

Ich zweifle nicht, daß Sie unendliche Schwierigkeiten finden. Wenn aber der Plan unter der Hand sich verändert, so denken Sie, daß es so mit allen menschlichen Vorsätzen geht. Das Recht des Schicksals ist überall dasselbe, und das Werk sieht allemal ganz anders aus, als der Entwurf dazu.

An Friedrich von Raumer vom 18ten September.

So haben Sie denn also doch Ihren Vorsatz ausgeführt*). Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich an meiner

*) Nämlich die Geschäftslaufbahn zu verlassen und eine Professur in Breslau anzunehmen.

Zufriedenheit, in Berlin zu seyn, durch Ihren Abgang verlieren werde. Welches Leben hätten wir zusammen führen können, wenn wir gemeinschaftlich von verschiedenen Seiten auf ein großes Ziel hingesteuert hätten! Das Schicksal führt uns wunderlich. Vorzüglich ängstigt mich die Lage der öffentlichen Angelegenheiten. Sie haben aber ganz Recht, man muß sich durch nichts in seinen Plänen stören lassen und an Dauer glauben. — —

An Friedrich von Raumer, den 2ten November, von Berlin.

Vor allen Dingen benachrichtigen Sie mich von Ihren neuen Plänen für Leben und Wissenschaft. Wenn ich Ihnen schon von vorn herein rathen darf, so bleiben Sie um Gottes Willen recht praktisch: denn das hat uns lange gefehlt, ein praktischer Historiker und Staatslehrer. Und möchte ich den Tag sehen, wo Sie unter bessern Umständen auch wieder in die Geschäfte zurückkehrten und mit einer großen und fruchtbaren Thätigkeit für den Staat gar wohl Ihre historischen Studien verbinden könnten! Sie glauben vielleicht durch das akademische Leben mehr Muße zur Ausführung großer literarischer Plane zu erhalten, als am Ende der Fall seyn wird. Collegia zersplittern die Zeit sehr, wenn sie gewissenhaft und mit Liebe gelesen werden sollen. Man fühlt erst recht, was einem fehlt, wenn es nicht darauf ankommt, einen be-

sondern Gegenstand in besonderer Absicht und nach eigenthümlicher Art zu behandeln, sondern eine ganze Wissenschaft für alle Arten von Menschen und nach allen Seiten und Richtungen vorzutragen. Damit will ich Ihnen nur andeuten, daß auch hier Zeit eingebüßt wird, und vielleicht bei historischen und politischen Wissenschaften eben so viel, wie in praktischer Thätigkeit. Erzählen Sie mir recht bald, was und wie Sie es treiben; auch ich will Ihnen nächstens über meine Arbeiten wieder mehr mittheilen.

Es geht mir hier gut genug. Man hat mich gut aufgenommen und kommt mir mit Wohlwollen, wie es wenigstens scheint, entgegen. Ich lese schon seit vierzehn Tagen und habe eine große Anzahl Zuhörer; möchte sich dies nur so erhalten! In dem engen Verhältniß wie in Frankfurt, bin ich noch nicht wieder mit meinen Schülern; vielleicht kann es auch ganz so hier nicht werden. Es ist sich hier alles gegenseitig fremder. Auch scheinen die Professoren überhaupt etwas kälter gegen ihr Publicum zu seyn. Und doch haben sie mitunter chimärische Ansichten und Träume davon, die sich indessen gar wohl mit einer solchen Kälte vertragen. Indessen will ich noch nicht klagen. Im Ganzen scheint alles hier recht gut und löblich betrieben zu werden, wiewohl mit zu viel Anmaßung. Lerne doch ein jeder bescheidentlich seine Lection, so wird es wohl im Hause stohn. Die Anzahl unserer Studenten nimmt rasch genug zu; wir haben schon über sechshundert.

Mit den Berlinern im Ganzen bin ich freilich unzufrieden, so zufrieden sie auch mit sich selbst sind; denn jeder weiß alles. Was mich befriedigt, ist, daß ich Krause, Keßler, Eichhorn und einige andere ächte und durchaus rechtschaffene Freunde habe. Nur Sie und Hagen wünschte ich noch dazu.

1812.

An Friedrich von Raumer.

Berlin den 7ten Januar.

Meine academischen Verhältnisse sind noch immer angenehm genug, wenn nur die Universität überhaupt hier am rechten Orte wäre. Es giebt alle Augenblicke Anstoß und Händel, und vorzüglich unter einem so durchaus unpolitischen und unpraktischen Rector wie Fichte. Auf Entgegenkommen von Seiten der Behörden oder sonst bedeutender Leute können wir gar nicht rechnen. Sie haben alle vergessen, daß sie auch einmal Studenten gewesen sind. Ich habe es vorausgesagt, Berlin ist der letzte Ort in der Welt für eine Universität. Die Berliner sind und bleiben Nikolaiten oder Modenarren. Sie stecken sogar manchen Professor an, und alle diese Koketterie, dieses Großthun könnte in einer kleinen Stadt gar nicht aufkommen. Die Studenten sind indessen anständig und fleißig genug. Ich für meine Person lehre mit Lust, wie immer, und ziehe mir Leute zu.

Übrigens arbeite ich zunächst an einem Buche, das

so bald wie möglich erscheinen soll: es soll meine Philosophie des Schönen und der Kunst den Grundzügen nach enthalten. Ich hoffe, Sie werden viel Neues und mir Eigenthümliches darin finden, und wünsche nur, daß Sie es billigen. Besonders bemühe ich mich in der Ausführung selbst philosophische Kunst zu zeigen. Denn es werden darin nicht trockne Principien aufgezählt, sondern sie sollen zugleich in ihrer vollen lebendigen Erscheinung auftreten. Es macht mir unendliches Vergnügen und wird gewiß bald fertig; aber Zeiten kann ich mir nun einmal nicht bestimmen für so etwas. Daneben arbeite ich treufleißig an der Mythologie. Ich kritisire jetzt abermals die homerischen Hymnen und den Hesiodus, und wenn ich damit fertig bin und noch einige alte philosophische Sammlungen über den Gegenstand ausgeschüttelt habe, so hoffe ich, daß die Ausarbeitung des ersten Theils, wovon Sie einige der ersten Capitel schon kennen, keine weitere Störung finden wird. Ich war wieder auf eine Menge Puncte gekommen, die Seitenuntersuchungen erforderten, z. B. über das Mystische im Tempeldienste, über die Auslegungen späterer Historiker u. s. w. Diese haben mich lange aufgehalten, und obgleich sie noch nicht geschlossen sind, so habe ich doch festen Fuß darin gefaßt und sie stören nicht mehr. Ist das ersterwähnte Buch fertig, so wird wahrscheinlich der lange in meinem Innern herumgewälzte Plan eines durch und durch dringenden dialektischen Gesprächs ausgeführt. Ich war lange zweifelhaft, wie ich mich am besten faßte, durch ein Ge-

spräch oder durch die jetzt gewöhnliche Art der dogmatischen Abhandlung. Nunmehr sehe ich mich fast genöthigt beide Arten zu verfolgen in verschiedenen Werken. Auf der einen Seite verlangt die Zeit eine gelehrte und vollständig vorkauende Abhandlung; auf der andern sehe ich nicht, wie sich die volle Erscheinung der Philosophie im Leben und in den Dingen selbst anders als durch Gespräch darstellen lasse. Dieses, mein Freund, sind meine nächsten Vorsätze. Sie sehen daraus, daß ich das lange pythagoreische Stillschweigen bald recht ordentlich brechen werde, und dann, hoffe ich, wird es hinter einander fortgehen. Gott gebe seinen Segen dazu und erhalte mir die innerliche Überzeugung, deren ich jetzt genieße.

Dieses vorläufig zum herzlichen Dank für Ihre mitgetheilten Pläne. Ich freue mich, daß Sie auch an dem über das Mittelalter treulich festhalten. Der von dem großen Werk über die geselligen Verhältnisse interessirt mich sehr. Ich habe aber noch nicht ganz verstanden, ob es eine Darstellung wirklicher Verfassungen, wie die Politien, werden soll, oder eine allgemeine aus den praktischen Datis abgezogene Theorie, wie etwa Fergusons; das Letzte vermuthe ich. Bei allem dem bin ich aber vorzüglich dafür, daß Sie Wissenschaft, Kunst, Religion und dergleichen, welche Sie auch unter Ihren Gegenständen aufführen, ja rein von der Seite ihrer Erscheinung im Staate aus behandeln. Ich erinnere mich, daß wir schon sonst über diesen Gegenstand gesprochen haben. Meine Überzeugung ist, daß dieses die einzige Möglichkeit ist,

einer sonst unvermeidlichen Verwirrung zu entgehen. Denn die Quellen aller jener Erscheinungen liegen in ganz gesonderten Ideen, deren jede ein Universum für sich bildet, und die in ihrer Erscheinung nur unter einem oder dem andern ganz besondern Gesichtspuncte verknüpft betrachtet werden können. Theilen Sie mir doch ja noch Näheres darüber mit, und auch in der Folge vom Fortrücken der Arbeit. Mit meinen Sachen will ich es eben so halten. Dieses scheint mir wichtiger, als uns gegenseitig fortlaufend unsere Lectüren mitzutheilen; denn was muß man nicht für Zeug lesen! Ein anderes ist es, wo wir etwas Wichtiges zu bemerken haben.

So hätte ich große Lust, Ihnen über Niebuhrs römische Geschichte zu schreiben, es würde aber diesmal zu weit führen. Nur dies will ich ganz kurz bemerken, daß mir das Meiste über die ersten Jahrhunderte, besonders seine Meinung von alten Gedichten, aus denen Livius geschöpft haben soll, durchaus chimärisch erscheint. Von Ihnen wünschte ich aber sehr zu wissen, was Sie von dem halten, was er über die Verhältnisse der Patrone und Clienten, imgleichen über die Entstehung der plebs sagt. Es ist mir darin vieles sehr anstößig, nur wage ich keine Entscheidung, weil ich lange nicht die Quellen darüber gelesen, auch nicht darüber untersucht habe. Ist Ihnen Göthe's Leben nicht recht gemüthlich?

An Friedrich von Raumer.

Berlin den 22sten März.

Diesmal, liebster Raumer, habe ich doch wohl ein wenig zu lange gezögert mit Antworten. Denn ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die Materien ordnen soll. Freilich habe ich sonst den Grundsatz, recht gründlich zu schreiben und deshalb eben nicht so oft. Das Beste ist wohl, daß ich bei Ihren eigenen Angelegenheiten beginne. Ich freue mich sehr, daß Sie jetzt die Tragiker lesen; wie Sie aber den Äschylus bezwingen, begreife ich kaum, zumal da es gar keine vernünftige Übersetzung giebt. Auf jeden Fall hätten Sie aber rückwärts mit Euripides anfangen sollen; denn es ist in der That eine Sache, in die man sich einleiten muß. Wenn Sie Euripides und Sophokles gelesen hätten, würde Ihnen im Äschylus manches deutlicher werden, wiewohl darin, um von mir zu schweigen, vieles dem größten Philologen höchst undeutlich ist. Die Scholiasten würden Ihnen wenig oder nichts helfen. Die zum Sophokles sind die besten, aber auch doch eigentlich nur zu besondern Zwecken brauchbar. Die französischen Tragiker aber lassen Sie ja bei Seite, wenn von Verständniß der Griechen, ja von eigentlicher Geschichte der tragischen Kunst überhaupt die Rede ist, und nicht von einem Studium des Charakters des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Von den übrigen Dichtern, deren Sie erwähnen, ist Ihnen wohl Aristophanes, der politischste aller Dichter in der Welt, der nächste; er erfordert aber nebst den höchst reichhaltigen Scholien, ein ge-

waltiges Studium. Der Text davon ist bei Brunck am besten bis jetzt, die Nubes von Hermann und Wolf ausgenommen. Dann ist da der schlechte Invernizzi, wozu im zweiten Bande die Commentare von Beck angefangen sind; aber unentbehrlich bleibt noch immer die große Küstersche Ausgabe mit den Scholien und dem was von Commentaren von Spanheim, Bentley u. a. darin ist, auch noch der Plutus von Hemsterhuys. Der Pindar würde Ihnen eine unsägliche Arbeit machen, und ich zweifle, ob eben so viel Frucht. Denn um als Dichter verstanden zu werden, bedarf er eines tiefen Studiums. Auch bei ihm sind die Scholien reichhaltig. Die Idyllendichter rathe ich Ihnen lieber zuvor an, da ist durch Heindorfs Sammlung ein gutes Hülfsmittel bereitet.

Was Sie mir über meine eigenen Unternehmungen sagen, ist mir herzlich werth gewesen. Vor Compendien und Paragraphen sind Sie von meiner Seite vollkommen sicher. Nur zuweilen wandelt mich Furcht an, daß ich vielleicht etwas zu Großes unternommen habe, erstlich in der Verbindung der Speculation mit historischen Studien, welche ich freilich für das Wahre halten muß, und zweitens in der darstellenden Art der Schriftstellerei. Und doch weiß ich nicht, wie ich anders thun soll, und ich denke wieder, der Gott, der mir die Überzeugung giebt, daß dieses das Rechte sey, wird mir auch die Kraft geben, es durchzuführen. Den Eingang zu meiner ästhetischen Schrift habe ich nun schon dreimal ganz von frischem gemacht, und er genügt mir doch noch nicht. Ich

möchte gern die Ideen so darstellen, daß man sie in allen ihren Brechungen in der wirklichen Welt wieder erkenne, und sehe, wie sie nicht in weiter Ferne als allgemeine Formen bestehen, sondern wie sie alle Erscheinungen durchdringen, und wie wir morgen beim Aufstehen und Kaffetrinken anfangen müssen darnach zu leben, nicht aber bei der paradoxen in der Luft schwebenden aprioristischen Erzieherei einer neuen Generation und dergleichen Faxen. Dieses zu sagen, ist schon sehr verdienstlich, es aber darzustellen, so daß jeder, der Augen hat zu sehen, es erkennen möge, ist das Wahre. Es ist aber auch ein gewaltiges Unternehmen, das mit innern und äußern Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Auch darf es sich nicht einmal recht viel Theilnahme versprechen. Denn die besten Sachen wird man für triviales Zeug halten, wenn sie nicht paragraphenweise dastehen. Nun so will ich mit Ulrich von Hutten sagen: jacta est alea, es möge denn gehen wie es wolle. Im Sommer will ich alle Kupferwerke über das Alterthum, die wir hier haben, durchstudiren, besonders der Mythologie wegen, die ich auch diesen Sommer den Studiosen vortragen werde. Es versteht sich, daß ich sie ordentlich lese, um die Studenten in die Sache einzuleiten, und nicht so, wie sie in meinem Buche zu stehen kommt, obgleich mir jenes wohl Mühe kosten wird. Man denkt gar nicht mehr recht daran, daß ein Collegium und ein Buch zwei himmelweit verschiedene Dinge sind, darum werden auch so oft Vorlesungen gedruckt, welche Manier ich durchaus nicht billigen kann.

Wir haben hier großen innerlichen und äußerlichen Krieg. Weil Sie doch nach Fichte's Händeln fragen, muß ich etwas davon melden. Er macht uns das Leben blutsauer, nicht allein durch seine paradoxen Grillen und wahren Verkehrtheiten, sondern auch durch seinen Eigensinn und Egoismus. Wenn einer beständig dadurch imponiren will, daß er sagt: „Nicht ich als Individuum sage und will das, sondern es ist die Idee, die durch mich spricht und wirkt," so ist das eine schöne Redensart, in welcher ich herzlich gern redlichen Eifer erkenne; aber wenn er nun überall, im Kleinsten wie im Größten, von dem Axiome ausgeht, nur dieses eine Organ, den Herrn Fichte, habe sich die Idee gewählt, so dünkt mich, die Individualität, die doch sonst grade das Böse ist, das vernichtet werden soll, wird so ziemlich wieder in ihre Rechte, oder vielmehr erst recht in die Alleinherrschaft eingesetzt. Er hat durchaus für nichts einen Maßstab. Er behandelt die Studenten bei den geringsten Vergehungen, als wären sie Ausgeburten der Hölle, so daß es jeden, der die Ehre seines Nächsten respectirt, empören und erbittern muß. Er erkennt in keinem Gesetze und keiner Anordnung den Sinn, sondern immer nur den Buchstaben, den er oft wahrhaft lächerlich interpretirt. Nullum unquam magnum ingenium sine aliqua admixtione dementiae fuit. Der Satz ist richtig; aber seine dementia ist wirklich gar zu kindisch. Dagegen erlaubt er sich auf die auffallendste Weise vom Buchstaben und Sinn des Gesetzes abzugehen, wo er seine

Grillen durchsetzen will. Wird er überstimmt, so will er den Senatsbeschluß nicht executiren, sucht die lächerlichsten Gründe auf, um eine Nullität in der Form zu finden, und gelingt das nicht, so verklatscht er uns beim Departement. Dazu hat er eine Anzahl Studenten, die seine Schüler sind, mit seiner verdammten Weltverbesserei angesteckt; diese machen die unverschämtesten Vorstellungen an den Senat, worin sie ihn wegen seiner Beschlüsse zur Rede stellen, und wofür sie wenigstens nachdrückliche Arreststrafe verdienen, und dies höchst gesetzwidrige, tolle Wesen unterstützt er nicht blos, sondern giebt diese Vorstellungen, die an den Senat gerichtet sind, ohne sie uns einmal im Original mitzutheilen, an das Departement ab. Dieses Verfahren hat mich doch auch zuletzt empört, da ich noch immer der letzte war, der ihn bei den Angriffen S—s und anderer vertheidigte. Das Departement hat sich dabei, nach meiner Ueberzeugung, irrig benommen. Statt die Vorstellungen der Studenten brevi manu an uns, ihre wahre Behörde, zurückzugeben, und Fichten, der schon wegen des Zwistes mit uns um seine Entlassung als Rector gebeten hatte, diese sobald als möglich zu ertheilen, verlangt es von jedem einzelnen von uns eine Verantwortung über die Puncte, worüber sich die Studenten beschweren. Sie sehen, liebster Freund, leicht ein, daß dadurch die Universität als Behörde nunmehr so gut wie aufgelöst oder wenigstens suspendirt ist. Da Fichte den Studenten für sich allein geantwortet und ihnen noch gegen uns Recht gegeben hat, so ist unsere

ganze Autorität zum Teufel, und wenn das nicht ordentlich wieder hergestellt wird, so mag ein anderer wieder in den Senat kommen, um sich öffentlich prostituiren zu lassen. Das Rescript des Departements, wodurch unsere Rechtfertigung gefordert wird, kam zuerst an den jüngsten Ordinarius, der ein Paar unbedeutende Worte darauf schrieb, und hierauf an mich. Da habe ich mich's denn nicht verdrießen lassen, für's allgemeine Beste ein ausführliches Gutachten aufzusetzen, worin ich die ganze Lage der Sachen dargestellt, jedoch die möglichste Höflichkeit in den Formen zu beobachten gesucht habe. Ich bin nun begierig, was dies für Wirkung thun wird. Das Ding circulirt noch, und wie ich höre, treten mir die meisten Collegen bei. — —

Sie sehen wohl, liebster Freund, daß hierbei die Universität nicht gewinnen kann. Bleibt Fichte länger Rector, so sind wir in Gefahr, daß er sie uns ganz auseinander sprengt. Nun erzählen Sie mir, wie es in Breslau zugeht. Wahrscheinlich doch auch nicht mit einer sehr paradiesischen Unschuld und Einigkeit, da so vielerlei Leute dort zusammen sind. Von Ihrem neuen Lectionskatalog habe ich durch Schulz Notiz bekommen. Er hat mir auch von Ihrer Absicht gesagt, Vorlesungen für ein größeres gemischtes Publikum zu halten. Er ist nicht ganz dafür, und ich muß aufrichtig gestehen, ich auch nicht. Glauben Sie mir, die sogenannten gebildeten oder wissenschaftlichen Leute, die in die Collegia laufen, sind nicht der beste Theil des Publikums. Meistens treibt sie

die Neugier, oder was vielleicht noch schlimmer ist, eine falsche Einbildung von Wissenschaftlichkeit. Man kann es hier recht sehen, besonders an den Officieren. Unser eigenthümlicher Wirkungskreis als akademische Lehrer ist vollkommen hinreichend, gründliche und wahre Wissenschaft zu verbreiten. Die ältern Leute nehmen meistens nur die Redensarten von uns an und übersetzen sie mehr oder weniger in ihre eigene Denkweise, wodurch die Verwirrung nur vermehrt wird. Reden an das Publikum zu halten, kann nur da fruchtbar seyn, wo man unmittelbar zum Handeln auffordern kann, und davon kann doch hier nicht die Rede seyn. Ueberhaupt wird der alte und ächte Zweck der Universitäten nur verfälscht, wenn wir darauf ausgehen, ihn auf die große Welt auszudehnen. Mir ist es recht lieb, daß in den Vormittagsstunden, wo ich lese, die Weltleute nicht viel Zeit haben, und daß ich daher nur wenige unter meinen Zuhörern oder als Hospiten vor mir habe. — —

An Friedrich von Raumer.

Berlin den 14ten Juni.

Ich muß Ihnen noch etwas über die drei Vorlesungen sagen, in welche Sie, der gedruckten Anzeige zu Folge, Ihre politischen Vorlesungen eintheilen. Wie ich diese Eintheilung verstehe, so soll die erste Vorlesung die Lehre von dem eigentlichen Staate, oder die Darstellung der wirklichen Erscheinung der eigentlichen Idee des Staats

enthalten; die zweite, die von den besondern empirischen und materiellen Mitteln zur Erhaltung des Staats und zwar blos in materieller Rücksicht, und die dritte von eben denselben in formeller Rücksicht, oder von der Art, wie der Staat selbst als solcher sie hervorbringt, erhält und anwendet. Wenn ich so richtig erkläre, so scheint mir dies allerdings die richtigste und wahrste Eintheilung zu seyn. Nur bin ich dann über Einzelnes nicht ganz im Reinen. In der ersten Abtheilung scheinen Sie z. B. vom Einzelnen, der Familie u. s. w. anzufangen, welches mir nicht ganz zusagt, da ich glaube, daß alles dieses erst vom Staate betrachtet werden kann. Daher scheinen mir auch die einzelnen Gegenstände, wie Gesinde, Sclaverei u. s. w. in der Ankündigung nicht gut geordnet zu seyn. — —

Den 28sten Juni fortgesetzt.

Etwas muß ich Ihnen doch erzählen von einem Gegenstande, der jetzt meine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselt, dem animalischen Magnetismus. Wenn ich nicht irre, so hat Ihnen Frau von B. schon einige Nachricht von der Kur mitgetheilt, die jetzt unter meinen Augen vorgeht. Es zieht mich sehr an, daß ich, als ein vollkommen unparteiischer, und so weit meine Selbstkenntniß geht, vollkommen ruhiger, ja selbst skeptischer Beobachter über diesen viel bestrittenen und hier besonders mit großer Leidenschaftlichkeit betriebenen Gegenstand, im Stande seyn werde ein glaubhaftes Zeugniß abzulegen. Die Kur wird von einem jungen Arzte gemacht, den ich sei-

nem Geist und Charakter nach so genau kenne, daß ich vollkommen seiner Rechtschaffenheit und selbst seiner Reinheit von aller falschen Phantasie und Selbsttäuschung vertrauen kann; ja wenn dieses auch nicht wäre, so brauchte ich hier nur mir selbst zu trauen, da ich auch vier Monate lang alle verschiedene Entwickelungsstufen des Somnambulismus von den ersten Anfängen an, mit eignen Augen und unter den sorgsamsten Anstalten und Vorsichtsmaßregeln beobachtet habe. Unsere Kranke, eine achtungswerthe und in ihrem ganzen Sinne und Charakter einfache und grade Frau, ohne exaltirte Phantasie, und selbst ohne ungewöhnliche Kenntnisse, hat jetzt fast alle die seltsamen Erscheinungen gezeigt, die man bisher schon an andern Somnambulen mit Recht angestaunt hat. Sie sieht im magnetischen Schlafe ihr ganzes Inneres, und hat uns den größten Theil der innern Organe ihres Leibes mit anatomischer Richtigkeit beschrieben, auch die fehlerhaften Beschaffenheiten darin, die ihre Krankheit, welche 11 Jahr gedauert hatte, verursachten, genau angegeben. Sie ist höchst empfindlich gegen die Nähe des Metalls, und um nur ein Beispiel anzuführen, eine unvorsichtige Berührung, als ich vergessen hatte meine Schlüssel, Uhr, Börse u. s. w. abzulegen, verursachte ihr eine Lähmung der ganzen Seite, wo sie geschehen war. Wenn ich mich mit ihr in Rapport setze und einen Rock mit Metallknöpfen anhabe, muß ich selbst diesen ausziehen. Sie öffnet im Schlaf die Augen, selbst auf den bloßen Willen des Magnetiseurs; sie sieht auf dessen Ver-

langen auf und geht in der Stube herum; sie schaut in ihrem Innern auch entfernte Gegenstände an, wenn sie nur auf die leiseste Weise mit ihr in Rapport gesetzt werden, und hat uns so nicht blos von dem Krankheitszustande einiger Personen in der Stadt, sondern selbst einer im Mecklenburgischen und einer in Dresden Auskunft gegeben. Alles haben wir noch nicht prüfen können; was wir aber geprüft haben, ist richtig befunden worden. Sie verordnet sich selbst Heilmittel, wobei jedoch ziemlich enge Grenzen statt finden und von ihr, so wie auch bei der Beschreibung ihres Innern, keine Kunstausdrücke gebraucht werden. Sie ist auch einige Mal aus der Ferne, durch bloße Gedanken magnetisirt worden. Einmal befand sich der Magnetiseur dabei auf der Straße und einmal zwischen Spandau und Charlottenburg, und sie ist jedesmal zu derselben Zeit, wo er sich die Operation lebhaft dachte, in ihrem Zimmer in den magnetischen Schlaf gefallen. Die Sympathie zwischen ihr und dem Magnetiseur geht so weit, daß sie, auch wenn er entfernt ist, alle heftigeren Sensationen seines Körpers mitfühlt. Eine Wunde z. B., die ihm durch ein Rappier an der Hand versetzt wurde, machte ihr zu derselben Zeit lebhaften Schmerz an derselben Stelle der Hand. Sie sagt ihre eignen Krankheitszufälle voraus und zuweilen auch den Ausgang, den die Kur anderer Kranken nehmen wird. Sie weiß manchmal wo ich bin, wenn ich mich nicht in ihrem Hause befinde, und hat z. B. einmal den Magnetiseur zu mir geschickt, zu einer Zeit, wo ich gewöhnlich nicht zu Hause

bin, und er selbst verwundert war, mich ihrer Aussage gemäß zu treffen. Manche dieser Erscheinungen, denen noch viele andere beigesellt sind, welche ich nicht alle hier erzählen kann, sind mir noch immer sehr räthselhaft, und von vielen ist mir der Zusammenhang noch ganz dunkel. Doch glaube ich, daß ich bei weiterer Forschung auch darüber noch manches entdecken werde, wodurch sie sich den verständlichern anreihen.

Denn, was die Hauptsache ist, diese Frau hat uns auf unser unermüdlich fortgesetztes und mit aller möglichen Ueberlegung und Sorgfalt angeordnetes Examen, Aufschlüsse über den innern geistigen Charakter dieses Zustandes gegeben, die bis jetzt in dieser Vollkommenheit noch nicht bekannt gewesen sind. Sie beschreibt uns auf das genaueste die Art und Weise jener wunderbaren Wahrnehmungen, welche Organe dabei thätig sind, wie sich dabei der Geist in der Herzgrube, durch welche sie sieht und hört und auch das Entfernte wahrnimmt, verhält, und sogar in welchem Verhältnisse und gegenseitiger Einwirkung er mit dem erkennenden Princip im Gehirn steht, durch welche Organe und auf welchem Wege beide auf einander wirken, wie durch die Anschauungen in der Herzgrube die Nerven, durch welche die Aeußerungen derselben durch die Sprache und andere scheinbar willkürliche Bewegungen vermittelt sind, in Thätigkeit gesetzt werden, und ähnliche Dinge mehr. Ohne Zweifel sind die erwähnten Puncte gerade diejenigen, welche die Schlüssel zu der Erkenntniß des ganzen Zustandes enthalten müssen, und

wir dürfen also hoffen, hierdurch einen wesentlichen Schritt zu dieser zu thun; werden daher auch nach Vollendung der ganzen Kur eine Nachricht davon öffentlich bekannt machen. Wir nehmen in jeder Sitzung alles was vorgeht und gesprochen wird, aufs genaueste zu Protocoll, und haben so schon ein über drei Finger dickes Actenstück in folio darüber gesammelt. Auch sind hin und wieder glaubwürdige Personen als Zeugen zugelassen worden, und haben diese Protocolle mit unterschrieben. Merkwürdig ist diese Kur auch dadurch, daß einer der heftigsten und hartnäckigsten, aber auch bedeutendsten hiesigen Gegner des Magnetismus, der G. R. H... durch eigenes Anschauen desselben bekehrt worden ist, und nunmehr seine neue Ueberzeugung allenthalben bekennt. Frau von B. interessirt sich sehr für die Sache und hat mehreren Sitzungen beigewohnt. So oft sie nach Berlin kommt, besucht sie auch unsere Somnambule. Sie wirkt durch ihre Nähe so günstig auf dieselbe, daß diese bei einem schweren Rückfall, wobei sie heftige Krämpfe hatte, im magnetischen Schlafe sehnlichst wünschte, Frau von B. möchte doch kommen. Ich war, da sich dieser Rückfall sehr übel anließ, schon im Begriffe an jene deshalb zu schreiben, als sie von selbst ankam. Indessen war damals das Schlimmste schon wieder überstanden. Uebrigens hat sich hier auch die heilende Wirkung der Methode glänzend offenbart. Unsere Patientin hatte fast 11 Jahr im Bette zugebracht, und mehrere berühmte Aerzte, in den letzten Jahren H. selbst, hatten nur noch auf Linderung hingear-

beitet und ein langsames Hinscheiden vorausgesehen. Jetzt ist sie dagegen so weit, daß sie wie neu aufgelebt aussieht, ihre ganze Wirthschaft besorgt, im Thiergarten spaziert, in Komödie und Gesellschaften geht, und unter andern neulich bis zwei Uhr Nachts in einer fröhlichen Gesellschaft geblieben ist, ohne den geringsten Nachtheil davon zu empfinden. —

An Frau von B.

Berlin den 21sten Juni.

Viele Empfehlungen habe ich Ihnen zu bestellen von Mad. B. und Hrn. D. S., die sie mir heute Vormittag aufgetragen haben. Denn jetzt gehe ich weit öfter hin, weil die Sachen immer wichtiger werden. Da ich sehe, daß wir jetzt wenigstens in die Möglichkeit einer Entdeckung und Aufklärung manches Dunklen gesetzt sind, so habe ich mit D. K. und D. S. einen ordentlichen Plan verabredet. Nur wenn wir alle beisammen sind, werden die theoretischen Fragen gethan, und immer nach reiflicher Ueberlegung. Freilich wird die schöne Ordnung, die wir uns dabei vorsetzen, immer wieder gestört, da die Somnambule nur das Interesse ihrer Gesundheit verfolgt, und wenig oder gar nicht in das unsrige mit eingeht; aber wir können doch nach und nach unseren Zwecken näher rücken. Die Hauptsache ist, daß sie uns bedeutende Bestimmungen über die Verhältnisse zweier in ihr thätigen geistigen Principien giebt; das eine nennt sie den willigen Geist in der Herzgrube, das andere das Gefühl im Kopfe,

hat aber schon gesagt, es sey wohl das was man Vernunft nennt. Beide unterscheidet sie rein von einander. Im Zustande des Somnambulismus ist der willige Geist, nach ihrem eigenen Ausdrucke, die erste Stimme, und die Vernunft schläft mit dem Körper ein, wird aber zuweilen von dem willigen Geiste wieder geweckt oder erregt. Ist das Hellsehen vollkommen, so muß das im Kopfe ganz schweigen, und dieses ist, wie sie sagt, bei jeder Somnambule so, das wisse sie gewiß. Durch diesen Geist sieht sie, was sie im Wachen nicht weiß, und er kann nie irren. Auch ist dabei eine höhere Macht thätig. In dem noch nicht ganz ausgebildeten Zustande aber, in dem sie jetzt ist, und der ihr besonders durch den letzten Rückfall deutlich geworden ist, mischt sich das im Kopfe mit ein, und zwar auf zweifache Weise, einmal bestätigend, wenn sie nämlich in der Herzgrube etwas sieht, was sie auch im Wachen weiß, und dann hemmend, wenn sie darin etwas sieht, was irgend ein sittliches oder leidenschaftliches Gefühl erregt, welches der Aussage entgegenwirkt; dann hindert der Kopf und macht ihr Angst, sie ist aber doch durch die Herzgrube gezwungen es zu sagen. Hierin ist es nicht bei allen Somnambulen einerlei, sondern es kommt auf die Verschiedenheit des Charakters und der Erziehung an. Sie hat uns sogar die Organe angegeben, vermittelst deren die Erscheinungen in der Herzgrube, oder vielmehr gleichsam eine Nachricht davon durch die Oeffnung des Zwerchfelles nach dem Gehirn hinaufgeführt wird.

Ich habe Ihnen nur die Hauptsachen im Zusammenhange dargestellt, obgleich wir diese sehr stückweise, mit manchem andern Merkwürdigen vermischt, durch Umwege ausforschen mußten. Es bestätigen sich dadurch einige Vermuthungen, die ich früher hatte: 1) daß das erkennende Vermögen in uns, auch organisch betrachtet, nicht auf das Gehirn beschränkt ist, sondern in den Nerven des vegetativen Systems gleichsam einen entgegengesetzten Pol hat, in den es ganz übergehen kann, wo es aber nicht reflectirend, sondern blos anschauend ist; 2) daß bei diesem Anschauen keineswegs die Individualität und Persönlichkeit thätig ist, sondern das allgemeine Naturprincip, welches der Charakter der ganzen Gattung bestimmt. (Daher die Allgemeinheit bei jeder Somnambule, und das angebliche Gefühl einer höhern Macht). Endlich 3) daß wir alle eben so unser Inneres, und was damit zusammenhängt, sehn würden, wenn diese Fähigkeit nicht durch die Reflexion aufgehoben würde, welche die materielle Seite unsers Wesens ganz aus dem erkennenden Ich herausscheidet, welche aber auch mit einer weit höhern Freiheit der Erkenntniß und der Selbstbestimmung nothwendig zusammenhängt. — Da ich weiß, welchen großen Antheil Sie mit Recht an diesem wichtigen Gegenstande nehmen, so scheue ich mich nicht, Ihnen im Vertrauen auf Ihre Nachsicht diese noch keineswegs ganz klaren oder ganz bewiesenen Vermuthungen mitzutheilen, wünschte aber doch nicht, sie weiter bekannt werden zu lassen, da man leicht daraus eine unvollkommene und vielleicht

mit meiner Meinung nicht einmal übereinstimmende Theorie ziehen könnte.

Zugleich ergeben sich immer neue einzelne Fälle, die noch sehr den Anschein des Wunderbaren behalten und sich nicht auf diese allgemeinen Angaben wollen zurückführen lassen. So hat sich die Kranke noch vorgestern Bäder verordnet, deren Wärmegrad sie genau bestimmt hat, sie sollten von 26 Grad bis 19 abnehmen, und dabei, versichert sie, sey der Kopf gar nicht thätig gewesen. Und dergleichen kommt mehr vor. Die meisten innern Organe hat sie uns fast vollständig und zum Theil mit großer Klarheit beschrieben, und seit einigen Tagen wird sie sogar gedrungen in den Kopf zu sehen. Sollte sie auch davon genaue Nachricht geben können, so hoffe ich noch mehr für die Erklärung der ganzen Erscheinung herauszubringen. Auf jeden Fall wird diese Kur für die Erkenntniß dieses Gegenstandes sehr bedeutend werden.

(In diesem Sommer machte Solger eine Reise nach Dresden, um die Kunstsammlungen wieder zu sehn und zu studiren. Hier traf er die Frau von Groeben nebst ihrer Tochter Henriette, er erneuerte seine ehemalige Bekanntschaft mit diesem edlen und liebenswürdigen Wesen und versprach sich schon in diesem Sommer mit ihr. Natürlich gehörten diese Wochen zu den glücklichsten seines Lebens.)

An Frau von B.

Dresden den 9ten September.

Auf dem Rückwege von Potsdam hat mir Hr. K. beständig vorerzählt. Er war unerschöpflich im Gespräch. Manchmal hat er mir leid gethan: denn er hat jene hypochondrische Lebendigkeit, die zu einer gewissen Zeit fast herrschend war und viele fähige Geister untergraben hat. Doch ich werde gewiß noch Gelegenheit haben, mehr mit Ihnen über diesen interessanten Mann zu sprechen, und erzähle Ihnen nun lieber von Dresden. — —

Auf Betrachtung aller und jeder Kunstwerke habe ich gleich Verzicht gethan. Denn selbst ein monatlicher Aufenthalt reicht bei dieser Mannichfaltigkeit nicht hin, und ich will lieber einige Hauptsachen recht durchdenken, als mich durch die Menge verwirren. Ich habe von jeher eine größere Neigung zu der Vollkommenheit der Formen als zu der Zauberei des Lichts und des Helldunkels gehabt, und darum bleiben mir Raphaels und Leonardos Schule nebst dem heiteren Andrea del Sarto und dem, was daran grenzt, immer lieber als Correggio, Tizian und ihre Nachfolger. Wenn ich die heil. Cäcilia, obgleich nur Copie nach Raphael von Giulio Romano, oder eine hier befindliche Copie der Madonna della sedia, vor allen aber, wenn ich die Madonna des heil. Sixtus von Raphael betrachte, so dünkt mich immer, daß diese Malerei nicht blos dem Grade, sondern der ganzen Art nach von aller übrigen verschieden sey. Weder die Transfiguration, noch der Erzengel Michael, noch andere Werke

dieses einzigen Meisters, die ich in Paris sah, machten den Eindruck auf mich, wie diese Madonna. Wenn ich mich der Leidenschaft ergeben wollte, so könnte ich mit ihr allein meinen ganzen hiesigen Aufenthalt zubringen. Unserer protestantischen Phantasie mangelt es an einer Hülfe, sich die Mutter Gottes zu denken, daß ich alle Zeit dieses Bild würde zu Hülfe nehmen müssen, wenn ich sie mir recht lebendig vorstellen wollte. Mich dünkt, die andern Maler haben das menschliche Antlitz zur Gottheit zu erheben gesucht, Raphael aber hat an der Quelle geschöpft und die Gottheit herabgeführt, um sie in menschliche Gestalt zu kleiden. Auch vom Leonardo gilt dies, nur Schade, daß keine Darstellung heiliger Personen von ihm hier zu finden ist. In Paris sah ich mehrere dergleichen von ihm. Ich glaube, daß es mir für Correggio's Eigenthümlichkeit noch immer an dem vollen Verständniß fehlt; was ich an seinen ältern Werken recht sehr liebe, ist noch immer die Schönheit der Formen, darum reizt mich seine Nacht weit weniger, als andere seiner Werke, und mit noch mehr Erbauung sehe ich Bagnacavallo, Simigniano und andere Schüler Raphaels. — —

An seinen Bruder.

Dresden den 5ten October.

Mit meinem hiesigen Aufenthalte bin ich zufrieden; er hat sehr zu meiner Erholung und auch zu meiner Belehrung gedient. Selbst auf der Bibliothek habe ich eini-

ges für mein mythologisches Werk thun können, was ich in Berlin nicht gekonnt hätte. Freilich habe ich einen größern Theil des Tages, als gewöhnlich, müßig und manche ganze Tage im Freien zugebracht; aber das ist einem auch gewiß sehr nöthig, wenn man den Sommer in Berlin versessen hat.

In der letzten Zeit habe ich noch viel Schönes und Interessantes gesehn und gehört. Wegen des Siegs bei Mozaisk wurde in der katholischen Kirche ein Te deum aufgeführt, wozu die Kanonen auf dem nahen Zwingerwall ein prächtiges Accompagnement machten. Du wirst die Vortrefflichkeit der hiesigen königl. Kapelle kennen. Saffaroli übersingt mit seiner Stimme die Kanonen. Es war sehr imposant; in den Pausen, welche durch die kirchlichen Ceremonien entstanden, fiel das Geläute der herrlichen Glocken, welche die Kirche seit dem Posener Frieden bekommen hat, prächtig ein. Am letzten Donnerstag war ein feierliches Requiem, welches hier jährlich bei der Todtenmesse für die Seelen der königlichen Vorfahren gegeben wird. Die Musik war von Hasse und mir noch neu. Ich wünschte sie nur noch einmal zu hören; denn beim ersten Male kann man eine so große Musik nicht ganz fassen. Nach dem ersten Eindruck ziehe ich sie der Mozartschen vor. Sie ist großartiger und einfacher. In der Kirche war vor dem Altar ein großer Sarkophag errichtet, mit großen schwarzen Decken und mit Insignien der königlichen und fürstlichen Würden geschmückt, von einigen Reihen hoher Candelaber mit

brennenden Lichtern umgeben. Das Altargemälde war mit einem schwarzen Tuche verhängt, die Chöre schwarz ausgeschlagen, der Hof und der größte Theil des Publikums schwarz gekleidet. Das Ganze nebst den kirchlichen Ceremonien der Messe machte eine große Wirkung. Es ist doch ganz anders, wenn so etwas Ernst und Religionshandlung ist, als wenn in Berlin ein Requiem auf dem Theater aufgeführt wird. Am Sonnabend war hier die erste italienische Oper für diesen Winter. Auch diese hat mir viel Unterhaltung gewährt. Man gab Pärs Dido. Ich fand die Musik nicht so ausgezeichnet, wie sonst andere Sachen von Pär. Indessen war die Ausführung sehr schön, obgleich das Orchester gegen das in der Berliner Oper sehr schwach erscheint. Die Sänger, besonders Benelli, der erste Tenorist und die Mds. Sandrini und Toschi, sind einzeln sehr gut und machen auch vorzüglich ein schönes ensemble, welches man in Berlin immer vermißte, und jetzt mehr als jemals.

An Frau von B.

Berlin den 20sten October.

Auf meinen Aufenthalt in Dresden, der sechs volle Wochen gedauert hat, sehe ich recht heiter zurück. Fast täglich bin ich in dieser Zeit in der Bildergallerie gewesen und oft auch bei den Antiken. In jener habe ich dennoch kaum die Hälfte der Gemälde recht besehen: denn gewisse Hauptsachen ziehn doch immer wieder so an

sich, daß man sie ganz allein betrachten möchte. Indessen ist mir manches viel klarer geworden, und ich habe mich z. B. in den Correggio so hineingedacht, daß ich nur wünschte noch täglich seine großen Bilder sehn zu können, um ihn ganz verstehen zu lernen. Dieses geht so weit, daß mir das eine von seinen Stücken, welches mir wegen der Schönheit der Formen und der einfachen Ausführung anfänglich bei weitem das liebste war, jetzt gar nicht mehr über den andern steht, worin seine eigenthümliche Manier sich am allermeisten ausgebildet hat. Ueberhaupt lernt man bei der Kunst (und mit Recht) am allerdeutlichsten, was unmittelbare Erfahrung auch für die Philosophie sagen will, und wie sich Einsicht und lebendiges Verständniß zu einander verhalten. Manche Erscheinungen in der Kunst wollte ich wohl aus Gründen ganz überzeugend ableiten, und doch würde ich vielleicht, wenn sie mir vor Augen kämen, nicht im Stande seyn sie vollständig zu genießen. Daß dieses bei der Kunst vorzugsweise statt findet, ist natürlich, weil sie die lebendigste sinnliche Gegenwart mit der tiefsten Idealität vereint. Es zeigt sich aber auch bei andern Erfahrungsgegenständen so, die einen recht tiefen Inhalt haben, z. B. beim animalischen Magnetismus. Darum wehe dem Philosophen, der die ächte Erfahrung verschmäht oder dafür keinen Sinn hat. Fichtes abenteuerliche Resultate rühren zum Theil daher. Dresden wird, wie ich hoffe, auf meine Schrift, wovon Sie wissen, einen heilsamen Einfluß äußern. Jetzt sehne ich mich recht darnach, sie

fertig zu sehen, und hoffe auch dies noch im Laufe dieses Winters mit Druck und allem zu erreichen. Dann habe ich einmal ein recht inniges Wort zu meinen Freunden gesprochen: denn für diese ist es doch eigentlich und in diesen soll man ja die Welt sehen nach Göthe in Tasso. Auch hoffe ich, es wird Ihnen nicht zu speculativ seyn: denn ich habe alles so populär zu fassen gesucht, wie es die Tiefe der Gedanken nur erlaubt, und dazu ist die Gesprächsform vorzüglich gut. Nun gebe mir der Himmel nur den höchsten Lohn, daß einige wenige es verstehn und Freude daran finden! Lassen Sie sich immer, verehrte Freundin, vor der Zeit etwas von mir über diese meine Beschäftigung vorschwatzen. Ich rede sonst nicht viel von dergleichen vorher, u. s. w. — —

An Friedrich von Raumer.

Berlin den 26sten October.

Ich habe in den Dresdner Sammlungen nicht blos unendlichen Genuß gehabt, sondern auch großen Vortheil, und ich kann wohl sagen, daß ich im Verständniß der bildenden Kunst dort nicht schlechte Fortschritte gemacht habe. Hierdurch belebt sich wieder in mir die Sehnsucht nach den Pariser Schätzen, die mir gewiß in jener Zeit meines dortigen Aufenthalts auch von großem Nutzen gewesen, aber wozu ich doch damals nicht gehörig vorbereitet war. In Dresden habe ich einmal wieder recht

erkannt, was dem Philosophen die Erfahrungserkenntniß werth sey. Wie vieles in meiner eigenen Theorie ist mir klarer oder gar berichtigt worden durch die Anschauung der Werke! Wer kann a priori die Fülle des Lebens durchdringen, wenn er sie nicht zuvor aus der umgebenden Welt eingesogen und sich damit angefüllt hat! Man lernt erst den Weg seiner eigenen Gedanken kennen, wenn man sie als Gottes Werke in ihrem lebendigen Zusammenhange wiederfindet. Die wahre Universalität der Kunst, welche von dem innersten geistigen Mittelpunkte aus auch das Kleinste und anscheinend Gemeinste durchdringt, ihre Individualität, mit welcher sie nur in der nächsten Gegenwart und in dem Momente der Zeit selbst wurzelt, fühlt man erst lebendig in dem Anschauen der verschiedenartigsten Werke, von Meistern aller Stufen und aller Gemüthsarten.

Auch unsere hiesige Kunstausstellung hat mir in dieser Hinsicht manches gewährt, aber von der umgekehrten Seite. Fast durchgehends zeigt sich bei unsern Künstlern selbst ein mechanisches Ungeschick, am meisten im Colorit und dem Helldunkel, oft aber auch in der Zeichnung. Diese ist jedoch in der Regel noch besser, wahrscheinlich weil sie ihr Studium bei der Antike anfangen; dafür fehlt ihnen aber auch das Leben, und selbst die Richtigkeit der Zeichnung wird kalt und steif. Das Allerschlimmste aber sind die Erfindungen und Compositionen. Jene sind entweder aus dem gemeinsten Leben hergenommen, oder

sie suchen mit Absicht eine mystische Tiefe, welche eben der Absicht wegen aller wahren Innigkeit entbehrt, und oft zu einem wahrhaft frevelnden Spiele mit dem Höchsten und Heiligsten der Menschheit ausartet. Dieses Übel hat jetzt so weit um sich gegriffen, daß man es kaum glauben sollte, und selbst die dürftesten Köpfe glauben nicht allein alle Förderungen der Kunst erfüllt zu haben, sondern sogar alles, was schon die Begeisterung der Edelsten geschaffen, zu überflügeln, wenn sie sich irgend einen scheinfremden Gedanken ausfinnen und diesen unverständlich und dürftig mit Gestalt bekleiden. Diesen Neigungen folgt dann natürlich auch die Composition, die entweder zufällig hingeworfen, oder mit kalter Absichtlichkeit aufgestutzt wird.

Auch einen declamatorischen und mimischen Künstler haben wir jetzt hier, den Herrn von Seckendorf, der unter dem Namen Patrick-Peale, wie Sie sich vielleicht aus den Zeitungen erinnern, an verschiedenen Orten mimische Vorstellungen gegeben hat. Er liest ein Collegium über seine Kunst und hat mich mit einem Freibillet beehrt. Eine Stunde bin ich darin gewesen, habe aber so wenig Frucht daraus gewonnen, daß ich der Höflichkeit unmöglich das Opfer bringen kann, immer hin zu gehen. Der Mann hat mir bei einem Besuche einige Beispiele von seinem Talent und einer wirklich seltenen Macht über sein Gesicht gegeben: so z. B. drückte er mit der linken Seite des Gesichts den tiefsten Schmerz aus, so daß er

sogar mit dem linken Auge weinte, während die rechte Seite ganz unverändert blieb.

Doch wie komme ich in alle diese Kleinigkeiten hinein und wende mich nicht lieber, da ich Ihnen meine Lust über meinen Aufenthalt in Dresden nun mitgetheilt habe, zu Ihren Arbeiten und Plänen? Aus meinen Anmerkungen werden Sie ersehen haben, daß ich Ihre Bogen aufmerksam gelesen. Ich habe wohl schon bemerkt, daß ich einiges ausführlicher wünschte, zumal damit der Hauptvortheil, den Sie sich vorsetzen und gerade Sie auch gewiß erreichen können, nicht geschmälert werde, nämlich daß man eine recht lebendige Anschauung der Zeiten und ihres Lebens und Wesens erhalte. Dabei werden Sie immer, wie Sie auch meistens gethan haben, die Entwickelung der Staaten als die Hauptsache ansehen müssen. Ich meine nicht die bloße Entwickelung der Verfassungsformen, sondern des ganzen Lebens im Staate, und dies muß auch den Maßstab angeben, wornach manches, was Sie in Ihrem Briefe berühren, als Zustände, Antiquitäten, Wissenschaften, Künste, in die Darstellung aufzunehmen ist, nämlich ganz in Beziehung auf den Staat und das wirkliche Leben. Damit will ich besonders sagen, daß z. B. eine Schilderung der Religion, der Kunst u. s. w. nach ihren eigenthümlichen Principien und aus ihrem eigenen Inneren heraus, nicht angebracht wäre. Noch weniger aber eine bloße Aufzählung der dahin gehörigen Dinge, ohne Zusammenhang mit der Hauptsache, blos der äußeren Übersicht wegen, wie es z. B.

Gillies auf eine sehr störende Weise gemacht hat. Freilich habe ich leicht Vorschriften machen, ob ich wohl weiß, daß mir die Ausführung davon sehr schwer werden würde; aber ich glaube, es muß Ihnen doch etwas helfen, wenn ich, da ich nicht mit in der Sache so befangen bin, Ihnen meine Ansicht davon mittheile. Über manches werde ich Ihnen erst mehr sagen können, wenn ich mehr aus dem Zeitraume werde gelesen haben, wo sich die innere und äußere griechische Politik recht entwickelte. Schicken Sie mir davon recht bald etwas, besonders schlage ich vor, Sachen aus der Zeit des peloponnesischen Krieges und Philipps Zeit. —

Was ich jetzt schreibe, wissen Sie. Doch will ich Ihnen etwas näheres davon mittheilen. Das erste Gespräch ist nunmehr so, wie ich denke, daß es bleiben soll. Mehrere Personen besprechen sich darin über das Wesen und den Begriff des Schönen. Jeder hat einen andern Ausgangspunct. Es wird gesucht in der Wirkung, die es auf die sinnliche Wahrnehmung und Einbildungskraft macht, in der Harmonie und Regelmäßigkeit, welche der Verstand darin findet, endlich in den Ideen, zu deren Darstellung und Abbildung es dient. Die Untersuchung dieser Standpuncte schließt sich an die historische Entwickelung dieser Wissenschaft und zwar besonders an Baumgarten, Burke, Fichte und die Neuesten an. Nun wird gezeigt, wie jede dieser Ansichten in ihren Resultaten die

wirkliche Erscheinung des Schönen richtig auffaßt; aber auch in den Grundsätzen jede für sich und alle gegen einander so widersprechend sind, daß endlich dadurch nicht allein nichts über das Wesen der Schönheit ausgemacht wird, sondern dasselbe von diesen Seiten her als etwas ganz Unmögliches und Nichtiges erscheint. In dieser Verzweiflung schließt der Dialog. Sie sehen also, daß dieses ganz dialektisch ist, doch habe ich es dabei so populär als möglich zu fassen gesucht. Das zweite Gespräch fängt nun mit einer Art von Offenbarung an, welche meinen Grundsatz über das Wesen der Schönheit enthält, wornach sie nämlich in dem ewigen und göttlichen Daseyn der wirklichen gegenwärtigen Dinge selbst erscheint. Hieraus wird entwickelt, wie sie eben dadurch nothwendig in die göttliche Erscheinung übergeht, und wie in dieser das was an ihr göttlich und was an ihr zeitlich ist, in einen unauflöslichen Gegensatz tritt. Aus diesem werden alle die Gegensätze methodisch entwickelt, in welche sich das Schöne für unser gegenwärtiges Erkennen spaltet, wo denn der Gegensatz des Komischen und Tragischen, worüber ich eine ganz eigenthümliche Lehre aufstelle, die äußerste Spaltung bezeichnet. Aus allem diesen ergiebt sich dann, daß das Schöne zwar eine wesentliche Idee enthält, diese aber in der Erscheinung durch die Brechungen, welche sie erleiden muß, in eine Verwirrung geräth, welche jedes sichere Kriterium für dieselbe und damit auch sie selbst aufhebt. Im dritten Gespräche endlich wird offenbart, daß es für diesen Abfall der Schönheit aus dem

göttlichen Wesen ein Sühnungsmittel giebt, wodurch sie auch auf Erden wieder hergestellt wird, nämlich die Kunst. Um sich nun durch alle jene Gegensätze, wodurch die Schönheit im vorigen vernichtet wurde, wieder hindurch zu leiten, und in ihnen selbst ihr wahres Wesen zu reinigen und darzustellen, muß sie sich in verschiedenen Richtungen spalten, welches eine Eintheilung der Künste giebt. Da wird denn gezeigt, wie in der Poesie die Idee zwar ungetrübt bleibt, aber nicht in die sinnliche Erscheinung übergehen kann, außer in ihrer äußersten Spaltung in dem Gegensatz des Komischen und Tragischen durch das Drama; wie ferner in den körperlichen Künsten, Malerei und Plastik, die gegenwärtige Welt selbst enthalten ist, aber nur in getrennten Richtungen die Idee in sich aufnehmen kann; und wie endlich das zeitliche Leben sich unmittelbar wieder zur reinen Idee emporschwingt und sich mit ihr durchdringt, indem der Stoff selbst unter dem Gesetze der reinen Formen der Anschauung, Raum und Zeit, sich auflöst in Architektur und Musik. Diese fünf wesentlichen Künste kann es nur geben, und was sonst noch als einzelne Kunst vorkommt, wird darunter subsummirt. Nun schreiben Sie mir, wie Ihnen dieser Plan gefällt. Vielleicht schicke ich Ihnen nächstens, wenn Sie es wünschen, die Handschrift des ersten Gesprächs zur Probe. Sie können wohl denken, welche reiche Quelle des Genusses für mich die Ausarbeitung dieses Werkes ist; ich bilde mir ein, dadurch zuerst die Wissenschaft des Schönen und der Kunst consequent zu begrün-

den und im Einzelnen auszuführen. Auch hoffe ich, daß die Darstellung schon durch die Abwechselung selbst einen gewissen Reiz für den Leser haben wird, da in den Stellen, welche Anschauungen der Phantasie darstellen, ein lebhafterer Schwung des Ausdrucks angemessen war, da aber, wo die Gegensätze gegen einander gestellt worden, alles ganz logisch und einfach in Schlüssen fortschreitet.

An dem mythologischen Werke arbeite ich noch fleißig fort; aber übereilen werde ich die Herausgabe gewiß nicht, ungeachtet der vielen Anfragen, die ich hin und wieder erhalte. Die Sache erfordert gar zu weitläufige Untersuchungen, und ich will schlechterdings keinen einzelnen Theil herausgeben, ehe ich nicht gewiß weiß, daß in den folgenden nichts wesentliches mehr verändert werden kann, da ein strenger Zusammenhang durch das Ganze herrschen muß. Es freut mich, daß ich mit Creuzer in einem so guten Vernehmen stehe. Durch jeden Studenten, der hin und her geht, läßt er mich grüßen und mir die angenehmsten Sachen sagen. Den Ugolini habe ich noch nicht benutzt, wie viele der Neuen, welche in meiner Rangordnung immer erst zuletzt kommen.

Haben Sie nun Tieck's Phantasus ganz gelesen und sich auch so herzlich darum ergötzt wie ich? Auf meiner Reise ist er mir ein sehr lieber Begleiter gewesen. Ja, mein Freund, Sie haben wohl recht, daß es nur die rechten Dichter seyn müssen, die unser einen in die gehörige Bewegung versetzen sollen. Darum muß ich hier in Ansehung Fouqués und anderer so vielen als Ketzer

erscheinen. Ich will nicht leugnen, daß Fouqué viel Gutes hat, aber es ist immer nicht das Rechte. —

Friedrich von Raumer an Solger.

Breslau den 2ten November.

Sie glauben nicht, theurer Solger, wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat. Ich habe in Gedanken Ihr reiches Leben in Dresden mitgeführt, und bin überaus begierig auf die damit in so genauer Verbindung stehenden Dialogen. Da Sie mir den ersten schicken wollen, wenn ich es wünsche, und ich dies sehnlich wünsche, so verspare ich mir alles Urtheil, bis ich ihn gelesen habe. Zwar ist mir Ihr Plan im Ganzen verständlich, aber doch nur so, daß ich wohl fragen, aber noch nicht mit Verstand rathen könnte. Vor allem müssen Sie die höchste Anstrengung auf die Form richten: denn alles was nicht blos gelehrte Sammlung ist, erscheint ohne die Vollendung der Form nur vergänglich. Sie werden beim Dialog hier noch mehr Feinheiten anwenden müssen, als ich bei der Erzählung. Denn das Steife müssen wir durch Einschaltung unzähliger Partikeln zu verdrängen suchen, der Gewandtheit, welche bei den Attikern die höchste Vollendung erreicht hat, müssen wir mühselig nachstreben, weil die Sprache uns minder günstig ist. Dann hüten Sie sich, um Joh. Müllers an mich gerichtete Worte zu brauchen, mehr als wie vor der Pest, vor den neumodischen Terminologien, brauchen Sie kei-

neu Ausdruck, keine Formel, die nicht abgesehen von aller Philosophie des Tags oder Jahrzehents verständlich, selbst Frauen verständlich wäre, lassen Sie sich kein Hexenabrakadabra entschlüpfen; so wie mir z. B. die Intelligenz ganz verkehrt in die Feder gekommen war. Sie wissen das so gut als ich; aber da Sie sich mehr in jenen Kreisen bewegen, so ist für Sie die Gefahr noch größer als für mich. Ich will Ihnen hierbei überhaupt nicht bergen, daß mir bis zur Furcht vor verkehrtem Extrem, täglich die Abneigung gegen manche unserer modigen Philosophen, Staatsmänner, Poetaster, neugebacknen Katholiken und Mystiker, Patrioten und souffre douleurs wächst. Indeß weise ich mich selbst zurecht und denke: das allmälig Reifende werde schon seinen Platz finden und indirect besser und tüchtiger wirken. Bei jener Stimmung, wo ich mich ängstlich nach einem umsehe, der mit jenen Fratzen nicht behaftet ist, war mir das ein Labsal, was Sie von dem Reichthum der Welt, von den verkehrten dürren Künstlerbemühungen schreiben: — es war mir aus der Seele geschrieben, und ich sehe, wie wir in derselben Richtung uns fortbewegen. — Freilich, mein Freund, hat sich mit mir, seitdem wir uns nicht sahen, gar viel verändert, und ich weiß, wie viel sich an den Ehemann und den Vater anknüpft; dennoch muß ich in Beziehung auf zweifelhafte Äußerungen über das was Ihnen darin geschehen könne, behaupten: daß das Eintreten oder Ausbleiben dieser Formen im Leben nicht das zuerst Wichtige und Entscheidende sey. Darauf

kommt es an, was jeder daraus macht; und so viel auch daraus hervorgehen mag, denn doch gewiß nicht alles. Es giebt Ehen und Vaterschaften, die die Blicke für die übrige Welt krampfhaft zusammenziehen und die häusliche Meierei für die Welt halten lassen; es giebt einen leeren Stolz auf eine vorgebliche Intension dieser Verhältnisse, wo doch zuletzt das Lämpchen für die alles belebende ernährende Sonne gilt. Trefflich schrieb mir zuletzt die auch praktisch hierin musterhafte B. über diese Wahrheiten. — Der Beruf ist doch allein das, worüber man Vater, Mutter, Weib und Kinder verläßt, man kann und muß oft leben ohne Vater, Mutter, Weib und Kinder; aber nicht ohne Beruf: und wir beide, verheirathet oder unverheirathet, werden immer in der Wissenschaft leben, darin das Fundament unsers Daseyns finden. Das ist mein Glaubensbekenntniß, für Ihr künftiges Ja oder Nein: keiner aber nimmt herzlichern Antheil, keiner glaubt bestimmter als ich, daß das was geschieht, für Sie das Rechte seyn werde. —

Friedrich von Raumer an Solger.

Breslau den 5ten November.

Ille ego qui quondam können Sie mit Recht sagen, d. h. als ein treuer literarischer Freund und Kritiker haben Sie sich sonst und jetzt bewiesen. Daß ich dieser Freundschaft werth bin, sollen Sie aus der Art sehen,

wie ich Ihre Bemerkungen für meine Vorlesungen über die alte Geschichte benutzen werde. So lange ich diese Arbeiten nicht anders betrachtete, als mich und mein Wissen selbst, so machten sie mir so viel Freude als dies Wissen; jetzt, wo ich sie oft als ein Äußeres von mir getrennt betrachte, finde ich alles noch lahm, ungenügend und weit von dem entfernt, was es seyn sollte. Freilich wenn ich sehe, wie Bredows Excerpt so großen Beifall fand, könnte mir der Muth wachsen; aber komme ich denn dadurch dem wahren Ziele auch nur um ein Haar breit näher? und heißt das anch' io sono pittore nicht zuletzt blos, ich bin ein Stümper wie die andern? Eins weiß ich gewiß, daß ein solches Werk über die Geschichte fehlt, wie es mir vorschwebt. Bis Weihnachten will ich noch lesen, ordnen, ausputzen, dann gedenke ich Ihnen den wichtigeren Theil der Handschrift zur Prüfung mitzutheilen. Es hat dieser (antike) Gedanke einen eigenthümlichen, von dem Interesse an gedruckten Sachen verschiedenen Reiz. Das Werk bleibt noch esoterisch, es ist noch nicht der Welt verfallen, es noch ist verwachsen mit dem Urheber, und die Circulation unter Freunden ist noch kein Auflösen, kein Verschwinden in dem wilden Meerwasser der Welt. — —

Solger an seinen Bruder.

Berlin den 6ten November.

Unsere magenetische Kur wird nun hoffentlich bald ganz vollendet seyn. Alsdann wird Dr. S. eine Ge-

schichtserzählung derselben abfassen, welche mit H.'s und H.'s vorgesetzten Zeugnissen gedruckt werden soll. Wahrscheinlich werde ich als Anhang dazu eine Abhandlung schreiben, worin ich feste Grenzen um die nunmehr in dieser Sache ausgemachten Facta ziehen, und die nächsten unleugbar daraus folgenden Resultate für die Kenntniß des physischen und geistigen Menschen aufstellen werde. So hoffe ich diesen äußerst merkwürdigen Fall dahin zu benutzen, daß endlich diese wunderbare Erscheinung in ihrem wahren Lichte erscheine, und sowohl auf der einen Seite der aus bloßem Vorurtheile entstehende Unglaube, als auf der andern die über die Thatsachen hinauspolternde Schwärmerei, durch die Sache selbst widerlegt werde. Ich habe zu diesem Zwecke ein ordentliches Studium aus dem animalischen Magnetismus gemacht, gedruckte Schriften darüber und handschriftliche Tagebücher von älteren Kuren, die mir mitgetheilt wurden, verglichen, auch die Gelegenheit benutzt, die mir Dr. W. anbot, die Somnambule, die er in der letzten Zeit behandelte, und die in den physischen Erscheinungen fast eben so merkwürdig ist wie die unsrige in der geistigen, zu sehen und zu prüfen.

Die Kur ward durch den Tod des Arztes unterbrochen.

Friedrich von Raumer an Solger, im November.

Ich habe die Einleitung zu Tiecks Phantasus begonnen und finde sie ganz trefflich. Oft, wenn ich bei so

vielem, was jetzt für Poesie umgeht, so nichts als Verdruß und lange Weile fühlte, und eine alte Stadtchronik mich mehr ergriff, ward mir ganz bange, der poetische Sinn fehle oder sterbe ab; — allein wenn nur die rechten Dichter kommen, so schlägt mir die Flamme desto lebendiger empor; und so wie meine Verehrung hier inniger wird, wagt meine Apathie gegen jenes deutlicher hervorzutreten.

Hier ist kaum ein Mensch, dem daran liegt, ob ich fleißig oder faul, gelehrt oder unwissend, tief oder oberflächlich bin, ja es möchten sich eher etwelche finden, die mich lieber unfähig und untauglich wüßten, um die Kritik an dem verdorbenen Geschäftsmann, dem neugebackenen Gelehrten zu üben: desto nöthiger ist es, mein Freund, daß Sie warnen, hemmen, befeuern. Was ist das Leben ohne Beruf, ohne Arbeit? — Auch arbeite ich consequent, auch bin ich froh, reich beglückt, begeistert in Betrachtung der Weltgeschichten. Wende ich aber den Blick nach außen, so werde ich kleinmüthig, und ich fürchte, daß selbst Sie, z. B. zu der übersandten Handschrift sagen, wozu das triviale Wiederkäuen? — Ich begreife oft nicht, woher so viele Eitelkeit kommt, über die an allen Ecken geklagt wird. In dem Maße als mir die Einsicht wächst, stecke ich das Ziel höher und ich genüge mir weniger. Nie war ich so eitel, als da ich beim Kantor in Wörlitz das große A schreiben lernte, und „Hans war des alten Hansens Sohn" auf dem Klaviere radbrechte. — An Einem soll's mir nie fehlen, an Aus-

dauer, Willen, und an Vertrauen zu meinen Freunden, besonders zu Ihnen. Oder ist der lebendige Wunsch eine sträfliche Eitelkeit, nicht wie ein Pilz von der Welt zu verschwinden, und höchstens Streit zu erregen, ob der Pilz Samen und Frucht trage und getragen habe? — Wenige Briefe regen so zur Anstrengung auf, als J. Müllers Briefe, und wenige Menschen sind deshalb verehrungswerther als J. M. Wer so mit seinem Pfunde haushält, soll über mehr gesetzt werden. Und hätte er nichts geleistet, wie impertinent, daß allgenugsame Faulpelze über ihn den Stab brechen? —

1813.

(Im December 1812 war Tieck in Berlin gewesen, und er und Solger hatten sich täglich gesprochen. Jenes merkwürdige Jahr 1813 konnte schon geahnet werden. Jener Krieg, in welchem Deutschland, vorzüglich Preußen, um die heiligsten Güter, um alles kämpfte, brach aus, und so wie ein hoher Enthusiasmus die ganze Nation entzündete, so war auch Solger begeistert und tief bewegt. Auch er ging mit sich zu Rathe, ob er nicht als Soldat beim Heere eintreten solle; aber Gründe, die jeder achten mußte, bewogen ihn auf seinem Platze zu bleiben. Im Frühjahre 1813 verheirathete er sich mit seiner Gattin, Henriette von Gröben, die er aber gleich nach der Trauung nach Schwedt in das Haus seines Bruders sandte, weil Berlin den Einbruch der Franzosen

fürchten mußte. Es war ihm möglich, sie bald wieder nach Berlin abzuholen. Wie glücklich er in seiner Ehe war, davon gab er schriftlich und mündlich vielfältig Zeugniß, und jeder Freund konnte selbst den Segen dieser Haushaltung, das Glück dieser Gatten sehn und fühlen: denn wohl nur wenigen Menschen ist es vergönnt auch in diesem Verhältniß das Höchste zu erreichen, die wahre Befriedigung zu finden, und so ein ächtes, wahres und gottgefälliges Leben zu führen, wie es unserm edlen Freund in Einfalt, Liebe und Religiosität gelang).

Friedrich von Raumer an Solger den 13ten Januar.

— — Aber ich sehe wohl, daß wir nicht zusammenpassen: er hat sich ein philosophisches Paradies gebaut, wo er mir meine historischen Heroen zu Hechsel schneidet, oder sie ohne Feigenblatt nackt preis geben will. Das mag ich nicht leiden, ich fühle auch den Gott im Busen, und durch Beschäftigung mit weltlicher Historie ist mir der Teufel nicht eingezogen; wohl aber berührt mich die religiöse Ergebung in die Weltfügung mehr als die philosophische Eitelkeit des Weltenbauens. Ich vergleiche Menschen mit Menschen in der Menschengeschichte und breche über keinen den Stab, weil er nicht ein Gott ist; ich leugne, daß einer alles macht, machen kann, soll; ich behaupte, daß er auch gemacht wird, kurz, daß er nicht die Welt, sondern in der Welt ist.

Allein X schiebt mir in der Geschichte eine Wand

zwischen dem sogenannten Gemeinen und dem Vornehmen, und da soll ich ohne den Hals zu brechen täglich hundert Mal herüber und hinüber steigen, aus zwanzig Grad unter dem Gefrierpunct in zwanzig Grad Hitze übergehen und nicht geistig verschnupfen. — Ich sehne mich nach Ihnen und auch nach Ihrer Philosophie, und ich hoffe, Sie werden nicht behaupten, ich habe Ihren bestimmten Rath zu sehr befolgt und sey nicht blos praktisch, sondern gemein praktisch geworden. Professor XX wollte mich letzthin über Sie bange machen, Sie hielten das Empirische, Praktische nicht hoch und legten den philosophischen regulator an; aber ich glaube besser zu wissen, was ich davon zu halten habe.

Ich will mich hüten vor Historikern, die wie X Geschichte schreiben, oder erklären, sie sey das Bedlam der Wahnsinnigen und der Sitz aller Miserabilitäten und Frevel; vor Philosophen, die die Welt in einer Nuß bei sich tragen und die Universalgeschichte auf einem Kartenblatte.

So wie das Leben mir werth ist, und ich nur das Leben als werth erkenne in dieser oder jener Welt: so erfreue ich mich am fremden Leben, an den Ereignissen; und wenn manche meinen, ich säße da wie ein Narr und ließe das bedeutungslose Spiel an der Wand bei mir vorübergehn, so fühle ich mich in meinem Innersten mehr angezogen und bewegt durch diese Unmittelbarkeit des lebendigen Einflusses, diese Bewegung im Strome der äußern Begebenheiten und innerlichen Einflüsse, durch

diesen Muth im Sturme, dies Steigen und Sinken — als durch eine trockne Reflexion, die sich als allgemein gültig hinsetzt, aber an den Talisman des Lebendigen gehalten, sich in einseitige Fratze verwandelt. — —

Solger an von Raumer, vom 13ten Januar.

— — B. hat mir Ihren letzten Brief mitgetheilt. Ich stimme Ihnen in den meisten Stücken vollkommen bei. Es ist ein schauerlicher Zeitpunct; was als Erlösung erscheint, kann uns das letzte Ende herbeiführen. Sie haben vollkommen Recht, daß ein solcher großer Unglücksfall an sich noch gar nichts entscheidet, vielmehr wird sich dadurch erst recht die Schwäche derer offenbaren, die ihn nicht zu benutzen wissen. Ich habe keine Ruhe mehr, Tag und Nacht muß ich an die Weltbegebenheiten denken. —

Solger an Abecken, vom 14ten Januar.

— — Zum Dank dafür, mein theurer Freund, will ich Dir nun auch etwas erzählen, wofür ich Dir Theilnahme zu erregen wünsche, und zwar will ich, da es lauter anmuthige Sachen seyn werden, recht weit ausholen. Du weißt, daß ich in dem schönen Sommer 1811 noch in Frankfurt lebte. Dort kannte ich einen Hauptmann von Altenstein und seine Familie, und war gern in diesem angenehmen und gebildeten Hause. Eine Cousine der

Frau desselben, Fräulein Henriette von Gröben, besuchte diese Familie. So jung sie auch war, so hatte sie doch ein bleiches und kränkliches Ansehen, und ich erfuhr gelegentlich, daß das arme Mädchen durch Zureden von Freunden sich entschlossen hatte einem Manne ihre Hand zu versprechen, dessen Liebe sie nicht erwidern konnte. Dennoch hatte sie nicht gewagt ihre Gefühle zu äußern und zuletzt ihre Hoffnung darauf gesetzt, daß Gram und Angst sie mit dem Leben von ihrer Verpflichtung befreien würde. Endlich hatten die Ihrigen, da sie den Grund ihrer Leiden erkannten, sich mit jenem Manne auseinandergesetzt, sie selbst war aber so angegriffen, daß sie bei ihrem Besuche in Frankfurt in ein hitziges Nervenfieber verfiel und dem Tode nahe kam. Als sie sich besserte und nur irgend die Reise ertragen konnte, holte sie ihre brave und stets auf das beste für sie besorgte Mutter wieder hierher ab. Bald darauf wurde ich hierher versetzt; ich besuchte Frau von Gröben fast nur um Altensteins willen, fand mich aber ganz eigen überrascht, als ich ihre Tochter ganz verwandelt und von frischem wieder aufblühend sah. Da mich Mutter und Tochter anzogen, besuchte ich sie öfters; es ward bald Gewohnheit, zuletzt Bedürfniß für mich, das immer mehr sich von neuem entwickelnde, liebenswürdige Mädchen zu sehen. Ich bemerkte bald, daß auch für sie mein Umgang etwas beitrug, sie von dem Andenken an ihre Leiden zu entwöhnen und ihr das Leben wieder heiterer und wünschenswerther zu machen. Im letzten Sommer überzeugte ich

mich vollkommen, daß ich nie eine andere Person inniger geliebt hätte als sie, noch je lieben könnte, und nur ihre Familienverhältnisse, die ich noch nicht hinlänglich kannte, machten mir Sorgen wegen etwaniger Hindernisse meines Glücks.

Im August dieses Jahres entschlossen sich beide Damen nach Dresden zu reisen, wo sie sich, um die Gesundheit des lieben Mädchens völlig zu befestigen, eine Zeit lang bei einer Tante aufhalten wollten. Da die großen Herbstferien bei unserer Universität in diese Zeit fallen, und ich schon längst beschlossen hatte diese zu einer Reise zu verwenden, so wählte ich denselben Ort. Ich miethete mir in Dresden eine kleine Gartenwohnung in der Vorstadt an der Weisseritz. Meine Geliebte wohnte nicht weit davon in der schönen Ostraallee. Des Morgens studirte ich fleißig und arbeitete besonders an einer Schrift, zu deren Ausarbeitung Dresden gerade der rechte Ort war, und die hoffentlich zu Ostern im Druck erscheinen wird. Es sind drei Gespräche über das Schöne und die Kunst, ganz philosophisch gehalten — doch werde ich Dir nachher noch etwas davon sagen. Von neun Uhr Morgens an war ich täglich in der Bildergallerie oder in der Antikensammlung, und Nachmittags entweder auch in der Gallerie oder auf der Bibliothek. Täglich, ehe ich nach der Gallerie ging, sprach ich bei meiner Geliebten an, oft ging sie nebst ihrer Mutter mit in die Kunstsammlungen, und immer hatte ich Gelegenheit mich an ihrer, zwar durch keine Kenntnisse vorbereiteten, aber für die Schönheit, das Edle und die Liebe schon durch die

Natur gebildeten Seele zu laben und zu erfreuen. Ohne eine wörtliche Erklärung verstanden wir uns immer mehr: jeden Abend brachten wir mit einander zu; die herrlichen Gegenden um Dresden genossen wir in gemeinschaftlichen Spaziergängen oder Wasserfahrten, und endlich überwand ich die Bedenklichkeiten der Mutter so weit, daß wir drei zusammen eine Reise durch die schönen Gebirgsgegenden, die sogenannte sächsische Schweiz, unternahmen. Welche Fülle von Genuß eröffnete uns diese Reise, auf der meine Geliebte, die noch nichts als die sandige Mark gekannt hatte, eine ganz neue Welt erblickte und ihre ersteuliche Jugendkraft auch im Fußwandern und Erklettern gefährlicher Felsenwege prüfte! Dieser glückselige Aufenthalt in Dresden, während dessen unsre Seelen sich mit unauflöslichen Banden an einander befestigten, währte sechs Wochen; dann mußte ich wieder her, und meine Damen reisten um dieselbe Zeit ab. Nachdem wir unsern Umgang etwa vier Wochen ununterbrochen fortgesetzt hatten, gab ich eines Abends fast unwillkürlich meine erste Erklärung in Gegenwart der Mutter, ja fast kann man sagen, daß wir uns eigentlich alle drei zugleich einander eröffneten, und seitdem bin ich in dem glückseligen Besitze der liebenswürdigsten Braut. Die Anstalten zu unserer Hochzeit werden vorbereitet, und wenn kein äußerer Aufenthalt mehr kommt, hoffen wir sie im nächsten Frühling zu feiern. — —

Viele finden es kühn, in dieser schweren und besonders uns so hart bedrohenden Zeit zu heirathen. Mir scheint es aber, als könne man auf Schicksale, die man doch nicht zu lenken vermag, auch hierin keine weitere Rücksicht nehmen, als die nöthige Vorsicht verlangt. Für meine Geliebte zu sorgen würde mir doch bei dem Drange der Zeit die höchste und nächste Pflicht gewesen seyn, und diese werde ich um so besser erfüllen können, wenn sie mir ganz angehört. Was ganze Völker betrifft, müssen wir denn auch ruhig erwarten. Und uns scheint sich in der That eine schwere Wolke zusammenzuziehn. — —

Die Überreste der großen Armee strömen hier durch in dem elendesten Zustande. Es ist ein großes und erstaunenswürdiges Strafgericht Gottes ergangen. Vielleicht wißt ihr dort noch wenig von den einzelnen Umständen. Man schaudert, wenn man Augenzeugen davon hört, und es dürfte schwerlich ein ähnliches Beispiel eines so ungeheuren Elends in der Geschichte vorhanden seyn. Von der Art wie dieser Zeitpunkt benutzt wird, muß das Schicksal Europa's abhangen.

Doch wir müssen uns jetzt noch davon abwenden, und ich will Dir nur noch weniges von meiner wissenschaftlichen Thätigkeit erzählen. Meine drei Dialogen habe ich schon erwähnt. Im ersten wird vom Wesen der Schönheit gehandelt, worüber verschiedene Meinungen, theils nach den bekannten Hauptsystemen von Burke, Kant, Fichte u. s. w., theils nach den jetzigen modernen Ansichten aufgestellt und so untersucht werden, daß in

jeder wirklich die Eigenschaften dessen, was wir schön nennen, vorgefunden werden, sich aber doch alles durch innere Widersprüche vernichtet. So negativ endet dieses Gespräch, welches ganz dialektisch ist. Im zweiten wird eine eigenthümliche Ansicht vom Wesen des Schönen aufgestellt: indem aber dasselbe in die wirkliche Existenz und die bekannten verschiedenen Erscheinungen des Schönen zerlegt wird, zeigt sich, daß es gar nicht in der wirklichen Welt bestehen kann und viel vollkommner ist, als daß dieselbe es in sich hegen könnte. Im dritten endlich wird auch dieser Zwiespalt gelöst durch die Offenbarung der Kunst, wobei auch eine Eintheilung der Künste und ins Einzelne gehende Charakteristik derselben vorkommt. Wie gefällt Dir dieser Plan? Das erste Gespräch, welches bis jetzt erst allein ganz ausgearbeitet und vollendet ist, habe ich unsern Freitagsfreunden vorgelesen, und sie sind zu meiner Freude sehr zufrieden damit gewesen. Nächstens werde ich ihnen auch das zweite vortragen. Besonders loben sie auch die dialogische Form, die ich wirklich mit großem Fleiße, und so viel ich meiner bewußt bin, ganz ohne Nachahmung der Alten behandelt habe. Ich habe mich immer ganz in der Gegenwart zu halten gesucht, wobei ich diesmal auch durch den Gegenstand, der doch erst seit neueren Zeiten recht für sich philosophisch behandelt worden ist, gut unterstützt wurde. Wenn dieses Werk den Eindruck macht, den ich wünsche, sollen bald andere Gespräche über allgemeine Theile der Philosophie folgen. Besonders werde ich in einem, das ich schon in mir her-

umtrage, die ganze Sache der neuen Philosophie, wie sie zwischen Kant und Aenesidemus lag, wieder aufnehmen und so durch die verschiedenen Ansichten hindurchführen, wie ich es mit den Systemen der Ästhetik gemacht habe. Es haben sich viel wichtige Gedanken bei mir aufgesammelt, die ich nun am liebsten in einer Reihe von Gesprächen entwickeln möchte.

Die Arbeit über die Religionen des Alterthums geht dabei noch immer fort. Meine Sammlungen, darüber aus alten Quellen können gut, um einmal mit Johannes Müller zu zählen, vier bis fünfhundert Foliobogen betragen. Indessen müssen sie mich noch sehr vervollständigt werden: denn in diesem Fache muß man alles umfassen, wenn irgend etwas genügendes herauskommen soll. Nicht blos den Geist der Religionen in ihrer Blüthe muß ich darstellen, sondern auch ihren Verfall und die verschiedenen Ansichten darüber bis in die späten Kaiserzeiten, die verschiedenen Perioden der Aufklärung, des Unglaubens und des Aberglaubens. Und alles das muß mit historischen Beweisen überall belegt werden. Ich kann mich auch nicht entschließen irgend etwas davon drucken zu lassen, ehe nicht alles bis zu Ende so durchgearbeitet und geordnet ist, daß nichts Wesentliches mehr daran geändert werden kann. Ich habe Beispiele der Verwirrung und Akrisie vor mir.

Tieck an Solger.

Dirschingen vom 1sten Februar.

Liebster Freund, Sie haben mit Recht schon längst einen Brief von mir erwarten können, und ich muß wieder an Ihre freundschaftliche Nachsicht appelliren. Sie gehn dem Frühjahr und Ihrem Glück entgegen, und ich hoffe Sie im Sommer recht froh zu sehn und vielleicht mehr Ihren Umgang zu genießen. Noch oft hab' ich jenes Gespräches gedacht, in welchem Sie mir so offen Ihre Meinung über meine Schriften mittheilten. Ihr Lob war mir erfreulich und Ihr Tadel lehrreich. Ich wünschte wohl zu erfahren, inwiefern der zweite Theil des Phantasus Sie befriedigt hat, ob Ihnen die Verbesserungen wirklich als solche erschienen, und welche Gnade Dämmchen vor Ihnen gefunden hat, so wie die Abhandlung über die sinkende Schauspielkunst. Der Schriftsteller lebt in unsern Tagen in einer Einsamkeit wie noch nie, und es ist nicht zu verwundern, wenn er störrisch, eigensinnig und gleichgültig wird: denn dasjenige was man mit Recht Kritik nennen kann, ist völlig untergegangen, Mittheilung giebt es gar nicht, trotz der unzähligen Journale, trotz allem Kritisiren an allen möglichen Orten. Denn wir sehn, es giebt Werke, besonders auf unserm Theater, die allgemeine Wirkung thun und doch allgemein verachtet werden; wieder haben wir andere, die man allgemein verehrt und die doch nicht die mindeste Wirkung hervorbringen. Es giebt sanctionirte Meinungen, die doch keiner wahrhaft ernsthaft nimmt, und jeder hält sich

in dieser Anarchie für den Ersten, Einzigen, er sey nun Leser oder Schreiber, und setzt voraus, daß von ihm keine Appellation statt findet. Darüber entsteht dann bei den meisten Schriftstellern, vorzüglich wenn sie älter werden, jener bittre, absprechende Ton, jenes geängstete Aufsuchen von Beleidigungen und Kränkungen, jene Cliquen, die sich gegenseitig unterstützen, und dieser allgemeine Zorn, dieses Haschen der Welt nach allem Geistreichen und Interessanten, ohne wahres Wohlbehagen, ohne Lust des Herzens. Ich fürchte, daß manche meiner Freunde mich tadeln werden, daß ich in so wichtigen bedrängten Zeiten die Spiele meiner Jugend wieder versuche und nirgend in jenen ahnungsvollen Ton einstimme, den wir jetzt von so vielen edlen Geistern hören. Sie werden nicht zu diesen gehören, auch dünkt mich die Sache so groß und ernsthaft, daß man recht aus voller Brust darüber sprechen muß (was jetzt nicht möglich ist), oder gar nicht, am wenigsten gelegentlich. Doch sind Plane zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in meiner Seele fertig, und ich werde diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, wenn mir Gott noch Leben schenkt (wie sich unsre Vorfahren ausdrückten), um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne. Hab' ich doch fast zuerst mit Liebe von der deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an ihr Vaterland dachten, oder es schalten. Jetzt möchte ich gern recht schnell den Phantasus beschließen. Wollen Sie mir antworten und recht umständlich, und mir z. B. rathen, was im Zerbino bei

einer neuen Ausgabe wegbleiben könnte, so würde ich Ihnen sehr dankbar seyn. Recht sehr hat es mir an einem Freunde gefehlt seit langer Zeit, wie Sie sind, der eben so wohlwollend als unbefangen ist, und der nicht zu jenen Rückhaltenden gehört, die immer meinen, man verstehe sie nicht, wenn man nicht ihr ganzes System mit allen seinen Sippschaften kennt. Liegt doch immer in jedem klugen Wort ein ganzes System, und zwar oft für den Nachdenkenden vollständiger, als wenn dieser nachher dieses sogenannte System mit seinen Lücken und Widersprüchen kennen lernt. Allenthalben ist der Mittelpunct des Erkennens, alles setzt ein Vor und Nach voraus, und wer beim rechten Anfange anfangen wollte, der müßte doch schon den ersten Schöpfungstag in den 3ten Act legen.

Es giebt tausend Ansichten der Kunst und Poesie. Alle haben Wahrheit, selbst die einseitigsten. Ich wünsche recht viel von Ihnen zu erfahren und über vieles belehrt zu werden. Je älter ich werde, je mehr löset sich bei mir alles in historische Ansicht auf. Das Gute bleibt darum doch gut, so wie das Schlechte schlecht.

Das Individuelle, das Eigne, Originale ist mir am Freunde, an jedem Menschen das Interessanteste. Ich meine nicht die Sammlung von Zufälligkeiten oder Angewöhnungen, sondern das, wodurch er gerade dieser Geist und kein anderer ist. Schulen- und Nachbeter sind mir von je fatal oder unverständlich gewesen. Alles was ich noch von Ihnen gehört habe, schien mir original und selbsterfahren, darum bin ich auf Ihr Werk über die

Kunst sehr begierig. Leben Sie recht wohl und lassen Sie sich diesen unordentlichen Brief nicht mißfallen, erfreuen Sie mich recht bald mit einer Antwort. Daß Sie mich hier besuchen sollten, mag ich Ihnen jetzt weniger als je anmuthen.

Solger an Friedrich von Raumer.

Berlin den 13ten Februar.

Ich bin höchst begierig zu erfahren, wie Sie die jetzigen Angelegenheiten beurtheilen. In den Hauptsachen werden wir wohl einig seyn. Mich erfreut auf jeden Fall der schöne Eifer, der sich in allen Ständen offenbart. Hier wenigstens kann der Geist sich nicht edler zeigen. Leute, denen man so etwas gar nicht zugetraut hätte, schicken alle ihre Kinder oder ihr einziges in den Krieg. Andere lassen von fremden Universitäten die ihrigen abholen. Geldbeiträge kommen in großen Summen ein. Es dauert mich nur, daß man das Conscriptionsgesetz dem Aufrufe zur freiwilligen Stellung zu früh hat folgen lassen. Dies wird den Eindruck schwächen, den der glänzende Erfolg dieses Aufrufs im übrigen Deutschland machen mußte. Dies sind in der That ganz andere Opfer als die, wovon uns der Moniteur berichtet. Dort kommt den Communen und Corporationen, welche Soldaten stellen, nichts theurer zu stehen, als die Menschen selbst, welche sie zu den höchsten Preisen erkaufen müssen.

Es wird einem ordentlich sauer, alles was Kräfte

hat, in den Krieg eilen zu sehen und selbst zu Hause zu bleiben. Ich würde in der That Lust haben mitzugehn, wenn ich nicht bedächte, daß ich bei meinem Mangel militairischer Kenntnisse doch nichts hinbringen würde als ein paar Hände, und wahrscheinlich dem Staate mit meinem Kopfe mehr als damit nützen kann. Sollten Sie, bester Freund, irgend eine Gelegenheit finden, wobei ich schicklich für das jetzige Unternehmen gebraucht werden könnte, so bitte ich Sie dringend mich sogleich davon zu benachrichtigen. Ich wünsche jetzt nichts herzlicher.

Nun kommt freilich alles auf die Führung an, und in dieser Rücksicht kann ich mich der schwersten Besorgnisse nicht entschlagen. Wo Sie irgend einwirken können, da machen Sie nur ja recht dringend aufmerksam darauf, was man so gern vergißt, daß noch nichts gethan ist, sondern alles erst gethan werden soll, und daß das ganze Unternehmen noch voll ungeheurer Schwierigkeiten ist. Dennoch war es nothwendig, wie Sie wohl selbst glauben werden. Es ist der Zeitpunct da, wo wir zur Unabhängigkeit oder Vernichtung gelangen müssen. — —

Solger an eine Freundin.

Berlin den 8ten März.

Ich brauche nicht zu fragen, ob Ihnen das Herz nicht aufgegangen ist bei unsern Kriegsrüstungen. Der allgemeine Eifer und gute Wille ist schon an sich ruhmwürdig. Möge die oberste Leitung alles zum Ruhm und

Glück hinausführen. Es ist herzerhebend, die hiesigen freiwilligen Anerbietungen mit den französischen zu vergleichen. Vieles kann man tadeln bei unserm Verfahren, vieles für die Zukunft fürchten; aber mich dünkt, dadurch kann und darf das Gefühl, welches diese edle Gesinnung des ganzen Volkes erregen muß, nicht getrübt werden. Wir gehen in einen Kampf auf Leben und Tod, auf Freiheit und Vernichtung, und für die größte Wohlthat achte ich, daß wir eben dies noch einmal so rein und tüchtig thun können, daß wir wieder frei unser Haupt erheben und sprechen dürfen wie wir es meinen. Dies allein ist schon alles werth. Und mich dünkt doch auch, wo eine ganze Nation sich so mit sich selbst verständigt und öffentlich erscheint, da müsse es fast nicht möglich seyn, ihren Willen, wenn er irgend ausdauernd ist, zu bezwingen. Unsere Studenten sind größtentheils abgegangen, so daß die meisten Collegia vernichtet sind. Ich las drei und kann davon nur eins fortsetzen, welches ich der geringen übrigen Anzahl wegen in meiner Studirstube thue. Es ganz aufzugeben, schien mir gegen die übrig gebliebenen Ausländer nicht pflichtmäßig gehandelt. Ob wir im Sommer Zuhörer haben werden, steht dahin. Wenn es nicht wäre, so könnte man wohl lieber selbst die Waffen ergreifen. Mir ist dieser Gedanke überhaupt einige Tage im Kopfe herumgegangen, und Steffens, wie Sie wohl wissen werden, hat ihn ausgeführt. Alles aber wohl erwogen, habe ich es für richtiger gehalten, diese Aufwallung zu unterdrücken. Hände sind fürs Erste

wohl genug da, und weiter könnte ich, beim Mangel militairischer Kenntnisse und Übung, nichts bringen. Dagegen müßte ich meine wissenschaftlichen Entwürfe vielleicht auf Jahre in der Mitte unterbrechen, und so meinem eigentlichen Berufe, der mir heilig und dem mein ganzes Leben geweihet seyn soll, in welchem auch nicht, wie in manchem andern, ein Stellvertreter möglich ist, vielleicht auf eine unheilbare Weise Eintrag thun. Ich hoffe, daß diese Gründe von selbst Anerkennung finden werden. Ihnen theile ich sie mit, weil ich mich überhaupt gern über die meisten Dinge mit Ihnen berathe. Mein Platz, glaube ich, ist bei dem Landsturm, der hoffentlich für den Fall der Noth organisirt werden wird.

Es ist doch Schade, daß Sie die barbarischen Völker nicht gesehn haben, die hier durchzogen, Kosaken und besonders Baschkiren und Kalmücken. Ich habe sie ordentlich gemustert und eine recht interessante Unterhaltung daran gefunden. Körperlich unterscheiden sich die Kalmücken am meisten, durch Tracht und wunderliche Sitten aber die Baschkiren. Ihre besten Sänger hörte ich auf dem Hofe des Prinzen Radziwill, dem sie Aschermittwoch geschickt hatte, zu den dumpfen Schlägen einer kleinen Pauke und einer Pfeife ihre trüben barbarischen Melodien singen. Das Allegro war mir fast noch trübseliger als das Choralmäßige; eine so dumpfe einförmige Behaglichkeit drückte sich darin aus.

Seiger, einem jungen Studirenden, der als Freiwilliger mit in den Krieg zog, vom 6ten April.

— Für Sie wird der Krieg gewiß von bedeutenden Folgen seyn: er wird Ihnen einen praktischen Sinn geben, den den Gelehrten gewöhnlich fehlt, und der doch jedem Menschen durch das ganze Leben hindurch unentbehrlich ist. Vergessen Sie mich in Ihrer kriegerischen Laufbahn nicht, und werden Sie nicht zu stolz darauf sein, daß wir noch zu Hause geblieben sind. Wir sind deswegen nicht ganz unthätig für das allgemeine Wohl, sondern arbeiten theils für die Gegenwart, theils für die Zukunft, jeder nach seiner Weise.

Ihnen, mein Freund, kann ich wohl gestehen, daß dieser Krieg, wenn er glücklich fortgehen sollte, Hoffnungen in mir anfacht, die ich schon mit Strenge unter die hatten Anwandlungen der Zeit gebeugt hatte. Es ist fast nicht anders möglich, als daß mit ein erneutes Nationalgefühl und wenigstens für eine Zeit die Integrität Deutschlands hervorbringe. Wirkt er auch nur dieses, so wird mein Herz jauchzen, wenigstens für ein Menschenalter noch deutscher Unabhängigkeit voraus zu sehen. Ich hoffe aber, er wird dennoch mehr wirken. Die Gewöhnung an kriegerische Thätigkeit mag auch für die Geschäfte des Friedens mehr Ernst und Mannhaftigkeit fordern. Und vielleicht wirkt es einst wirklich, daß die Nation selbst an diesem Kriege so ganz eigenthümlich Theil genommen hat; vielleicht lernt sie einst auch ihren gesetzmäßigen Antheil an der innern Staatsverfassung erwerben und suchen.

Freilich werden darüber noch viele anarchische und volksthümliche Thorheiten auffliegen und wieder verschwinden müssen.

Einen andern jungen Freunde vom 7ten April.

Mein theurer B. Auch Sie bewähren Ihre Freundschaft und Anhänglichkeit mir und den Meinigen auf das erfreulichste. Werden Sie nicht müde uns mit Nachrichten von Ihrem Schicksale zu versehen. Es freut mich herzlich, daß Sie gutes Muths sind. Die Strapatzen werden Ihnen gewiß etwas sauer. Lassen Sie sich aber durch nicht abschrecken, und nehmen Sie einen praktischen Rath an, den Sie gewiß bewährt finden werden. Greifen Sie nichts mit zu viel Anspannung an und glauben Sie nicht, daß in jeder willkürlichen Anstrengung eine Höhe oder ein Verdienst liege. Ich meine hier nicht das Übernehmen von Arbeiten, sondern die Stimmung und Fassung in der körperlichen Arbeit selbst. Suchen Sie nur immer mit der Kraft und Ausdauer der Last gleich zu kommen; das giebt eine ruhige und besonnene Stimmung und praktischen Ernst. Sie behalten alsdann noch einen Überschuß von Kraft, womit Sie herhalten können, bei der wilden scheinbar enthusiastischen Anspannung aber ist die Kraft früher erschöpft als die Aufgabe.

Dieses gilt auch beim Beistigen und wird sich bei vielen Unternehmungen in diesem Kriege zeigen. So wird jetzt hier die Landwehr eingerichtet. Einige, die sich der Sache besonders angenommen, wollen, daß die Leute

mit Enthusiasmus herzulaufen sollen, und waren sehr niedergeschlagen, als sich in den ersten Tagen nicht allein wenig Freiwillige gestellt hatten, sondern auch viele ganz vom Loosen weggeblieben waren. Man hätte dabei gar keine Freiwilligen verlangen sollen. Denn die Landwehr muß eine Sache der ursprünglichen Verpflichtung jedes Staatsbürgers seyn. Würde sie als solche recht einfach und vernünftig dargestellt, so würden sich zwar die meisten wegen wirklicher oder scheinbarer Collisionen mit andern Pflichten nicht dazu drängen, aber jeder würde die auf ihn fallende Anforderung des Staats mit Ernst und Ehrfurcht vor dem Gesetz übernehmen. Es ist eine traurige Verwirrung und ein trauriger Beweis von der Stimmung der Zeit, daß man dies für weniger edel hält als eine oft unbesonnene Freiwilligkeit.

Ich habe Hoffnung für das Ganze, und diese beruht großentheils auf dem gesunden Sinn des Volks. Die Affaire von Lüneburg hat hier mit Recht große Freude verbreitet. Gott gebe seinen Segen! Ehe Sie diesen Brief erhalten, ist vielleicht schon mehr vorgefallen.

Solger an seine junge Gattin vom 22sten April.

Ich komme mir in diesen Tagen ganz verwaist und verlassen vor und fühle es recht lebhaft, daß eine längere Trennung mir unendlichen Schmerz kosten würde. Es ist nicht die bloße Gewohnheit eines so herrlichen, freudenreichen Umgangs, welche dies Gefühl bei mir hervorbringt, sondern es kommt mir vor, als würde ich in

dem heiligsten und würdigsten Geschäfte gestört, nämlich immer mehr und mehr mich Dir zu nähern und uns gegenseitig zu verständigen. Ja, mein liebstes, liebstes Jettchen, es ist kein vorübergehender Geschmack, kein zufälliges Interesse, das mich an Dich bindet. Du weißt es, daß es das innerste Bedürfniß meiner Seele ist. Oft wünschest Du Dir Talente für Musik oder dergleichen, die würden mir gewiß Vergnügen machen, wenn Du sie besäßest, aber auch nicht ein Tausendtheilchen von dem ersetzen, warum ich Dich über alles liebe, wenn Du das nicht besäßest. Wenn ich mir recht lebhaft vorstelle, wie ich Dich gefunden habe, und was ich an Deiner reinen Seele besitze, so bin ich voll von innigster Rührung; und wenn dann manche, die mir das Gefühl absprechen, in mein Inneres sehen könnten, so würden sie eines andern belehrt werden und erfahren, daß ich es nur für die würdigen Gegenstände aufbewahre, und daß es eben deshalb um so reiner und wahrhaftiger ist. Je mehr man das Herz voll hat von innigen wahrhaft geliebten Menschen oder großen Gegenständen des Denkens, desto mehr muß man gegen die übrige Welt zwar nicht kalt werden, aber doch so ruhig, daß man nicht sehr von ihr erschüttert wird, und das ist noch dazu eine von den edelsten Wirkungen der Liebe und einer edlen und angestrengten Thätigkeit.

Von jeher hat meine Neigung für vortreffliche Menschen immer die meiste Ähnlichkeit mit der zu den Wissenschaften gehabt. Das Einfache, Wahrhafte, den ei-

gentlichen Kern liebe ich du beiden. Du hast mir oft gesagt, liebes Jettchen, daß auch in anderen Menschen ein solcher ächter Kern seyn möge, wie ich in Dir annehme. Das will ich gern zugeben, aber der Unterschied ist der, was ich in andern als das Ihrige achte und verehre; das erscheint mir in Dir als mein eigen; es ist mir ganz als wärest Du mit für mich edel und gut und rein, und woher dies kommt, kann ich Dir nicht sagen: denn das ist eben das Geheimniß der Liebe, das kein Mensch ergründen kann. Nur mit Einer Person war ich in einem ähnlichen Verhältnisse, mit meiner unvergeßlichen Schwester. Was bei der das gemeinschaftliche Blut auf mich wirkte, das wirkt bei Dir noch auf ganz andere Weise die Liebe. Wenn etwas dieses Glück der Liebe, das ich jetzt besitze, unvollkommen machen könnte, so wäre es, daß diese Schwester nicht Theil daran nehmen kann. Auf der andern Seite habe ich wieder einen so großen Ersatz für sie.

Das was uns verbindet, meine einzige Geliebte, ist also seinem Wesen nach unveränderlich. Ich gebe gern zu, es wäre möglich, daß unser Umgang getrübt und gestört werden könnte, davor ist nichts Menschliches sicher; aber das eigentliche Wesen davon muß bleiben bis in den Tod. Dessen bin ich gewiß und nicht blos von meiner, sondern auch von Deiner Seite: denn ich wollte lieber todt seyn, als einigen Zweifel in Deine Liebe und Deine Gesinnungen setzen. Auch ist das Wesentliche nicht ein allgemeines leeres Bild, das

ich mir von unserm Verhältnisse in Gedanken entworfen; Du weißt, wie ich dieses Träumen hasse, und wirst immer mehr einsehen, wie sehr mit Recht. Wie sich ein ächter Charakter nicht in allgemeinen Reden offenbart, sondern in der thätigen Erfüllung von tausend großen und kleinen Pflichten: so auch die Liebe in jeder Lage und in jeder Äußerung des Höchsten, wie des alltäglichsten Lebens. Darum, mein Jettchen, kannst Du gewiß seyn, daß ich mir immer keinen leeren Traum von Deinen Vorzügen vorbilde; vielmehr sind sie mir immer im Kleinen wie im Großen in der Wirklichkeit gegenwärtig. Gerade so wie Du wirklich bist, so bist Du mir immer die Liebste und Beste.

Weißt Du wohl, daß eine zu scharfe Trennung der geistigen Vorzüge von den äußerlichen Annehmlichkeiten, Schönheit des Körpers und dergleichen, sich diesen Träumen nähert? Die zu weit getriebene Unterscheidung davon ist nicht edler, wie Du manchmal denkst, sondern geringer als die volle, alles umfassende Liebe. Das Gute und das Schöne sind in ihrem höheren Ursprunge Eins, welches Du zwar nicht einsehen, aber fühlen kannst, da Du so viel Sinn für die Kunst hast. In der wirklichen Welt scheidet sich beides scheinbar oft von einander, und der kalte Verstand hat daher oft recht, beides sorgfältig zu trennen und das Gute zu achten, das Schöne aber als bloße Annehmlichkeit den Sinnen zu überlassen. Aber wo er das thut, ist auch nicht die Liebe. Diese ist ja eben darum so gewaltig, weil sie uns wieder zu der

ursprünglichen Einigkeit zurückführt. Durch sie wird uns das Gute zugleich reizend, ohne von seiner Güte zu verlieren, und der Widerstreit in unserer Natur wird durch sie gehoben, und eben dadurch alles veredelt und geheiligt. Wie kann ich inniger mein Gefühl für die Trefflichkeit Deiner Seele äußern, als durch den Kuß, den ich auf Deine süßen Lippen drücke? — —

Salger an seine Gattin vom 30sten April.

— Du hast Recht, meine süße Geliebte, durch die kleine Trennung tritt auch meine Liebe einzelner hervor, und auch diese kleine Abwechselung können wir so unter die erhöhten Freuden unserer Liebe rechnen. Es ist wahr, was Deine Mutter sagte, daß es unrecht wäre, wenn wir in den Ehestand geriethen (wie sie sich ausdrückte), ohne Briefe von einander zu haben. Wie glücklich bin ich in den anderthalb Tagen gewesen, die ich in Zossen zubrachte! Meine Freude, Dich wieder zu sehen, ward durch Deine große herzliche Freude verdoppelt. O wie herrlich und über alles andere Zeitliche beglückend ist doch dieses Verhältniß, wo die eigene Freude immer nur in der des andern lebendig und mit ihr eins und dasselbe ist! Obgleich in diesen Tagen meine Aufmerksamkeit sehr auf die Kriegsbegebenheiten gespannt ist, so bin ich doch von der heitersten Zufriedenheit erfüllt, wenn ich meine Gedanken auf Dich richte, und auf meinen nun einsamen Spaziergängen mir recht lebhaft meine Glückseligkeit vor-

stelle. Ich muß meine Liebe zu Dir mit meinem edelsten und wichtigsten Berufe vergleichen. So wie mein Amt mir zugleich der schönste Genuß ist, so ist das was mir die größte Freude gewährt, meine Liebe zu Dir, zugleich das Lobenswürdigste, dessen ich mir bewußt bin. So sind überall jetzt bei mir Pflicht und Neigung in Eintracht, und ich liebe Dich so, wie ich das Gute und Edle, wie ich meinen Beruf lieben soll. Wie könntest Du also jemals glauben, daß auch das höchste Interesse für allgemeine Zwecke meiner Liebe zu Dir Eintrag thun könnte? Der Ausspruch: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das Übrige von selbst zufallen; findet auch bei mir Anwendung. Meine Studien haben nie ein anderes Ziel gehabt, als die Wahrheit selbst; ich bin damit nie geradezu auf ein Amt ausgegangen, und nun haben sie mir doch Ehre und ein hinreichendes Auskommen verschafft. —

Solger an seine Gattin vom 22sten Mai.

— Ich fürchte nicht zu fehlen, noch zu sehr auf das Irdische und Vergängliche zu bauen, wenn ich mein Glück in Deine Hände lege. Denn die wahre Liebe, die Liebe, die allein in Deiner reinen Engelseele wohnen kann, ist nicht vergänglich. Sie ist selbst einerlei mit dem Unsterblichen und Ewigen in uns: von dieser reinen Wahrheit ist mein Innerstes durchdrungen. Und ich fühle es auch in allen ihren Wirkungen, daß ich mich weder in meinen

digen Gefühlen täuschen, nicht in Dir. Du bist wie das Urbild, welches ich durch Dich geheiligt, als bestes ich immer in sichtbarer Gestalt und selbst den Gegenstand meiner heißesten Liebe, das, was der Religiöse und der Philosoph in fremden Welten sucht. Du weißt, meine innig Geliebte, wie ich Dich oft gewarnt habe vor falscher Empfindsamkeit und Schwärmerei, und wie sehr ich alles hasse, was dahin gehört. Wenn aber Dich nun dieses erinnerst, so wirst Du doppelt überzeugt seyn, daß meine Worte zu Dir die einfache Sprache eines vollen und überzeugten Herzens sind, das sich Dir ganz ohne Rückhalt hingiebt.

Ich lese jetzt auch recht mit Bedacht einige englische politische Bücher, um mich endlich unter dem Getümmel, den schiefen Richtungen und heillosen falschen Ansichten der Zeit an dem schlichten und großen Verstande Bolingbroke's und Anderer ächten Staatsmänner zu laben.

(Im Junius ging Solger nach Schwedt, und von dort schrieb er einem jüngern Manne, dessen Freund, ein junger Arzt, im Lazareth bei der Heilung und Pflege der Kranken gestorben war.)

vom 16ten Juni.

Könnte ich doch, mein geliebter Freund, auch Ihnen zureden und mit Ihnen gemeinschaftlich Ihren würdigen Jugendgenossen beklagen und beweinen! Die Gemeinschaft der Trauer würde gewiß ihre Schärfe sehr

bleiben. Ich kann Ihnen nichts anders thun, als Sie auf den großen Trost hinweisen, der noch Andern Leidenden bleibt, unter welchem er gestorben ist, und die eine wohlthätige Fügung des Himmels zu seiner Linderung herbeigeführt zu haben scheint. Sie wissen wohl, wie sehr ich den Verstorbenen schätzte und wie herzlich er von mir geliebt war. Mit ihm ist eine von den tröstlichen Hoffnungen hingegangen, die ich so gern hegte, einst in ruhigern Jahren Gelegenheit zu deren Erfüllung für Wahrheit und Tugend [illegible] in reiferer Einheit Genossen eines würdigen Lebens nach allen Richtungen zu besitzen. Das Andenken an das reine und wahrhafte Gemüth, wodurch er sich vor vielen Tausenden auszeichnete, wird mir [illegible] erheiternd und erquickend seyn, und möge Ihnen der Himmel und reine männliche Betrachtung der menschlichen Dinge bald dieselbe Ruhe und Klarheit in der Erinnerung an ihn gewähren. Auch die Todten, mein lieber B., können noch im vollsten Sinne unsere Freunde seyn, schon manchen solchen Freund besitze ich, seit vielen Jahren jenseits der Sichtbarkeit, und habe nie den Umgang mit ihnen abgebrochen. Die Beschränktheiten des irdischen Lebens sind von ihnen geschwunden, was aber Wahrheit und Tugend an ihnen war, das ist, wie Sie wissen, ewig und unvergänglich, und daran dürfen wir uns halten, dieses lieben, wie wir uns an Gott halten und ihn lieben. Wer könnte auch sonst wohl wagen, seine ganze Seele an etwas Sterbliches zu knüpfen! Und dasjenige, dem wir unser Inneres ganz hin-

geben, daß sie mit dieselbe seyn, daß kein Jahr und keine Zeit erreichte —

Solger an F. von Raumer, vom 3ten Juli.

Ihr Briefchen vom 18ten vorigen Monats war mir sehr erfreulich, mein theurer R., eine wahre Stimme aus der Wüste. Nun ja, sehr sind leider Ihre Prophezeiungen eingetroffen, daß wir an der Elbe stehen würden und was daraus entstehen würde. Wer aber vor drei Monaten gesagt hätte, daß wir jetzt auf diesem Puncte stehen würden, wäre wohl ein großer Ketzer gewesen. Noch immer glaube ich indessen, daß es möglich wäre, etwas auszurichten, obgleich ich nicht hoffen darf, daß es geschehen wird. Nothwendig und unvermeidlich war der Krieg, das ist gewiß, und auf jeden Fall werden wir besser daran seyn, als hätten wir ihn nicht geführt. Überdies ist es doch wohl etwas werth, daß unsere Truppen den alten Ruhm der Tapferkeit wieder hergestellt haben.

Doch zunächst muß ich Ihnen von mir und meinen Schicksalen erzählen. Ich hatte Ihnen versprochen, Ihnen den vorherbestimmten Tag meiner Hochzeit zu melden, das ging aber nun einmal nicht an. Als um die Mitte Mai der Feind so hierher drang, daß Bülow mit seinem Korps sich bis Treuenbriezen zurückzog, so mußte man erwarten, daß wir bald die Franzosen hier haben würden, und bei der Ungewißheit, ob nicht doch Berlin vertheidigt und dann mit Gewalt erobert werden würde, wobei ge-

wiß: aus meisten Gewaltthätigkeiten in der Stadt zu fürchten waren, hielt ich es für nothwendig, meine Braut und ihre Mutter zu meinem Bruder nach Schwedt zu schicken, um dort das Schicksal Berlins abzuwarten. Da wir aber nicht wissen konnten, wie lange unsere Trennung würde dauern müssen, so beschlossen wir rasch uns noch vorher trauen zu lassen, welches auch am 12ten Mai geschah. Zwei Tage darauf reisten die Damen ab. Nachdem sie fast drei Wochen in Schwedt zugebracht und indessen die Sachen sich geändert hatten, eilte ich ihnen nach und fing nun erst recht meine Flitterwochen an, die ich in dem angenehmen Schwedt und seiner schönen Gegend auch recht genossen habe. Wir waren gerade vom Wetter sehr begünstigt, und machten fast täglich Land- oder Wasserpartien. Sie haben wohl recht, daß mir dieses Glück manches Böse, was die Zeit mit sich brachte, hat überstehen helfen. Nun sind wir seit etwa 14 Tagen wieder hier und haben unsere neue Wohnung bezogen, deren vorläufige Einrichtung mir nicht viel Zeit gekostet hat, da zu meiner Bewunderung alle Geschäfte dieser Art unglaublich leicht und rasch abgehen, wenn ein paar tüchtige Frauen dabei thätig sind. Ich bin auch schon wieder ziemlich im Zuge mit meinen Arbeiten, die freilich durch die Sorgen und Unruhe in der schlimmsten Periode unterbrochen waren. Es ist mir jetzt sehr klar, daß der Mensch doch durchaus eigentlich heirathen muß. So neu mir dieses Verhältniß auch noch ist, so fühle ich mich doch ganz einheimisch darin, und es ist

mir als hätte ich immer dazu gehört. Mein liebes Weibchen spinnt mir fast immer Lieder, oder vielmehr, ich werde mir meines Glücks immer mehr bewußt. Aus allem dem entsteht in mir eine Zufriedenheit, die auch die Zeitbegebenheiten nicht vertilgen können.

Freilich möchte man zuweilen schwindeln, wenn man in den Abgrund der Verwirrung hineinsieht, der vor uns daliegt. Sie scheinen mir nach Andeutungen in Ihrem Briefe dem Landsturme nicht sehr hold zu seyn. Für die Sache selbst bin ich durchaus, und glaube, daß man bei einer sehr klugen und besonnenen Leitung viel damit ausrichten könnte, nicht im offenen Kampfe, sondern durch beständiges, hartnäckiges, negatives Verfahren. So aber wie er eingerichtet wird, muß er entweder ganz unbrauchbar oder verderblich werden, und im Innern bereitet er die allgemeine Auflösung und Anarchie aufs schönste vor. So heroisch an sich die Maßregel einer allgemeinen Vertheidigung ist, so verächtlich wird die Zügellosigkeit und trunkene Gemeinheit, diese Impotenz in allen Stücken, womit einige verfahren, welche hierbei an der Spitze stehen. Es ist unerhört, eine Anstalt, die nur gegen den äußern Feind gerichtet seyn soll, zu einer revolutionairen Auflösung aller innern Verhältnisse zu machen, Tribunale über Tod und Leben einzuführen, in welchen des Rechts unkundige Menschen ohne alle Verantwortlichkeit sprechen sollen. Es ist schrecklich, so vom Ziele abzukommen und in wahren, muthwilligen Sansculottismus zu gerathen. — —

Merkwürdig ist es, daß ich auch gerade jetzt in den

Hymne mit großer Erbauung lese. Ich suche Trost und Erquickung bei den englischen Politikern und Historikern. —

Einem jungen Freunde vom 10ten October.

— Als wir Sie während des Waffenstillstandes hier sahen, habe ich mich sehr über Sie gefreut. Der Krieg hat gewiß zu Ihrem Wohl schon jetzt recht viel beigetragen, und er wird es ohne Zweifel noch mehr. Lassen Sie mich offen zu Ihnen sprechen, wie ich so gern thue, weil ich wahrhaften Antheil an Ihrem Wohl nehme. Sie sind männlicher und ernster und einfacher geworden, und Gott geleite Sie weiter auf diesem Wege. — Hüten Sie sich vor zweierlei immer mehr, was diese Zeit verpestet, vor Eitelkeit und Spiel mit Ideen und Gefühlen. Beides war Ihnen gefährlich und mag es Ihnen zum Theil noch seyn. Beides kommt aus einer Quelle, und viel darüber zu sagen ist nicht nöthig, da, wenn Sie mich je gekannt und verstanden haben, unser ganzer Umgang, sowohl im Auditorium als privatim, das Wesentliche davon enthielt.

Wahrlich, wahrlich ich sage Ihnen, es glänzt vieles und ist allgemein im Preise, was nicht Gold ist und durch keine schönen Worte werden kann. Was wir auch uns selbst in unserem Innern noch so fein weiß machen, ist und bleibt erlogen, und das halb Erlogene ist noch schlimmer als das Ganze. Darum, lieber XX, nehmen Sie meine Worte nie für Worte, die klingen und putzen sol-

len, sondern für wahrhaft, und was Sie manchmal für höher halten mögen, weil es mehr glänzt, sehn Sie es scharf an, und tödten Sie dabei alle Eitelkeit in Ihrem Herzen, und es wird Ihnen viel geringer vorkommen.

Ich habe keine besondere Gelegenheit, Ihnen dies und dergleichen vorzustellen, es scheint mir nur so nöthig, es immer wieder einzuschärfen. Wenn Sie erst recht viel erlebt und erfahren haben werden, d. h. es tief durchdacht und durchgefühlt ohne Nebeln und Schwebeln, dann werden Sie vielleicht noch einmal gestehen, daß ich immer die reine Wahrheit gesagt habe, was Sie vielleicht, sich scharf prüfend, jetzt nicht immer recht einsehen mögen. Ich rechne darauf, daß einst noch das Vertrauen zwischen uns vollständiger werden wird, wenn die Schranken, die jugendliche Unerfahrenheit noch ziehen mag, gefallen sind. Besser als hierdurch glaube ich Ihnen nicht meine wahre Liebe und Achtung ausdrücken zu können.

Nun gehen Sie mit Gott (keine bloße Floskel) Ihren Weg munter und mannhaft fort, und behalten Sie lieb

Ihren

Freund Solger.

Solger an Friedrich von Raumer, den 20sten October.

— Nun, mein lieber Raumer, wird wohl niemand mehr zweifeln, daß es mit Napoleons Weltherrschaft ein Ende nimmt. Gott und die heldenmäßige Gesinnung unsers Volks haben uns diese Siege geschenkt. Die

Preußen haben überall das Meiste gethan, und es ist wieder ein hoher Ruhm, ein Preuße zu seyn.

— Allerdings, theurer Freund, haben wir noch viel zu überstehen, vorzüglich im Innern; aber es ist fast nicht möglich, daß sich nicht aus einem solchen Ruhm und solchen Thaten etwas Edleres entwickeln sollte. Wir werden uns endlich wieder fühlen lernen; und gelangen wir dazu, nachdem der äußere Druck, der so oft die Ursache und der Vorwand der innern Schlechtigkeit war, zersprengt ist, so werden wir auch im Innern anfangen mit Bedacht und Mannhaftigkeit zu handeln. Freilich ist hier noch viele Gefahr. Denn gerade die Stände, die das Innere bilden sollen, sind am meisten angegangen von der Verderbniß der Zeit, und ein falscher lügenhafter Enthusiasmus der Eitelkeit wird uns noch vieles Edle verderben, wie er es täglich thut. Aber wir haben ja gesehen, daß doch im Kriege der Unsinn dieser revolutionairen Schwätzer an den Ohren des braven Volks ziemlich wirkungslos vorbeigegangen ist, und so werden ja auch unter den Gebildeten endlich Männer aufstehen, welche dieses Gift vertreiben. — —

Heute haben wir den König hier ankommen sehen. Es war ein herrlicher erhabner Anblick, besonders wenn man sich erinnerte, wie im Jahre 1806 an demselben Tage die ersten Franzosen hier einrückten. Alle Gegenden, durch welche der König ritt, waren von einer un-

zählbaren, jauchzenden und Hüte schwenkenden Menge Menschen angefüllt. Er ritt ohne Aufenthalt nach dem Dom, wo er auf der Treppe von sämmtlichen hier anwesenden Prinzen und Prinzessinnen empfangen wurde, und nachdem er sich mit ihnen begrüßt hatte, sich nochmals nach der den ganzen Lustgarten dicht anfüllenden Volksmenge wandte, um sie zu grüßen, welches mit einem jauchzenden Vivat erwiedert wurde. Im Dom wohnte er dem Tedeum bei, das unter Kanonenschüssen abgesungen wurde, während daß die hier stehenden Truppen auf dem Operuplatz in einem Quarré den Gottesdienst hielten. —

Solger an Tieck vom 5ten December.

Aus einem Briefe von Raumer, der mir von Ihrem Aufenthalt in Breslau erzählt, muß ich schließen, daß Sie nun endlich wieder in Ziebingen sind. Da ich weiß, wo ich Sie zu finden habe, so mahnt mich meine Sehnsucht nach Ihnen, mich nach so langer Zeit wieder vor Ihnen zu melden und Ihren letzten Brief, der mir so höchst erfreulich war, zu beantworten. Freilich ist die Zwischenzeit etwas lang geworden; aber wahrlich nicht aus Rache, weil Sie mich so lange warten ließen, habe ich gezögert; sondern meistens sind die Kriegsbegebenheiten und die vielen Störungen, die sie mit sich führten, schuld daran gewesen. Ich wollte Ihnen gern recht herzlich und ungestört und zunächst über unsere eigenthümlichen Gegenstände schreiben. Sie glauben nicht, wie leb-

haft und tief ich es empfinde, daß Sie mir mit so vieler Freundschaft entgegenkommen und mit so viel Güte meine Urtheile aufnehmen. Ich sage dies nicht aus einer angenommenen Bescheidenheit: denn so sicher ich auch in mir selbst meiner theoretischen und philosophischen Überzeugungen bin, so trage ich doch eine heilige Scheu, die etwanigen Resultate daraus einem wahrhaften Dichter blos deswegen aufzudrängen, und meine Freude ist groß, wenn ich mich mit ihm verständigen kann, wie es jedem, der speculirt, die größte Freude seyn sollte, wenn er auf überzeugende Weise wahrnimmt, daß er sich in der Welt richtig orientirt. Mittheilung ist mir, außer meiner angebornen Geselligkeit, auch jener Ursache wegen ein Bedürfniß, und ich achte es für ein wahres Glück, mit Ihnen frei und, wie man zu sagen pflegt, von der Leber weg, über alles sprechen zu können. Ich freue mich, wenn Sie mir darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich rede wie mir's um's Herz ist. Dies möge die Originalität seyn, die Sie an mir loben, und auf diese mache ich gern Anspruch. Ich hoffe, daß Sie auch in meinem Werke, womit ich jetzt beschäftigt bin, diese Ungebundenheit finden werden. Sind dann meine Entdeckungen nicht groß, so sind sie doch mein Eigenthum und nicht ausposauntes Fremdes, und ich habe den Trost, der Wahrheit allein die Ehre zu geben.

Sie sprachen in Ihrem Briefe von Tadel, den Sie fürchteten, weil Sie die Spiele Ihrer Jugend, wie Sie es nannten, in einer so bedeutenden Zeit wieder hervor-

suchen? Wollte Gott, daß in dem Ernste, mit welchem die großen Angelegenheiten der politischen Welt betrieben werden, nur überall die Tiefe herrschte, die in diesen Spielen jeden erquicken muß, der noch Sinn für die Kunst, ja überhaupt für das Wahrhaftige und den ächten Gehalt des Lebens behalten hat! Wenn Sie mich auch nicht auf dem großen Theater eine Rolle spielen sehen, so glauben Sie ja nicht, daß ich mich schäme, während die Anderen bivouacquiren, in meiner warmen Stube zu grübeln und, wie Voß sagt oder Schlegel für ihn, am Pulte zu murken. Ich bilde mir ein von Gott einen bestimmten Beruf erhalten zu haben, den ich nicht leichtsinnig verlassen darf. Das Geschrei, alles müsse einen Weg rennen, um einen Trieb und eine Ansicht in der Welt zu verfolgen, ist im Innersten anarchisch, und nichts ist mir so tief verhaßt, als Anarchie. Jeder, dem nicht ein solcher Beruf gegeben ist, wie mir der meinige scheint, ist verpflichtet jetzt mit zu Felde zu gehen; ich kann und darf es nicht. Dieses aber wäre das Einzige, was ich möchte, als Soldat dienen. Sonst die Hände pfuschend in das große Spiel zu mischen, etwa als Demagog Dinge zu predigen, welche das Volk viel besser weiß und viel treuer und herzlicher befolgt, als die eitlen Demagogen selbst, oder Verwaltungen zu übernehmen, wovon ich nichts verstehe, und andere solche Thorheiten, die ich freilich um mich her vorgehen sehe, sind mir verächtlich. Gott gebe, daß durch die Strenge dieses Krieges, an dem ein so großer Theil des Volkes

hilft, endlich wieder in die innern Geschäfte Ernst und Haltung komme; daß, nach dem Aufflackern und Verpuffen vieler anarchischen und volksthümlichen Thorheiten, das Volk einen vernünftigen und ächten Antheil an der Verfassung erhalte! Was ich, wenn gleich noch so schwach, mit dem Beispiele ernster Bestrebung und mit guter Lehre dazu thun kann, werde ich thun; aber der herrschenden Eitelkeit und dem Possenspiel will ich nicht fröhnen.

Doch genug von diesem bösen Capitel. Nun lassen Sie mich lieber auf Ihre Werke kommen, die mir immer ein rechtes Labsal sind. Wie stark der reflectirende Sinn jetzt geworden ist, kann ich auch daran wahrnehmen, daß ich noch mit Vielen über das habe streiten müssen, was am Liebeszauber und andern Ihrer Mährchen ausgesetzt würde, wie ich Ihnen erzählt habe. Diesen Einwurf von der Vermischung einer Mährchenwelt mit der wirklichen und alltäglichen hätte ich mir vorher kaum geträumt. Vom ersten Bande des Phantasus habe ich Ihnen indessen schon genug gesagt. Im zweiten bin ich höchlich erfreut gewesen über die Abhandlung vom Verfall des Theaters. Es ist darin eher zu wenig als zu viel gesagt, und ich habe mir dies daraus erklärt, daß Sie die Leute nicht erbittern wollten. Auch die verstärkten Drucker auf Iffland im gestiefelten Kater haben mich ungemein ergötzt, so wie überhaupt das ganze mir längst sehr werthe Stück. Genau habe ich nicht vergleichen können, was Sie verändert haben; es schien mir aber

hier und in der verkehrten Welt, als wäre alles gerundeter geworden. Wenn ich also darnach urtheilen darf, so sind Ihre Verbesserungen gewiß ächt. Unendliche Lust hat es mir gemacht, diese Sachen meiner Frau vorzulesen. Für die sind sie recht geschrieben. Sie hängt am Munde des Vorlesers wie ein Kind, dem man Mährchen erzählt, und diese Mährchenwelt ist insofern recht die ihrige, als sie darin das Wahre und Tiefe am lebendigsten auffaßt. Sie werden es mir wohl noch zu gute halten, daß ich Ihnen auch von solcher Kritik etwas vorschwatze, die Sie gewiß nicht mit neumodischer Damenkritik verwechseln werden. Nur die Semmelziegenschen Ehebeschwerden wagte ich denn doch nicht ihr vorzulesen, wenn ich auch in thesi Ihrer Vertheidigung darüber vollkommen beitrete. Was überhaupt Däumchen betrifft, so gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß es mich lange nicht so natürlich angesprochen hat wie die anderen, und daß ich nicht recht hineinkommen kann. Das treffliche Einzelne ersetzt mir nicht völlig die Haltung des Ganzen, die ich vermisse. Worin dies aber liegt, kann ich nicht scharf angeben. Doch scheint mir das Wichtigste, daß das Komische und Satyrische nicht so schön in das Wunderbare verwebt ist, vielleicht weil Sie mehr auf besondere Thorheiten der Zeit Ihren Blick gerichtet hatten, als auf die Tollheit der ganzen lieben Welt. Glauben Sie nicht, daß ich auf die schönen griechischen Verse böse bin. Diese ironischen Partien zerfallen mir zu sehr in einzelne Richtungen, und das Romantische hat nicht Kraft genug, um

sie zusammen zu halten und sie in energisches Leben zu verwandeln. Verzeihen Sie mir diese Aufrichtigkeit; ich denke, ich kann nicht besser als dadurch unser Verhältniß ehren. Was Sie aus dem Zerbino weglassen sollen, fragen Sie mich? Vielleicht würde ich jetzt schon zu spät darauf antworten. Kann es Ihnen aber noch zu irgend etwas helfen, so will ich zu diesem Zweck dieses herrliche Werk noch einmal durchlesen.

Mein herzlichster Wunsch, lieber verehrter Freund, ist, zwischen uns eine fortwährende Mittheilung zu erhalten. Mir ist nur bange, daß ich Ihre Abneigung gegen das Briefschreiben durch das, was ich Ihnen leisten kann, nicht werde überwinden können. Sie fühlen ja selbst so sehr, wie selten man jetzt zu einer wahrhaften Mittheilung gelangt. Ich hoffe, Sie sollen wenigstens über das, was Sie Schule und Nachbeterei nennen, nicht bei mir zu klagen haben. Daß das Eigne und Individuelle das Lebendigste ist, das ist ja auch meine Meinung, und eben deshalb schreibe ich Gespräche; ich kann Sie versichern, nicht aus Nachahmung oder Vorsatz, sondern aus Trieb und Gefühl des Wahren. Ich wünschte sehr, daß Sie wenigstens eins von meinen Gesprächen vor dem Drucke, der sobald noch nicht angehn soll, lesen und mir beurtheilen könnten. Zwei davon sind fertig und das dritte davon ist in der Arbeit. Fertig nämlich bis auf eine zusammenhangende Überarbeitung des Ganzen. Philosophiren kann und darf man nicht ohne System; aber wie eben das System individuell und selbst-

erfahren wird, das läßt sich nur im Gespräche darstellen. Ich würde Ihnen ein Gespräch schicken, wenn ich nicht fürchtete etwas so Unersetzliches von mir zu lassen. Kommen Sie denn nicht bald einmal wieder her? Das wäre mir überhaupt das Liebste, was Sie thun könnten. Sie sollen dann bei mir auch ein freundliches Hauswesen finden und meine Frau und ihre Mutter durch Ihren Umgang so froh machen wie mich, was ich meinen Lieben schon so lange gewünscht habe; denn ungern genieße ich jetzt irgend ein wahres Gut des Lebens, ohne es mit der zu theilen, die mir das Leben erst schön und zum wahren Genusse macht. Ganz glücklich kann man doch ohne Frau nicht seyn. Ich kann nicht sagen, um welche unendliche Fülle ich dadurch reicher geworden bin. Mein ganzes voriges Leben würde mir öde scheinen, wenn es mir nicht jetzt vorkäme, als hätte ich meine Frau von jeher geliebt, ohne es nur zu wissen. Dieses Gefühl scheint mir auch die beste Bürgschaft für die Dauer meines Glücks. — —

1814.

Solger an den jungen militairischen Freund, vom 30sten Januar.

Gern hätte ich es gesehn, wenn Sie mir über den Zustand und die Stimmung der deutschen Völker, die Sie kennen gelernt haben, mehr erzählt hätten. Ich höre von allen Seiten dieselben Klagen über die Verarmung und Verschlechterung der Rheinvölker. Das müs-

sen die traurigen Wirkungen der letzten 10 Jahre seyn, welche freilich wohl vorbereitet waren durch den frühern Mangel an Theilnahme an den Angelegenheiten Europas, worin schon der Keim zum Verderben der kleinen deutschen Staaten lag. Es war auch wohl nicht zu verkennen, daß dem großen Verderber allenthalben schon ein Hang, der ihm günstig war, entgegen kam. Dazu kam der bei diesen Völkern eingewurzelte und von frühern Zeiten her nicht ganz ungerechte Haß gegen Preußen, dem doch jetzt ja kein Übermuth neue Nahrung geben möge! —

An Frau von B.

Berlin den 8ten Februar.

Mein Gespräch habe ich richtig wieder bekommen, und Raumers ausführliche Adresse hat ihren Zweck nicht verfehlt. Ich freue mich, daß Sie das Werkchen gelesen und sich wenigstens im Allgemeinen hineingefunden haben. Daß Ihnen alles hätte verständlich seyn sollen, war weder zu erwarten, noch, möcht' ich sagen, für mich zu wünschen. Überhaupt würde ich es am liebsten sehen, wenn jeder, auch der wissenschaftlich Geübte, auf immer etwas darin zu lernen fände. Sie bemerken wohl, daß dieses erste Gespräch fast ganz negativ ist, aber doch nicht blos widerlegend; und aus der Ansicht, daß es dies seyn sollte, scheint mir der Vorwurf hervorzugehen, daß die Widerlegungen zu rasch gingen. Vielmehr sollen die einzelnen Grundansichten des Schönen als verschiedene Er-

scheinungen der an sich wahren geltend bleiben, und werden eben deshalb für die Erfahrung und Anwendung so ausführlich dargestellt. Auch finden sie in Kants Lehre ihre gemeinschaftliche Erklärung, da ist ihre Wurzel aufgedeckt und dort vereinigen sich auch alle Widerlegungen. Nur eine wird eigentlich in der Gestalt, wie sie auftritt, ganz verworfen, die moderne, die Anselm vorträgt, weil sie ein Mißverständniß und eine Entstellung der an sich wahren ist. Im zweiten Gespräche wird die wahre Erklärung der Schönheit ganz im Allgemeinen aufgestellt und entwickelt, und in dieser Entwickelung findet sich, daß auch diese, sobald sie wirklich angewandt werden soll, ihre Widersprüche in sich trägt, so wie im ersten Gespräche die Widersprüche dargestellt wurden, welche in der wirklichen Erfahrung liegen, wenn sie auf Erklärung und Begriff zurückgeführt werden soll; es ist also hier das umgekehrte Verfahren. Doch führen jene Widersprüche im zweiten auf die verschiedenen Gegensätze, aus welchen die verschiedenen Arten und Verhältnisse der wirklichen Schönheit hervorgehn. Was aber darin Widerspruch und Unmöglichkeit ist, das wird gelöst durch das wirkliche vollständige Schaffen des Schönen im Leben, welches die Kunst ist, und diese macht den Inhalt des dritten Gesprächs aus, welches jedoch auch damit schließt, daß sich auch die Kunst in ihrer wirklichen Erscheinung selbst aufhebt, wodurch sie jedoch erst recht verklärt und geheiligt wird. Das Ganze muß also von der Beschaffenheit seyn, daß es für sich selbst durchsichtig, oder wie

ein künstliches Gewebe ohne Anfang und Ende ist, und diese Unabhängigkeit in sich selbst charakterisirt eben das philosophische Kunstwerk. Es versteht sich, wertheste Freundin, daß ich immer von dem rede, was ich mir vorgesetzt, nicht von dem, was ich erreicht habe. —

Tieck an Solger.

Ziebingen den 21sten März.

Mein theurer Freund! Nicht wahr, ich habe lange mit meiner Antwort auf Ihren lieben Brief gezögert? Zum Theil muß mich Krankheit entschuldigen: denn wenige Tage, nachdem unser Freund Räumer hier durchgereist war, fiel ich am Scharlachfieber im eigentlichsten Verstande nieder, denn die Krankheit fing mit einer schweren Ohnmacht an. Ich konnte mich lange nicht erholen, und fühle noch einige Schwäche, die mich beim Arbeiten und Studiren hindert. Ihr Brief hat mich sehr erfreut, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mir alles über die Art, wie man an den öffentlichen Begebenheiten Theil nehmen möchte, aus der Seele geschrieben ist. Mir ist auch das Schariwari der vielfältigen Stimmen von Herzen verhaßt, und ich kann in dem verwirrten Geschrei keine Melodie oder Harmonie hören, wenn man mir auch sagt, daß es Alle gut meinen. Nicht einmal werden sie das Verdienst der Kraniche und wilden Gänse haben, die wenigstens Frühling und wärmeres Wetter verkünden.— Ihr Urtheil über den Phantasus so wie über alle meine

Schriften ist mir eben so wichtig als ermunternd; Sie kennen mich genug, um mich nicht zu den empfindlichen Autoren zu zählen. Mit Däumchen muß ich Ihnen völlig Recht geben: es ist zu viel Symmetrie und zu wenig Harmonie in diesem Spaß: ihm fehlt ein leichtes frohes Leben; oft kömmt es mir vor, ich werde alt und sollte auch als Autor gesetzter werden. Wenn Sie einmal so viel Muße übrig haben, sollten Sie mir mehr über meine Schriften mittheilen. Über dasjenige, was Sie mir im vorigen Winter sagten, habe ich noch oft nachgedacht; wo ich Sie verstanden habe, habe ich gelernt, wo Ihr Urtheil mein Unbewußtes, Individuelles trifft, was außer der Absicht und Kunst liegt, habe ich Ihnen nicht folgen können, wie z. B. über die Genovéva, die damals meine natürlichste Herzensergießung war in Sprache wie in Darstellung; sie hat sich, möcht' ich sagen, selbst geschrieben, recht im Gegensatz des Octavian. Über den Zerbino möcht' ich wohl von Ihnen hören, die neue Ausgabe ist nur noch projectirt, es wird wenigstens noch ein Jahr hinausgeschoben; ich möchte manches auslassen und noch mehr zusetzen. Wie denken Sie darüber, wenn man sich keiner Bosheit bewußt ist, auch gute Freunde (die man so nennt) zu necken? Ich habe so lange Einfälle über X X Poesie, die mir komisch vorkommen: X X möcht' ich ganz herauslassen, er ist offenbar moralisch angegriffen, was ich mir schon längst nicht habe vergeben können; und haben wir so viele gute Autoren, wenn wir ihn so ganz fallen lassen? Wie sieht

es namentlich mit unsern neuesten historischen und politischen Schriftstellern aus? Statt der Schmiede, die mir ganz verfehlt scheint, möchte wohl die B.... Übersetzerschule besser figuriren. Dann die neuern Pädagogen und Pestalozzi's, Volkserzieher, Regentenführer; und — womit ich vielleicht ganz bei Ihnen anstieße — die Seite in Fichte's Reden an die Deutschen über Erziehung: die Windmühle fehlt, im Gegensatze der Wassermühle. Auch sollte das Ganze mehr Geschichte bekommen. Doch genug davon. — Ohne Übertreibung kann ich sagen, daß ich auf Ihre Dialogen unendlich begierig bin. Hemsterhuis Ansicht der Schönheit ist mir zu schwach, alles andere, außer Winkelmann, verwirrt; ich habe oft darüber gedacht und mehr noch gefühlt, und kann nur in einer gewissen Mystik, die der Philosoph vielleicht gar nicht gelten läßt, einen Ausweg finden. — Raumer hat sein Wort noch nicht gehalten in Ansehung der Universalgeschichte. Was ich davon kenne, hat mir so gefallen wie weniges, und ich bin ungeduldig, alles kennen zu lernen. Auch die Reflexionsgeschichten unserer Zeiten hasse ich. So habe ich kürzlich ein Buch gelesen, mich dünkt es heißt: zur Charakterschilderung der Völker, oder dergleichen. Der Autor schildert darin die Ägyptier (ganz nach Heeren), die Schweden und Niederländer mit vieler Salbung und Pomp; und ich stelle mir vor, daß die Landschaften von Gropius, die ich noch nie gesehn habe, etwa so seyn müssen. Seine bäuerisch derbe Ansicht und Verleugnung des Hohen (was er uns für höchste Wunder-

gung des Menschlichen geben will) ist mir überhaupt zuwider; dergleichen Menschen verkaufen uns die Entdeckung der kleinsten wüsten Insel theurer, als Columbus ganz Amerika.

Hätte der Winter nicht so lange verzögert, so würde ich Sie wahrscheinlich schon in 14 Tagen in Berlin besuchen; aber ich scheue nun die Nässe und abwechselnde Witterung, und werde wohl vor dem Mai nicht nach Berlin kommen. Dann seh' ich Sie schon in der väterlichen Würde und wünsche Ihnen alles Glück schon jetzt. Daß Sie einmal nach Ziebingen zu kommen versprachen, haben Sie gewiß schon längst vergessen; Sie werden aber auch jetzt schwerlich nach Frankfurt kommen, und nur unter dieser Bedingung versprachen Sie es. Mit meinem Buch über Shakspeare bin ich sehr beschäftiget, ich habe kürzlich eines Goodwins Life of Chaucer zu diesem Behuf gelesen, vier starke Bände, in welchem ich nicht über einen Bogen Neues gefunden habe. Die Engländer lernen jetzt das Büchermachen, wie es ehemals die Italiener trieben.

Solger an F. von Raumer, vom 3ten April.

— Ihre Vorlesungen habe ich bald aus. Was soll ich dann damit machen? Der zweite Theil gefällt mir ungleich mehr als der erste, besonders die Geschichte Philipps und des Dionysius. Über die Anordnung sind mir Zweifel entstanden, und es käme mir fast besser vor, den

Dionysius dem Philipp vorangehen zu lassen. Durch die von Ihnen gemachte Einschaltung wird der Zusammenhang zwischen Philipp und Alexander nicht angenehm zerrissen, und überdies erscheint Dionysius doch auch am besten als eine Art von Vorläufer Philipps, wie Jason in Pherä. Alle diese Geschichten habe ich noch nirgends so gut dargestellt gefunden. Weniger gefällt mir die freilich sehr verwickelte Periode von den 30 Tyrannen bis auf Philipp. Ich weiß nicht woran es liegt, daß darin weniger Licht ist; zum Theil wohl daran, daß die wichtigen und wenig bedeutenden Vorfälle beinah mit gleichem Nachdruck behandelt sind. Ich habe viel Anmerkungen gemacht, besonders über die Sprache, worüber ich Ihnen noch einiges an das Herz legen werde.

Mein drittes Gespräch ist fertig, aber nun folgt richtig noch ein viertes. Das war unvermeidlich, und ich habe es nun so abgetheilt, daß gewiß nicht die anfängliche Bestimmung mehr zu bemerken seyn wird. Sie haben Recht, daß ich das Ganze noch liegen und reifen lassen muß. Wenn das vierte auch fertig ist, so werde ich alle noch einmal durcharbeiten, wobei erst die Verhältnisse und Verknüpfungen recht abgewogen werden sollen, außer dem vielen einzelnen, was ich bessern werde. Sodann aber will ich doch suchen bald drucken zu lassen, hauptsächlich damit ein philosophisches Werk von mir vor der Welt dastehe. Viele Fehler, die man an einem Werke, das man vollendet hat, kennen lernt, kann man erst in künftigen vermeiden. Und darauf kann ich mich doch

wohl verlassen, daß meine Freunde nach unparteiischer Prüfung das Ganze in der Hauptsache für gültig und tüchtig halten? Tieck hat mir einen sehr erfreulichen Brief geschrieben. Im Mai wird er herkommen. —

Am letzten Dienstage hatten wir hier das Glück, Händels Judas Maccabäus im Saal des Opernhauses von der Singacademie aufführen zu hören. Freund, was ist das für Musik! Und die Ausführung war so vollkommen, wie ich schlechthin noch gar nichts von der Singacademie gehört habe. Heute Mittag bin ich in der ersten Vorlesung gewesen, worin der Freiherr von S... Schellings System kritisch untersucht. Was ich auch Elendes von diesem Hasenfuß erwartet hatte, so ward diese Erwartung doch noch um vieles übertroffen. Er wußte weder wovon, noch was er sprach. Es fehlt ihm an den allerersten Elementen der Grammatik und Logik. —

Solger an seinen Bruder, vom 13ten April.

Nun, Freund, was sagst Du zur Einnahme von Paris? Welche ungeheure Umwälzung der Dinge haben wir erlebt! Freilich kommt es noch darauf an, was Napoleon Bonaparte, wie er nun doch wieder heißt, wird machen können. Aber daß er wieder auf einen grünen Zweig komme, ist doch zum wenigsten höchst unwahrscheinlich. Es ist vielleicht, ja gewiß, das erste Beispiel in der Geschichte civilisirter Nationen, daß ein solcher Eroberer wieder so herunterkommt, und doch in der That

fast nur durch sich selbst. Man muß erstaunen, wenn man jetzt sieht, wie schwach er gewesen ist, daß die Verbündeten nicht eher, und endlich nur durch seine eigenen Fehler etwas gegen ihn ausgerichtet haben. —

Man kann sich gar nicht beruhigen, wenn man recht bedenkt, auf welchem Puncte wir stehen. Wie wird uns zu Muthe seyn, wenn wir uns von dem langgewohnten, ungeheuern Druck ganz frei fühlen werden! Welche Verwirrung sehen wir aber auch vor uns, wenn wir an die künftige Verfassung Frankreichs, die künftigen politischen Verhältnisse Deutschlands, die Stellung Preußens im Zusammenhange von Europa, und an unser Inneres denken! —

Solger an Tieck, vom 17ten April.

— Glauben Sie nicht, theurer Freund, daß ich aus Tücke so lange schweige. Auf Ihre Aufträge hätte ich Ihnen schon längst geantwortet, wenn ich glücklicher in der Ausführung gewesen wäre; und auf den übrigen mir so werthen Inhalt Ihres Briefes wollte ich nur bei Muße und mit ganzer Lust antworten. In den ersten Tagen wurde ich davon abgehalten durch die Entbindung meiner Frau, welche gerade den Tag nach der Ankunft Ihres Briefs eintrat. Ich war so voll Freude, daß ich zu nichts Ausführlichem kommen konnte. Meine Frau ist leicht und glücklich niedergekommen, und befindet sich nebst ihrem Kinde sehr wohl. Sie ist heute, nach der dritten

Woche, zum ersten Male mit mir ausgefahren, und die schöne warme Luft hat ihr sehr wohl gethan.

Ihr Brief von neulich war mir eine rechte Freude. Ihre Worte sind mir immer eine Bestärkung und eine Beruhigung. Ich freue mich sehr auf Ihre neue Bearbeitung des Zerbino und billige von Herzen alles, was Sie damit machen wollen, besonders was Sie von dem Pädagogenwesen und Fichte's deutscher Erziehung sagen, womit Sie wahrlich sehr ohne Grund bei mir anzustoßen glauben. Vielmehr bin ich vielleicht auf einem andern Wege auch dahinterher.

Ich schickte Ihnen diesmal eins von meinen Gesprächen, wenn ich nicht fürchtete, es sey noch zu embryonisch, um sich sehen zu lassen. Vielleicht wenn Sie kommen. Thun Sie das ja recht bald. Von Napoleons Sturz mag ich heute gar nichts sagen. Dazu gehört mehr Zeit.

Tieck an Solger, vom 20sten Mai.

— In Ansehung Ihrer Dialogen gehen Sie grausam mit mir um, und ich wünschte nur, Sie könnten einmal auf eine meiner Arbeiten auf eine ähnliche Art begierig seyn, um Sie vergeltend zu tantalisiren. Auch Raumer hat mir nicht mit seiner Geschichte Wort gehalten, er ist auch bei der Rückreise nicht wieder zu mir gekommen.

Ich habe jetzt Wolfs Übersetzungen vom Aristophanes gelesen. Dreister müßte man wohl verfahren, wenn man sich

mit dem alten Schalke einmal einlassen will, er wird doch hoffentlich nicht für junge Mädchen übersetzt, oder um ihn einer Pension vorzulesen. Nur freilich fehlt den deutschen Boten oft die Grazie; aber wieder ist es doch dem Fischart gelungen.

Solger an Tieck, vom 24sten Mai.

Ich schicke Ihnen in die Kataloge verpackt mein erstes Gespräch, und bitte Sie, es mir bei der nächsten sichern Gelegenheit wieder zu schicken. Das vierte und letzte ist bald fertig, und dann geht die allgemeine Ueberarbeitung an, wo die Sprache noch sorgfältiger abgewogen wird, und die einzelnen Theile erst ihr gehöriges Verhältniß bekommen. Dazu brauche ich das erste bald wieder. Und dabei schreiben Sie mir dann wohl einige Worte zur Beurtheilung. — Raumer hat bei der Rückreise nach Breslau einen ganz andern Weg genommen, über Dessau. Ich habe aber jetzt seine Vorlesungen hier und will Ihnen nächstens einen Band schicken.

Tieck an Solger, den 27sten Juni.

Vielleicht habe ich nach Ihrer Meinung Ihren Dialog zu lange behalten und mir dadurch Ihren Unwillen zugezogen; aber ich hoffe, daß Sie mich entschuldigen werden, indem ich das Werk mehr als einmal zu lesen wünschte, und zwar mit Bedacht und nicht übereilt; auch

habe ich es deshalb länger zurückbehalten, weil Sie mir ausdrücklich schrieben, es mit einer sichern Gelegenheit zurück zu senden, und Sie mir dadurch gegen die Post (wie man es auch wohl zuweilen kann) ein gewisses Mißtrauen zu verrathen schienen, so daß Sie es jetzt durch unsern Freund K. zurückerhalten, der Ihnen auch sagen kann, wie ich mich befinde, und wie sehr ich mich darnach sehne Sie einmal wieder zu sprechen, da alles Schreiben doch immer zu weitläufig und ungenügend bleibt. Nochmals meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Mittheilung, ich habe seit lange keinen solchen Genuß gehabt, ich glaube jetzt den Dialog ganz zu verstehen, und bin vollkommen mit der Entwickelung der Ideen und dem Gange des Raisonnements einverstanden; ich bewundere die Klarheit und Leichtigkeit, mit welcher die aufgefaßte einseitige Ansicht bis auf ihren Gipfel geführt wird, und dann eben so behende zurückschreiten muß. Auch die Charaktere sind vortrefflich dramatisch auseinander gehalten, und die Sprechart eines jeden hat sein besonderes Colorit. Das Ganze ist ein wahres philosophisches Lustspiel, das, je öfter man es liest, um so mehr Bedeutung und Interesse erhält. Ich glaube jetzt auch einzusehen, weshalb Sie noch drei Dialoge folgen lassen, weil Sie wahrscheinlich manches entwickeln, was Sie hier nur andeuten konnten, so wie das eigentliche Wahre von Anselms Ansicht, die Bestätigung, inwiefern Bernhard und Erwin den einseitig aufgefaßten Theil dessen, was ebenfalls wohl in der Schönheit enthalten ist, aber

nicht die Schönheit selbst ist, in der Verbindung recht-fertigen können; ich vermuthe, daß eins dieser Gespräche durchaus philosophisch seyn wird, um den Standpunct noch fester zu begründen. Verzeihen Sie dem Laien, wenn er mit diesem Urtheil und seinem Errathen das Richtige nicht sollte errathen haben. Da Sie meine Meinung aufgefordert haben, so füge ich nur noch hinzu, daß die Schreibart bei neuer Übersicht ohne Zweifel noch gewinnen kann, so fließend, klar und bedeutend sie auch an den meisten Stellen schon ist; die Wörtlein doch, ganz, recht, kommen zu häufig vor, auch verträgt manche Stelle, wie die über die Musik, wohl noch etwas nachahmenden Schmuck der Rede. — Ohne die Wendung zu gebrauchen, daß, zum Zeichen, daß Sie mir meine Offenheit nicht übel deuten, Sie mir nun auch die Fortsetzung mittheilen möchten, bitte ich Sie vielmehr gerade zu und ohne komplimentirende Umschweife um diese Freundschaft; denn Sie werden gewiß nicht viele Leser haben, die begieriger nach diesem Genuß und Unterricht seyn können, als ich, und jemehr ich diese Einleitung zu verstehen glaube, um so mehr ist meine Sehnsucht nach der eigentlichen Aufklärung gesteigert. Ich sehe nun erst, auf welchem Standpunct ich in dieser Hinsicht gestanden habe, wie ich mich ohne moralisches oder philosophisches Bedürfniß der Erscheinung der Schönheit ganz hingegeben habe, und in mir nicht gehörig getrennt, das, was sie an sich selbst ist und seyn kann, und das, was sie in mir hervorgebracht und gewirkt hat; woran ich dann so manche

andere Träume, Gefühle und Überzeugungen auf meine Weise knüpfe, so daß mir in den letzten Worten Erwins mein eigenstes Gemüth entgegenleuchtete und ich in Adelberts Antwort auch für mich selbst Trost und Beruhigung für die Zukunft erwarte. Wenn ich Ihnen neulich einmal sagte, daß das mystische Auffassen mir bisher das Zusagendste gewesen sey, so hat mir in dieser Hinsicht Anselm's Darstellung nicht genuggethan, ich dächte, es fehlte diesem am mystischen Sinne, Erwin's und Adelbert's letzte Äußerung ist viel mystischer. Ich denke auch hierüber mich mit Ihnen in der Fortsetzung mehr verständigen zu können. Ich weiß nicht, inwiefern Anselm jetzt historische Person geworden ist, und seine Ansicht die herrschende irgend einer philosophirenden Schule. Wie gesagt, da ich jetzt noch nicht nach Berlin kommen kann, so haben Sie die Güte, mir durch K., welcher in einigen Tagen wieder abreiset, die Fortsetzung, wenn es möglich ist das Ganze, zukommen zu lassen. Vielleicht auch den versprochenen Theil von Raumers Werk. Mein Freund Schütz ist jetzt hier, und mit ihm (da ich Ihre Erlaubniß voraussetzte) habe ich den Dialog noch einmal gelesen, er hat sich eben so sehr, wie ich, über die Klarheit und geschmeidige, oft überraschende und doch so gelinde Entwickelung der Gedanken gefreut. Er ist nicht ganz überzeugt, ob Bernhard auch ganz die Fichtische Ansicht vortrage. Wir haben einen Dispüt darüber angefangen, der unterbrochen wurde, da ich Fichte nie anders habe verstehen können.

Sie haben Recht gehabt, darüber zu spotten, daß ich Ihnen die Kataloge wieder übersandt habe: es ist etwas im Sinne der Schildbürger von mir gehandelt, die mir in manchen Dingen überhaupt nicht so gar ferne stehen; zu meiner Rechtfertigung oder Entschuldigung diene, daß ich es damals mit der Frankfurter Auction klüger anfing, und Ihnen blos ein Blatt mit den Nummern schickte, und daß mir jetzt, da es zwei Auctionen waren, wohl die Furcht dunkel vorschwebte, der Kommissionair könne nach den bloßen Nummern beide mit einander verwechseln, und ich vielleicht dadurch aus dieser Buchlotterie die sonderbarsten Werke und Nieten erhalten.

Solger an Tieck, den 15ten Juli.

Nicht leicht hat mir etwas eine so herzliche Freude gemacht, wie Ihre beiden Briefe über mein erstes Gespräch. Seyn Sie mir nur nicht böse, daß ich Ihnen erst jetzt darauf antworte. Ich wollte es mit Verstand thun, und hatte zufällig gerade in der letzten Zeit manche Abhaltung. Ihnen so etwas mitzutheilen, ist noch fruchtbar und belohnend. Wie selten trifft man jetzt, selbst unter Freunden, Jemand, der sich nur recht einläßt auf das, was man treibt und vollendet! Wie traurig ist es, wenn man, um zu wissen, ob man wohl einige Wirkung erreichen wird, erst die Literaturzeitungen abwarten soll! Sie haben mir durch Ihre freundliche Beurtheilung sehr viel Muth und Beruhigung gegeben. Ich verlasse mich

ganz auf dieselbe, und traue Ihrer Freundschaft zu, daß Sie in Ihrem Urtheil nichts gemildert haben, denn nur so, wenn es ganz aufrichtig ist, kann es mir helfen. Meine Absicht mit dem ersten Gespräch ist ganz die, welche Sie darin finden. Es soll keine absolut falsche Meinungen über das Wesen des Schönen enthalten, sondern nur einseitige, die aber eben dadurch falsch werden. Ganz thörichte kommen nur in den andern Gesprächen beiläufig vor. Die einseitigen aber lösen sich in dem ersten selbst auf, und der Schluß ist zwar aufhebend, aber so, daß darin schon das, was zu suchen ist, dunkel angedeutet wird. Ich freue mich sehr, daß Sie in Ansehung der Fichte'schen Ansicht mit mir einig sind; darüber hatte ich von manchen Seiten Widerspruch erwartet. Ich hätte hier freilich mildern können, wenn ich das, was er über das Schöne gesagt, mehr in dem allgemeinen Zusammenhange seines Systems dargestellt hätte; allein gerade das war meine Absicht, einmal zu zeigen, was bei einem einzelnen Gegenstande dabei herauskommt. Das muß aufhören, daß die deutschen Philosophen in solchen Schematen reden, daß der Laie zuletzt nicht mehr begreift, was denn nun über irgend einen einzelnen Gegenstand gemeint sey. Diese und Anselm's Ansicht sind absichtlich mit der Burke'schen und Baumgarten'schen zusammengestellt, damit man sehe, um wie viel richtiger noch der gesunde Menschenverstand geht; und Kants Verfahren ist wirklich ein besonnener Versuch, die entgegenstrebenden Elemente zu vereinigen. Daß Sie Anselm's Darstellung

nicht mystisch genug finden, ist mir sehr angenehm. Sie gehört gerade nicht einer besondern philosophischen Schule an, wohl aber der jetzigen philosophirenden und sich einen Schwung gebenden Welt, die beständig die Ideen und das Göttliche im Munde herumwirft. Gegen diese habe ich einen nicht geringen Haß, und habe sie noch im Anselm gut genug durchkommen lassen. Dies ist die verderbliche Scheinmystik, die, wenn man sie angreift, beim ersten Worte über gemeinen Menschenverstand schreit, und gar nicht fähig ist die wahre unendlich tiefere Begeisterung als solche anzuerkennen. Sie werden sie im zweiten Gespräche noch deutlicher geschildert finden. Daß sie recht den Gegensatz gegen das Ächte ausdrücken soll, glaube ich am Ende des ersten schon deutlich bezeichnet zu haben. Ich danke Ihnen für Ihre Bemerkung über die Schreibart, die ich allerdings, so wie auch noch das Verhältniß mancher Theile zum Ganzen, einer neuen Bemühung unterwerfen werde. Jener Gebrauch von Partikeln, den Sie als zu häufig tadeln, kommt ohne Zweifel von dem Bestreben, alles recht mit Nachdruck zu geben und jede Schattirung hervorzuheben, welches freilich zuletzt zur Überladung oder Steifheit führen kann. Nur darin wünsche ich Ihr Zeugniß für mich zu haben, daß der Styl nicht im Gräcisiren noch sonst in irgend einer Nachahmung gesucht ist. Ich bin mir bewußt nur meine eigene Sprache zu sprechen. — Manchen Stellen wünschen Sie noch etwas mehr Schmuck der Rede. Bei der über die Musik, glaube ich, haben Sie recht. Sonst

muß ich bemerken, daß die Rede in den folgenden Gesprächen immer darstellender werden muß. Auch das Gastmahl, wovon im Anfang gesprochen wird, wünschten Sie etwas mehr ausgeführt. Hierin kann ich noch nicht beistimmen. Ich habe nämlich dieses Gastmahl, mit Rücksicht auf manches Neue der Art und solche Nachahmungen des Griechischen, etwas ironisch behandelt, wie Sie auch wohl an der Art bemerken werden, wie Adelbert die Erzählung davon aufnimmt. Und da es auch im folgenden nicht weiter vorkommt, so glaube ich kaum, daß ich es mehr herausheben mußte. Überdies ist in dem ganzen Werke des Schmuckes und der Einfassung sehr wenig, wie mir es die dialektische Art der Ausführung zu erfordern schien. Ich bin daher auch jetzt in nicht geringer Verlegenheit, was ich mit der kurzen Einleitung machen soll, worin Adelbert sich einführt, und die mir eben zu diesem Zwecke sehr bequem war. Denn daß er seinem Freunde die vier Gespräche hintereinander vorgelesen habe, ist nicht wohl denkbar, und diese Einfassung zwischen die einzelnen Gespräche eintreten zu lassen, dazu ist sie wieder nicht reichhaltig und bedeutend genug angelegt. Ich bitte Sie hierüber um Ihren Rath. Das zweite Gespräch erhalten Sie hiebei. Vielleicht wird Ihnen hier manches weniger gefallen, denn ich fühle, daß ich über einiges noch unsicher bin, ob es schicklich angebracht und ausgeführt sey. Vorzüglich sagen Sie mir Ihre Meinung über die Erzählung Adelberts von der ihm gewordenen Offenbarung. Finden Sie hierin etwa

zu wenig ins Bestimmte gehende Gestaltung, so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß dies eine bloße Anlage seyn soll, oder, wie auch gesagt ist, ein Traum, der sich erst im letzten Gespräch zum vollen Wachen erhebt. Ich glaube wohl, daß man die einzelnen praktischen Wissenschaften (daß mir als eine solche diese von der Kunst erscheint, werden Sie wohl merken) ganz als wirkliche Gegenstände darstellen kann. Hier mußte ich aber alles auf dialektische Grundlage stützen, weshalb die lebendige Totalwirkung erst am Schluß eintreten kann. Dazu hatte ich verschiedene Gründe. Erstlich ist eine solche Darstellung der Principien in ihrer ganzen Wirklichkeit am angemessensten der Staatslehre, deren Natur die ausdrückliche Erinnerung an die göttliche Welt nicht hervorruft. Zweitens hat man meines Erachtens bisher so wenig aus der Kunstlehre zu machen gewußt, daß es nöthig ist alles dialektisch zu begründen, und man nicht die Macht hat den Glauben für eine freie Darstellung in Beschlag zu nehmen. Drittens ist meine Art zu denken und zu philosophiren der Welt noch nicht so bekannt, daß ich nicht dazu einleiten müßte. Und daß ich zuerst die Kunstlehre so bearbeitet habe, dazu forderten mich viele Antriebe und Gründe auf. Ich glaube durch Erfahrung gewiß zu seyn, daß in der heutigen Welt den Menschen der Blick auf ein Höheres noch am ersten durch die Kunst abgelockt wird, und daß sie diese in das Innere der Dinge zuerst hineinzieht, so daß sie uns fast zu solcher Propädeutik dienen kann, wie den Alten die Ma-

thematik. Daher kommt auch der Irrthum, als sey sie nichts anders als eine Vorschule, entweder der Sittlichkeit oder der Philosophie, der, wie Sie wohl wissen, nicht der meinige ist. —

An Frau von B., den 25sten Juni.

— Ich wünschte wohl, daß Sie einmal meine vier Gespräche mit Andacht läsen. Je näher dies Werk der Vollendung rückt, desto mehr Freude macht es mir und fordert mich zur Mittheilung auf. Man ist so damit schlimm daran. Wie wenige giebt es, die sich dem, was aus unserer innersten Seele hervorgegangen ist, offen und frei hingeben und ihm eine Wirkung auf sich gestatten, ehe sie abgewartet haben, was andere sagen und ob man auch à la hauteur des principes ist, wenn man dabei etwas fühlt und denkt! Die Art, wie man sich jetzt in Autorität setzen kann, ist die, daß man nicht sein Inneres rein herausſagt, sondern äußerlich darum herum redet, andeutet, sich bezieht, damit die, welche auch etwas wissen wollen, blindlings thun, als verständen sie wohl; die andern aber denken: ja der wahre Sinn sitzt noch ganz wo anders. Diese verdammliche Sophisterei ist so herrschend geworden, daß man sich blos stellt, wenn man über irgend etwas wahrhaft und tief spricht; denn natürlich das, was die andern zurückhalten, muß wohl etwas viel Besseres seyn, als was ich herausgesagt habe. Dieser Ton nebst manchem andern hat ordentlich eine Kälte

gegen jedes wahrhafte Streben verbreitet. Selbst von Freunden habe ich kaum ein freistimmendes Wort über diese Sachen, die mir so wichtig sind, herauszerren können. Möchte es auch ein tadelndes gewesen seyn, wenn es nur ein Wort wäre. Es ist doch gar zu traurig, wenn man erst auf die Literaturzeitungen warten soll. Wahre Freude und Frucht hat mir erst von dreien meine Arbeit eingebracht, von Raumer, Tieck und Hagen. Darin muß ich Raumer sehr loben, daß er wirklich Theilnehmer ist und sich gern um fremde Arbeiten bekümmert. Hagen hat einen ganz natürlichen frohen Genuß daran, der dem Verfasser vielleicht die größte Freude machen sollte. Tieck hat mir aber gründlich und ausführlich darüber geschrieben, und mich durch seine Beistimmung und sein Verständniß sehr erfreut. So etwas ist um so erfreuender, wenn man sich von der öffentlichen Stimmung, die das Werk gedruckt erregen wird, gar nicht vorher eine bestimmte Vorstellung machen kann. Denn in der eigentlichen Mode ist es nicht und soll es nicht seyn, und darin liegt zum Theil sein Verdienst. —

Solger an Fr. von Raumer, vom 9ten October.

— — Die Insel Rügen war auch sehr interessant wegen der herrlichen Ansichten des Meeres, das wir beide noch nicht gesehen hatten. Sonst hat der Ruf die Schönheit der Insel so übertrieben, daß man sich meistens gar sehr getäuscht findet. Es ist größtentheils ein

gewöhnliches pommersches Ackerland, nur die Ostküste hat Wälder und Kreidefelsen. Unter diesen ist der höchste und schönste Stubbenkammer, ein Vorgebirge, wo man an 10 Meilen vor sich in die See schaut. Wir haben diesen herrlichen Standpunct einigemal besucht, und uns fast immer den ganzen Tag dort aufgehalten. Es ist etwas Neues und Großes, in dieser Ferne einen Horizont zu sehen, der einen vollkommen scharf abgeschnittenen Halbkreis bildet. Das erste Mal war der Himmel ganz rein und hell, und die See von einem nur etwas dunkleren, aber ganz klaren und fast durchsichtigen Blau, ein erhabener und doch heiterer Anblick; vorzüglich schön nahmen sich die Schiffe aus, die wir in großer Menge und in den verschiedensten Entfernungen vorbeisegeln sahen. Das zweite Mal war die See durch einen starken Nordostwind in leichter Bewegung. Wir stiegen an den Strand hinab, gingen auf großen Steinen so tief in die See, als wir kommen konnten, und setzten uns auf den äußersten, wo uns die Wogen umrauschten; dann bestiegen wir wieder die blendenden Kreidefelsen, auf welchen unsere Leute gegen Abend ein Feuer gemacht hatten, und nachdem wir unsere mitgebrachten und dort gekochten Lebensmittel genossen hatten, sahen wir den Mond über der See aufgehen. Sie können sich vorstellen, wie sich die Lichtsäule, die der Mond über dem Wasser bildet, in dieser Länge darstellt. Der ganze Halbkreis schien sich aufzulösen und nach der Richtung des Mondes hin zu einer länglichen Tiefe auszudehnen, welche in das Un-

sichtbare überging. Hier empfand ich zum ersten Male den Eindruck des Grenzenlosen an irgend einem sinnlichen Gegenstande in seiner ganzen Majestät. Als der Mond höher gestiegen war, machte sein bleicher Schein auf den weißen Felsen einen schönen Contrast mit unserm Feuer, das die Buchen auf dem Gipfel beleuchtete. Am letzten Tage unsers Aufenthalts auf der Insel hatten wir das prächtige Schauspiel eines Seesturms in seiner ganzen Furchtbarkeit. Nun waren die Wogen, die bis zu einer ungeheuren Höhe anschwollen, dunkelgrün, und wenn sie überstürzten, brachen sie in Schaum auseinander, den der Wind oft in großen weißen Wolken weit hintrieb. Besonders fürchterlich war das Getöse der Wogen, die vom Strande, über den sie weit hingestürzt waren, über große Lagen runder Steine in den Abgrund zurückrollten. Am andern Tage hatten wir noch eine sehr unruhige Überfahrt nach Stralsund. —

Nun zu unsern Studien! Die Gespräche sind nun alle viere fertig. Das vierte ist das längste geworden. Tieck ist einige Monate hier gewesen und erst am letzten Dienstag abgereist. Er hat hier die Gespräche ganz durchgelesen, und wenn ein Philosoph an einem praktischen Kenner seines Gegenstandes sein Verdienst messen darf, so kann ich zufrieden seyn: denn er hat mir gestanden, daß ihm der Trieb der Begeisterung, wonach er in der Kunst gehandelt, durch meine Enthüllung oft zum klarsten Bewußtseyn gebracht worden sey. Fände ich doch überall eine so gute Aufnahme! Wir haben zusammen

auch vieles von dem Einzelnen durchgenommen, welches mir zum größten Genuß gereicht hat. Diesen Winter soll und muß das Werk gedruckt werden. So viel Lust und Freude mir die Ausarbeitung gemacht hat, so fühle ich mich doch recht behaglich, daß es vollendet ist, und nun wieder das Streben nach neuen Erfindungen angehen kann. Das Nächste sollen nun einige ganz populäre Gespräche seyn, welche von dem Geiste des Tages ihren Anlaß nehmen, und den Sinn für Wahrheit und Philosophie überhaupt schärfen und reinigen sollen. Neben diesen setze ich die Vorarbeiten zu einer Kette ganz dialektischer Gespräche fort, welche sodann an die Reihe kommen und den Grund zu allen meinen künftigen, besonders ethischen Darstellungen legen werden. Außerdem aber knüpfen sich fortwährend meine philologischen Arbeiten an die Sammlungen zur Mythologie an. Auch werde ich diesen Winter Mythologie lesen.

Haben Sie niemals Hüllmanns Theogonie gelesen? Ich habe mich in den letzten Tagen damit beschäftigt, und fast laut über den Inhalt gelacht. Manchmal wird man versucht es für Ironie zu halten. Er erklärt im Ernst die ältesten Mythen der Hebräer, Ägypter, Griechen u. s. w. ungefähr wie Jean Paul zum Scherz die Holzschnitte von den zehn Geboten. —

Tieck an Solger, vom 16ten October.

Mit der Erinnerung, mein sehr geliebter Freund, der schönen Stunden, die ich in Ihrem Hause genos-

sen habe, bin ich zurückgereiset, mit dieser Erinnerung bin ich hier in meiner Umgebung und rufe mir stündlich zurück, was wir mit einander besprochen und gedacht haben. Gewiß giebt es doch keinen schönern Genuß, als den Umgang mit einem wahren Freunde, der in den vorzüglichsten Ansichten des Lebens und der Kunst mit uns übereinstimmt. Nun fällt es mir erst jetzt recht ein, wie oft ich des Abends zu abgespannt war, und ich kann jetzt erst recht auf meine Unpäßlichkeit zürnen, daß ich nicht immer mit dem frohen und freien Sinne gegenwärtig war. Ich bin erst vorigen Donnerstag hier angekommen, weil ich den Mittwoch in Madlitz blieb, so daß wir erst Sonntags Mittags Ihre Dialogen zu lesen anfangen konnten. Welchen Dank, mein Freund, soll ich Ihnen sagen, daß Sie mir dieses herrliche Werk noch haben mitgeben wollen? Mit meinem herzlichsten Dank und meiner Bewunderung vereinigen sich die von Kadach und Schütz. Wir haben mit der schönsten Andacht gelesen und genossen; und erst jetzt glaube ich Sie ganz verstanden zu haben, denn meine Lebensart in Berlin war zu zerstreut, um mich oft recht einem solchen Studium hingeben zu können. Dies Werk muß Epoche machen, und ich wünsche es nur recht bald gedruckt zu sehen, um es recht von allen Seiten zu studiren. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, mich mit dem Bleistift aufzuhalten, um Einwendungen zu machen, bis auf Kleinigkeiten, wo ich mich an die Sprache, an einige vielleicht zu häusliche Ausdrücke oder Nachlässigkeiten stieß. Nur

wegen der Schauspielkunst sind mir Skrupel gekommen. Werfen Sie diese nicht zu sehr weg? Der wahre Schauspieler verhält sich doch ganz anders zum Dichter, als der Virtuos oder Musiker zum Componisten. Er kann ja nicht nur eine eigene Welt schaffen, sondern den Dichter selbst erzeugen, und sich verhalten wie ein genialischer Componist zu einem schlechten Dichter. Was war der Schauspieler, als man noch extemporirte? Wenn ich an Fleck oder Schröder denke, so habe ich doch eine ähnliche Empfindung, wie mir die Erinnerung an Göthe oder Shakspeare macht. — Sonst bin ich so mit allem einverstanden, daß es ganz aus meinem Gemüth und meinen Ahndungen dargestellt ist, und ich werde immer dringender angetrieben Sie um eine Kritik meiner Arbeiten zu bitten, die Sie so aussprechen müßten, als wenn ich ein Todter wäre, oder Sie zu mir von einem ganz Fremden sprächen: denn jedes Wort von Ihnen muß mir lehr- und folgereich seyn, da Ihr Sinn so vielseitig, ja allseitig ist, da Sie so vertraut mit den Geheimnissen der Phantasie, der Begeisterung und der schaffenden Kunst sind, weit mehr als die meisten Künstler selbst, die doch durch ihre Productivität wieder zur Einseitigkeit verleitet werden. —

Werden Sie nun aber auch das Manuscript zeitig genug zurückerhalten? Ich hoffe es. Wir hatten Dienstag schon die Lectüre geendigt, aber die Post geht nur heute Nacht wieder, da sie Dienstags früh abgegangen war. Ich habe mich beeilt, so viel es nur irgend mög-

lich war. — Ich werde der Reimerschen Buchhandlung in diesen Tagen schreiben, Ihnen in meinem Namen den Lovell zu senden; nehmen Sie die Kleinigkeit dann gütig auf, als ein Freund das Andenken eines Freundes.

Solger an Tieck, den 9ten October.

Nur ganz kurz und eilig, mein theuerster Freund, muß ich Ihnen heute sagen, daß ich die Gespräche nebst Ihrem mir sehr erfreulichen Briefe richtig erhalten habe. Nur eins habe ich zu beklagen, daß Sie mir nicht Bleistiftstriche genug gemacht haben. Ich danke Ihnen zwar sehr für die Ausmärzung so mancher unschicklichen Ausdrücke; gern aber hätte ich gesehen, daß Sie mich auch über ganze Stellen und deren Wirkung im Zusammenhange, worüber ich Ihnen schon hier manches Mißtrauen äußerte, belehrt hätten. Da ich sehr viel zu thun habe, so muß ich auf ein baldiges ausführlicheres Schreiben das weitere verschieben. Nur was die Schauspielkunst betrifft, muß ich Sie noch beruhigen. Sie sollte so nicht weggeworfen werden, und die Worte, wie sie dastehen, müssen auch geändert werden. Sie sind im ersten Wurf fast nur dahin gekommen, um die Stelle zu bezeichnen. —

An Frau von B., den 4ten December.

— Das Verdienst haben wir überhaupt, daß wir unser Glück erkennen. Wenn es nicht zu stolz klänge,

so möchte ich sagen, ich wünschte mir in allen meinen Verhältnissen wenig oder nichts verbessert. Was wir haben, reicht zu unserer Zufriedenheit hin, und recht viel möchte ich gar nicht; denn ich finde, daß meine äußere Lage am besten zu meinen Studien und zu der Stimmung paßt, welche diese fordern. Dieses Jahr ist nach meinem Maßstabe sehr geschäftsvoll für mich, da ich die Arbeiten des Rectorats und der wissenschaftlichen Deputation mit meiner Professur und meinen Studien verbinden muß; ich kann aber nicht sagen, daß mir diese außergewöhnlichen Geschäfte sehr zur Last würden. Ich habe das Glück, bei meinen Collegen überall guten Willen und freundliches Entgegenkommen, und bei den Studenten ein so gutes Betragen zu finden, daß ich nach Verhältniß der Anzahl erst wenige habe strafen müssen. —

Solger an Tieck, vom 11ten December.

Etwas lange habe ich geschwiegen, mein verehrter Freund, das muß ich leider gestehen, und noch dazu, daß ich den Zerbino bis jetzt noch nicht habe kritisch durchgehen können, wie sehr ich es auch wünschte. Die Hauptursache ist, daß ich es gern recht gründlich thun wollte, und dazu habe ich bei den Störungen, die das Rectorat mit sich führt, und manchen andern Geschäften noch nicht kommen können. Es soll aber ganz gewiß recht bald geschehen. Dringend scheint es ja nicht zu seyn, da wir den dritten Theil des Phantasus, wornach wir uns alle

schon lange sehnen, noch immer nicht besitzen. Auch Raumer hat mir noch einzelne Vorlesungen geschickt, die ich durchgehen soll. Die Abhandlung vom Herrn von Schütz habe ich mit vielem Vergnügen gelesen, und sende sie mit einigen Bemerkungen zurück. Sie hat mir etwas Zeit gekostet, weil mir die Handschrift große Schwierigkeiten in den Weg legte. So viel Gutes und Schönes auch darin ist, so bleibt es immer wahr, daß dergleichen Gegenstände von dem, welcher der Ursprache nicht mächtig und nicht mit allen historischen Beziehungen bekannt ist, schwerlich genügend behandelt werden können.

Ich muß noch einmal auf Ihren hiesigen Aufenthalt zurückkommen, und auf den Dank, den ich Ihnen schuldig bin, auf die Nachsicht, die ich bei Ihnen gefunden habe. Wenn Sie klagen, daß Sie bei uns zuweilen abgespannt gewesen, so bin ich beschämt über das, was ich Ihnen überhaupt gewähren konnte. Indessen sind die großen Ungleichheiten zwischen uns gehoben, sobald Sie von der Forderung einer redlichen und tiefen innern Übereinstimmung über die Hauptsachen im geistigen Leben ausgehen. So wie Sie mit gestanden haben, daß Sie in mir dem Philosophen wegen der jetzt gewöhnlichen Einseitigkeiten nicht getraut haben, so muß ich sagen, daß ich früher glaubte, die Schärfe Ihres Geistes lasse Sie nicht leicht Schwächen um Sie her übersehen. Jetzt aber denke ich, daß die innere Wahrhaftigkeit, deren ich mir bei meinen Bestrebungen bewußt bin, alles in Ihren Augen ausgleichen wird. Darum bin ich un-

endlich froh, Ihnen so nahe gekommen zu seyn, und erwarte noch viel Hülfe von Ihnen. Den inneren Kern und Mittelpunct in allem, was das Leben Edles und Wesentliches in sich trägt, aufzudecken und als den eigentlichen Urquell aller abgeleiteten Wahrheit im Bewußtseyn lebendig zu erhalten, das ist das Ziel, dem ich alles mein Streben geweiht habe. An der Kunst habe ich dies versucht und werde es auch am Staate, an der Religion und selbst in gewissem Sinne an der Natur versuchen. Und da Sie mich in dem Einen verstanden und gebilligt haben, so hoffe ich dies auch für alles andere. Ihr Urtheil über die vier Gespräche wird mich auch gegen Anfechtungen, die nicht ausbleiben dürften, aufrecht erhalten, und ich sage mir, daß ich dadurch und durch die Wirkung, die das Werk auf einige andere meiner besten Freunde gemacht hat, meinen schönsten Lohn dahin habe.

Die Flecken, die Sie mir in den Gesprächen bezeichnet haben, sind ausgewischt. Beim neuen Vorlesen genügte mir aber wieder vieles nicht, und doch wage ich nicht einzelne Stücke ganz umzuarbeiten. Sagen Sie mir nur, ob in dem vierten Gespräche, dem ich sonst viel zutraue, nicht manche Stellen diffus und unklar sind. Der Druck ist durch eine verunglückte Unterhandlung über den Verlag verschoben worden; jetzt wird diesen wohl Reimer übernehmen. Ich kann mich durchaus nicht besinnen, wo die Erzählung von dem Gastmahl der Künstler vor-

kommt, die ich dem Heinse beilegte; Sie sagten es mir, erinnern Sie mich doch wieder daran.

Theilen Sie mir nicht bald etwas von dem Werke über Shakspeare mit? Und was mir eben so noch am Herzen liegt, denken Sie nicht im Ernst an die Tragödien aus der deutschen Geschichte? Die historischen Stücke des Shakspeare, die ich zuletzt gelesen habe, erfüllen mich mit der größten Sehnsucht darnach. Freilich, wie ist das Publicum, wie ist das Theater? Aber wer wollte sich daran kehren! Wir arbeiten uns selbst, dem eigenen innern Gebote und dem Willen Gottes. Man könnte wohl am meisten abgeschreckt werden philosophische Werke der Menge hinzugeben, wenn man sich recht lebhaft vorstellt, wie jedes neue System als noch paradox verfolgt und angefeindet wird, sobald aber ein anderes aufdämmert, unter das Gewohnte tritt und der trägen Geistlosigkeit zum Schilde wird. So ist es mit Kant und mit Fichte gegangen, und so wird es mit Schelling auch gehen.

Nichts Schöneres könnte ich mir denken, als so Ihre Kaisertragödien in der Handschrift zu lesen, und, indem ich Ihnen meine Bemerkungen darüber machte, mit Ihnen die Lust des Schaffens zu genießen. So stolz haben mich die Rechte gemacht, die Sie mir eingeräumt haben. — Auf dem hiesigen Theater geht es übrigens lustig fort. Jetzt ist ein neues Ungeheuer erschienen, der Schutzgeist, aus der Geschichte Otto's des Großen, worin Kotzebue nun endlich wernerisirt. Dieser Abschaum,

denn das muß es nach allen Beschreibungen seyn, findet großen Beifall.

An —

Berlin den 17ten December.

Wertheſter Freund!

Ihr Schreiben und der Aufſatz, der es begleitete, ſind mir äußerſt erfreuliche und werthe Zeichen Ihres freundſchaftlichen Andenkens geweſen. Es hat mich auch unendlich gefreut, daß Sie meine Geſpräche, die jetzt gedruckt werden, ſo aufmerkſam geleſen und im Ganzen gebilligt haben. Ich glaube zwar, daß wir, da Sie ein ſtrenger Anhänger des Fichteſchen Idealismus ſind, über viele Dinge nicht ganz einig werden können; aber fühlen wird es doch jeder von uns, wo beim anderen das Wahre zum Grunde liegt. Sie machen mir gewiß den Vorwurf, die Fichteſche Lehre zu einſeitig dargeſtellt zu haben. Aber bedenken Sie auch, daß es in einer ganz beſtimmten Verbindung, nur in Beziehung auf die Kunſt geſchehen konnte. Und da kann ich Fichte nicht anders verſtehen.

Doch ich wende mich zu Ihrer Abhandlung, über welche Sie mein Urtheil fordern. Sie verſtehen gewiß den Phädrus wie nur wenige, welche nicht der Urſprache mächtig ſind, noch den geſammten Zuſammenhang der platoniſchen Philoſophie überarbeitet haben. Die allgemeine Bedeutung, welche Sie dieſem Werke in Beziehung auf die übrigen des Philoſophen beilegen, kommt

ihm auch gewiß zu, aber wie dieſe ſich gerade hier individualiſirt, das, glaube ich, hätte beſtimmter aufgefaßt werden können. Auch geſtehe ich, daß ich Ihnen über die Art, wie ſich die platoniſche Darſtellungsart auf Mythologie bezieht, nicht ganz beiſtimmen kann. Die joniſchen Syſteme ſelbſt, ſo materiell ſie ausſehen mögen, ſind keinesweges aus *demſelben* Triebe mit der Mythologie hervorgegangen, ſondern nehmen eine ganz andere Richtung, und die religiöſe Sinnesart der Griechen kann mit der platoniſchen Mythik immer nur unter ſehr ungleichen Bedingungen auf denſelben gemeinſchaftlichen Urſprung zurückgeführt werden. Dagegen können die Formen des im Phädrus vorkommenden Mythus ſehr genau aus den bei den Griechen herrſchenden mythiſchen Formen erklärt werden. Jene Anſicht des Mythiſchen iſt auch wohl mit der Grund, warum Sie in der Sache ſelbſt das Innere und Äußere viel zu ſcharf entgegenſetzen, da es doch ſonſt recht Platons Art iſt, beides als Eines zu behandeln. So wird das *Innere*, nach Art des Idealismus, zuletzt zu negativ gefaßt, und das farbloſe und *geſtaltloſe Weſen* im Mythus zu wörtlich verſtanden. Die Erklärung des Einzelnen, beſonders der Theile des Dialogs und ihrer Verhältniſſe zu einander, hat ſehr meinen Beifall; vorzüglich aber das, was Sie zuletzt über die Sprache ſagen.

Verzeihen Sie mir dieſe Kritik, welche nur auf meine beſondere Anſicht des Phädrus gegründet iſt. Vieles ſteht gewiß in Ihrem Aufſatze weniger treffend aus als es iſt,

weil Sie den Maßstab neuerer Systeme hinzubrachten und das Werk nicht genug aus seinem eigenen Boden erklärten.

1815.

Tieck an Solger, den 6ten Januar.

Liebster Freund, Ihnen und den Ihrigen wünsche ich das beste Glück beim Anbeginn dieses neuen Jahres. Ich versetze mich täglich zu Ihnen und spreche mit Ihnen in Gedanken über alle Materien, die mir am Herzen liegen. Schon längst hätte ich Ihren lieben Brief beantworten sollen, da ich so gern mit Ihnen spreche und jedes Wort von Ihnen mich erfreut; aber mein Laster, die Dinge aufzuschieben, ergreift auch das mit, was ich am liebsten thue. Wenn Sie mir sagen, Sie hätten mir vorher ein zu scharfes (absprechendes, intolerantes) Wesen zugetraut, so freut es mich, daß Sie es anders gefunden haben. Ich habe die Erfahrung schon öfters gemacht, daß sich auch die Menschen, die ich am liebsten zu meinen Freunden rechnen möchte, und die im Ganzen mit mir einverstanden sind, sich aus meinen Schriften ein unrichtiges Bild von mir entworfen haben, weil sie das Unabsichtliche, Arglose, Leichtsinnige, ja Alberne nicht genug darin hervorgefühlt haben. Es ist wahr, die Heuchelei unserer Zeit habe ich immer von Herzen gehaßt, die grobe Anmaßung der Unwissenheit, oder die Verspottung des Gemüths und der Kindlichkeit und des

Heiligen, die besonders in meiner Kindheit und frühern Jugend so sehr auf unsere Gegenden lastete: dabei haßte ich aber vom frühesten Besinnen an die sogenannten Satyriker eben so sehr, die die Geißel schwingen, Thorheiten und Laster durch Lachen und Schelten bessern wollten, und was der hohlen Redensarten mehr sind, die noch immer nicht ganz abgestorben, sondern sich noch oft von Gelehrten hören lassen. Schon sehr früh schwebte mir die Ahndung vor, daß es Lust, Scherz, Witz geben müsse, die nur um sich selbst daseyen, und diese medicinischen Anwendungen des Hellsten in uns erschienen mir ekelhaft. Ich kann behaupten, daß ich nie gegen die Autoren, gegen welche ich gesprochen, Haß empfunden habe: ja, ich könnte auch wohl im Druck über Freunde scherzen, wenn ich wüßte, daß ich ihre Freundschaft nicht verscherzte. Ein Charakter wie Swift ist mir in seinem Stolze, in welchem er seine Rache an der ganzen Menschheit nehmen will, zwar nicht unbegreiflich; aber höchst widerlich und gemein dünkt mich das Allermißte, was in der sogenannten persönlichen Satyre bisher geleistet ist. Ich denke, daß wir uns auch hierüber verstehen. Grade ein solcher Freund, wie Sie es sind, hat mir in meiner Jugend gefehlt, um mein Talent zu stärken und mich zur Arbeit zu ermuntern. Vom ersten Augenblick habe ich Ihnen angefühlt, daß Sie fest auf sich stehen, eben so entfernt von jener Bildung des Geschmacks, die aus hergebrachten Grundsätzen alles verstehen und beurtheilen will, als von jener flatternden Schwärmerei so vieler in

unsern Tagen, die ihre Unselbstständigkeit für Gemüth und reizbaren Sinn halten, die vierteljährig ein Extrem gegen ein anderes vertauschen, und um nur immer eine eingebildete höchste Höhe zu behaupten, Grund und Boden und sich selbst verlieren. Ich bin überzeugt, wir werden noch Abgeschmacktheiten erleben, wie sie keine übrige Zeit, in denen doch in der Philisterei Ernst und etwas Liebe war, hat aufzeigen können. Diese Quintessenzen aus Göthe, Shakspeare, dem Mittelalter und den übergriechischen Griechen, die so ohne Appetit und Hunger, bei schwächlichen überladenen Magen, in allen Tageszeiten geschlungen, aber nicht genossen werden, versprechen erbärmliche Vapeurs und hypochondrische Blähungen aller Art, in welchen diese Geistesarmuth in Ifflandischer Verzweiflung endigen und den jämmerlichsten Banquerott declariren wird.

Ihr Buch wird, hoffe ich, von der durchgreifendsten Wirkung seyn. Ich konnte mir beim Lesen durchaus nicht den Genuß verkümmern und viel an den Bleistift denken, was überhaupt eine mißliche Waffe ist; denn, Lieber, warum soll denn nicht auch einmal hie und da ein Plato etwas Xenophon seyn? Es ist mit Styl und Schreibart ein eigenes Ding. Von einem Autor, den wir noch nicht kennen, und dessen Werk wir in die Hände nehmen, indem wir auf den Inhalt begierig sind, mit welchem wir schon mehr oder minder vertraut zu seyn glauben, erwarten wir etwas Unbedingtes, und er wird es uns im Anfange nicht leicht recht machen: denn da er uns noch

nicht zu seiner Manier erzogen hat, so erwarten wir eigentlich, daß er so schreiben wird, wie wir selbst unserer Vorstellung nach über den Gegenstand geschrieben haben würden. Je öfter ich die Dialogen wieder las, je weniger fand ich daran auszusetzen, denn ich glaubte immer mehr einzusehen, daß dieses eine Schreibart und Manier sey, die Ihnen gezieme, die wohl Ihr eigentliches Wesen aussprechen möge, und vieles, was mir erst als Nachlässigkeit hatte erscheinen wollen, erschien mir nun im Lichte einer verehrlichen nicht anzugreifenden Individualität. Seyn Sie also mit dem Ändern nicht zu freigebig; der erste Wurf, der in der Regel der beste ist, verschiebt sich gar zu leicht. Soll ich Ihnen danken (es würde nicht recht passen), daß Sie meiner mehr als einmal erwähnt, und zwar so ehrenvoll, erwähnt haben? Aber es wäre Eitelkeit, wenn ich leugnen wollte, daß ich erfreut dadurch bin, ja daß ich bis zur Rührung überrascht war, als ich auf diese Stellen traf. Aber lassen Sie uns nun auch einen Vertrag machen, wie er Freunden geziemt, die ohne kleinliche Rücksicht das Gute wollen, nämlich, daß Sie auch, wenn es die Gelegenheit giebt, meiner im Tadel erwähnen wollen, wenn Sie an manchen Schriften Ihre Gedanken deutlich machen können, ohne dabei auf unsere nähere Bekanntschaft Rücksicht zu nehmen. Ich hoffe ja nichts zu schreiben, was Sie ganz verwerfen möchten; auch denke ich, sollen wir uns nie als Gegner gegenüber stehen.

Warum wollen Sie aber mit Voß und andern

ahnden und ahnen unterscheiden? Mir scheint der Reichthum und die poetische Schönheit und philosophische Richtigkeit einer Sprache nicht blos darin zu bestehen, daß wir recht vieles sondern und unterscheiden, sondern auch gegenüber recht viele mannigfaltige Nuancen, ja Widersprüche (die doch nur scheinbar sind) in demselben Worte dulden, wie in dem schönen Ahnden (das Ahnen kann ich gar nicht leiden): Vorempfindung und Rache sind doch gewiß ein und dasselbe, in der Erfüllung, in der Furcht; Rache, Strafe bleibt dabei doch immer etwas anderes als Ahndung. Die Unterschiede, die man bei den Alten zeigen will, genügen nicht; es ist nur provinziell, daß wir es bald so, bald anders finden, auch hatten ja unsere guten Vorfahren gar keine Orthographie. — In meiner Krankheit in München kam ich einmal darauf, eine poetische Rechtfertigung vieler Ausdrücke, oder eine Art von Grammatik zusammenzubringen, Radloff theilte mir damals einige seiner Arbeiten mit. Unsere Sprache ist von dieser Seite noch gar nicht angefaßt und verstanden; es geht eine sonderbare Poesie und wahre Mystik durch, aber man geräth in ein unendliches Feld.

Im B. Cellini ist die Erzählung von der Krähe; verzeihen Sie, daß ich Sie auch mit der Kleinigkeit aufgehalten.

Solger an Fr. von Raumer, den 29sten Januar.

— Was ich an Ihren Vorlesungen zu bemerken fand, habe ich mit Bleistift beigeschrieben. Sie schreiben

mir, Sie wollen die Fragmente zur Literaturgeschichte und etwas über die Kunstgeschichte noch vorausschicken. Soll ich verstehen dem Ganzen voran? Dies würde mir doch nicht zweckmäßig scheinen.

Wie es mit meinen Gesprächen steht, sehen Sie aus dem Obigen. Der erste Theil ist fertig gedruckt, der zweite wird in den nächsten Tagen angefangen und hoffentlich im Anfang des März vollendet seyn. Ich habe noch manches daran geändert, vorzüglich im Ausdruck, an einigen Stellen jedoch auch Ausführung zur nähern Erklärung und größern Vollständigkeit gemacht. Es gefällt mir nicht mehr alles; indessen muß das wohl einem jeden ernsthaften Schriftsteller so gehen. Sie haben ja wohl das dritte und vierte Gespräch noch nicht gelesen? Ich bin sehr begierig, wie Ihnen diese gefallen werden, besonders das letzte, welches den Schlüssel zum Ganzen enthält, und beinahe lauter Neues. Am meisten habe ich immer die Furcht, daß manches langweilig seyn, und so vom Lesen abschrecken möchte; vielleicht kommt dies daher, daß ich es so oft überlesen, und mir nichts mehr darin neu ist. Den meisten Muth giebt mir immer Tieck's sehr feuriger Beifall. Er hat das ganze Werk wohl dreimal gelesen. —

Solger an Tieck, vom 18ten März.

Hier, mein verehrter Freund, übergebe ich Ihnen mein Werk, um welches Sie so große Verdienste haben.

Könnte ich Ihnen doch die Freundschaftsdienste, die Sie mir daran gethan haben, jemals so, wie ich wünsche, vergelten! Ihr Beifall und Ihr überdachtes Urtheil hat mich recht gestützt, und mich öfters beruhigt, wenn sich die Zweifel und Unruhen einstellten, von denen wohl jeder Schriftsteller, der es redlich meint, hin und wieder befallen wird. Ich bin nicht ängstlich um Beifall besorgt, aber ich bin mir wohl bewußt, wie sich das innere Streben und das Entgegenkommen von außen, der Rapport, wie Sie sich ausdrücken, in dem man mit seinem Publicum steht, gegenseitig unterstützen müssen. Ein stoisches Beruhen auf seinem eigenen Bewußtseyn ist gewiß nur dann fruchtbar, wenn es von einem höhern Glauben und Vertrauen auf die Wirkung und Erfüllung, die über kurz oder lang erfolgen muß, begleitet ist. Und daß dieses Vertrauen oft wankend wird, wenn man sich selbst und sein Werk scharf ansieht, ist wohl natürlich. So ist es mir denn auch gegangen. Während des Drucks ist mir vieles matt oder schwerfällig und wenig eindringlich, oder zu weitläufig vorgekommen. Das beste Mittel gegen diese Sorgen war denn die Erinnerung an Sie. Ich habe immer darauf gerechnet, daß Sie aus wahrer Theilnahme an der Sache mit mir gesprochen haben, nicht aus irgend einer Art von Parteilichkeit, die oft eben so sehr zum Nachtheil des Gelobten wirkt. Indessen nun hilft keine Sorge mehr, jacta est alea. Sie werden vielleicht einige Veränderungen bemerken, besonders Erweiterungen: so beim Erhabenen und Schönen, bei der

sinnlichen Ausführung, beim Witze, und so noch an einigen andern Stellen, wo sie, wie ich hoffe, dem Ganzen nützlich seyn sollen. Es verdrießt mich, daß, nach Berliner Art, sehr viel Druckfehler in dem Buche sind.

Ich habe Ihnen in diesem Winter seltner geschrieben als ich wünschte. Hauptsächlich ist daran schuld das Rectorat, die wissenschaftliche Deputation und die Correctur des Buchs. Manche Zeiten hindurch bin ich wirklich ganz eigentlich mit störenden Geschäften überhäuft gewesen. Den Lovell habe ich mit großem Interesse gelesen, vorzüglich weil er gewiß eine bedeutende Periode Ihres Lebens bezeichnet. Ich kenne diesen Zustand, in welchem man sich in gewissen Jugendperioden befindet, und welcher, nach und nach schwächer, sich auch späterhin wohl zuweilen wieder meldet. Man sieht, daß Sie selbst in den Gegenständen und Gefühlen befangen sind, und daher erscheint manches beinahe willkürlich, weil es zu sehr an Ironie mangelt. Deshalb war mir oft unheimlich dabei zu Muthe, nicht gerade weil mich der Zustand der handelnden Personen ängstigte, denn diesen übersah ich dann am meisten, wie er von dem Verfasser gedacht war, sondern eben um des Verfassers und seiner persönlichen Stimmung willen. Wenn ich darauf sehe, so muß ich um so mehr die Kraft und Bildung der Darstellung bewundern, die nur dem so eigen seyn konnte, der zum Meister bestimmt war. Wenn ich in einer solchen Periode etwas hätte machen sollen, so wäre es gewiß etwas recht Schlechtes geworden; es geht mir fast wie

den Schwaben, die erst im vierzigsten Jahre klug werden. Jedoch hat die Philosophie vielleicht immer eine langsamere Reife.

Wie steht es mit Ihren Werken, mit dem über Shakspeare, mit dem Phantasus u. s. w., und besonders mit dem Gedanken der deutschen historischen Schauspiele? Ich möchte Ihnen darum keine Ruhe lassen. Ist es nicht unrecht, wenn Sie es mit ansehen wollen, daß die deutsche Poesie abzublühen oder in Wasserschößlinge auszuschlagen droht? Schreiben Sie mir ja recht bald über diese Dinge. Was halten Sie von der Ächtheit der Yorkshire Tragödie, des Oldkastle, des Londner Verschwenders? Ich hatte neulich eine Veranlassung, wobei es mir einfiel, Sie hiernach zu fragen.

Solger an Fr. von Raumer, den 19ten März.

— — Sie erhalten hierbei zwei Exemplare vom Erwin, eins für Sie und eins für Hagen. Nur bitte ich mir aber aus, daß beide Herren ihn vollständig durchlesen und mir ein umständliches und motivirtes Urtheil darüber zukommen lassen; sonst wird zuletzt die ganze gelehrte Existenz so, wie sie in unseren hiesigen sogenannten gelehrten Gesellschaften zu seyn pflegt, wo man, nachdem man seine Sache vorgelesen, nicht weiß, ob es jemand gehört hat oder nicht. Diese Gleichgültigkeit der Hörer und Leser gegen das, was man aus seinem Innersten hervorgebracht hat, ist es, was einem heut zu

Tage die ganze Schriftstellerei verleiden möchte. Der Rapport zwischen dem Schriftsteller und seinem Publicum ist nichts Gleichgültiges. Sie kennen ja wohl erst einen kleinen Theil meines Werks, und ich glaube, nur die beiden ersten Gespräche. Das meiste Eigenthümliche werden Sie wohl im vierten finden, und auf dessen Aufnahme bin ich besonders begierig. Schreiben Sie (nebst Hagen) mir nun recht ehrlich, ob auch nicht manches zu lang und ermüdend ist. Vielleicht werden Sie manche unaufgelöste Probleme finden, besonders wenn Sie über den Umfang des abgesteckten Gebietes der Kunst hinausgehen. Dies letzte ist nicht erlaubt, aber auch manches andere kann sich erst durch künftige Gespräche in einem höhern Zusammenhange lösen. — —

— — Über Niebuhrs Schrift, Sachsen betreffend, habe ich hier in einigen Gesellschaften ehrlich meine Meinung gesagt, und bin wie ein Frevler angestaunt worden. Die ganze Schrift ist in meinen Augen eine zusammenhangende Sophisterei. Es ist unglaublich, wie ein solcher Mann sich so einnehmen lassen, sich der leersten Declamation hingeben kann. Gerade bei der Herleitung von dem Schicksale Genua's und ähnlicher Dinge überlief mich der Unwille. — —

Tieck an Solger, vom 31sten März.

— — Meinen herzlichsten Dank, mein geliebter Freund, für Ihre schöne Gabe und Ihr freundliches An-

denken; ich werde mich noch in vielen Stunden daran erquicken und belehren. — Sie beschämen mich aber damit, daß Sie mir so bedeutende Verdienste um Ihr Werk zuschreiben wollen; ich habe das Meiste davon nur in flüchtigen zerstreuten Stunden lesen können, wie Sie selbst wissen, und habe deshalb nur darüber extemporisirt; auch als ich es hieher mitnahm, mußte ich es Ihnen etwas eilig zurücksenden. Wie bin ich erfreut, wenn mein Gespräch darüber, mein Urtheil Sie wirklich gestärkt, und also etwas mit zur Erscheinung dieses Buches beigetragen hat! Von meiner völlig unparteiischen Meinung können Sie vergewissert seyn. Ich freue mich in jeder Stunde des reinen Erwerbs, der wahren Aufklärung, die mir daraus geworden ist, denn das scheint mir eben das rechte Lernen, daß uns deutlich und zusammenhängend wird, was wir schon selbst gesehen oder geahndet haben, was uns bald deutlich, bald dunkel vorschwebte, was doch wieder andern Gedanken und Vorstellungen zu widersprechen schien, bis wir auch lieben mußten, und nun plötzlich in allem Licht und nothwendige Folge sehen, und die Widersprüche gerade, die uns ängstigten, uns und unsere Lehre nun selbst bestätigen. — So ist es mir mit Ihrem Buche gegangen. Gar manche Leser würden über mich als unphilosophischen Kopf schnell aburtheilen, wenn ich gestände, daß mir nie um das Denken als solches zu thun gewesen ist; die bloße Lust, Übung und Spiel der Ideen, auch der kühnsten, ist mir uninteressant, alle Untersuchungen, aller Gedanken- und Ideen-

gang soll mir diese Vorurtheile bestätigen, d. h. doch nur mit andern Worten, den Glauben und die unauslöschliche Liebe. Gedanken, die mir ganz neu sind, nehme ich mit scheuem Mißtrauen auf, ich verlange, so zu sagen, daß sie schon in meinem Gefühle sollen geschlummert haben; daß ich mich gern von dergleichen blenden ließ, um so neuer sie waren, ist ohngefähr nur in einem halben Jahre meiner frühen Jugend geschehen. Sie sehen aus diesem Bekenntniß, theuerster Freund, mit welchem höchstparteiischen Beurtheiler (in diesem Standpunct) Sie es zu thun gehabt haben. Für das äußere Schicksal dieses Buchs halte ich es für ein Unglück, daß es mit dem Manne zugleich auftritt, der uns seit zehn Jahren so vieles Unglück bereitet hat: die Welt wird nun nichts als Zeitungen träumen und athmen, und im Gewühl des Markts können die stillen Götterbilder nur von wenigen Auserwählten beachtet werden.

Auch für Ihre Nachsicht mit dem guten Lovell danke ich Ihnen, denn er ist wirklich in dem Sinne gut (d. h. er selbst), als es selbst bis in unsere neuesten Tagen hinein die Welt ist. Es ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrthümer; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei, ich war fast immer sehr heiter, als ich dies Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Etwas von dieser Sucht wird mir gewiß immer anhängen bleiben, auch hängt es wohl mit meinem Besten wieder zusammen. Wie alles, alles

was ist, ist, sagt Sorbonk und mit Recht. (Eigentlich der Klausner von Prag, ein gelesener Schriftsteller.)

Alle meine Arbeiten haben feiern müssen, weil ich seit Neujahr wieder recht ordentlich krank gewesen bin, vorzüglich schwach im Kopf. Meine deutschen Tragödien schreibe ich wohl einmal, wenn ich nicht bald sterbe; aber es wird mir sehr gleichgültig seyn, ob unser undeutsches Theater sie spielt, gegen das ich, seit meinem dreiundzwanzigsten Jahre, nach einer Periode von übertriebener Anbetung, vielleicht eine eben so übertriebene Verachtung gefühlt habe. Nicht gegen die Schauspieler (außerhalb Berlin), die stehen immer noch über dem Publicum und dem Dichter: aber wir glauben nach zwanzig und mehr Jahren, Lessing, Iffland, Kotzebue, zuletzt Werner entflohen zu seyn, beten Göthe und Shakspeare an und lassen uns dann wieder von einer Schuld (trotz unserer Liebe zum Sophokles und Calderon), ja gerade die Freunde (soi disant) dieses Geisterthums, hintergehen und schreien: Hier alt griechisch, hier Calderon! Ich weiß wohl, daß dergleichen nicht irren soll, aber es irret doch. Man gebe den Klaren, Antiken nur etwas recht Confuses und verderbt Modernes, so verlieren sie jedesmal den Verstand. (Der und der versteht sich, sagt man von Denkern und Pferden, wenn man einen gewissen krankhaften Zustand bezeichnen will.)

Verzeihen Sie mein wildes Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich in diese *** — — Manier verfalle, vielleicht aus Haß dagegen. Dafür will ich Ihnen lieber etwas

vernünftig und weitläufig auf Ihre Frage wegen des Shakspeare antworten. Aufrichtig gesagt, Ihre Frage hat mich verwundert, da ich bei Ihnen diese Vertrautheit mit dem Dichter und mit seinem Styl und seiner Manier bemerkt habe. Abgesehen von Inhalt und Form, hat Shakspeare drei Manieren in der Sprache; (daß man die sieben Stücke unächte nannte, ist Hyperkritik der unkritischen Engländer; höchstens könnte bei Locrin und The Puritan noch eine Frage entstehen, die aber auch nicht tief eingreifen würde). Die erste Periode charakterisirt spröde Einfachheit, Symmetrie und Antithese, tönender Ausdruck, kalte Pracht, die oft ungeschickt mit Gemeinheit wechselt. Das Vollendetste dieser Zeit sind die Bürgerkriege (aber nicht die neue Edition), K. John (der alte); in sie gehört Locrin, der alte Lear, eben so zum Theil der Londner Verschwender, vorzüglich die Scenen in Versen, die in Ungeschicklichkeit und Mangel an Harmonie große Ähnlichkeit mit dem poetischen Theil des Cromwell haben; dagegen ist die Prosa (z. B. die erste meisterhafte Scene) nothwendig aus Shakspeare's dritter Zeit. Die zweite Periode charakterisirt sich durch Lieblichkeit, die oft gesucht ist, durch poetische Fülle, Dunkelheit, die nicht immer aus den Gedanken entspringt; die Archaismen, die vorher unbewußt einschlichen, sind jetzt Kunst und Vorsatz, bis zum Luxuriirenden ist der Dichter in Klang, Wohllaut und Doppelsinn des Ausdrucks verliebt. Das erste Studium zu dieser Manier ist wohl Perikles, zunächst All's well that e. w. (außer den

prosaischen Scenen, die wohl auch später sind.). Love's labours lost stellt diese Manier vollendet dar: aus dieser Zeit ist Oldcastle. Nur maskirte der Dichter vorsätzlich (so viel das ein Dichter kann) seine Sprache, und zwar, nach meiner Meinung, aus politischer Absicht, er kömmt hier dem Deckar nahe, steht in der Sprache selbst unter diesem. Die dritte Periode ist in der Sprache bizarr, wild, ganz humoristisch, oft ein Spiel mit dem Spiel, die Ironie ist bitterer, die Wortspiele schärfer, gesuchter; Hamlet eröffnet diese Scene, und gleich nach Lear ward die Jorkshire Tragedy geschrieben, in Miniatur eine Zeichnung des Mich. Angelo, ein Meisterstück, wie Shakspeare nur eins gemacht hat.

Verzeihen Sie dem Pedanten, wenn er auf sein Lieblingsthema kömmt. Sie werden darüber viele (vielleicht auch viel unnütze) Worte in meinem Buche finden. —

Solger an Frau von Gröben, den 23sten April.

— — Was Sie uns von Ihrem geistigen Zustande an Ihrem jetzigen Aufenthalte schreiben, liebe Mutter, ist mir recht deutlich und lebendig. Diese Art, alles, was nur recht rein und wahrhaft schön ist, herabzusetzen, ist mir sehr wohl bekannt, und es geht mir so übel, daß ich sie oft bei Leuten finde, bei denen man sonst den erhabenen Eifer für das Herrlichste bewundert. Aber ich sollte nicht so ein Thor seyn, mich daran zu ärgern. Das ist mein Fehler. Um in den Augen der jetzigen

Welt, und selbst der sogenannten Besseren, etwas Rechtes zu gelten, muß man wenigstens nach einer Seite recht tüchtig bornirt seyn, irgend einer schwachen Neigung schmeicheln, das Wahre und Gute immer nur in einer verfälschten Gestalt sehen. Daß es so ist, das sehe ich klar und bestimmt, aber es fehlt mir die Ruhe, dies ohne Leidenschaft zu ertragen; mit den Jahren werde ich wohl auch dahin kommen, und besonders um so mehr, je mehr ich das, was ich für die reine Wahrheit halte, kunstmäßig, wie im Erwin, werde dargestellt haben. Denn dieses Bestreben tödtet am besten alles weltliche Nebeninteresse. Damit Sie mich aber nicht mißverstehen, muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihre Neigung zu dem Schönen, der Kunst u. s. w. niemals tadelhaft gefunden habe, sie ganz und gar nicht für Eitelkeit und Ziererei halte. Ich verlange nur, daß Sie mir in Rücksicht solcher Gegenstände mit recht vollständigem Vertrauen entgegenkommen, und dieses freundliche Verlangen macht mich zuweilen eben so unbillig, als jene feindliche Leidenschaft. Ich bin manchmal wie die Leute, von denen Göthe irgendwo spricht, die aus Begierde, in allen Stücken mit den Ihrigen recht übereinstimmend zu leben, unverträglich werden. Es ist ein Stück Pedanterie, die sich doch immer wohin verkriecht, und wenn sie aus einem Theile ausgetrieben ist, sich auf einen andern wirft. Ich weiß wohl, es ist undenkbar, daß Sie mich in manchen Dingen ganz verstehen, und manches, was Ihnen als paradox erscheint, mir glauben sollen, und doch will ich es. Jettchen ist wirklich mei-

stens im voraus für meine Meinungen und Ansichten eingenommen, aber das ist auch meine Geliebte und meine Frau. Einen gewissen Grad dieser Eingenommenheit muß aber jeder von seinen Freunden und noch mehr von den Seinigen erwarten, sonst muß er sich verschließen. Neulich schrieb mir Tieck sehr schön: die beste Philosophie sey ihm die, welche ihm alte Vorurtheile bestätige und zur klaren Überzeugung bringe, und das leiste ihm die meinige. Solche Vorurtheile sind aber, was man Glauben und Liebe nennt, und jedes innige Verhältniß unter Menschen setzt diese voraus. Ohne sie vorauszusetzen, kann man mit niemand in eine tiefere Vereinigung eingehen, ohne mißverstanden zu werden. — —

Solger an Tieck, vom 19ten Mai.

Ihr lieber Brief, verehrtester Freund, den Sie mir nach Empfang des Erwin schrieben, forderte mich auf, Ihnen sogleich wieder zu antworten; aber es kam allerlei dazwischen, und das erste Feuer verrauchte. Deswegen habe ich aber nicht minder an Sie und an Ihren Brief gedacht. Er enthielt wieder, wie alle von Ihnen, manches, was mich lebhaft traf. Die Übereinstimmung in unserer Denkart, die sich bei vielen Gelegenheiten offenbart, bestärkt mich immer in der frohen Überzeugung, daß ich Ihrer Freundschaft nicht unwerth sey, wenn gleich meinem Streben nach dem Wesentlichen die Ausführung und die Übung in der Darstellung selten entsprechen mag. Sie sagten, es sey Ihnen bei Philosophen keineswegs

um das ganz Neue zu thun, vielmehr um die Bestätigung und Vereinbarung alter Vorurtheile. Dieses nun ist von jeher das Bedürfniß gewesen, welches mich zum Philosophiren getrieben hat. Und was kann man denn auch anders wollen, als das, was im vollen, lebendigen Daseyn stumm, oder sich in mannigfaltigen Gestalten der Erscheinung äußernd wirklich lebt, zur deutlichen Einsicht bringen! Das Versprechen eines neuen Weltalters, das Anfangen von vorn, und dergleichen Anmaßungen mehr, sind auch wirklich erst in der neuesten Zeit aufgekommen. Sie lassen sich nur erklären aus zweierlei, erstlich aus der Lehre des Zeitalters und der umgebenden Welt, welche wohl den verkehrten Wunsch erregen kann, sich selbst erst einen Stoff des Daseyns zu machen, und zweitens aus der überwiegend psychologischen oder subjectiven Richtung, welche die Philosophie genommen hatte. Denn diese bringt dahin, wie die Juden an einen weltlichen Messias zu glauben. Damit hängt zusammen die unendliche Annäherung an das Ideal und viel dergleichen idealisirendes Wesen, wogegen ich streite, weil es durchaus nur bei einer festgehaltenen Einseitigkeit und Schiefheit entstehen kann, und von da aus die Sophisterei in alles übrige dringt. Wenn Fichte hätte ehrlich seyn wollen, so hätte er etwa über Plato's Republik nur so urtheilen können, daß es eine unsinnige Schwärmerei sey; und doch sind seine eigenen Anmaßungen das eigentlich Verkehrte, während jenes sich in aller Demuth an die wirkliche menschliche Natur anschließt.

Ach, könnte ich doch nur so viel Kraft und Kunstfertigkeit erlangen, um weniges von dem darzustellen, was mir vorschwebt! Ich möchte gern in einzelnen Dialogen die Hauptrichtungen des jetzigen Treibens der Menschen aufstellen, und auf das Wahre, das ihnen selbst unbewußt darin liegt, zurückführen. Dann wollte ich in einer großen Composition das ganze religiöse Leben entwickeln, und zwar auf doppelte Weise. Einmal, wie die Menschen von verschiedenen Seiten hingestrebt haben nach dem Wesen aller Wahrheit, in Mythologien und Mysterien, bis sich dasselbe selbst im Christenthum entfaltet hat; zweitens, wie das Christenthum aus rein speculativen Gründen verstanden und zur Einsicht gebracht werden kann. Hierauf sollte das große dialektische Werk folgen, und endlich ein sehr großes, das ganze sittliche Leben, Kirche, Sitte, Kunst nicht ausgeschlossen, vom Standpuncte des Staates aus, bilden. Und das alles denke ich mir so voll und reich im Einzelnen, daß mir der Erwin mager dagegen vorkommt. Aber es wird mir auch bange, wenn ich an die Ausführung denke. Wenn man es recht durchdenkt, ist es gar zu mannigfaltig und verwickelt. Und dann ist mein Hauptgrundsatz, nichts auf solche Weise darzustellen, was ich nicht wirklich erfahren und erlebt habe, so wie ich die Wirkung der Kunst erfahren zu haben glaube.

Sie schelten mich um meine Frage über Shakspeare; sie kam daher, daß ich in Sachen der Kritik eine außerordentliche Scheu trage etwas zu entscheiden ohne die

sorgfältigste Abwägung der Gründe, und die habe ich beim Shakspeare nie angestellt. Über die verschiedenen Stufen seiner Bildung oder seines Charakters haben Sie mir sonst schon gesprochen, und ich habe mich gefreut, in Ihrem Briefe diese wieder bestimmt und kurz bezeichnet zu finden. Man kann sehr lehrreiche Betrachtungen darüber anstellen, und ich freue mich unendlich auf Ihr Buch. Unser Freund Schütz machte mir viel Freude durch die Erzählung von Ihrem Wohlbefinden und Ihren guten schriftstellerischen Vorsätzen. Gott erhalte Sie dabei! Es ist nicht schicklich, einem geradezu etwas über ihn selbst in's Gesicht zu sagen; aber ich kann es nicht bergen, daß es mir immer scheint, und besonders seit dem Phantasus scheint es mir so, als müßte jetzt in Ihnen der poetische Verstand eine Reife und Herrschaft erhalten haben, die das Größte immer wieder neu hervorbringen könnte. Im Blaubart ist wenig verändert, und doch scheint er mir jetzt erst recht vollendet, und erst das wahrhaft classische Werk geworden, wofür ich ihn halte. Für diesen habe ich, wie Sie wissen, eine Vorliebe, so daß ich wenig deutsche Dramen, und von ganz anderer Gattung, ihm an die Seite zu setzen wüßte. Dergleichen möchte ich gar zu gern noch mehr erleben. Ich habe einen wahren Durst darnach, und ich wünsche oft im Stillen, wie man sich zuweilen ein künftiges Glück oder Wohlbehagen träumt, daß ich etwas ganz Neues und Großes von Ihnen möchte zu lesen haben.

Und dann habe ich noch einen herzlichen Wunsch,

daß Sie recht bald herkommen und sich lange hier aufhalten und recht oft bei uns seyen. Ich bitte Sie herzlich, thun Sie es. Wenn ich bedenke, wie selten ich mitten in der großen Stadt zu einer vernünftigen Mittheilung komme, so möchte es mich verstimmen. Die Ursachen davon wissen Sie. —

Solger an die Frau von Gröben, vom 28sten Mai.

— — Durch einen Brief von meinem Bruder Fritz erhielt ich auch von unserm alten Bartoldy in Stettin, den Sie auch schätzen und lieben gelernt haben, recht traurige Nachrichten. Seine große körperliche Schwäche hat äußerst nachtheilig auf seine Seelenkräfte gewirkt, deren Abnahme ich schon bei seinem letzten Hierseyn zu meiner Betrübniß bemerkte. Er ist jetzt in einen Zustand von beinahe gänzlicher Bewußtlosigkeit verfallen, nachdem er einen Anfall von heftigen Krämpfen gehabt. Man hofft noch sein Leben zu retten; ich muß aber gestehen, ich wünsche ihm keine lange Dauer dieses traurigen Zustandes, da er doch ganz nie wieder herzustellen ist. Sie können denken, wie nahe mir das Schicksal eines Mannes geht, der einer der edelsten und mir verehrungswürdigsten Menschen war, die ich gekannt habe. An wenigen Menschen konnte man so deutlich die große Wahrheit erkennen, wie sittliche Reinheit und der Trieb nach Wissenschaft eigentlich ganz dasselbe sind. — —

Fr. von Raumer an Solger, vom 29sten Mai.

Sie verdienen Absolution wegen Ihres langen Schweigens schon um des beigelegten Erwin willen, allein eben dieses Geschenk bringt mich zu derselben Sünde. Besser ists aber, ich behalte mir ein weiteres Urtheil über Ihr Werk auf einen späteren Brief vor, als daß ich länger schweige. Ich las Erwin einmal durch, nicht um ganz einzudringen, sondern um mich zu orientiren; ich will ihn mit Hagen noch einmal recht ernstlich lesen, dann erhalten Sie ein weiteres gemeinsames Resultat unserer Prüfung. Doch kann ich nicht umhin, schon einiges vorläufig zu bemerken. Zuvörderst ist die Sprache durchaus rein und würdig, ich wüßte nicht einmal Federn abzulesen, es wäre denn, daß Sie immer eigne, andre schreiben, statt eigene, andere u. dgl. Das e ist zwar der schlechteste Vocal, aber immer besser als die harten Consonanten aneinander. Ferner sehen Sie sich mit dem Pronom. relativ. vor, ich fand einige Stellen, wo die Beziehung, auf welche viel ankam, nicht deutlich war. Es ist ein schlimm Ding mit dem und diesem und jenem und welchem; besser das Hauptwort wiederholen, als um des Klanges willen die Deutlichkeit opfern. Die Charaktere sind gut gehalten und gesondert und mit großer Kunst in Thätigkeit gesetzt. Sie wissen nicht allein im Anfange etwas, sondern begreifen und erfinden auch im Laufe des Gesprächs ihrer Natur gemäß, und fallen nicht gleich wie Schlacken zu Boden. Überhaupt sind wir Neuern zwar nicht recht im Dialoge seßhaft, aber diese so

ansprechende Form ist nie ganz außer der Zeit, und sie kann gewiß innerlicher erneut werden, als mit einem platonischen: o Vortrefflicher ꝛc. Steht doch auch Plato weit über alle Alten in Hinsicht dieser Form erhaben. Daß ichs also recht ehrenwerth mit Ihnen meine und tüchtig lobe, sehen Sie schon daraus, daß ich nicht Geringeres will, als daß Sie unser deutscher Platon werden sollen. Weil es aber — und man soll das Ziel hoch stecken — auf nichts Geringeres abgesehen ist, so müssen die Freunde auch desto bestimmter und reiner ihren vorwärts drängenden Tadel aussprechen, und hier drängt sich der meine in den Satz zusammen: Ihre Gespräche sind zu schwer, und Sie müssen schlechterdings (durch welche Mittel es auch sey) die künftigen verständlicher machen. Ich weiß recht gut, daß, wenn von den tiefsten Tiefen der menschlichen Erkenntniß die Rede ist, kein oberflächliches beim Theetisch wiederzukäuendes Geschwätz erschöpfen kann; ich kenne alle Gründe gegen die falsche philosophische Popularität: allein von der ist nicht die Rede. — Schon die erwählte Form des Gesprächs, das so schön gelungene Streben der reinen Sprache und künstlerischen Darstellung deutet dahin, daß Sie ein größeres Publikum wünschen; ja Sie sollen es wünschen. Sonst wäre die strenge Paragraphenform vielleicht vorzüglicher gewesen, oder wenn Sie nur zu den auf den Kathedern seßhaften Professoren sprechen wollten, so konnte kürzer und schneidender Ihre Meinung dogmatisch aufgestellt werden.

Nicht Platons Parmenides, Euthydem, Timäos ha-

den seinen Ruf hauptsächlich gegründet, nicht durch diese schweren Dialogen hat er weit verbreitet gewirkt, nicht darum den Beinamen des Göttlichen erhalten; nicht mit dem mühsam zu Ergründenden die Seele erneut und wiedergeboren. Weit mehr durch den Phädon, das Gastmahl und die bei der größten Tiefe so sehr verständliche Republik. Und daß er etwas auf diese Verständlichkeit gab, sehen wir, indem er, wohl nur ihr zu gefallen, bisweilen selbst langweilig und trivial wird. Davor scheinen Sie mir nach Ihrem Briefe eine zu große Furcht zu haben. Worin dem Inhalte nach das Schwere Ihres Buchs liegt, stelle ich diesmal bei Seite; ich habe mehre Male nicht sogleich folgen können, und mich vielmehr aus dem, was Sie fast wegwerfend um der Schwachen willen als Beispiel oder Nutzanwendung zugaben, erst mit Beiseitesetzung der strengen Schlußfolgen orientirt. Wenn nun auch mein philosophisches Talent, die letzte Übung und das Geschick aufzumerken gering sind, so sind mir doch die Ansichten historisch nicht ganz fremd, und ich wäre übelbescheiden, wenn ich meinte, es würden etwa in Breslau auch nur dreißig bis vierzig recht capiren, was mir Mühe macht. Allerdings hoffe ich bei dem zweiten Lesen den Zusammenhang, die Übergänge, die einstweiligen und die letzten Resultate besser zu übersehen; aber wenige lesen ein Buch gern zweimal, den meisten ist Autor und Sache gleichgültiger, und sie wollen, daß alles gleich mundrecht sey. Auf das Geschrei derer, die ganz draußen stehen, brauchen Sie gewiß nicht

zu hören, aber richten Sie es doch so ein, daß mehre sich zutraulicher oder anmaßlicher für esoterisch halten können, und die Gemeinde sich vergrößere. Vielleicht haben Sie der künstlerischen Verknüpfung, des rastlosen Fortschreitens und Weiterweisens halber, für unsere auf bestimmte Ergebnisse begierige und daran gewöhnte Welt, zu wenig Pfähle eingerammt, und daran das Stichwort, den Laufpaß und die abweisende Warnung angeschlagen. Die sonst so treffliche mythische Verbindung soll von der anderen Seite hinweisen und richten; allein das genügt nicht ganz. Doch das führt schon zum Inhalte selbst, wovon ich ja heute eigentlich nichts sagen wollte, also nur noch so viel: daß hiermit alles, was ich zu tadeln habe, vorweg genommen ist, und beim Inhalte nur freundliche und recht herzliche Theilnahme eintreten, nur ein Besprechen, kein Gegensprechen statt finden wird. —

Solger an Fr. von Raumer, vom 9ten Juni.

— — Was Sie mir über meinen Erwin sagen, macht mir unbeschreibliche Freude. Ich darf darauf rechnen, lieber Raumer, daß Sie mir nicht schmeicheln. Was kann ich denn mehr verlangen, als denen zu gefallen, aus deren Urtheil ich mir selbst am meisten mache! Von diesen allen habe ich nun schon Urtheile über dieses Werk eingezogen, die mich darin befestigen, daß die ganze Unternehmung auf gutem Wege sey, und das ist alles was ich verlangen kann. Nun kann ich um die Hauptsache

unbekümmert, den betretenen Weg mit dem Muthe und der Lust fortsetzen, wie ich darauf getrieben worden bin. Das Beste von den Früchten dieses Werks habe ich ohne Zweifel genossen, die Theilnahme meiner Freunde; im großen Publikum wird es Anfeindungen und Schmälerungen genug finden, die mich dann aber auch nicht weiter bekümmern sollen. Sie werden gewiß in Zukunft auch alles freier und lebendiger und vielleicht selbst nicht mehr so schwierig finden, wenn das Vertrauen auf eine gute Sache und auf das Verständniß gewisser Leser mir erst die Hand freier macht. Denn bei einer ersten Arbeit dieser Art weiß man ja in unserer Zeit gar nicht, wen man sich als Leser denken soll. Erstlich gewiß keine Studenten, und das sind doch beinahe die einzigen Menschen, mit denen man sich ausführlich über solche Dinge eingelassen hat. Andere Leute also noch weniger: denn mit wem kommt man wohl leicht zu einer solchen wissenschaftlichen Mittheilung, daß man mit ihm im Zusammenhange weiter sprechen könnte? Weiß ich aber nur erst einmal, welchen Eindruck ich auf gewisse bekannte Sinnesarten mache, so kann ich irgend ein Verständniß voraussetzen und mich freier bewegen. Es ist mir lieber, daß Sie über Schwierigkeiten klagen, als über Seichtigkeit. Ich wünschte aber auch recht sehr, daß Sie mir mit der Zeit etwas über die einzelnen Gegenstände sagten, besonders die im vierten Gespräch vorkommen: denn da hoffe ich, ist das Meiste ganz neu. Auch erzählen Sie mir, was andere Leute Ihrer Bekanntschaft, an deren

Urtheil mir gelegen seyn kann, darüber urtheilen. Meine nächsten Gespräche, denke ich, sollen sich auch dadurch leichter Eingang bei Ihnen verschaffen, daß sie noch mimischer seyn und noch mehr das Gefühl aufregen sollen, wie es bei religiösen oder sittlichen Gegenständen besonders gut angehen wird. Leider kann ich aber noch gar nicht sobald, wie ich wünschte, anfangen etwas ordentlich auszuarbeiten. Das Rectorat hat mir gar zu viel Zeit weggenommen, und ich bin jetzt mit einer allgemeinen Revision der philosophischen Rechtslehre zum Behufe eines Collegiums beschäftiget. Ich habe dabei allerhand Bücher gelesen, wie Macchiavell, Paruta u. s. w., worüber ich gern mehr mit Ihnen spräche, und das soll nächstens auch geschehen. Jetzt bin ich bei der Hobbesschen und Pufendorffschen Methode, die mir aber wenig Freude gewährt. Es ist mir unbegreiflich, wie dieses ganz schale Raisonnement je hat berühmt werden können. Besonders macht mich der Pufendorf beinah ganz todt mit seinen unendlichen Citationen aus den Alten, die zu nichts in der Welt dienen. Haben Sie denn wohl neuere Naturrechtslehrer gelesen? Die aus der Kantischen Periode, Kant selbst und Fichte ausgenommen, sind über alle Maßen traurig und geistlos. Fast nirgend ist das Historische, welches doch erst das Fleisch hergeben muß, verdaut. Wenn ich meine Ideen über das Recht vollständig ausarbeiten soll, werde ich eine sehr große historische Vorarbeit machen müssen. — —

Solger an seinen Bruder Friedrich, vom 11ten Juli.

Du hast meine Unzufriedenheit über Dein langes Stillschweigen durch Deinen letzten ausführlichen Brief wieder etwas beschwichtigt, wenn er gleich so traurige Nachrichten enthielt. Was Du mir von Bartoldi schreibst, hat mich außerordentlich geschmerzt: ich wünschte gleich, daß er nicht mehr lange diesen traurigen Zustand möchte zu tragen haben, und danke Gott, daß er durch den Tod davon befreit ist. Ich war schon längst überzeugt, daß ich ihn im vorigen Herbst zum letzten Male gesehn hätte. Er war damals körperlich ganz elend; aber was mich noch mehr besorgt machte und betrübte, war die schon so sehr merkliche Abnahme seiner Geisteskräfte. Da ich gewohnt war, über alles ohne Rückhalt mit ihm zu sprechen, weil er der vorurtheilsloseste und unbefangenste aller Menschen war so that es mir doppelt leid, in unsern letzten Unterhaltungen jeden zum Nachdenken aufregenden Gegenstand meiden zu müssen: denn er gerieth dabei immer in Verwirrung, mußte sich lange besinnen, und wußte selbst daß es ihm so ging. Du kannst mir wohl glauben, wie wehe mir der Verlust eines so alten Freundes thut. Dies ist für ihn das eigentliche Wort. In der jetzigen Welt hat er weder als Gelehrter noch sonst eine sehr ausgezeichnete Stelle eingenommen. Vielleicht ist daran gerade das Schönste in seinem Charakter schuld. Er war zu rein und zu wenig in irgend einer Richtung beschränkt, um heut zu Tage besonders Glück zu machen.

Man sollte nicht glauben, daß zu einer Zeit, wo es

so viele Gelehrte giebt, und wo außerdem jeder sich anstellt, als lebte er in Wissenschaft und Kunst, so schwer wäre jemand zu finden, mit dem man zu einer reinen und rechtschaffenen Mittheilung über die wichtigsten und edelsten Gegenstände kommen könnte. Und doch ist dies die Seele alles würdigen Umgangs. Der Eine, weil er beschränkt ist, oder nur nicht ein Mann vom Fach, läßt es zu keinem ordentlichen Worte kommen, weil er nicht Lust hat etwas anzuerkennen, was über seinen gewöhnlichen Kreis der Umtriebe hinausgeht, wornach man glauben sollte, daß er sich sichern müßte. Der Andere will selbst die Quelle von allem seyn, und hat alles, was man ihm sagen kann, schon lange zuvor und besser gewußt. Darum nehmen sie sich in Acht, selbst sich über irgend etwas gründlich zu äußern, weil dabei nothwendig der Schein der Allwissenheit Gefahr läuft. Du glaubst nicht, wie es in unsern Gesellschaften, selbst unter Gelehrten, zugeht. Man langweilt sich lieber und spricht über die albernsten Dinge, als daß einer dem andern seine Gegenmeinung sagte. Es ist ein Glück, wenn man noch einige solche Freunde hat, wie Bartoldi war, mit denen man ohne Rückhalt verkehren kann, und solche sind mir Krause, Tieck, der Professor Eichhorn, Schinkel und vielleicht noch wenige andere. Ich freue mich auch in dieser Rücksicht herzlich darüber, daß Du Dir wirklich die Mühe nimmst den Erwin so fleißig durchzugehn. Redliche Leser wird er nur wenige finden, wenn auch Beurtheiler genug. Mit philosophischen Schriften geht

es jetzt so. Es liest sie niemand ernstlich und mit innerer Anstrengung, das ist zu mühsam und bringt aus dem gewohnten, beliebten Gleise. Wird aber ein solches Buch mode, so haben es alle gelesen und jeder weiß es zu beurtheilen, indem er dem Buche oder einem andern nachplappert. Um den Erwin recht zu verstehen, mußt Du Dir nur recht lebhaft das eigentliche Problem und die eigentliche Lösung vor Augen stellen. Das Problem ist durch das erste Gespräch und durch die Widersprüche der darin enthaltenen Systeme deutlich vorbereitet. Es ist nämlich dies: Wie ist es möglich, daß in einer zeitigen und als solche mangelhaften Erscheinung, sich ein vollkommnes Wesen offenbaren könne? Denn daß hierin die Schönheit liege, das haben dunkel alle gefühlt und darum die widersprechendsten Dinge zu vereinigen gesucht. Die Lösung ist: Durch ein vollkommnes Handeln, von einer gewissen bestimmten Art, welches die Kunst heißt; dieses ist nur in dem Moment, wo die Idee oder das Wesen die Stelle der Wirklichkeit einnimmt, und eben dadurch das Wirkliche für sich, die bloße Erscheinung als solche vernichtet wird. Dies ist der Standpunct der Ironie. Daraus wird erwiesen, daß die Kunst ihren eigentlichen Sitz im Verstande hat, aber im Wesentlichen, nicht in dem blos Reflectirenden; daraus werden bildende und nachsinnende Phantasie, sinnliche Ausführung, Humor, Betrachtung und Witz entwickelt, Dinge über welche man bisher nie zu einer genügenden Erklärung gekommen war. Auch die Eintheilung der Kunst ist noch nie so vollständig auf-

gestellt, und besonders noch nie so bewiesen worden, warum es nicht mehr als fünf Künste geben kann, als in meinem dritten Gespräche. — Wenn Du Dich wirklich hineindenkst, so schreib mir ja etwas weiteres darüber. — —

Gestern haben wir einen großen Genuß gehabt. Wir hörten in der Armide von Gluck die Madame Milder Hauptmann. Ich habe nie so etwas gehört. Sie beherrscht unser gewaltiges Opernorchester so, daß auch kein Ton ihres Gesanges verloren geht, und das kostet ihr nicht mehr Mühe, als wenn unsereins leise spricht. Es ist als wenn der Gesang ihre natürliche Sprache wäre. Dabei die angenehmste Stimme und ein Vortrag von tadelloser Wahrheit und Natur. —

Fr. von Raumer an Solger, vom 8ten August.

— Ich bin ganz Ihrer Meinung. Die Stimme der Freunde und Gleichgesinnten giebt die beste Hoffnung und den besten Lohn; darauf können wir beide doch rechnen. Über Ihren Erwin sage ich Ihnen das nächste Mal hoffentlich mehr, jetzt ist er zu S. und L. gegangen, deren Urtheil Sie dann noch erfahren sollen. Ich wollte, Sie machten das Studium der philosophischen Rechtslehre für mich mit; nur der Zustand unserer Universität hat mich davon und von politischen Vorlesungen entbunden, aber zu Ostern wird doch wohl ein neues Friedensleben beginnen. Macchiavel und Paruta, der manches Gute enthält, las ich allerdings, aber sie reichen doch

nicht an Platon und Aristoteles; unter den Britten stehn Ferguson und Burke oben an; Hobbes ist eine einseitige verbissene und oberflächliche Natur und verdient seinen Ruhm keineswegs. Harringtre habe ich noch nicht gesehen, und Pufendorf und Grotius habe ich nicht aushalten können. Wenn Sie die meisten Herren a priori verwerfen, so mögen Sie abnehmen, wie viel weniger ich damit fertig werden kann, und wie vielmehr der historische Weg mich anspricht. —

Über die öffentlichen Angelegenheiten spräche ich Sie gar gern, aber das Schreiben ist mühselig und führt so leicht zu Mißverständnissen, statt zu Einigungen. Jedem lasse ich gern seine Ansicht, aber ich vindicire mir die historische, weil sie meines Amts, meines Berufs, meiner Natur ist; und so viel Anfechtung auch über mich ergeht, ich will mir die große Betrachtungsweise, die Sie am Schlusse Ihres Erwins so tief auffassen und darstellen, um keinen Preis in der Welt nehmen lassen. — — —

— Doch weshalb dieser Dinge, dieser Kleinigkeiten erwähnen? Hat sich das Große nicht groß offenbart? Allerdings, und ich will zuletzt nichts, als daß man das Große recht groß nehme. Darum erscheint mir die neueste Zeit wie eine ungeheure Tragödie, die mit Furcht und Mitleiden das Gemüth reinigt, und ich mag nicht bei Bier und Tabak mich über Besiegte erheben, oder die ungeheure Gestalt N. mir in eine blos leere und dumme Fratze auflösen lassen. —

Wäre es mit der Geschichte nichts Höheres, so un-

terschiede sie sich nur durch das Unglück größeren Umfanges von Schimpfgesprächen und Marktschreiereien.

Stände Ludwig XVIII. geschichtlich nicht so da wie er steht, so wollte ich a priori erweisen, solche Stellung sey unmöglich. Die Franzosen sind in einer viel schrecklichern Lage als je die Deutschen. Diese wußten, was das rechte Ziel sey, nur über Weg und Mittel und Zeitpunct konnten sie zweifeln; aber welche Alternative liegt jenen vor! —

— — — Es giebt eine Begeisterung für einzelne Personen ohne Rücksicht auf Recht und Pflicht mit willenloser Hingebung, wir haben die Folgen solchen Zustandes gesehen; aber es giebt auch eine leere lederne Abgötterei mit einem Begriffe, die meiner individuellen Natur noch weniger zusagt und die nicht minder heillose Folgen hat. —

— — — — Ich stehe hier mit Jakobi gegen Fichte, und will mir Timoleon, Brutus, Wilhelm von Oranien und verwandte Gestalten nicht auf die philosophischen Latten schmeißen lassen, und eben so wenig ganze Völker als einzelne Heroen. Wo ich Leben und Bewegung, Liebe und Haß, Tugend und Frevel erblicke, und strebe (wie Göthe von Shakspeare sagt) das innere Getriebe zu erkennen, mitzufühlen, mitzuleben, da kommt eine plumpe Faust und schlägt mir alles zusammen; oder wenn dies auch nicht möglich ist, so kommt ein französischer Zeigefinger und deutet auf die mit N. geschlossenen und gebrochenen Verträge, oder ein Deutscher zeigt auf

den Paragraph 3 von wegen des Aufenthalts in Elba. Solche papierene Historie verdiente nicht, daß man sie zu Papiere brächte. —

Solger an Tieck, vom 12ten August.

Sie sind mir wohl eigentlich, verehrter Freund, noch einen Brief schuldig, aber ich habe zuweilen eine solche Sehnsucht mich Ihnen mitzutheilen, daß ich auch wohl zweimal hintereinander schreibe; deshalb will ich aber nicht dafür stehen, daß ich Ihnen etwas recht ordentliches mittheile: denn nicht immer bewährt sich so der Trieb und die Sehnsucht. Überhaupt muß ich Ihnen nur sagen, wenn ich erst etwas freier von störenden Geschäften bin, so werde ich Sie wohl noch öfter anplaudern. Mündlich kommen wir doch nicht oft genug zusammen, und es ist mir ein gar zu großes Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten, dem Sie aus Freundschaft mitunter ein kleines Opfer bringen müssen.

Indessen habe ich Ihnen diesmal einen Antrag zu machen, den ich mir schon lange vorgesetzt hatte. Ich möchte Sie gern in den bevorstehenden Ferien auf einige Tage besuchen. Wenn ich Sie zu Hause finde und Sie sonst nichts dagegen haben, so würde ich etwa in der Mitte oder der letzten Hälfte des nächsten Monats kommen. Zweierlei hält mich ab, ganz frei über diese Ferien zu disponiren, das Rectorat und die nahe Entbindung meiner Frau. Jenes werde ich wohl gegen den

7ten September niederlegen; dann wollte Schleiermacher, mein präsumtiver Nachfolger, von einer Reise wieder zurückseyn. Und was meine Frau betrifft, so will ich die ersten Wochen abwarten, ob alles gut geht, und wenn das ist, mich auf die Reise machen, um die Ferien doch einigermaßen zur Erholung anzuwenden, nachdem ich ein Jahr lang kaum auf einen Tag aus der Stadt gewesen bin. Habe ich Zeit genug, so reise ich von Zibingen nach Breslau, aber dies ist sehr zweifelhaft. Schreiben Sie mir also bald, ob Sie zu der angegebenen Zeit zu Hause sind und ob Sie mich aufnehmen können.

Durch Herrn von Schlik habe ich gehört, wie fleißig Sie sind und mit was für Werken Sie uns bald erfreuen werden. Sie versprachen mir einst sich in Ansehung des Werkes über den Shakspeare mit mir auf manches einzelne einzulassen. Wie sehr wünschte ich, daß Sie dies hielten! Nicht wegen des großen Gewinns, den Ihr Werk dadurch erhalten möchte, aber wohl wegen der nähern Verbindung zwischen uns und des Genusses daraus. Viel Historisches und Literarisches werden Sie von mir nicht lernen, am wenigsten da, wo alle von Ihnen Belehrung erwarten. Aber vielleicht kann ich auch hier nützen durch meinen Beruf, manches aus den innern Gründen zum Bewußtseyn und zur Einsicht zu bringen. Dieser Beruf wird freilich schon sehr verkannt. Nachdem man lange Zeit mit speculativer Erkenntniß vollkommirt und sich an Philosophien übersatt geschlungen hat, will man kaum noch anders als mit Widerwillen die Philo-

sophie ansehen. Alles soll jetzt historisch seyn und zwar historische Forschung: denn es ist man bald so weit gekommen, daß sie die Geschichtschreibung, die ihren größten Werth in die Darstellung legt, verachten. Staffiren nennen das, mit einem verächtlich seyn sollenden Ausdruck, die Göttinger Anzeigen. Neben dieser historischen Forschung soll das praktische Leben einwirken, ein einseitiger und oberflächlicher Enthusiasmus, der, eigentlicher gesagt, die wahre barmirte Leidenschaftlichkeit ist. Wollte man doch nur nicht übersehen, daß beide Seiten mit raschem Laufe zu einem und demselben Abgrunde führen! Unsere historischen Forscher sind nicht im Stande, den Lauf der Staats- und Weltbegebenheiten zwei Tage nach einander nach denselben Principien zu beurtheilen. Bald ist dies bald jenes das Evangelium, das allemal trügende Voraussetzungen oder gar Privatleidenschaften dictirt haben. Ohne eine philosophische Ansicht der Dinge, d. h. am Ende ohne Begeisterung durch die innere und unveränderliche Wahrheit derselben, kommt man auch beim historischen Verfolgen nie auf etwas Beruhigendes, und je weiter man dringt in der Untersuchung des Besondern, je schwankender und unbefriedigender wird alles. Erquickung habt ihr nicht gewonnen, wenn sie auch nicht aus eigner Seele quillt. Die Philosophie ist die am meisten praktische aller Wissenschaften; dies ist meine beständige Behauptung.

Lassen Sie mir nun den Trost, theurer Freund, daß Sie sich mit mir auf das Wahre einlassen. Ich bin sehr begierig, was Sie zu meinen Ideen über Religion, Recht,

und Staat sagen werden. Ich werde den, wie ich denke, ziemlich neuen Satz aufstellen und ausführen, daß es weder Philosophie noch Sittlichkeit giebt ohne Offenbarung. Sie wissen, wie lange die Philosophie selbst gemeint hat, wo sie nicht sey, da sey etwa die Religion. Verhält es sich denn aber anders mit der Kunst, ja mit der Natur und den Trieben und dem Wollen und allen andern Gegenständen der Philosophie?

Ich lese jetzt mit meiner Frau Ihre Übersetzung des Don Quixote. Wie ich höre, wird eine Umarbeitung davon erscheinen. Da ich aber nicht wußte wie bald, so konnte ich meiner Neigung nicht widerstehen. Bei der Gelegenheit ist mir die Übersetzung von dem verzweifelten Gesange des Chrysostomus wieder in die Hände gefallen, die ich einmal zur Übung gemacht hatte. Manches darin gefiel mir noch, besonders waren mir die inneren Reime am Ende der Stanzen, die Sie weggelassen hatten, leicht genug gerathen. Ich hätte Ihnen diese Übersetzung beigelegt, wenn ich diesen Brief nicht hier auf dem Universitätsgebäude schriebe. Wollen Sie sie aber haben, so schicke ich sie Ihnen. — —

An —

Berlin den 12ten August.

— Ihre Proserpina hat mir viel Vergnügen gemacht und zwar besonders im Einzelnen, wo sie so leicht und lieblich und zierlich ist, wie ich kaum etwas von Ihnen

kenne. Was die Anlage des Ganzen betrifft, so gebe ich nur zu bedenken, ob nicht das Suchen der Ceres, welches eine Hauptsache in dieser Sage ist, und der Beschluß des Zeus mehr hervorgehoben seyn könnten. Sie verzeihen mir gewiß diesen Einwurf. Vorzüglich dankbar bin ich Ihnen für den Aufsatz über die Wahlverwandtschaften, worin ich die Schärfe und Umsicht Ihrer Kritik bewundre. Über das was die Charaktere und die aus diesen hervorgehenden Verknüpfungen betrifft, bin ich völlig mit Ihnen einverstanden. Der Naturseite dieses Werkes, wie ich sie nennen möchte, finde ich bei Ihnen weniger erwähnt. Es scheint mir aber von großer Wichtigkeit, wie der Dichter gerade in diese eine so tiefe Bedeutung legen wollte, und wie er sie so glücklich in die Charaktere und Individualitäten hat aufgehen lassen. Diese Bedeutung den Natur begründet auch den Hauptgegensatz zwischen dem vollständigen und dem leidenschaftlichen Paare, und es ist gewiß sehr absichtlich, daß in beiden das Einfache, Ächte und Wahre verdunkelt und getrübt ist. Eduard und Ottilie, welche, wie Sie auch sehr richtig bemerken, den unbewußten Antrieben folgen, fallen damit in die Gewalt einer undankbaren Macht, die sich durch dunkle Triebe ihrer ganzen Individualität bemächtigt hat. Unter dieser Macht verstehe ich keineswegs ein göttliches Schicksal, wie es die Alten hatten, und es ist gewiß eine ganz ungegründete Furcht, daß durch dieses Werk der Fatalismus begünstigt werden möchte. Was hier wirkt, ist weit mehr physisch, und

eben deswegen einseitig und die Harmonie der menschlichen Natur zerreißend, und die beiden Paare trennen und theilen unter sich, was nie gesondert seyn sollte. Diese Sonderung, diese Hingebung an irgend eine einzelne, hervorstechende Seite der menschlichen Natur ist wohl im Charakter der gegenwärtigen Zeit, welche nur das Einseitige und eben darum wieder flach werdende für tief halten will. Ich finde es vorzüglich schön, daß gerade in der klügelnden Charlotte sich zu Anfang die Ahndung der künftigen Schicksale und jenes Grauen offenbart, wodurch uns der innere Zusammenhang unsers ganzen Wesens öfters warnt, uns in irgend eine freche Einseitigkeit hineinzuwagen. Jenes Klügeln aber und jene müßige Alltagsweisheit, die sich und andre unaufhörlich meistern und ordnen will, haben Sie vortrefflich hervorgehoben, und ich hatte ordentlich meine Lust daran, wie Sie diese verdammte, naseweise Schulmeisterei so trefflich beurtheilen. Das ist recht eine Geißel unsers Lebens, und das wird uns auch noch vollends ruiniren, dies Erziehen und altkluge Zurechtweisen, wozu die Menschen beständig Lust haben, weil sie mit sich selbst nichts rechts anzufangen wissen. Man sollte auch gar nicht glauben, wie weit dies verbreitet ist, und wie die alltäglichsten Sittenprediger darin mit den idealisirenden Menschenbildnern, ja mit den sokratisirenden Tugendlehrern ganz in einer Verdammniß sind. Überhaupt kann doch niemand der Sinnesart seiner Zeit recht entgehen, und mir kann manchmal bange werden, daß ich wohl unbe-

wußt auf dasselbe hinarbeiten möchte, was ich bei andern so sehr hasse und verachte. Friedrich Schlegel hat einmal in den Heidelberger Jahrbüchern recht deutlich gezeigt, wie Fichte, der immer ein neues Weltalter anfangen wollte, recht im Geiste seiner Zeit gewirkt hat. Was sollte man wohl für verschiedener halten, als die gleißnerische Gemeinnützigkeit der — — — oder ähnlicher Erziehungsmenschen und —s ganz in das Allgemeine und Große gehendes ethisches Bestreben! Und doch herrscht eigentlich in dessen Art und Weise, besonders in seinen — — ganz dieselbe kalte Anmaßung und der fast wäßrige Vorwitz, alles zu einer gewissen geistig vornehmen Lebensordnung zustutzen zu wollen. So wie jene der altkluge Alltagsverstand, so verführt diesen jenes sokratische, praktische Bewußtseyn. Aber darüber ließe sich noch vieles sagen, und wir kommen wohl einmal mündlich darauf.

Auch das ist mir oft aufgefallen, warum z. B. Tieck einen solchen Widerwillen gegen die Wahlverwandtschaften haben mag, wie es scheint, ja warum mir selbst oft zu unheimlich dabei zu Muthe ist, um gern viel darin zu lesen. Ich glaube, es liegt in einem Übel, das auch unserer Zeit angehört. Dies ist eine gewisse Richtung auf die innern Gründe der Erscheinungen, wodurch die Kunst verleitet wird diese zu abgesondert aufzudecken und gleichsam die Nerven oder innern Organe der Seele selbst zu entblößen, welches, wie kein Körper, nicht verfehlen kann einen etwas widerlichen Eindruck zu machen. Ich habe

etwas dergleichen auch in manchen Werken Tiecks selbst zu entdecken geglaubt und es ihm auch gesagt. Der Ursprung davon ist nicht schwer zu finden: er liegt darin, daß in unserm praktischen Leben keine feste und bestimmte Gestalt der Ideen gefunden wird, an die wir es anknüpfen könnten, und wir uns daher bemühen müssen immer wieder ab ovo uns die Ideen selbst hervorzurufen. Wie dies vermieden oder unschädlich gemacht werden könne, ist ein reicher Stoff zum Nachdenken.

Tieck an Solger, vom 1sten September.

Was, mein geliebter Freund, werden Sie zu meiner scheinbaren Nachlässigkeit sagen? Diesmal haben Sie mir doch gewiß etwas gezürnt, daß ich Ihnen gerade auf einen so sehr lieben und freundlichen Brief die Antwort schuldig geblieben bin; aber unglückliche Zufälle haben diese Verzögerung veranlaßt, nicht meine Nachlässigkeit. Ihr Brief an Schütz kam an, als dieser auf einer Geschäftsreise abwesend war, die ihn vierzehn Tage von hier entfernte; hätte ich gewußt, daß das Packet auch etwas für mich enthielte, so wäre ich wohl so dreist gewesen, es zu eröffnen, und ich glaube, daß er es verziehen hätte; so nahm aber, weil Schütz ebenfalls unten wohnt, die Gräfin Henriette das Packet nach sich und vergaß in ihrer Kränklichkeit es abzugeben. Endlich erhalten wir es und ersehen mit Schrecken, daß Ihre Briefe schon so früh geschrieben sind. Senden Sie künftig dergleichen an mich,

liebster Freund, denn ich bin immer hier, Schütz dagegen oft verreiset, und diesesmal hat uns dieser Zufall doch einen recht schlimmen Streich gespielt.

Zuerst meinen Glückswunsch über die Geburt Ihres Sohnes, die ich aus den Zeitungen erfahren habe. Gott segne das Kind und die liebenswürdige Mutter, und gönne Ihnen an beiden recht viele Freude und alles Glück, das Sie selber wünschen.

Überrascht und erfreut haben Sie mich durch Ihren freundlichen Antrag, mich wieder einmal hier zu besuchen. Glauben Sie mir, daß ich ein solches Opfer zu schätzen weiß, daß ich immer Ihre Freundschaft erkenne, und ich bin nur besorgt, daß es Ihnen hier mißfallen könne. Ich bin hier, und Platz finden Sie auch, und eine freundliche Aufnahme. Können Sie in der Mitte des Monats reisen, so ist es um so besser, alsdann sind wir hier ganz allein. Richten Sie sich nur so ein, daß Sie nicht zu sehr von hier eilen, damit wir über recht vieles sprechen können; bringen Sie auch ja etwas von Ihren neuen Arbeiten mit, auf die ich unendlich begierig bin. Schütz holt Sie vielleicht ab, weil er Mitte Monats oder früher oder später Geschäfte in der Nähe von Berlin hat; nur seyn Sie so gut und schreiben Sie uns vorher recht bald, wenn Sie reisen können, damit er sich darnach einrichtet; vielleicht begleitet Sie dann auch einer meiner frühesten Freunde, der Regierungsrath Schede, der mich in diesem Sommer schon einmal besucht hat; ob Raumer herkommt, wie er sich halb und halb vor-

genommen hätte, weiß ich nicht, ich bezweifle es. Ich wünschte, daß Sie nicht von hier nach Breslau reisen: denn ich hoffe, daß Sie alsdann etwas länger bei mir verweilen. — Wenn ich Ihre Briefe lese, so ist mir jedesmal, wenn mich auch die Klarheit und schöne Sicherheit überrascht, als kämen Sie ganz aus mir, ich höre mein eigenes Inneres, nichts verwundert mich. Oft begegnet es mir, daß mir einige Gedanken recht lebhaft geworden sind, die ich dann plötzlich in Ihren Briefen ausgesprochen finde. Warum soll denn nicht auch eine Sympathie unter Freunden herrschen, daß zu gleicher Zeit Ideen in ihnen reif werden? Ich glaube, wir haben den nämlichen Widerwillen gegen die Einseitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unserer Zeitgenossen. Irgend etwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig Theil nehmen und sich verblenden, und dieselbe Nation, die für Viel- und Allseitigkeit schwärmt, kann immer vor irgend einer neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel- und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freiwillig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, so daß ich (seit ich mich besonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianis-

mus, noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig, habe in diesen Formen untergehen können. Sie verstehen, wie ich es meine, und sind ja von demselben Geiste beseelt, den manche junge Herren ja eben Philisterei nennen wollen, und nicht einsehen, daß sie auch selbst nicht einmal zur Erkenntniß des Dinges kommen, für das sie sich begeistert wähnen. Wie wahr ist es, was Sie von der neuesten Krankheit der Geschichtsforschung sagen. In dieser regt sich aber auch wieder unser alter deutscher Pedantismus, dem die Gründlichkeit nicht gründlich dünkt: wir sind jetzt auf dem Wege neue Gundlings und trockne Schreiber für ächte Stylisten der Geschichte zu halten.

Vom Don Quixote ist der zweite und dritte Theil von mir corrigirt worden. Vor Jahren schon sollte eine neue, völlig umgearbeitete Ausgabe erscheinen, aber meine Krankheit hielt mich damals ab. Mit großem Leichtsinn und ohne alle Hülfsmittel, mit der unbrauchbarsten Ausgabe, dem schlechtesten Wörterbuch, nachdem ich seit vielen Jahren kein Spanisch gelesen, unternahm ich damals diese Übersetzung. Ich werde mich freuen Ihre Canzone zu sehen; ich gestehe, daß ich damals, da ich mit der Form der Canzonen noch zu unbekannt war, den letzten Reim nicht bemerkt habe; dieser Versuch meiner Übersetzung war damals der erste dieser Art in Deutschland: denn die meisten Leser hatten wohl noch keine solche Canzone gesehn, so wie sie auch mir neu war. —

Solger an Tieck, vom 19ten November.

Sie werden mich für recht undankbar halten, theurer Freund, daß ich Ihnen seit den schönen Tagen, die ich bei Ihnen genossen, noch nicht ausführlicher geschrieben habe. Sie sind die Güte selbst, daß Sie sich so freundlich jener Zeit erinnern, wovon der Vortheil doch so sehr überwiegend auf meiner Seite gewesen ist. Wie oft giebt es mir neuen Muth und neue Kraft, daß Sie meine Bemühungen anerkennen, wenn alles um mich her darüber schweigt. Es gehört wahrlich Geduld dazu, jetzt die Wirkung guter Gedanken und Worte auf das Publikum abzuwarten. Ich verlange gar nicht gelobt zu werden, vielmehr kann ich mir selbst das Zeugniß geben, daß mir ein wörtliches Lob eher zuwider ist; aber Wirkung von seiner angestrengtesten Thätigkeit muß Jeder sehen wollen. Nun kommen Sie mir zu Hülfe; wenn Sie auch nicht Philosoph sind, so kennen Sie doch die Philosophien, und was weit mehr ist, Sie leben durch Ihren eigenen Beruf im Gegenstande der Philosophie. Ihr Beifall und Urtheil erhält mich oft in meiner Ruhe, wenn der Verdruß sich bei mir einschleichen will. Was mich oft stört, ist auch, daß ich mir in historischen Kenntnissen nicht genüge; denn das Speculiren, das nicht in allen Stunden gleich gut gelingt, nimmt gar viel Zeit weg, und ich muß mich oft begnügen, wo ich gern mehr wüßte.

Sehr gern hätte ich Ihnen neulich noch manches vorgetragen, was mir lebendig im Herzen arbeitet; allein

es geht nicht immer gleich, wenn man es wünscht. Ich sprach Ihnen schon von meinen Gedanken über die Religion, die eigentlich immer mehr und mehr den Nerven meiner ganzen Speculation ausmachen. Ich glaube nämlich über einen großen Hemmungspunct herübergekommen zu seyn, der mir wenigstens scheint die Philosophie in dem Gebiete der Abstraction gehalten zu haben. Wenn ich mich doch darüber mit wenigem Ihnen deutlich machen könnte! Die Philosophie, welche mit dem Selbstbewußtseyn anfängt und alles daraus entwickelt, und die ohne Zweifel die wahre ist, hat meines Erachtens sich in dasselbe und seine verschiedenen Functionen so verstrickt, daß sie es immer nur relativ construirt hat, und nicht auf den alles umfassenden Moment gekommen ist, wo es sich selbst wieder aufhebt, und sich nur wieder findet in einem anderen, das allein an sich ist, und in welchem das Selbstbewußtseyn allein etwas wahrhaft Existirendes ist, nämlich in Gott. Daß unsere gemeine Erkenntnißweise herrührt aus der Begrenzung durch die äußere Mannigfaltigkeit der Dinge, und daß diese wiederum aus einer inneren Begrenzung in uns selbst hervorgeht, das hat man eingesehen. Im Verhältniß gegen diese Mannigfaltigkeit, die ins Unendliche geht, ist das in uns denkende Einfache immer nur das Allgemeine, das, worin die Abstraction ist. Dieses, heißt es nun, muß, um zu handeln, selbst die Gestalt des Besondern annehmen und Individuum werden; aber es soll in seinem Handeln das Allgemeine ausdrücken, welches die Forderung aller neuern

Moralsysteme ist. Aber diese ganze Ansicht hält sich immer noch in der Abstraction, weshalb auch diese Forderung ins Unendliche nie vollständig in Erfüllung gehen kann; und darum, wenn sie es nur stückweise kann, so braucht sie eigentlich gar nicht gemacht zu werden; denn alsdann ist sie schon Bedingung unserer gemeinsamen Existenz. Und ich glaube nicht, daß man über diesen Zwiespalt auf diesem Wege hinauskommen kann. Wie könnte denn aber jene Forderung gelten, und eben so auf der andern Seite in uns die Überzeugung seyn, daß wirklich unsere allgemeinen Begriffe mit den sinnlichen Wahrnehmungen denselben Stoff haben, wenn nicht irgendwo ein Erkennen wäre, worin jene Begrenzung und gegenseitige Ausfüllung des Allgemeinen und Besondern durcheinander absolut wäre! Dieses Erkennen aufzuweisen und es mit dem gemeinen in Verbindung zu setzen, oder vielmehr seine ursprüngliche Identität damit darzustellen, ist die Sache der Dialektik. In diesem Gebiete nun ist der höchste Moment der, wo das Individuum sich selbst in seiner ganzen Allgemeinheit und abstracten Einheit doch als Besonderheit schlechthin erkennt, und nur dadurch wird es erst wahres Individuum; eine Anschauung, in der es sich als Eines und Allgemeines durchaus vernichtet, und sich selbst blos wahrnimmt als Grenze und Aufhebung des wahrhaft Einen, welches allein Gott ist. Da ist die ganze Existenz, welche sich im Individuum concentrirt, das eigentliche Nichts selbst, außer insofern sie Offenbarung und Moment des Daseyns Gottes ist,

und dieses Nichts, wenn es außer Gott seyn, also ein positives Nichts werden will (welches ihm allerdings durch die Existenz, die alle diese Gegensätze ins Unendliche auseinanderzieht, scheinbar möglich wird), ist alsdann das Böse. Dieses ist keineswegs eine bloße Negation, oder ein Mangel und eine Unvollkommenheit, sondern es ist das existirende, positive oder reale Nichts. Dieser Dualismus ist der Schlußstein der ganzen Philosophie, an welchem sie zwischen dem Himmel und dem Abgrunde schwebt. Darum geht der transscendentale Idealismus mit seiner Moral in eine leere Unendlichkeit, und idealisirt, ohne zu wissen was, weil er, von der empirischen Spaltung zwischen dem Erkennen und seiner Begrenzung anfangend, nicht bis dahin kommen kann, wo alle Gegensätze sich von Anfang an verbinden. Wenn das Erkennen eine Einheit seyn soll, so kann es nicht so theilweise begrenzt seyn, wie es im gemeinen Zustande ist, den Fichte beschreibt, sondern es muß durch seine eigene Welt überall und von allen Seiten begrenzt seyn. Aber eben deshalb ist es auch selbst als Individualität und Wirklichkeit die Grenze und das Nichts eines andern, welches von diesem aufgehoben und dadurch erst als etwas Wahrhaftiges gesetzt wird, und dieses andere ist Gott. Hierin liegt eine speculative Theorie der Religion, durch welche alles, was in der wirklichen Religion als Inhalt vorkommt, zur klaren Einsicht gebracht werden kann, hierin mit der Kunstlehre auch die Ethik und Staatslehre.

Vielleicht wird Ihnen durch diese wenigen Formeln die Sache gar nicht verständlich; indessen können Sie daraus doch wohl die Richtung abnehmen, wohin ich gehe, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie darin nicht mit mir übereinstimmen sollten.

Ich höre, daß Sie unpäßlich gewesen sind, und noch nicht wieder viel gearbeitet haben. Dies beunruhigt mich; schreiben Sie mir ja recht bald, wie Sie leben. Überhaupt lassen Sie uns fleißiger correspondiren. Darf ich nicht annehmen, daß Sie mir schmeicheln, wenn Sie sagen, daß auch ich auf Sie einen ermunternden Einfluß habe, so liegt uns ja beiden daran. — —

Solger an Fr. von Raumer, den 10ten December.

— — — Meiner Frau ist Gott sey Dank dieses zweite Wochenbette sehr gut bekommen. Da sie in der dritten Woche schon fast vollkommen wieder hergestellt war, so benutzte ich die Ferienzeit wenigstens zu einer kleinen Ausflucht. Ich war acht Tage in Ziebingen bei Tieck; wie angenehm ich diese Zeit verlebte, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Schütz Lacrimas wohnt jetzt auch da und führt mit Tieck ein sehr vertrautes poetisches Leben. Zuweilen machte auch Kadach den vierten Mann. Fast den ganzen Tag von des Morgens um sieben Uhr bis Abends elf oder zwölf waren wir ungetrennt, mit tüchtigen gründlichen Unterhaltungen oder mit Vorlesen beschäftigt. Nachher war es mir wirklich wie ein Rausch.

Tieck hat mir sehr viel Neues und Schönes aus seinen Handschriften vorgelesen, und manches davon wird hoffentlich zu Ostern gedruckt. Ich hatte ein kleines Gespräch gemacht, als eine Probe künftiger anderer dieser Art. Ich möchte es Ihnen fast mittheilen, sub petito remissionis. Aber geben Sie mir auch ja Ihr strenges Urtheil darüber. Vorzüglich fürchte ich immer, es könnte als Theilnahme an den Parteihändeln dieser Zeit erscheinen, obwohl es der Wahrheit nach einen ganz allgemeinen Standpunct halten soll.

Ich sehne mich sehr, Sie bald einmal wieder zu sehen. Meine Lebensweise, die im Ganzen immer noch dieselbe ist, die Sie kennen, macht es mir recht zum Bedürfniß. Ich habe immer nur einige wenige Freunde, denen ich mich gegenseitig mittheilen kann; alles Übrige ist gar zu sehr in Persönlichkeit, Eitelkeit oder Parteisucht versunken. — —

— — Wir werden noch schlechte Zeiten erleben, lieber Raumer, darum lassen Sie uns zusammenhalten. Es ist mir unschätzbar, daß ich Sie, Tieck, Eichhorn, Krause und wenige andere habe. Ihnen darf ich mich geben wie ich bin, brauche weder Kenntnisse noch Gesinnungen zu erheucheln, und bin überzeugt, daß Sie wahr und aufrichtig gegen mich sind, um mein selbst und um des Guten willen, und nicht, weil ich etwa nach einer Parteipfeife mittanze. Was würde mir die Liebe aller Menschen helfen, wenn ich aus diesem Tanze meinen Beruf machte? — —

Fr. von Raumer an Solger, den 27sten December.

Mit Ihrem Gespräch, das ich dankbar zurücksende, bin ich vollkommen einverstanden, obgleich es mich mehr hungrig als satt gemacht hat. Es ist nur ein Portal zu andern tiefer in die Sache eingehenden Gesprächen. Ich wünsche es bald gedruckt zu lesen, aber lieber in einer Zeitschrift als allein; denn sonst werden Sie gewiß der Meinung nicht entgehen, es solle Parteischrift seyn. Man wird Sie in dem Adelbert wieder finden, jeder Floskelmacher wird sich für noch genialer als Eberhard halten, und junge Freunde wie Julius wird man in der fertigen vollendeten Zeit als hors d'oeuvre bei Seite schieben wollen. Nun meine ich zwar gar nicht, daß man sich scheuen solle zu einer oder der andern Partei zu gehören, und noch weniger, auf seinen eigenen Beinen zu stehen; aber wenn man doch eine äußere Wirkung bezweckt, so soll man sich nicht so stellen, daß sie durch Mißverständniß vereitelt wird. —

1816.

Solger an Fr. von Raumer. Anfang Januar.

— — — Was mir aber vorzüglich gefällt, ist Ihre Bemerkung, daß viele ihren oberflächlichen Demokratismus nur unter dem Haß gegen Napoleon versteckt haben, und jetzt beinahe mit der beliebten Theorie der Menschenrechte wieder hervorkommen. Ihr Beifall und Ihre und Hagens Bemerkungen über mein kleines Gespräch

und dieses Nichts, wenn es außer Gott seyn, also ein positives Nichts werden will (welches ihm allerdings durch die Existenz, die alle diese Gegensätze ins Unendliche auseinanderzieht, scheinbar möglich wird), ist alsdann das Böse. Dieses ist keinesweges eine bloße Negation, oder ein Mangel und eine Unvollkommenheit, sondern es ist das existirende, positive oder reale Nichts. Dieser Dualismus ist der Schlußstein der ganzen Philosophie, an welchem sie zwischen dem Himmel und dem Abgrunde schwebt. Darum geht der transscendentale Idealismus mit seiner Moral in eine leere Unendlichkeit, und idealisirt, ohne zu wissen was, weil er, von der empirischen Spaltung zwischen dem Erkennen und seiner Begrenzung anfangend, nicht bis dahin kommen kann, wo alle Gegensätze sich von Anfang an verbinden. Wenn das Erkennen eine Einheit seyn soll, so kann es nicht so theilweise begrenzt seyn, wie es im gemeinen Zustande ist, den Fichte beschreibt, sondern es muß durch seine eigene Welt überall und von allen Seiten begrenzt seyn. Aber eben deshalb ist es auch selbst als Individualität und Wirklichkeit die Grenze und das Nichts eines andern, welches von diesem aufgehoben und dadurch erst als etwas Wahrhaftiges gesetzt wird, und dieses andere ist Gott. Hierin liegt eine speculative Theorie der Religion, durch welche alles, was in der wirklichen Religion als Inhalt vorkommt, zur klaren Einsicht gebracht werden kann, hierin mit der Kunstlehre auch die Ethik und Staatslehre.

Vielleicht wird Ihnen durch diese wenigen Formeln die Sache gar nicht verständlich; indessen können Sie daraus doch wohl die Richtung abnehmen, wohin ich gehe, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie darin nicht mit mir übereinstimmen sollten.

Ich höre, daß Sie unpäßlich gewesen sind, und noch nicht wieder viel gearbeitet haben. Dies beunruhigt mich; schreiben Sie mir ja recht bald, wie Sie leben. Überhaupt lassen Sie uns fleißiger correspondiren. Darf ich nicht annehmen, daß Sie mir schmeicheln, wenn Sie sagen, daß auch ich auf Sie einen ermunternden Einfluß habe, so liegt uns ja beiden daran. - -

---

Solger an Fr. von Raumer, den 10ten December.

— — — Meiner Frau ist Gott sey Dank dieses zweite Wochenbette sehr gut bekommen. Da sie in der dritten Woche schon fast vollkommen wieder hergestellt war, so benutzte ich die Ferienzeit wenigstens zu einer kleinen Ausflucht. Ich war acht Tage in Ziebingen bei Tieck; wie angenehm ich diese Zeit verlebte, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Schütz Lacrimas wohnt jetzt auch da und führt mit Tieck ein sehr vertrautes poetisches Leben. Zuweilen machte auch Kadach den vierten Mann. Fast den ganzen Tag von des Morgens um sieben Uhr bis Abends elf oder zwölf waren wir ungetrennt, mit tüchtigen gründlichen Unterhaltungen oder mit Vorlesen beschäftigt. Nachher war es mir wirklich wie ein Rausch.

Tieck hat mir sehr viel Neues und Schönes aus seinen Handschriften vorgelesen, und manches davon wird hoffentlich zu Ostern gedruckt. Ich hatte ein kleines Gespräch gemacht, als eine Probe künftiger anderer dieser Art. Ich möchte es Ihnen fast mittheilen, sub petito remissionis. Aber geben Sie mir auch ja Ihr strenges Urtheil darüber. Vorzüglich fürchte ich immer, es könnte als Theilnahme an den Parteihändeln dieser Zeit erscheinen, obwohl es der Wahrheit nach einen ganz allgemeinen Standpunct halten soll.

Ich sehne mich sehr, Sie bald einmal wieder zu sehen. Meine Lebensweise, die im Ganzen immer noch dieselbe ist, die Sie kennen, macht es mir recht zum Bedürfniß. Ich habe immer nur einige wenige Freunde, denen ich mich gegenseitig mittheilen kann; alles Übrige ist gar zu sehr in Persönlichkeit, Eitelkeit oder Parteisucht versunken. — —

— — Wir werden noch schlechte Zeiten erleben, lieber Raumer, darum lassen Sie uns zusammenhalten. Es ist mir unschätzbar, daß ich Sie, Tieck, Eichhorn, Krause und wenige andere habe. Ihnen darf ich mich geben wie ich bin, brauche weder Kenntnisse noch Gesinnungen zu erheucheln, und bin überzeugt, daß Sie wahr und aufrichtig gegen mich sind, um mein selbst und um des Guten willen, und nicht, weil ich etwa nach einer Parteipfeife mittanze. Was würde mir die Liebe aller Menschen helfen, wenn ich aus diesem Tanze meinen Beruf machte? — —

Fr. von Raumer an Solger, den 27sten December.

Mit Ihrem Gespräch, das ich dankbar zurücksende, bin ich vollkommen einverstanden, obgleich es mich mehr hungrig als satt gemacht hat. Es ist nur ein Portal zu andern tiefer in die Sache eingehenden Gesprächen. Ich wünsche es bald gedruckt zu lesen, aber lieber in einer Zeitschrift als allein; denn sonst werden Sie gewiß der Meinung nicht entgehen, es solle Parteischrift seyn. Man wird Sie in dem Adelbert wieder finden, jeder Floskelmacher wird sich für noch genialer als Eberhard halten, und junge Freunde wie Julius wird man in der fertigen vollendeten Zeit als hors d'oeuvre bei Seite schieben wollen. Nun meine ich zwar gar nicht, daß man sich scheuen solle zu einer oder der andern Partei zu gehören, und noch weniger, auf seinen eigenen Beinen zu stehen; aber wenn man doch eine äußere Wirkung bezweckt, so soll man sich nicht so stellen, daß sie durch Mißverständniß vereitelt wird. —

1816.

Solger an Fr. von Raumer. Anfang Januar.

— — — Was mir aber vorzüglich gefällt, ist Ihre Bemerkung, daß viele ihren oberflächlichen Demokratismus nur unter dem Haß gegen Napoleon versteckt haben, und jetzt beinahe mit der beliebten Theorie der Menschenrechte wieder hervorkommen. Ihr Beifall und Ihre und Hagens Bemerkungen über mein kleines Gespräch

haben mich sehr erfreut; ich sehe dies auch als einen Schritt zu Hagens Besserung an. Wenn Sie manches deutlicher darin herausgehoben zu sehen wünschen, so muß ich erinnern, daß es nur durch die Zusammenstellung, und dadurch, daß es jedem überläßt sie zu durchschauen, seine volle Wirkung thun kann. Freilich soll es mehr reizen, als befriedigen. Ich werde noch eine Reihe solcher kleinen Gespräche folgen lassen über verschiedene Gegenstände, welche größere Werke vorbereiten sollen. — —

Solger an Tieck, vom 14ten Februar.

Es ist sehr lange her, theuerster Freund, daß ich nichts von Ihnen unmittelbar erfahren habe, und noch dazu sind Sie in meiner Schuld für einen ziemlich langen Brief. Ich kann zwar Schütz auch zugleich als Ihren Repräsentanten ansehen, und sein Aufenthalt hier ist mir auch in diesem Sinne sehr erfreulich gewesen; aber wünschen muß ich doch sehr, daß Sie ein besserer Correspondent werden. Die Unterhaltung mit Ihnen ist mir gar zu unentbehrlich zu meiner Belehrung, Stärkung und Befestigung. Sie müssen mir diese nicht zu lange entziehen.

Die Gegenwart unsers Freundes Schütz hat mir vielfältigen Genuß gewährt. Es wird mir bei solchen Gelegenheiten immer recht lebendig, wie glücklich es mich machen würde, wenn Sie beide hier wohnten. Indessen

denke ich dann auch, wie viel tausend Fäden hier Sie umspinnen würden, so daß Sie mir dann nicht so angehörten, wie jetzt. Auch ich kann nicht so viel Abende, wie ich wohl möchte, vor der Gesellschaft retten, so eingezogen ich auch eigentlich lebe. Schütz habe ich indessen viel bei mir gesehen, und ihn weit gesprächiger und wenn ich so sagen darf, offener als sonst gefunden. Meine Frauen haben ihn auch sehr lieb gewonnen. Er hat mir allerlei vorgelesen; darunter muß ich vorzüglich die Braut loben, die ich über meine Erwartung schön gefunden habe. Es ist eine dramatische Kraft, ein Fortschreiten der Handlung darin, wie ich von Schütz, bei seinem lyrischen Hange, es gar nicht erwartete; und die Ausführung des Einzelnen ist oft sehr schön. Meine Meinung über die Anlage, die Motive u. s. w. wird er Ihnen wohl mittheilen. Nur gegen das Ende tritt seine Neigung zum Philosophiren wieder hervor, und spielt die Sachen etwas ins Abstracte, worauf ich ihn denn auch aufmerksam gemacht habe. Was halten Sie von dem Gespräch, das er geschrieben, aber noch nicht vollendet hat? Sie kennen es doch wohl? Ich kann es nicht billigen. Mit dem Inhalte stimme ich, so weit er mir deutlich geworden ist, auch nicht überein; was ich aber besonders für verfehlt halte, ist die Form und die Methode. Man sieht daran recht, wie schädlich ihm das Philosophiren ist. Er sucht in diesem Gespräche Dinge mit einander zu vereinigen, die auf ganz verschiedenen Gründen beruhen und sich nie auf dieselbe Formel zurückführen lassen. Methode ist ei-

gentlich gar nicht darin. Einige kleinere Gedichte, die er mir vorgelesen, haben mir sehr gefallen.

Noch manches wollte ich Ihnen gern schreiben, aber gewiß spricht Schütz mit Ihnen so davon, daß es eben so gut seyn wird. Nur von der kleinen Sammlung von Gedichten von Freimund Reimar, die Ihnen Schütz mitbringen wird, muß ich noch etwas sagen. Doch sollte ich freilich lieber auch davon schweigen, um Ihr unbestochenes Urtheil darüber zu vernehmen. Mir hat diese neue Erscheinung sehr große Freude gemacht. Die letzten Kriegsjahre scheinen mir hier zum ersten Male würdig besungen. Es herrscht reine Wahrhaftigkeit darin, und echte poetische Kraft. Ich erwarte begierig Ihr Urtheil.

In unserer Hauslectüre lesen wir jetzt Ihren Octavian, den ich meiner Frau geschenkt habe. Sie erfreut sich ganz ausnehmend daran, das Mährchenhafte ist so recht ihre Sache. Auch mir gewährt er wieder einen schönen Genuß, doch habe ich allerlei zu kritteln. Manches ist mir zu lang, was Sie, glaube ich, mir auch schon zugegeben haben; anderes ist mir aber auch zu absichtlich, und trägt mir zu sehr ein gewisses Costume. Dahin gehört zum Theil die Rolle des Hornvilla, und von den ernsthaften Sachen manches aus denen der Marcebille und ihrer Umgebungen. Ich freue mich sehr auf den Fortunat.

Etwas muß ich Ihnen doch auch von mir sagen. Meine philosophische Rechtslehre, die ich im Sommer lesen will, hat mich den Winter über von manchem an-

deren abgehalten. Desto mehr will ich aber auch im Sommer arbeiten. Bei der Ästhetik, die ich jetzt lese, und in welcher Schütz mein treuer hospes gewesen ist, bin ich auf mehrere Puncte gekommen, die mir im Erwin nicht vollständig genug entwickelt scheinen, und dies könnte auch wohl noch Stoff zu einem oder dem andern kleinen Gespräch geben. Besonders will ich aber der Welt das Herz rühren über die Religion. Der Himmel helfe mir nur zu einer recht erregenden Darstellung, damit ich nicht ganz in den Wind spreche, und meine Unterredner nicht ganz fingirt bleiben.

Schütz sagt mir, daß Sie im Herbste mit ihm zu reisen gedenken. Wenn es irgend geht, so will ich es auch, und zwar mit meiner Frau. Mein Sinn steht nach Cölln. Ich würde über Frankfurt gehn, und von Mainz den Rhein hinunter. Wie schön wär's, wenn wir uns in jenen Gegenden träfen und gemeinschaftlich genössen! Wie glücklich würde ich seyn, in Ihrer Gesellschaft und mit Ihrer Hülfe die alten Kunstwerke verstehen zu lernen! Überlegen Sie sich das recht ernstlich. Einen bestimmten Plan werde ich jedoch vor Anfang der Sommercollegien schwerlich machen können. Ich habe überdies noch ein Nebenamt bekommen, die Direction des Seminars für gelehrte Schulen.

Solger an Fr. von Raumer, den 17ten März.

Ich habe großes Unrecht gegen Sie, daß ich Ihnen

nicht früher geantwortet habe, und Ihr letzter Brief hat mir dieses so lebhaft vor Augen gestellt, daß ich ordentlich darüber erschrocken bin. Aber Gott mag wissen wie mir jetzt die Zeit davoneilt. Ehe ich mich umsehe, ist eine Woche, ein Monat vorbei, und ich bin selten recht zufrieden mit dem, was ich unterdessen geleistet habe. Eben dieser Umstand ist es auch, der mir großes Bedenken erregte, sobald ich Ihren Vorschlag zur Reise nach Italien erhielt, und der mich noch abhält einzustimmen. Was soll aus den Planen werden, die ich angelegt habe! Vielleicht könnte ich durch die Reise um eben so viel zurück, als Sie vorwärts gebracht werden. Ich fühle wohl, daß ich ununterbrochen und in strengem Zusammenhange fortarbeiten muß, wenn die Hauptsachen, die ich vorhabe, zur gehörigen Reife kommen sollen. Und dann, wird man mir auf ein Jahr Urlaub geben, hier, wo solcher Mangel an Philosophie ist? Werde ich es so einrichten können, daß meine Familie dabei nicht leidet, oder mir künftig Sorgen daraus erwachsen? Ich muß für die Meinigen für jetzt und für die Zukunft sorgen. Das alles, sehen Sie wohl, sind Dinge, die sehr wichtigen Einfluß auf solchen Entschluß haben müssen. Was Ihre Einladung zu Ostern betrifft, so nähme ich sie herzlich gern an; aber auch dabei finden sich Hindernisse, die mir gewiß Ihre Verzeihung verschaffen werden. Erstlich brauche ich die Ferien sehr nöthig zur Vorbereitung auf ein neues Collegium, das ich in diesem Sommer lesen werde, und dann muß ich Geld sparen, da ich im Herbst wieder

eine größere Reise zu machen gedenke und diese nicht ohne meine Frau, die sich jetzt darauf freut, machen möchte. Was meinen Sie, wenn wir uns ein Stelldichein in Ziebingen gäben? Bis dahin käme ich Ihnen wohl entgegen. Oder auch in Crossen. — —

— — Sie haben es gewollt, liebster Raumer, und so habe ich denn aus Ihren Reisebriefen manches geradezu ausgestrichen; Ihre Vollmacht muß mich von aller Verantwortlichkeit befreien.

Die Geschichte der Auflösung der Republik Venedig war mir höchst interessant und erfreulich, sie strahlt aus dem Übrigen sehr hervor. Der Inhalt ist uns hier gewiß ganz neu, und die Darstellung finde ich ganz vortrefflich. Den letzten Stoß habe ich auch schon angelesen und mit vielem Vergnügen. — —

— — Meine Arbeiten haben recht guten Fortgang. Über die Rechtslehre habe ich viel nachgedacht und glaube manches Neue gefunden zu haben. Auch sind noch einige kleinere Gespräche in der Arbeit. Ich bin sehr begierig, mich an mein größeres Werk, über die Religion, zu machen, wozu ich aber noch manche Vorarbeiten brauche. —

Solger an Tieck, den 23sten März.

Weshalb sind Sie denn so bitter und böse auf mich, daß Sie mir gar nicht mehr schreiben? Dieses, glaube ich, ist der dritte Brief, den ich an Sie absende. Ich

habe der Kadach eine ganze Ladung Scheltworte an Sie und Schütz mitgegeben; dieser hat sich dadurch rühren lassen, und Sie nicht; es kann aber auch seyn, daß meine Cousine aus bekannter Parteilichkeit die für Sie bestimmten nicht mit bestellt hat.

Über Schützens Brief habe ich mich sehr gefreut, und ich will ihm auch noch besonders dafür danken. Wir verständigen uns immer mehr. Dieses gemeinsame Denken und Wirken macht mir eine unbeschreibliche Lust und ist fast die einzige wahre Geselligkeit, die ich genieße. Messen Sie mir diese nicht gar zu spärlich zu. Um noch sicherer in Schützens Sinnesart eingehen zu können, will ich mich wieder mit seinen Werken beschäftigen, und habe jetzt zu diesem Zwecke den Lacrimas hervorgeholt.

Ihren Zerbino habe ich durchgelesen und abermals mit dem größten Genusse. Nun will ich Ihnen aber auch ehrlich sagen, was ich wohl anders wünschte. Von dem Ganzen kann man sagen, daß es zu sehr auseinandergeht, und das entsteht wohl daraus, daß der dramatische Plan selbst nicht recht gerundet ist. Ich meine nicht in den Begebenheiten, das kann man wohl bei einer Komödie dieses ächten und hohen Styls gerade am wenigsten verlangen, sondern in dem komischen Sinne selbst.

Da bleibt Polykomikus und die Weltverbesserung durch Stallmeister fast zu wenig mit dem Übrigen verbunden. Wäre also der Plan mehr concentrirt, so würde, glaube ich, auch manches Einzelne weniger auseinanderfallen und weniger weitläufig werden. Einzelne zu weit-

läufige Stellen scheinen mir besonders zu seyn: S. 5. 98. 134. 180. 213. 231. u. s. f. Das Zurückdrehen des Stücks, diesen herrlichen Einfall, finde ich fast zu weit ausgesponnen. Auch in der Mühlenscene und in der mit den wandernden Handwerksburschen werden sich manche Reductionen durch die veränderte Zeit von selbst ergeben. Den poetischen Personen und ihrer Geschichte wünschte ich eine radicale Verbesserung. Die Stellen, die sie sprechen, sind zum Theil von der höchsten Vortrefflichkeit, aber man achtet nicht gehörig darauf, weil die ganze Episode keine Beziehung, oder zu wenig, auf die Haupthandlung hat. Zürnen Sie mir nicht über diese Bemerkungen, die vielleicht wenig das Wahre treffen. Ich freue mich herzlich auf den neuen Zerbino, und denke es mir vorzüglich schön, wenn die neuen Thorheiten mit den alten ziemlich auf gleichem Fuß erscheinen werden.

Noch manches hätte ich Ihnen zu schreiben, aber ich bin nun auch böse.

In der letzten Zeit bin ich nicht so ganz wohl gewesen; es war nichts Bedeutendes, aber ein unangenehmer Zustand von Unpäßlichkeit; bald Katarrh, bald Zahnweh, bald Kopfweh u. s. w. Die Ferien, die heute anfangen, werden mich wohl heilen. Der gar zu unbeständige wunderliche Winter konnte wohl nicht gut wirken, am wenigsten, wenn man alle Morgen vor 8 Uhr ausgehen und Collegia lesen mußte.

Tieck an Solger, vom 1sten April.

Mein liebster Freund; freilich könnten Sie mir zürnen, aber gewiß nicht mehr, als ich mir selber thue, daß ich dieses Laster des Aufschiebens, welches ich so herzlich an mir hasse und nicht pflege oder entschuldige, nicht mehr besiegen kann. Wollt' ich mich entschuldigen, so könnte ich es vielleicht auf mancherlei Weise: denn freilich bin ich schon seit lange nichts weniger als wohl, sondern ich befinde mich im Gegentheil recht schlecht, und leide vielfältig, hauptsächlich an Kopf und Augen, am meisten aber an der Seele, weil mich wieder jener Zustand (den Sie hoffentlich gar nicht kennen) von Muthlosigkeit, Lebensüberdruß und eigentlichem Verzweifeln an mir selbst überfallen hat, der mich von Jugend auf von Zeit zu Zeit wie eine wahre Krankheit beschleicht, und gegen welchen ich dann vergeblich nach Hülfsmitteln suche. In dieser Melancholie sind meine Seelenkräfte dann wie erlahmt und alle Federn meines Innern wie auf immer zerbrochen; und ob ich gleich in Gesellschaft dann ziemlich heiter erscheinen kann, so bin ich doch diese Zeit über für jede Thätigkeit verloren. Ich glaube nicht, daß es hinfällige Weichlichkeit ist, denn im Ganzen nehme ich mich doch bei meinen ununterbrochenen körperlichen Leiden noch ziemlich zusammen. — —

— — Je länger ich mit Ihnen umgehe, je mehr glaube ich Sie zu verstehen, je näher fühle ich mich Ihnen; ja ich bin schon oft im Begriff gewesen, Ihnen eine wahre Liebeserklärung zu thun, die der Mann aus sprö-

der Scham immer auch gegen den innigsten Freund zurückhält. Ihre Briefe, Ihre Gespräche und Ihr herrliches Buch befriedigen mich immer ganz, es sind da keine Lücken, keine Dunkelheit, als die der Tiefe, und nicht jenes Zerrissene, durch welches man oft mit den trefflichsten Freunden, möcht' ich doch fast sagen nicht sowohl sich mit ihnen verbunden, als von ihnen getrennt fühlt. Ihren vortrefflichen Brief über Ihre Ansicht der Religion habe ich seitdem oft gelesen und mich dabei Ihrer mündlichen Gespräche wieder erinnert. Diese Ansicht geht mir immer mehr auf, und mit diesem Keime entwickeln sich viele andere Keime, die mir vielleicht künftig blühen und Früchte tragen. Scheint alles mir doch immer mehr einzugehen in jene mystische Ansicht, die ich nie wieder loswerden kann, seit sie sich mir vor vielen Jahren vergegenwärtigt hat. Ich glaube fast, Sie sind berufen, jene für unmöglich geachtete Brücke aus der wahren Philosophie in die ächte Mystik hinüber zu schlagen. Je öfter ich Ihre Dialogen lese (bei denen ich eben wieder bin), je klarer wird mir dieser Gedanke. Ihrem tiefen vielseitigen Geiste fehlt jene Schärfe des Einseitigen, die ihn ewig hindert andere Naturen und Gedanken zu verstehen, wie es mit Fichte der Fall war. Es ist leicht, jene scheinbaren Träume der gespannten Phantasie zu verwerfen, und auch gar nicht schwer, nach Principien sie abzuweisen und ihr Unzulängliches darzuthun; wie es der Schwärmer ebenfalls bequem hat, sich in ein Gefühl gleichsam zu kleiden, das ihm wohl thut und ihn warm

hält: aber sich wahrhaft in die Erleuchtung eines begeisterten Gemüths zu erheben, und hier in den Sphären eines viel verschlungenen Zusammenhangs und der harmonischen Vereinigung aller Kräfte auch Vernunft und Verstand wieder anzutreffen, ist nur Wenigen gegeben; den Allerwenigsten, bis jetzt scheint es Keinem, Kunde und Rechenschaft darüber zu geben: denn den improvisirenden Franz Baader kann ich wirklich nicht rechnen, die herrlichen Rhapsodien eines Haman klingen wie einzelne Töne durch die Welt, Sct. Martin ist zu sehr Sentimentalist und Polemiker gegen die Verdorbenheit, und ohne es zu wissen, gegen seine eigene Unwissenheit; die Religiosen, auch die besten, ziehen alle Erscheinungen zu sehr in ihren Zunftgeist und nehmen eben von allem nur, was sie dafür brauchen können. Und so fühle ich, daß bei uns immer (auf lange, vielleicht auf immer) alles, was ich das Rechte nennen möchte, sey es in Philosophie, Kunst oder Religion, als ein Eremit wohnt, dessen Pflicht es ist, keiner Gemeine anzugehören. Mit dem politischen Vaterlande haben wir längst auch das geistige verloren, und die Art, wie man beides jetzt suchen will, läuft doch auf Schatzgräberei hinaus. Und vielleicht muß es so seyn: ja wohl vornämlich für uns, damit wir im vollen Sinne, im Guten und Bösen, Deutsche bleiben können. Sie sehen hier meine Hypochondrie, die doch eins mit meinem Aberglauben ist und die mich seit zwanzig Jahren dahin bringt, den Verächtern der Deutschen als ein Enthusiast und fanatischer German,

und den leeren vaterländischen Sanguinikern und blinden Patrioten (den wahren blinden Hessen) als ein kalter unentschlossener Mensch zu erscheinen, der nicht fähig ist der guten Sache beizutreten. So stehe ich seit 1806 in meinem Haß gegen die Franzosen und in meiner Vorliebe für Deutschland sehr einzeln, weil ich mich den Unruhigen nie habe deutlich machen können. Wohl wäre ich begierig, ob wir in den Ansichten der Geschichte einig werden könnten. Wir stritten über Macchiavell. In seiner Größe scheint er mir doch das ausgesprochene Böse der neuen Welt; ich muß zweifeln, ob diese Politik da seyn soll, obgleich die Römer sie hatten und durch sie herrschten. Die neuere Geschichtsforschung hat seinen Verstand und seine Consequenz zum Heiligenschein umbiegen wollen: er ist mir das Auge seiner Zeit und er leuchtet und blickt als der wahre Verständige immer noch zu uns herüber und auch wohl noch in die Zukunft hinein. Er ist aber doch wie die witzigen französischen Materialisten über die Liebe; und die Zeit müßte herrlich seyn, in der man ihn nicht mehr begriffe, nicht aus Dummheit wie jetzt, sondern aus tugendhafter Einfalt. In allen kindlichen Zuständen früher Völkerentwickelung giebt es dergleichen Momente der wahren heroischen, religiösen Alterthümlichkeit, nach langen Zuständen der Zerstörung, des Elends und der Verirrung treten sie auch später wieder ein; dies aber kann und soll der Deutsche auch vielleicht nicht erleben; wir sind nie Athen und Sparta gewesen, sollen aber auch wohl nie in solchen Trümmern

liegen, wie diese seit zweitausend Jahren. Träume über Träume! werden Sie sagen, und ich muß doch wiederholen, Macchiavell ist modern, wenn ich dies Wort dem heroischen, edlen alterthümlichen, unbewußt poetischen jener Staaten entgegensetze.

Wie haben Sie über S. aus meiner Seele gesprochen! Seit lange hatte ich mir vorgenommen Ihnen darüber zu schreiben, besonders als er damals seinen Dialog mitnahm, Ihnen denselben mitzutheilen. — S. theilt aber eine Sonderbarkeit mit vielen andern Menschen: er läßt sich in der Poesie, zu der er herrliche Talente hat, alles sagen, aber in der Philosophie nichts, wenigstens nichts, das sein Geist vernähme: denn er ist in dieser ein Adept und hat es weg, entweder jeden Widerspruch völlig wie vor einem Ungeweihten abzuweisen, oder ihn ja durch sein aufgestreutes Pulver in seine Wahrheit zu verwandeln. Sollten viele Menschen nicht, wie die Engbrüstigen, in einem Nebel leben müssen, um sich gesund zu fühlen? Sollte es nicht, statt des Denkens, in manchem einen Schwindel geben, dessen Umdrehung, da freilich innerlich dadurch vieles angerührt wird, ihnen wie Philosophie vorkömmt? Sehen Sie jetzt den Roman von X an; mir scheint er ungenießbar. Und doch welcher Frühlingszauber, welcher Glanz, welche Blumenfrische! Oft mein' ich, wenn ich diese Sachen wieder durchgehe, ich habe über Liebe, über Reiz und Schönheit der Weiber, über Sehnsucht, von der ganzen Fülle jugendlicher Phantasie noch gar nichts gelesen, so entzückt, wahr-

haft bezaubert bin ich von der Herrlichkeit; nur bleibt es nicht, ruht nicht, verflattert, vergeht wie Wolkenpracht, und man kann sich der Gebilde nachher kaum erinnern. —

— Oft wird mir angst, wenn ich meine schnelle Fühlbarkeit sehe, mich in alle fremde Gedanken und Zustände nur zu leicht hineinzudenken, so daß mir oft auf Augenblicke und Stunden wie mein Selbst verdämmert; oder erinnere ich mich, durch welche Fluth wechselnder Gedanken und Überzeugungen ich gegangen bin, so erschrecke ich und mir fällt Hume's Behauptung ein, daß die Seele nur ein Etwas sey, an dem sich im Fluß der Zeit verschiedenartige Erscheinungen sichtbar machten. Doch kann ja unsere Seele auch nicht ohne Geschichte seyn, und das ist doch nur das Wort dafür. Die meisten Menschen scheinen mir in dem doppelten Zustande zu seyn (und ich theile ihn ja auch oft genug) eines unbegreiflichen Leichtsinnes, in dem sie gar nicht ernsthaft denken, sondern sich zerstreuen und alles aus dem Sinn schlagen; oder einer schwerfälligen Stumpfheit, in der sie nicht denken können, oder an Worten, Formen, Phrasen festhalten, und an diesen Kisten und Kasten auf dem Wasser sich rettend schwimmen. Die meisten werden aber auch wirklich gerettet, und gingen ohne diese im Chaos der Tiefe unter. Es ist ein ehrwürdiger Moment, die Blätter eines hohen Geistes in die Hand zu nehmen, um aus den stummen Zeichen durch das Auge meine Seele zu bewegen und dieselben Schwingen in mir loszuwickeln; bin ich nicht gestimmt, verschlossen, dumm, so ist es

wahrhaft nur höchst lächerlich, die Augen darauf hinzuhalten und ein Blatt nach dem andern umzuwenden. Ich muß auch oft über mich selbst lachen.

Ihre Dialogen sind neben der ernsten Seite jedesmal auch eine wahre wollüstige Schwelgerei; dieses Anregen aller Kräfte, Gedanken und Erinnerungen, dieses Verklären der Ahndung, dieses Wiederkehren der Gedanken und ihr Verpflanzen in höhere Regionen müßte nach meinem Gefühl auf alle Leser so wirken. Für Ihre Nachweisungen wegen des Zerbino danke ich Ihnen herzlich: wäre es nur mehr und wären Sie nur noch strenger; ich hatte mir eingebildet, Sie würden mir ein Exemplar mit Randglossen schicken. Die größte Weitschweifigkeit p. 194 und 195 haben Sie noch übersehen, es ist wenigstens die, die mich beim Lesen immer am meisten geärgert hat. Erwarten Sie übrigens von meiner Umarbeitung (die sich auch vielleicht noch lange verzögern kann) nicht gar zu viel. Der Zerbino entstand aus wahrer Begeisterung der Jugend, ich sah und hörte damals nirgend meinen Widerwillen gegen die Albernheit der Welt, so wie meine Freunde an dem, was ich für das Beste hielt; doch konnte ich es auch nicht in Worten sagen und fing darum an zu dichten, mehr aus der Ahndung, mehr um selbst das Geahndete zu erobern durch diese Arbeit, als in sie ein angefülltes, überströmendes Herz niederzulegen. Dies giebt diesem Gedichte sein Gutes und sein Schlimmes (und etwas von diesem Eroberungs- und Entdeckungsplan wird wohl in jedem Dichterwerk seyn müs-

sen, wenn es nicht kalt werden soll) und darum ist es schwierig, es umzuarbeiten: denn mischt sich unbewußt irgend eine Altklugheit hinein, so stände diese wie die Eule zwischen den neckenden Vögeln, und alle Satyre erginge über den Dichter selbst; mir wäre immer noch kindische Schwäche und Unbedeutendheit lieber. Ich hatte vor, das Ganze mehr zu concentriren, oder ihm vielmehr eine bestimmtere Geschichte zu geben, dabei dürfte es aber leicht weitläufiger werden, als es gegenwärtig ist; denn wenn das Komische Zusätze erhält, so muß sich das Poetische auch etwas mehr ausbreiten. Geben Sie mir nur noch mehr Winke. Ich wollte die neuere Erziehungskrankheit, die neue Deutschheit, die neue Poesie, die pedantischen Windbeutel noch einführen, hauptsächlich aber einen neuesten Verächter alles Gründlichen und Guten (aus Zerbino, Sternbald, Kater und meinen eigenen Schriften erwachsen), mit jener Hyper-Kritik, die gleich Null ist, mit neuer Physik und was nicht alles. Ich sehe auch schon, wie das Poetische mehr in Handlungen gehen kann. Die verkehrte Welt ist richtiger, ich möchte sagen philosophischer gebaut; dem Zerbino thäte jene Nothwendigkeit gut, die dort die verschiedenen Kreise in Bewegung setzt und Willkür, Tollheit, Zufall besser vereinigt; diese Welt ist aber auch in wenigen Tagen geschrieben und nach dem Prolog des Zerbino verfloß fast ein Jahr, nach dem zweiten Act wieder mehr als ein Jahr; das Übrige ist schnell fertig gemacht.

Meine herzlichsten Grüße, auch meinen Dank Ihrer

lieben, liebenswürdigen Frau! Das Gedicht von X ist durchaus vortrefflich. Ist die Thorheit großartig, so ist sie mir unsäglich lieb. Erinnern Sie sich wohl des: Ich wurde auch einmal angebetet; Christ. Bleichenwang in „Was ihr wollt" Act. I. (Ich bin so weitläufig, wie ich Ihrem Gedächtniß nicht traue). Was sollte wohl Dante einst sagen, wenn dieser Christoph zu ihm vertrauend träte und nach einigen Anekdoten naiv sagte: ich wurde auch einmal angebetet! Wenn der Dichter von sich spricht, dann sieht man, ob er nur dichtet, oder ein Dichter ist; es heißt zu arg dichten, wenn er sagt, daß er doch die Menschen leise im starren Eise lenkt; da er vielmehr der ist, der sie auf's Eis führt; denn wie wären sie sonst dahin gekommen? Er hat ja doch nichts gethan, als den neuesten, unverfälschten Gespenstergallert erfunden, der gut bei der Toilette einzunehmen ist; und ich glaube immer, wenn ich ihn lese, Holbergs Bramarbas zu hören: ich wollte unternehmen, mit geringer Abänderung (lange nicht so viele, wie wir dem Shakspeare auf allen Theatern bieten) diesen in den Sigurd oder einen beliebigen Helden zu verwandeln. Es hat uns bis jetzt an der uralten Gaskogneſischen Poesie gefehlt, aber wir haben dafür die Gaskonadenpoesie entdeckt, und das ist auch etwas. Es ist immer zum Verzweifeln, daß ein und dasselbe Publicum, das doch über mich lachen will und kann, beim X ernsthaft und gesetzt bleibt. Wollen Sie einmal recht lachen, so lesen Sie seine beiden Hauptleute im Sommer (die

Undine macht den Frühling), und Sie werden wissen, was Wüste, Hitze, Freundschaft, Ehre, Sand und Christenthum zu bedeuten haben. —

Solger an Tieck, den 7ten April.

Mein theurer Freund, Ihr lieber Brief vom 1sten dieses Monats war kein Aprilschicken; ich habe mich unendlich darüber erfreut, so leid mir auch die Nachrichten von Ihrem Befinden thaten. Es ist mir ein unschätzbares Gut, daß Sie so vielen Antheil an mir und meinen Bestrebungen nehmen, und was Sie mir darüber sagen, kräftigt und ermuthigt mich immer auf lange. Wir Menschen haben nun einmal die Schwäche, daß uns von Zeit zu Zeit um den äußern und selbst um den innern Erfolg unserer Bemühungen bange wird; wenn wir aber stark genug wären, uns immer im Innern kräftig und thätig genug zu erhalten und bei strenger Erfüllung unseres Berufs alles Übrige Gott anheim zu stellen, so würden auch jene Sorgen nie eintreten. Indessen soll einer des andern bedürfen, und aus diesem Bedürfnisse kommen die schönsten Freuden. So bedarf ich Ihrer durchaus: denn ich weiß niemand, mit dem ich mich so wie mit Ihnen verstände. Mit Krause verstehe ich mich allerdings auch, aber auf eine andere Art, mit Eichhorn wieder auf eine andere, doch mit keinem von diesen so klar und so, daß ich mich so ganz darin beruhigen könnte. Man wird von der Welt und dem Leben im Ganzen

nur gar zu wenig getragen und aufrecht erhalten. Auch mich ergreift zuweilen eine trübe und muthlose Stimmung, deren Ursprung mir unbekannt ist, die aber doch gewiß mehr oder weniger aus Vernachlässigung herrührt. Ich will damit nichts über die Ihrige sagen, ich glaube vielmehr, daß diese mit Ihren größten Eigenschaften als Dichter zusammenhängt. Fast möchte ich Ihnen etwas rathen, um sich von diesem Zustande, wenn er überhand nimmt, zu befreien, oder ihn wenigstens zu mildern, nämlich eine Beschäftigung mit einem ganz einzelnen und eben nicht bedeutenden, aber doch die Aufmerksamkeit an sich ziehenden Gegenstande. Ich habe mich zuweilen an einer ganz trocknen und mechanischen grammatischen Arbeit erheitert. Man hat dabei das angenehme Gefühl, doch mit irgend etwas ganz fertig zu werden. Doch vielleicht lachen Sie über meinen Rath. Das Schlimmste ist, daß Sie am Arbeiten gehindert werden. Thun Sie ja alles, um darin bald frisch fortzufahren.

Ihre Freundschaft, Ihre Übereinstimmung mit meinen Ideen, Ihr Lob macht mich glücklich, und doch auch wieder bange, wenn ich mir zuweilen denke, es könnte eine Neigung für mich seyn, die Ihnen auf eine Zeit meine Fehler und Schwächen verdeckte, und Sie möchten nachher diese desto schärfer bemerken. Meine positiven Kenntnisse haben nicht Umfang und Fülle genug. Ich bin darin früher durch eine gewisse grammatische Gründlichkeit, nachher aber durch die Speculation selbst zurückgehalten worden, wiewohl ich auch überzeugt bin,

daß jene Schule mir für diese letzte sehr nützlich gewesen ist. Wie oft wünschte ich mir Ihre historischen und literarischen Kenntnisse, besonders aus der neuern Welt! Eben so ist mir oft bange wegen meiner Darstellung, ob ich die wohl je recht zur Virtuosität bringe. Von dieser Seite besonders kommt mir so manches im Erwin unbeholfen und schwach vor. Sie gehört aber doch durchaus zu dem, was ich mir vorgesetzt habe, was weder methodo mathematica, noch durch Rhapsodien, noch durch Deduction und Construction, noch durch sonst irgend etwas anders erreicht werden kann, als durch eine vollständig in die Gestalt des Lebens aufgehende Dialektik. Diese und andere solche Zweifel beunruhigen mich sehr oft; dagegen sagt mir aber mein Bewußtseyn, ich weiß, daß wir uns im Wesentlichen verstehen. Ich sehe dies wieder recht an der Art, wie Sie meine kurz hingeworfenen Gedanken über die Religion aufnahmen. Jene Brücke aus der wahren Philosophie in die ächte Mystik, wie Sie es nennen, halte ich in der That ganz und gar nicht für unmöglich; wenigstens würde ich, wenn ich sie dafür hielte, auch die Philosophie selbst aufgeben. Ist es denn etwa leichter oder dem gewöhnlichen Standpuncte der Erkenntniß angemessener, die Kunst in Einsicht aufzulösen, oder den Staat? Freilich hierbei haben es mehr Philosophen versucht, als bei der Religion; aber wie? sie haben uns doch wahrlich meistens etwas gegeben, was weder Kunst noch Staat ist, und sich damit geholfen, daß sie etwa sagten, die wirkliche Kunst sey nicht

die rechte, und der wirkliche Staat immer nur ein Nothstaat, in der Vernunft müsse es ganz anders kommen. Dies ist die unglückliche Verirrung, der die Philosophie von jeher in verschiedenen Graden unterworfen gewesen ist. Nur bei der Religion habe sie so etwas nicht geradezu gewagt, sondern sich meistens damit ausgeredet, ob es eine Religion und was für eine es gebe, das könne man nur in der Religion selbst erfahren, bei ihnen sey aber eben dasselbe die Philosophie. Als wenn man mit Philosophie ein einziges Haar könnte wachsen lassen! Oder als wenn man nicht auch die Kunst durch Kunst, den Staat durch den Staat erfahren müßte! Ich werde es also auch bei der Religion versuchen und zwar zunächst, und hoffe etwas Gott nicht Ungefälliges damit zu thun. Ja vielleicht läßt sich zur wirklichen Wiederherstellung religiöser Gesinnung jetzt nicht besser wirken, als auf dem Wege der Einsicht und speculativen Überzeugung. Dieses Unternehmen ist gewiß nicht frevelhaft: denn schon längst bin ich überzeugt, daß in der wahren Speculation etwas anderes in uns denkt, als unser zeitliches Individuum. Was nun die Verschiedenheit der Standpuncte betrifft, deren Sie erwähnen, welche die Mystiker und die nach Verstandesprincipien Philosophirenden abgehalten hat einander zu verstehen, so meine ich, daß man mit der Speculation nicht durch ist, so lange man noch einen Standpunct übrig läßt, den man nicht, ich will nicht sagen, construirt (denn das kann man nach mancher Formel), sondern in sich selbst erfah-

ren hätte. Nun ist aber wirklich die Erfahrung aller übrigen Zustände noch leichter auf irgend einen abgesonderten Grund des Denkens zu beziehen, als eben die des religiösen. Denn in diesem erfährt man einzig und allein sich selbst und muß sich selbst in seinen eigenen Grund auflösen, und verliert sich selbst gänzlich, um sich in der Gottheit auf ewig wieder zu gewinnen. Die einzelne Vorstellung des gemeinen Verstandes wird ins Unendliche auf ihren Begriff bezogen, und in dieser Unvollendung wird der gemeine Mensch seiner selbst mächtig. In dem Schönen ist die Wirklichkeit ganz von ihrem Begriff erfüllt; das fühlen auch die meisten darin und fordern es davon, aber sie sind so an die gemeine Wirklichkeit gewöhnt, daß sie nicht wahrnehmen, wie die Wirklichkeit und ihr Begriff durcheinander in das Nichts aufgehen, mit welcher Wahrnehmung, der Ironie, doch eigentlich das volle Verständniß der Kunst allein aufgeht. Jedoch ist hier immer noch unser eigenes wirkendes und thätiges, verbindendes und auflösendes Bewußtseyn, dessen wir in diesem vollkommenen Wirken erst in höherem Sinne mächtig werden. Wie aber nun, wenn wir endlich erfahren, daß dieses Seyn und dieses Wesen, welches unser Bewußtseyn als ein Reich der Begriffe und als ein Reich der Erscheinungen auf mannigfache Weise ineinander überführte, nichts anders ist als wir selbst, und nirgend anders als in uns selbst? daß alles in der Welt nach beiden Richtungen nur unsere Individualität ist, und daß diese als solche (freilich nicht im

Gegensatze gegen eine todte Außenwelt, sondern in ihrem ganzen vollen Leben) nur da seyn kann, wo sie selbst ihr eigenes ganzes Daseyn und ihr eigenes Wesen, ihr Weltall und ihr Begriff ist? Da verschwindet diese Individualität als solche in ihrer Wirklichkeit, ja in ihrem besondern Begriffe, sich selbst, nur insofern ihr Wesen wirklich ist; — eben so wie ihr vorher die wirkliche Welt mit ihrem Begriffe verschwand. Und ist mit jenem Verschwinden in der Kunst die unmittelbare Gegenwart der Wahrheit verbunden, so ist mit diesem Verschwinden des individuellen Bewußtseyns die Gegenwart des Bewußtseyns, des Wesens, ja der Individualität an sich, oder Gottes verbunden. Alles sind Ausreden, bis man Gott als Person und doch als Bewußtseyn schlechthin erkannt hat. Denn beides ist eins, und nur durch persönliches Bewußtseyn und blos durch dieses in sich selbst gelangt man dazu. Ich drücke mich gewiß sehr unvollkommen und nur halb verständlich aus, wie es aber bei solchen Gegenständen und in solcher Kürze auch fast nicht anders möglich ist. Ich will Ihnen aber auch blos zu verstehen geben, wie die Möglichkeit von dem, was ich meine, gedacht werden muß. Man begreift gewöhnlich gar nicht, wie eine jede Erkenntnißweise auch ihren eigenthümlichen Gegenstand haben muß, und umgekehrt. Wenn z. B. Fichte seinem empirischen Selbstbewußtseyn eine äußere unbekannte Schranke entgegensetzt, eben weil es nur das empirische ist, so denkt er, damit ist alles fertig. Ein anderer wie Spinoza, gelangt durch Anschauung zu der

Einsicht, daß die Substanz an sich mit ihrem Attribut vollkommen identisch und adäquat ist, und nachdem er dies abgemacht, kann er nun die ganze Wirklichkeit durch mathematische Demonstration in dieses Wesen, welches er Gott nennt, verwandeln. Eben eine solche Voraussetzung ist die Identität des Subjects und Objects, und was dergleichen mehr ist. Alle diese Standpuncte sind wahr: denn sie enthalten die Einheit dessen, was im gemeinen Erkennen sich ins Unendliche auflöst; aber darum ist nicht jeder die ganze Erkenntniß, die Welt erscheint in jedem von ihnen paradox und verschoben: denn dasselbe, was hier nur in einem Momente gefaßt ist, muß sich noch vielfach verwandeln, ehe es die Idee der Erkenntniß selbst seyn, und ehe auch nur jener Moment vollkommen verstanden werden kann. Eben so kann sich auch ein ächter Schwärmer ganz verlieren in dem Gefühle, in seinem innersten Selbst die unmittelbare Offenbarung Gottes zu hegen, er kann das in sich selbst wahrnehmen, was andere im Verstande durch Demonstration einsehen u. s. w., und auch ihm wird die Welt beschränkt und verschoben erscheinen, wenn er nicht im Stande ist sich klar zu machen, wie dieses Herabsteigen Gottes in sein Individuum überall ist, nur auf ganz andere Weise, wo ein Begriff in seinem Dinge, ein Subject in seinem Object, ein Zweck in seinem Mittel u. s. w. gegenwärtig erkannt wird. Weil er aber ganz versunken ist in dieses einseitige Gefühl und in diesem die Vernichtung alles

übrigen gegeben ist, so kann er sich nicht in diejenigen Erkenntnißweisen versetzen, wo alles wieder aufersteht.

Meine Äußerungen sind etwas rhapsodisch; ich habe aber nicht Zeit alles recht zu ordnen, auch verstehn sich wohl solche Mittheilungen wie diese noch am besten, wenn sie so herauskommen wie sie sich der Stimmung aufdrängen. Es ist seit Platon eine Sage, daß die Begriffe nicht leere Denkformen sind, sondern daß sie irgendwo eben so leibhaftig existiren, wie das, was wir gewöhnlich wirkliche Dinge nennen. Diese Begriffe oder Ideen in ihrer Existenz denken sich die Menschen bildlich, und darüber wird diese ganze Vorstellungsart eine Fiction oder Spiel der Einbildungskraft. Die Sage selbst aber ist auch nur eine Ahndung von dem Wahren, nämlich daß Gott persönlich und lebendig existirt, dadurch existiren auch diese sogenannten Ideen: denn ohne Gottes Daseyn ist es nicht möglich, daß ein Begriff zugleich individuell und lebendig sey, wie ich es auch im Erwin gesagt habe. Darin liegt aber eben die Schwäche der menschlichen Vernunft, daß die Menschen glauben, sie müssen höher hinaus, als das Leben und die Offenbarung, welches beides eigentlich eins ist; und das glauben sie zu erlangen, wenn sie sich selbst ihre Götzen machen und das, was ist, nicht sehn wollen, gerade wie sie in der Kunst alle mögliche alberne und faselnde Erdichtung für poetischer halten, als die historische Wahrheit, in welcher doch die Kunst zur wahren Reife kommt. Jedes philosophische System bringt ein Gefühl der Beschränktheit hervor und scheint einen

Vorsatz zu fordern, mit dem man sich ihm ergebe. Und doch muß in dem Moment, in welchem es wirklich den Mittelpunct der Erkenntniß darstellt, volle Überzeugung seyn, die es wohl aber ist, was nachher für alles übrige blind macht.

Einer solchen Beschränktheit wird auch meine Philosophie nicht entgehen; ich denke aber, sie muß sehr unterdrückt werden durch die kunstartige Behandlung in Gesprächen, wie es sich auch beim Platon bewährt. Das Schönste wäre immer, wenn ich meine Gespräche zuletzt ganz dramatisch machen, d. h. wenn das Mimische darin vollkommen dem Dialektischen gleich kommen könnte; dann würde zuletzt eben so wenig ein besonderes System der Philosophie dazu gehören, sie zu verstehen, oder vielmehr, sie mit zu durchleben, wie zum Genuß der Kunstwerke der Besitz einer besondern Theorie der Kunst gehört. Vielleicht ist aber dieses nie ganz erreichbar. Wenigstens scheint es noch eher bei kleineren, mehr exoterischen Gesprächen anzugehen, als bei den eigentlich wissenschaftlichen. Was sich aber davon irgend erlangen läßt, will ich bei den Gesprächen über die Religion versuchen.

Für diesmal kann es nun wohl genug seyn, nicht wahr? Ich muß Ihnen so noch über manches schreiben, was Ihr Brief enthält. Zuerst über Machiavell. Sie sagen: er ist modern! Doch wohl nicht in einem engern Sinne, denn gegen die jetzige Sinnesart ist er in mancher Bedeutung classisch. Unser eigentliches Modernes besteht in dem Sentimentalisiren und Idealisiren, welches

aus innerlicher Liederlichkeit hervorgeht, und das ist doch wohl ganz und gar nicht seine Sache. Gegen diese Sinnesart hat seine reine Gleichgültigkeit etwas Großartiges, wie es die Alten hatten, selbst in ihrer Bosheit. Wenn man besonders die jetzige Denkungsart über Staatssachen recht betrachtet, worin die Menschen ihre Ruchlosigkeit, Nichtachtung des Rechts, Vorwitz u. s. w. vollkommen als Eins ansehen mit Menschenbeglückung und Erhebung des Staats zu Ideen, gerade wie liebeschwärmende Huren, so bekommt man Respect vor Machiavell. Aber das ist wahr, daß die neueren Italiener in vielen Stücken von der antiken Sinnesart nur die negative gleichgültige Seite beibehalten haben, und das zeigt sich auch recht an ihm. Daß diese Art von Klugheit gar nicht seyn sollte, möchte ich doch kaum behaupten. Sie muß seyn, wo große Civilisation ist, und es hat in meinen Augen etwas Großes, daß selbst der Edle sie nicht ganz außer Acht lassen darf, weil er und das Gute selbst sonst zu kurz kommt. Wäre sie doch gegen Napoleon angewandt worden! Ihrer Vergleichung Machiavells mit den französischen Materialisten über die Liebe kann ich auch nicht ganz beistimmen: denn Machiavell macht sich doch nie ein Ideal aus seinen Lebensregeln. Nun versteht sich aber wohl, daß ich ihn nimmermehr als einzige Quelle der Staatsweisheit ansehen werde. Jenes heroische, unbewußt poetische Wesen jugendlicher Staaten ist freilich etwas ganz anders; aber am schönsten ist es, wenn es sich in den Zeiten der höchsten Civilisation und des

Bewußtseyns erhält, und das scheint mir eigentlich die höchste Aufgabe für Gesetzgebung und Politik. Je mehr ich die Verfassungen des Mittelalters betrachte, desto mehr finde ich, daß sie eine große Anlage hatten, zu einer solchen Trefflichkeit zu gelangen. In dem Lehnswesen war das heroische und poetische Element, in dem Städtewesen das der Civilisation. Vielleicht wird noch einmal eine politische Erfindung gemacht, worin beides zusammenschmilzt. Bei den Griechen fielen diese beiden Elemente immer auseinander. Sparta erhielt sich lange Zeit das Heroische, mußte aber auf alle Bildung des Geistes und dergleichen Verzicht thun, und zuletzt, da die übrige Welt ganz anders geworden war, sich in vorsätzlichen Widerspruch verhärten; in Athen behielt die Poesie bei der höchsten äußern Ausbildung die jugendliche Frische, aber der civilisirte Staat zerfiel in eine Anarchie, die wir uns aus Vorliebe immer noch nicht abscheulich genug denken.

Ihre Lästerungen auf Ihre Freunde nehme ich Ihnen auch nicht im geringsten übel. Ich weiß wie das ist, und wie schwer einem oft das Leben dadurch wird. Es würde nicht so seyn, wenn es irgend eine öffentliche Meinung, einen gemeinsamen Sinn, etwas Festes und Heiliges für Alle gäbe. So aber zersplittert sich alles in Privatbestrebungen, und die meisten Menschen wissen, um sich nur selbst zu erhalten, sich auf das äußerste dagegen zu wehren, einen, der selbst denkt, zu verstehen. Ist er berühmt oder vielmehr mode (denn es giebt kaum

noch eine andere Berühmtheit), so giebt man sich ihm leicht hin, weil alsdann der Geist schon herausgetrieben und im Tagesgewäsch verwandelt ist. Bei diesem gänzlichen Unglauben muß das Bestreben herrschen, immer das Treffliche fast absichtlich außer dem Ächten und Wahren zu suchen. — —

— Sie klagen auf gewisse Weise über Ihre Fähigkeit, sich in alle fremde Gedanken und Zustände hineinzuversetzen. Bei mir ist diese gewiß nicht so leicht und lebendig wie bei Ihnen, aber ich habe auch einen großen Hang dazu, den ich oft schon verwünscht habe. Wenn ich mit dem allerdümmsten Menschen spreche, so befleißige ich mich ganz ehrlich in ihn einzugehn, und muß dagegen oft die traurige Erfahrung machen, daß mich die Klugen kaum anhören wollen. Man möchte sich nur eine rechte scharfe Bornirtheit wünschen, damit man von einem festen Puncte aus alles ablehnen und zum Schweigen bringen könnte. Nur dadurch kann man sich eigentlich recht in Ansehn setzen. Ohne dies merken sie auch nicht, daß man etwas sagt. Haben Sie gehört, wie R.... über den Erwin geurtheilt hat? „es sey doch eigentlich nichts, als was Fichte und Schelling schon gesagt hätten." Wenn ich nur wüßte, wo? Man mag sagen was man will, wenn es nur aus der Wahrheit und Natur der Sache geschöpft und nicht mit einer absonderlichen Beschränktheit schief gestellt ist, so antwortet jeder: ja, das habe ich eben gesagt, das habe ich immer gesagt, oder das haben sie schon alle gesagt! —

Tieck an Solger, vom 7ten Mai.

Dank Ihnen, mein liebster Freund, für Ihren herrlichen Brief, an welchem ich noch lange zu genießen haben werde; ich glaube Sie ganz zu verstehen, und freue mich immer mehr, daß wir so zusammentreffen, oder vielmehr, daß Sie der Dollmetscher meiner Ansichten und Ahndungen mir selber werden. Ich muß jetzt über mich lächeln, wenn ich der Zeiten gedenke, als ich, ungeachtet eines großen Vertrauens, eine Art von Furcht vor Ihnen als einem Philosophen und Philologen hatte; ich gerieth in einen rührenden innerlichen Unwillen, als ich vor Jahren hörte, daß man Sie in Dresden bei den Antiken studirend gefunden, und daß Sie etwas über die Schönheit und Kunst schreiben wollten, denn mir wurde von neuem gegenwärtig, wie die Antike (auch die redende) bisher fast nur zu einer unbilligen Einseitigkeit, zu einem Verkennen der herrlichsten Erscheinungen mittler und neuer Welt auch die edelsten Gemüther verlockt hatte; ich hatte wenigstens die Erfahrung gemacht, daß viele in meiner Jugend mit mir wohl einzustimmen schienen, bis sie von einem scheinbaren Enthusiasmus für die alte Welt wie von einem Fieber hingerissen, alles hohnlächelnd von sich wiesen, was sie noch kürzlich mit schwächlichem Entzücken erwärmt hatte; und wir mögen uns so selbstständig fühlen wie wir wollen, so kann doch unser Geist in gewissen Stunden eben so schaudernd, wie unser Körper von einer kalten Einsamkeit angeweht werden, besonders da ich mir schon seit lange sagen mußte, daß die meisten um

mich, vorzüglich die jüngern unserer dichtenden Zuhörer nie jene Erscheinung verstanden und gesehen haben, die mein Herz schon früh gewonnen hat. Dies ist kein Irrewerden, aber wohl ein Todesschauer, in welchem man oft aufgiebt je die wahre Einstimmung zu finden, und endlich sich gewöhnt allenthalben nur Schein zu sehen. Nehmen Sie mit Ihrer gewohnten Liebe dieses mein aufrichtiges Bekenntniß an; ich bin wahrhaft so glücklich, daß gerade Sie der sind, der mir meine Träume ausdeutet. Wenn ich etwas über Sie vermöchte, müßten Sie recht fleißig schreiben, auch noch viel über Kunst und Poesie; denn oft liegen in den Dialogen in hingeworfenen verlorenen Worten Keime zu den herrlichsten Blumen und Bäumen.

Heute müssen Sie mit einem kurzen und flüchtigen Briefe vorlieb nehmen: denn ich leide wieder, wie jetzt so oft, an meinen verhaßten Kopfschmerzen, und bin überhaupt schon seit lange nicht wohl. Ihr Hausmittel gegen böse Laune ist schon sonst von mir versucht, paßt und hilft nicht immer; denn denken Sie sich in meine Lage, daß Sie dann kein Blatt, keine Feder, die Ihnen entfallen, wieder aufheben können, daß dieser Schwindel Sie verfolgt, und dann die Übel, die Ihrer Gesundheit unbekannt sind. Hätte ich nicht diese Heiterkeit, die mir oft sogar als ein verwerflicher Leichtsinn vorkommen will (gerade in meiner Melancholie zanken sich immer diese Geister am heftigsten und lustigsten), so lebte ich wohl äußerlich und innerlich nicht mehr. Aber so wunderbar

ist unser Wesen, daß dasselbe, was uns zerstört, uns auch wieder erhält. —

Solger an Tieck, vom 11ten Mai.

— Dichter müssen nicht so prompt seyn. — dieses bemerkt man leider auch am Phantasus und an der Novelle vom Tischler. Nun kommt die Kühle des Anstehens an mich, nun möchte ich Sie um alles in der Welt bitten, daß Sie diese Sachen, wornach mir und alle sehnen, nicht länger verzögern. Auf den Fortunat habe ich meine Frau schon lange vertröstet, und wenn er nicht bald kommt, so sollen Sie es mit ihr zu thun haben.

Indessen kann ich nicht auf Sie zürnen, wenn Sie mir schreiben, daß wir uns bald wieder sehen werden; kommen Sie ja, sobald dieser rauhe Mai sich gemildert hat. Dann lese ich Ihnen zwei neue Gespräche vor; denn nun mag ich sie Ihnen nicht mehr gern schicken, weil mich dünkt, das Vorlesen veranlasse mehr zu lebendiger Mittheilung. Sie treiben mich zum Schreiben, und ich habe auch große Lust dazu. Wenn es die Leute nur mehr lösen! Reimer beschwert sich, daß den Envoi schlecht geht, und es nimmt auch eben fast Niemand Notiz davon. Wir müssen also uns und den Musen schreiben, und, nicht zu vergessen, unseren Freunden. Über die Kunst habe ich allerdings noch einiges auf dem Herzen. So wollte ich noch ein Gespräch machen über das Zusammenfallen von Begeisterung und Ironie, welches mir

im Erwin noch nicht klar genug dargestellt zu seyn scheint, und eins, welches eine bis in das Kleinste gehende vollständige Eintheilung der Poesie enthalten soll. Das letzte fing ich auch einmal an, habe es aber liegen lassen, weil eine Periode eintrat, wo ich nicht recht Lust hatte. Auch richtet sich mein Sinn immer mehr und mehr auf das Werk über die Religion, wozu in den kleinen Gedichten, die ich jetzt schreibe, allerlei Anklänge vorkommen werden.

Sie hielten mich also einst für einen honnirten Schulphilosophen und schwadschwammenden Philologen. Ich verdenke Ihnen das Mißtrauen nicht: denn ich selbst fürchte zuweilen, es setze sich zu sehr bei mir fest. Aber die überwiegende kalte Vorliebe für die alte Welt ist jetzt wenigstens nicht mehr das, was wir zu fürchten haben. Man hat ja in diese auch die gehörige Mystik und tiefe geistige Bedeutung hineingearbeitet, und sonst ist ja alles voll von Mittelgeist und Christenthum. Nein, es ist zum Verzweifeln, wie das Gewäsch hin und her geht und wie es sich um so höher schätzt, je mehr es Gewäsch ist. Dagegen will ich doch alles aufbieten, was ich in meiner Macht habe, mag es hören oder nicht wer will. Wenn ich nicht etwas von der Platonischen Manier und Fülle erlange, so ist es meine Schuld: denn das Gesicht der Sophisten liefert mir wenigstens eben so viel Stoff wie ihm. —

Von

Solger an Tieck, den 19ten Mai.

— Ich habe mich wirklich gar sehr über Deinen Brief gefreut. Du weißt wohl auch, wie angenehm es einem Autor ist, wenn man sich über seine Werke mit ihm einläßt, und diese Freude habe ich nicht oft. Der gute Erwin ist nicht genug in der Mode. Einerseits ist nicht genug flackernder patriotischer und religiöser Enthusiasmus darin, und andererseits nimmt er nicht die vornehme Miene an, das Beste zu verschweigen und nur andeutend zu den Auserwählten zu reden. In meinem Herzen bin ich freilich überzeugt, daß die Hauptsachen darin ganz neu und aus der Tiefe der Wahrheit geschöpft sind. Ich glaube, Du wirst dies auch zugeben, wenn Du zumal im vierten Gespräche die Ableitungen und Erklärungen der verschiedenen Thätigkeiten und Künste des dichterischen Geistes erwägst, und besonders den Standpunct der Ironie, den noch Niemand so gefaßt und dargestellt hat, und auf dem doch das ganze Verständniß der Kunst beruht. Diesen bitte ich Dich nur recht tief zu fassen, so wirst Du alles übrige verstehn. Wir stritten bei Deinem Hiersein über den letzten Zweck der Kunst, und konnten uns nicht ganz verständigen; Du gabst mir immer noch zu viel auf die moralische Ansicht; der Erwin, hoffe ich, wird Dir meinen wahren Sinn deutlicher dargelegt, und ich wünsche, er möge Dich auch überzeugt haben.

Was nennt man denn auch überhaupt gewöhnlich Moral? Doch nur das Elementarische der Sittlichkeit

womit wir Menschen freilich den größten Theil unseres Lebens hindurch zu kämpfen haben; die Untersuchung der Triebe, die Anordnung des Lebens nach großen und reinen Zwecken, das Gleichgewicht zwischen unserer sinnlichen und vernünftigen Natur, wodurch wir die Außenwelt beherrschen und gleichsam mit Verstand beleben, oder wohl gar das reine Übergewicht des freien Wollens. Alles dieses ist schön und nöthig zum sittlichen Leben; aber der wahre Quell desselben, ohne den auch selbst dieses nicht denkbar ist, kann doch allein die göttliche Offenbarung seyn, die in uns die lebendige Wahrnehmung des Guten, ja der göttlichen Gegenwart in uns selbst bewirkt. Auf dieses Ziel führt mich meine ganze Philosophie, und ich glaube etwas leisten zu können, was viele für unmöglich halten, nämlich durch reine Speculation die Religion in ihrer höchsten Lebendigkeit darzustellen. Ich sage, dies leisten zu können, meine aber damit nicht, daß es mir gelingen wird, auch nur einen ungewöhnlichen Grad von Vollkommenheit in dieser Darstellung zu erreichen, sondern nur, daß ich diesen Weg der Wahrheit gemacht habe und ihn auch andern zeigen werde. Mein nächstes größeres Werk soll in einer Reihe von Gesprächen über die Religion bestehen; dazwischen schreibe ich einige einzelne kleinere Gespräche, von welchen schon mehrere fertig sind, und die mehr einen populären und mimischen Charakter haben. Im Grunde liegt schon im Erwin derselbe Sinn und Zusammenhang, den ich künftig nach anderen Richtungen hin verfolgen werde.

oder wir hätten uns weniger mit ihm eingelassen. Vielleicht ist es ihm nicht ohne Nutzen, daß Sie ihn ein wenig geschüttelt haben; am Ende aber glaube ich, daß er auch das sehr bald wieder verwindet. Zuweilen mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich solcher Gemüther nicht mehr angenommen habe; wenn ich jedoch bedenke, was man für Zeit und Lust dann verschwenden würde, wie schwer es ist, ihnen nur verständlich zu werden, und daß man ja für alle Collegia liest und Bücher schreibt, (wiewohl sie gewiß beides tief verachten), so tröste ich mich darüber. Wie kann es auch besser werden, wenn solches Gelichter bei den Männern, die die meiste Autorität haben, für ausgezeichnete junge Menschen, für etwas Bedeutendes (nach der jetzigen Terminologie), ja für die Hoffnung der Zeit gilt. Die ganze Terminologie des heutigen gebildeten Umgangs ist rein auf die schnödeste Eitelkeit gestellt. Ist er recht charakteristisch? Ist er bedeutend? Er gehört zu den Besseren! Das sind die ersten Fragen und Urtheile über jeden Laffen. Es ist manchmal, als wenn die Menschen alles gern möchten, nur nicht das Wahre.

Genug davon! Wenn Sie mir die beiden Gespräche wiederschicken, so bitte ich Sie inständigst und ernstlichst um eine recht strenge Kritik. Sie glauben nicht, wie zaghaft ich bin, vorzüglich in Betreff des zweiten. Zuweilen denke ich, es ist alles ganz trivial und langweilig, der Witz lahm, die Composition ungeschickt, der Ausdruck unbehülflen. Schonen Sie mir ja nicht zu sehr,

nicht, diese wartet nur auf das Licht; Chaos noch weniger; denn dies ist ja die Fülle aller Gestalten, sondern der leidige Tod in persönlichster Gestalt, die wahre Dummheit, wie eine Welle im Strom, die ist und nicht ist, so blos von der umgebenden Zeit gehalten und fortgeschoben. Und hätten die Menschen doch nur Gefühl, worauf sie pochen! dann würden sie aber auch entdecken, wie eine durchdringliche große Empfindung, wovon sie sich eben nichts träumen lassen, wieder zur Vernunft hinführt. Und dabei diese Unwissenheit! Gesegnet seyen uns die Pedanten voriger Zeiten, wenn sie auch nur Ausgaben oder noch etwas Unbedeutenderes genau kannten; denn weiß der Mensch nur irgend was, so existirt er doch; er wohnt irgendwo; sind diese aber nicht wie der Traum eines Blödsinnigen? Ich machte ihn wenigstens durch meine Ruhe, daß ich mich durch nichts irre machen ließ, stutzig, und das mochte ihm wirklich noch nie begegnet seyn; ich mochte ihm deutlich, daß sein Wesen und Bestreben ja eben die allerärgste Philisterei und schlimmster Pedantismus sey, den er doch vermeiden wolle, ein Ziel, eines gebildeten Menschen höchst unwürdig, daß er sich in lauter Widersprüchen umtreibe, daß er ja nicht einmal fern ahnde, was Philosophie, Poesie, Kunst und Religion seyen. Er konnte zuletzt nicht mehr antworten und machte eine Miene, die man eine nachdenkende zu nennen pflegt. Ihm ist Philosophie Logik, die er verachten will, Kunstansicht und Theorie empirische Kritik nach diesen und jenen willkührlichen Regeln, Religion flacher Aberglaube

aus Ziererei. Allenthalben will er Geschichte, und wußte mir doch nicht zu sagen, was er damit meine. Kurz, ist viel Jugend in Deutschland so, so wird es bald das Twatschland genannt werden müssen. Ihr Beruf ist wahrlich glücklich und groß zu nennen, daß Sie an der Quelle dieser Epidemie entgegenwirken können. Alle Einseitigkeit, alle kindliche Unwissenheit, ja alle blöde Unfähigkeit will ich achten; aber eine Arroganz, als wenn Göthe (der ihnen Gott Lob zu schlecht wird), Mich. Angelo, Shakspeare und noch zwanzig der größten Geister in einem Geiste vereint wären, wie ich mir den allerdümmsten Teufel denke, gewährt den widrigsten Blick in das garstigste Loch der Hölle.

Was soll Ihnen alles dies Geschwätz? Ich bin nur so voll davon, weil mir die Erscheinung neu und zuerst aufgegangen ist, die ich bisher aus mir selbst construirte, und daher wähnte, mit einiger Nachhülfe müsse dem guten Willen leicht beizuspringen seyn. Ich verwechselte diesen wahrhaft bösen Willen immer mit den Irrthümern meiner Jugend, und ich darf wirklich klagen, daß ich nur sehr selten, auch von den Besseren ein klügeres Wort zu hören bekam; ich habe, was ich brauchen konnte, wirklich alles selbst sichern müssen, und diese wenden sich verschmähend und höhnend von dem ab, wonach ich damals in meiner Noth und brennendem Durst so viele Meilen gelaufen wäre! Aber die Narren haben weder Bedürfniß noch Befriedigung, eben so wenig Mangel als Überfluß.

Solger an Tieck, vom 16ten und 20sten Juni.

— Ein eigentliches Beisammenleben wäre das Wahre was ich wünschte. Ich weiß auch Niemand, der in dieser egoistischen Zeit so das Talent dazu hätte, wie Sie. Ich habe es lange nicht so, und darum denke ich immer, an Ihre Erinnerung, an unsern Umgang müsse sich etwas von Gefühl des Mangels in der Unzulänglichkeit mischen. Ich sage das wahrhaftig nicht aus Ziererei, nur weil es besser ist, so etwas nicht mit Willkür ausgleichen zu wollen. Jetzt bin ich überdies vollkommen überzeugt, daß ich Ihre Freundschaft, die auf der Tiefe unseres Strebens und Erkennens beruht, nicht verlieren werde; denn ich bin gewiß, daß Sie die Wahrheit, so weit meine Fähigkeit reicht, immer bei mir finden werden. Ich kann wohl sagen, daß ich der Eitelkeit und dem Drang, auch dem Selbstbetrug abgesagt habe, und stellt sich dergleichen ein, so ist es nicht durch mein Nachgeben.

Ihr Erguß über X, als Probepfennig einer ganzen Rolle, hat mich höchlich erbaut. Ja, mein Freund, ich werde auch diesmal, wie so oft, durch Sie bestärkt, wenn ich glaubte zu hart und eigensinnig gegen manches zu seyn. Es ist wahrlich nichts übertrieben in Ihrer Schilderung und in Ihrem Urtheil. Das ist wahr, daß X. eigentlichen Geist hat; aber gewiß, man könnte selbst auf diesen Grad der Aushöhlung nicht ohne Geist. Fast möchte ich sagen, es sey Schade, daß er mich nicht mehr bei Ihnen getroffen, und doch hätte er uns wohl gestört,

oder wir hätten uns weniger mit ihm eingelassen. Vielleicht ist es ihm nicht ohne Nutzen, daß Sie ihn ein wenig geschnitten haben; am Ende aber glaube ich, daß er auch das sehr bald wieder verwindet. Zuweilen mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich solcher Gemüther nicht mehr angenommen habe; wenn ich jedoch bedenke, was man für Zeit und Lust daran verschwenden würde, wie schwer es ist, ihnen nur verständlich zu werden, und daß man ja für alle Collegia liest und Bücher schreibt, (wiewohl sie gewiß beides tief verachten), so tröste ich mich darüber. Wie kann es auch besser werden, wenn solches Gelichter bei den Männern, die die meiste Autorität haben, für ausgezeichnete junge Menschen, für etwas Bedeutendes (nach der jetzigen Terminologie), ja für die Hoffnung der Zeit gilt. Die ganze Terminologie des heutigen gebildeten Umgangs ist rein auf die schnödeste Mittelmäßigkeit gestellt. Ist er recht charakteristisch? Ist er bedeutend? Er gehört zu den Besseren! Das sind die ersten Fragen und Urtheile über jeden Laffen. Es ist manchmal, als wenn die Menschen alles gern möchten, nur nicht das Wahre.

Genug davon! Wenn Sie mir die beiden Gespräche wiederschicken, so bitte ich Sie inständigst und ernstlichst um eine recht strenge Kritik. Sie glauben nicht, wie zaghaft ich bin, vorzüglich in Betreff des zweiten. Zuweilen denke ich, es ist alles ganz trivial und langweilig, der Witz lahm, die Komposition ungeschickt, der Ausdruck unbehülflen. Schonen Sie nur ja nicht zu sehr,

besonders was die poetische Seite davon betrifft. Meine Ehre und die Wirkung, die ich bezwecke, hängen ja davon ab. Das Gespräch, welches ich jetzt arbeite, ist von ähnlicher Erfindung mit dem zweiten, aber der Eindruck davon wird etwas schärfer und tragischer seyn, da ich größere Gegenstände darein aufnehme, z. B. wie auch Schelling zuletzt auf eine historisch-mythologische Deduction geführt wird, wie die Religion in bloße Allegorie ausartet und dergleichen.

Die erste Lieferung von Göthes Schriften in der neuesten Ausgabe enthält sehr viel Neues, darunter manches Unbedeutende, das aber auch einen historischen Werth erhält, weil es von ihm kommt, aber funfzehn ganz allerliebste Sonnette, voll Innigkeit und Grazie, eine recht angenehme Überraschung.

Wie ist es mit Ihrer Reise hieher? Betrügen Sie uns nur ja nicht wieder darum! Das Warten ist jetzt freilich wieder zum Verzweifeln, aber auf gutes müßten wir ewig warten. Kommen Sie ja bald, und vor allen Dingen richten Sie sich dann so ein, daß wir recht viel beisammen seyn können. Den Plan unseres Journals, wozu ich jetzt nicht übel Lust habe, müßten wir dann einmal ernsthaft besprechen.

Solger an Fr. v. Raumer, vom 30sten Juni.

Ich arbeite mit sehr viel Lust und habe in gleicher Zeit fast noch nie so viel vollendet. Das Collegium,

welches ich jetzt zum ersten Male lese, die philosophische Rechtslehre, habe ich wirklich ganz erfinden müssen, da mir eigentlich keines von den bisherigen Systemen genügte. Ich hoffe, daß diese neue Rechtslehre, welche in einer unzertrennlichen Verbindung mit einer dazu gehörigen speculativen Staatslehre steht, auch Ihnen in der Folge interessant seyn wird. Dabei habe ich außer dem kleinen Gespräch, welches ich Ihnen im Winter schickte, noch drei geschrieben ähnlichen Inhalts, aber von weit größerem Umfange, und zum Theil sehr reich componirt und ganz dramatisch; dazu schreibe ich in diesem Sommer noch ein fünftes, dann sollen diese fünf in einem Band gedruckt werden. Wenn Sie wiederkommen, finden Sie ihn vor; ihn nachzuschicken, wird wohl zu weitläufig seyn, sonst thäte ich es, weil ich gar zu gern bald Ihre Meinung darüber wünschte.

Heindorf ist in Halle gestorben, ich glaubte, daß er kaum hinkommen würde, und preise ihn glücklich, daß er der Qual los ist. In den Pfingsttagen bin ich mit meiner Frau bei Tieck gewesen, und habe mich sehr gut bei ihm unterhalten. Es ist mir ein Labsal, einmal einen ganz gleichgesinnten Freund zu sprechen, wenige hat man hier. Krause und Eichhorn sind mir immer die liebsten; so mittheilbar sind sie aber nicht, wie der unvergleichliche Tieck. Er gedenkt Ihrer mit vieler Liebe. —

Tieck an Solger, vom 6ten Juli.

— — Sie vergessen doch nicht, Liebster, daß Sie mir über Kleist etwas versprochen haben? 1) den Lebenslauf, wohl von anderer Hand; 2) was mir noch wichtiger ist, etwas von Ihnen selbst, wenn es auch nur Rhapsodien sind, über seine Schriften, seine Art zu dichten, kurz, was Ihnen einfällt und was Sie wollen, bekannt werden lassen; ich weiß, daß Sie mir dann erlauben, es auf meine Art zu bearbeiten, es müßte denn seyn, daß es Ihnen gefiele, etwas Zusammenhängendes, eine Abhandlung selbst auszuarbeiten. Sehr freue ich mich auch auf unsere künftigen gemeinschaftlichen Arbeiten, zu welchen ich schon sammle und oft denke, was für dieses Projekt brauchbar seyn möchte. Die Absicht der Horen war in ihrem Ursprunge eine treffliche, sie hatten aber nur auf kurze Zeit die allgemeine Verwirrung und den sündlichen Kitzel zur revolutionären Politik gehemmt, auch sanken sie selbst sehr bald; jetzt könnte man wohl der Politik und Geschichte nicht mehr so absichtlich aus dem Wege gehen, man müßte suchen das Böse, Verirrende darin aufzuhellen.

Ich danke Ihnen für Ihren letzten Brief. Ich möchte Ihnen eigentlich recht vieles schreiben, und hatte mir es auch vorgesetzt, aber ich habe unbedacht die Zeit versäumt, und muß es nun, wie so vieles, auf ein andermal aufschieben.

Haben Sie einmal etwas Zeit übrig, so vergleichen Sie doch ein wenig meinen verbesserten zweiten und drit-

ten Theil (diesen vorzüglich) des Don Quixote. Und sagen mir Ihr Urtheil, ob es nicht vielmehr Verschlimmerungen sind. Man verliert nicht den Standpunkt, wo ist (was Lessing läugnet) der erste Einfall auch den beste.

Können Sie mir nicht bald Ihren dritten Dialog senden? Die andern sollen Sie bald mit einigen Bemerkungen zurückerhalten. Es ist doch wohl ein gutes Zeichen, wenn eine Schrift bei jedem wiederholten Lesen gewinnt. — Können Sie nicht Kleist's einzelne Gedichte, die ich noch gar nicht kenne, in Berlin auftreiben? Der Saly gefällt aller Welt, das Buch vom Hagnen auch den ungleichartigsten Lesern, wenn man es ihnen vorliest; ich habe es nun schon dreimal gelesen und zwar mit demselben Vergnügen; gehn Sie es noch einmal durch, wenn wir es Ihnen zurückschicken, es schien mir als wenn Sie es zu niedrig stellten. Von der Wolkenkur halte ich nicht so viel.

Solger an Tieck, vom 28sten Juli.

— Sie erhalten also hier zwei Gespräche, das eine, das Sie schon kennen, und ein neues, welches ich seit meiner Rückkehr von Liebingen ausgearbeitet habe; jedoch mache ich die unerläßliche Forderung, daß Sie Angesichts dieses, die beiden ersten mit Ihren Bemerkungen schicken, und acht Tage nach dem Empfang auch die, welche Sie jetzt erhalten. Diese Gesetze muß ich machen, weil ich dann jene vielleicht noch meinem Freunde Rüder

von Freunden, die mit der gespanntesten Begierde auf den Fortsatz und die Novelle warten! Hätte ich doch nur so viel Einfluß auf Sie, daß ich Sie recht in den Fluß des Schreibens bringen könnte! Sie haben noch eine Menge Aufgaben vor sich, und müssen noch eben so viel schreiben, als wir schon von Ihnen haben. Wenn ich so an K. und andern manchen andern denke, wie sie vor die Zeit gemalt haben, so ist es mir ein unbeschreiblich erheiternder und tröstender Gefühl, Sie mit Ihrem reinen unverlöschten Blicken immerfort im Steigen zu erblicken; denn das ist hiervon meine innigste Überzeugung. Auf Ihnen beruht das Heil der deutschen Kunst; Sie sind der Einzige, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dasteht; Ihr Treiben ist das Wahre und Göttliche, denn es ist immer reiner und reiner aus dem ganzen Gewirre hervorgegangen. Sehn Sie mir nicht böse, daß ich so etwas sage; mündlich könnte ich es nicht; schriftlich spreche ich zugleich mit mir selbst, und lasse mich nur von Ihnen behorchen, weil vielleicht auf einen Augenblick Freude und Lust an der Sache dadurch in Ihnen geweckt wird.

Heinrich Voß hat mir geschrieben, daß ihm Friedrich Schlegel eine Recension des Ewin für die Heidelberger Jahrbücher versprochen habe. Ich bin sehr begierig darauf; wenn er auch nicht in meine Meinung eingeht, so wird er mir doch wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Tieck an Solger, vom 29sten Juli.

Geliebtester Freund; Sie werden mir gewiß zürnen, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben, Ihnen auch nichts früher Ihre Dialogen zurückgesandt habe; ich hoffe aber einige Entschuldigung zu finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich seit vierzehn Tagen so an den Augen gelitten habe, daß ich sie so gut wie gar nicht habe brauchen können, also auch nicht schreiben konnte, so daß ich schon sehr besorgt wurde und es für eine Strafe hielt, da ich immer so sehr auf die Gesundheit und Stärke meiner Augen gepocht hatte. Jetzt bin ich wieder so ziemlich hergestellt. Wahrscheinlich entstehn alle diese Unpäßlichkeiten durch das ungesunde Wetter. Von den Dialogen kann ich nur wiederholen, was ich Ihnen schon mündlich gesagt habe; ich weiß jetzt wirklich nicht, zum wievielten Male ich sie gelesen habe; immer mehr hat mir die Ironie und die Absicht eingeleuchtet, und es entwickeln sich, wie am Schluß des zweiten gesagt wird, eine Menge höchst anziehender und wichtiger Gedanken, die immer deutlicher werden, je mehr man sich mit den verkehrten Ansichten vertraut macht, die im Grunde alle zusammen, so verschieden sie auch anfangs erscheinen, auf eine und dieselbe Verwirrung hinauslaufen. Sie haben mir erlaubt meine Bemerkungen über Sprache und einzelne Stellen zu machen, und es sind deren vielleicht zu viele geworden; ich habe es angestrichen, wo Sie in der Eil oft dasselbe Wort zu oft hintereinander gebraucht haben, oft aber auch, wo mir die Redensart zu familiär schien.

Ihr Styl ist fast durchaus ein ungeschminkter, und in diesen leichten Unterredungen darf nichts kostbar und gesucht ausgedrückt werden; nur meine ich, daß Sie doch manchmal zu leicht den Phrasen unsers gewöhnlichen Lebens, den kleinen Unrichtigkeiten, die im täglichen Gebrauch als solche nicht auffallen, nachgeben. Vielleicht bin ich aber auch verwöhnt, und Sie tadeln vielleicht an mir etwas ähnliches, aber das zu sehr Entgegengesetzte. Man kann sich über nichts so leicht als über die Schreibart irren.

— Ist es die Probe eines vortrefflichen Werks, daß man es oft hintereinander lesen kann, daß es immer so vertraut, wenn damit wird, den Reiz der Neuheit behält, indem man noch immer neue Gedanken und Beziehungen entdeckt, so haben die Dichtungen bei mir diese Probe überstanden. — Durch sie veranlaßt, habe ich J. Pauls Ästhetik wieder gelesen, und bin eben so unzufrieden damit, als ich es in Rom war, wo ich sie nur durchblätterte. Dies Buch ist doch eigentlich nur eine Rechenschaft über seine Arbeiten, oder vielmehr ein Recept, um hernach auch J. Paul'sche Bücher zu schreiben. Spräche er nur nicht von den Alten! Über jede Seite möchte ich mit ihm disputiren. Wie traurig, daß auch er das Ideal mit dem Allgemeinen verwechselt und für eins hält! So behauptet er, ein Bösewicht sey wegen des Individuellen leichter zu schildern als ein Tugendhafter, ein Teufel leichter als der Messias; somit wäre Gott in unserer Vorstellung, folgere ich, als das Reelste, das Allgemeinste,

also gleich Null. — Freilich idealisirt J. Paul seinen Dahorn und andere auch so, daß er ihnen Gebrechen und Schwachheiten und Eigenheiten nimmt; dafür sehn sie aber auch herzlich abgefallen aus. Die Naivetät, sich selbst immer zu citiren, hat mir gefallen, auch die Sicherheit, mit der er den Plan des Titan für einen gut erdachten hält; das Schlimmste (einzelne herrliche Sachen abgerechnet natürlich), wohin sich J. Paul verstiegen hat.

Das Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes habe ich auch seitdem gelesen, und es hat mir nur weniges darin gefallen, Ihre Erzählungen daraus weit mehr; mir schien das Komische zu gesucht, und nicht selten wahre Spaßmacherei, wie sie wohl schon in den Sechszigern vorigen Jahrhunderts Mode war. Auch die neue Ausgabe Göthischer Gedichte habe ich mit großer Begierde gelesen, und sehe jetzt, wie vortrefflich die erste Auswahl gewesen ist; das aus der ersten Ausgabe Nachgeholte macht mir wegen seiner Kräftigkeit und Jugend große Freude, — aber die formlosen Sprüche über Welt, Gott ꝛc. sind mir meist unbedeutend erschienen, so auch die Sprüchwörter. Interessant ist es, insofern es von Göthe kommt, wie alles.

Solger an Tieck, vom 4ten August.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, verehrter Freund, für Ihre Bemerkungen zu den beiden Gesprächen. Sie haben mir einen wahren Beweis Ihrer Freundschaft

dadurch gegeben; doch beschäftigen Sie sich fast nur mit dem Ausdruck, und doch ist mir auch in dem Sachen für manches bange. Jetzt, da ich die Gespräche wieder durchgelesen, finde ich bei weitem nicht das hinein, was vor meiner Seele stand, als ich sie schrieb; es ist mir, als wäre es nur ein Auszug oder Schattenbild davon. Mein einziger Trost bleibt der, daß es wohl jedem so gehen mag, der etwas recht Tüchtiges will, daß ihm nachher die Ausführung nicht genügt. Ihr Urtheil, welches ich so gern als durchaus gunstlos anerkennt, besiegt meine Zweifel, und Sie können gewiß glauben, daß ich, wenn meine Worte bei Ihnen nicht eine so gute Stadt fänden, nicht so rasch und rüstig zum Schreiben seyn, sondern manches hundertmal bedenklich und unlustig herumdrehen, und spät etwas vollenden würde, was ich bekannt machen könnte.

Über einiges in Ihren Bemerkungen erlauben Sie mir eine Vertheidigung! Den Gebrauch von Ausdrücken oder Redeformen des gemeinen Lebens haben Sie mir schon öfter vorgerückt, und ich glaube gern, daß ich darin zu weit gehe. Doch muß ich mir das Recht im Allgemeinen vorbehalten, weil ich glaube, daß der Dialog dadurch belebt wird. Und selbst, was Sie Unrichtigkeiten nennen, sind das nicht, sobald der Sprachgebrauch sie in ihr eigenthümliches Licht stellt. Wie vieles müssen wir nicht in der strengsten Schriftsprache gebrauchen, was jedes grammatische Schema verwirft! Doch dieses ist die Sache des Gefühls; ich folge gern dem Ihrigen, wo ich

nur irgend bewußt bin, daß das meinige mißleitet seyn könnte. Und dies kann besonders geschehn durch die Alten und vorzüglich die Griechen, deren Formen mir freilich noch immer oft zu gegenwärtig sind. Es ist entschieden und am besten beweist es uns Aristophanes, den ich gerade deshalb oft in seinen gemeinsten Redensarten verfolgt und erwogen habe, daß Platon den ganz nachlässigen Ton des gemeinen Lebens treu nachgeahmt hat, besonders in den Eingängen und ähnlichen nicht wissenschaftlichen Theilen seiner Gespräche. Dieses Studium, sag' ich, kann mich mißleiten, so sehr ich auch immer wünsche von einem ganz gegenwärtigen und lebendigen Charakter des Gesprächs auszugehn, was mir doch wohl in den Sachen ziemlich gelingt. — Eben dahin gehört auch die Häufung bedingender Partikeln, welche einen so großen Reiz der attischen Sprache ausmacht, die ich aber für unseren Sprachgebrauch gewiß zu weit treibe. Indessen muß ich das Recht haben, in solchen Sachen etwas über das Gewöhnliche hinauszugehen, da ich doch wohl ohne Anmaßung behaupten kann, daß ich eigentlich ein den Deutschen ganz neues Feld bearbeite. Mit plötzlichen Übergängen aus einer Construction in die andere, z. B. aus der indirecten in die directe, ferner mit der Verbindung des verschiedenen numerus unter Ein verbum, und manchem der Art verhält es sich eben so. — Deshalb ist mir aber gerade hierin Ihre Controlle sehr wichtig; und gewissenhaft werde ich sie erwägen und benutzen, wo ich glaube das Rechte überschritten zu haben.

Bei Unschicklichkeiten in der Erfindung soll mir Ihre Stimme noch wichtiger seyn. So habe ich den trockenen Ast, an welchen Sie sich stießen, sogleich abgehauen, obwohl ich durch eine ganz eigene zugleich wehmüthige und erhebende Empfindung verleitet war, die ich oft beim Anblick solcher trocknen Äste oder ganz trockener Bäume, die so aus reichem Grün hervorragen, gehabt habe. Endlich bleibt noch eine Gattung übrig, die ich zur Erweiterung der Sprache für die Philosophie retten möchte. Wenn ich z. B. sage: die ganzen Arten, oder: da seyend u. m. dgl. so muß ich dabei bemerklich machen, daß der Philosoph eben so gut ein Feld der Sprachbildung haben muß wie der Dichter; ja heutiges Tages ist dies die einzige Art, wie wir im Stande sind die trübselige latinisirende und grácisirende Terminologie zu vermeiden, die Kant fast bis aufs äußerste getrieben und so sehr ausgebreitet hat. Gott sey Dank, daß uns die deutsche Sprache, wenn uns eine etwas freie Behandlung erlaubt wird, in den Stand setzt, der Apperceptionen, Receptivitäten, Amphibolien der Reflexion, Antinomien der Vernunft, Anticipationen der Einbildungskraft, transscendentalen Abstractionen, kategorischen Imperative u. s. w. nach und nach wieder los zu werden! Mit diesen wäre es schlechthin unmöglich, ein philosophisches Gespräch zu Stande zu bringen; aber dafür muß man doch bestimmt und schärfer, als es der gemeine Verstand kann und erlaubt, ausdrücken können, was gemeint ist. Demnach wird mir auch hierin Ihr Takt eine willkommene Hülfe beim Orientiren seyn.

Nun fehlt diesem Briefe fast nur noch mein Carthaginem delendam esse censeo! d. h. machen Sie den Fortunat fertig! Wir haben in den letzten Abenden hintereinander alle Gespräche der beiden ersten Theile des Phantasus gelesen, meine Frau hat mir aufgetragen Sie zu bitten, daß Sie doch auch für den dritten recht viele und schöne schreiben. Mir haben sie jetzt fast noch mehr gefallen als früher; es ist ein recht behaglicher freundlicher Genuß. Ich finde auch jetzt, daß sich die Personen weit mehr unterscheiden und ihre Charaktere halten, als ich dies sonst gefunden habe. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, den Sie ja noch ferner ausführen müssen, das Publikum an den Früchten dieses seltenen Talents der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen, womit Sie Ihre Freunde bezaubern. Was mich aber am meisten erfreut hat, sind die Gedichte auf die Musiker, die ich früher gar nicht so beherzigt hatte. Das Stabat mater will ich noch recht oft lesen, um mich zu begeistern, wenn ich über die Religion schreibe.

Ihr Urtheil über Jean Pauls Ästhetik ist im Wesentlichen das meinige; nur habe ich ihn weniger streng genommen, weil ich hier nie viel Tiefe oder Einsicht von ihm erwartete, und was er über seine eigene Praxis sagt, hat mich doch verschiedentlich belehrt. Über seine abgebleichten Ideale habe ich mich auch im Erwin geäußert. Es freut mich, daß Sie den Titan gerade so angesehen wie ich; es ist ordentlicher dicker Cramer darin. Aber selbst seine Albanos und Lianen können mich nicht so

entrüsten wie Foucqués Teufelskerls, weil mir immer sein unschuldiges Wesen gegenwärtig bleibt, womit er sich an seinen gemachten Menschen erfreut, wie sein Schulmeister Wuz an seiner selbst geschriebenen Literatur. — Was Göthe betrifft, so gebe ich Ihnen gern zu, daß viele jener Sentenzen unbedeutend oder gar anstößig sind, daß die Kunst gar keinen Anspruch daran haben mag; aber sie sind doch historisch merkwürdig, und man muß sich fingiren, daß sie ein Anderer in seinem Umgange aufgefaßt und aufbewahrt habe als Goethiana. Unter den funfzehn Sonnetten sind aber doch sehr schöne! — Es kann seyn, daß ich den Saly nicht hoch genug geschätzt habe; zum Theil mag es daran liegen, daß ich mir ihn im letzten Winter in einer Periode des argen Kopfwehs Abends von meiner Frau, die nicht viel Geschmack daran fand, vorlesen ließ; dennoch habe ich seinen höhern Werth nicht verkannt. Daß Ihnen Hebels Schatzkästlein so wenig gefällt, thut mir leid, mich hat es sehr ergötzt.

Solger an Tieck, vom 12ten August.

Vor meiner Reise, theuerster Freund, schreibe ich Ihnen nun zum letzten Male. Ich muß doch Abschied von Ihnen nehmen. Diese Woche soll es noch fortgehen, Donnerstag oder Freitag, und bis dahin werden sich die Geschäfte so gewaltig drängen, daß ich den ruhigen Augenblick, den ich so eben habe, sogleich ergreifen muß,

ich von der Stufenfolge des Eindrucks der verschiedenen Schulen sprechen, so steht mir die neue niederländische unbedenklich zuletzt. Einige Bilder von Vandyk und einige einfache sehr ausgezeichnete Darstellungen von Rubens ausgenommen, bin ich vor allen übrigen vorbeigegangen, ohne daß Auge und Sinn hätte gefesselt werden; ja von nicht wenigen ward es zurückgestoßen. Es wird meine schon früher gefaßte, hier bestätigte Ansicht von Rubens sehr ketzerisch erscheinen: ja er ist ein gewaltiger Mensch, voll der mannigfachsten Gedanken, der höchsten und kühnsten Ausführung; aber wenn ich auch, leichter als man soll, den häufigen Mangel an Geschmack übersehen will, so mag ich doch von aller Kunst nichts wissen, sobald das Kunstwerk nicht schön ist. Rubens geschundner Marsyas ist gräßlich, sein besoffener Silen ekelhaft, sein hochgerühmter bethlehemitischer Kindermord eines der widerwärtigsten und abscheulichsten Bilder in der Welt.

— So weit verirrten sich ungezwungen die großen Italiener sehr selten. Auch die Farbenpracht von Rubens muß ich anklagen: grelle Töne nebeneinander wirken allerdings, aber seine blutigen Weiber und Kinder haben ja kein Fleisch. Bei der oberflächlichsten Beschauung mögen jene hellrothen Lichter und dunkelrothen Schatten imponiren; aber wahres Fleisch wie Titian es hervorgezaubert, welches mit jedem Augenblicke gründlicher Betrachtung immer mehr Fleisch wird, ist bei Rubens nicht anzutreffen. Nicht wenige von seinen größern Bildern

aufwärts. Ja selbst dies enthält Dinge der höchsten Vollendung, von einigen Deutschen und dem bekannten Fiamingo. — Unter den Abgüssen der Antiken sind viele sehr schön, einzig aber zeither der Abguß des großen Koloß des Phidias aus Rom. Ein erstaunenswürdiges Werk, das man vielleicht hier noch besser als in Rom sieht. Es sind nämlich die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, es von allen Seiten auf's mannigfaltigste zu beleuchten, und wenn man aus einem andern dunkeln Zimmer den hell glänzenden Koloß erblickt, der sich langsam auf seinem künstlichen Fußgestell herumwendet, so thut dies in der That eine höchst erhabene Wirkung. — Der größte Schatz aber bleiben die Gemälde in München und in Schleißheim; hier sind einige Italiener und eine große Anzahl von deutschen Gemälden, die bessern in jeder Gattung meint man jedoch in München versammelt zu haben. Ich sage, man meint: denn darüber so wie über die ganze Anordnung in M. ließe sich viel streiten. So behaupte ich, es sey in M. gar keine Ordnung, denn weder die Zeitrechnung, noch die Schulen, noch die einzelnen Meister geben den Eintheilungsgrund; sondern alles hängt bunt durcheinander, und es heißt dann, das Schlechtere finde sich im ersten Zimmer und so wachse steigend die Vortrefflichkeit, bis man im letzten Zimmer das non plus ultra jeder Gattung und jeder Schule finde. Aber diese Stufenfolge ist ganz subjectiv, und ich würde unbedenklich manches aus dem ersten Zimmer in das letzte, und aus dem letzten ins erste verweisen. Sollte

ich von der Stufenfolge des Eindrucks der verschiedenen Schulen sprechen, so steht mir die neue niederländische unbedenklich zuletzt. Einige Bilder von Vandyk und einige einfache sehr ausgezeichnete Darstellungen von Rubens ausgenommen, bin ich vor allen übrigen vorbeigegangen, ohne daß Auge und Sinn wäre gefesselt worden, ja von nicht wenigen ward es zurückgestoßen. So wird meine schon früher gefaßte, hier bestätigte Ansicht von Rubens sehr ketzerisch erscheinen: ja er ist ein gewaltiger Mensch, voll der mannigfachsten Gedanken, der höchsten und kühnsten Ausführung; aber wenn ich auch, leichter als man soll, den häufigen Mangel an Geschmack übersehen will, so mag ich doch von aller Kunst nichts wissen, sobald das Kunstwerk nicht schön ist. Rubens geschundner Marsyas ist gräßlich, sein besoffener Silen ekelhaft, sein hochgerühmter bethlehemitischer Kindermord eines der widerwärtigsten und abscheulichsten Bilder in der Welt.

— So weit verirrten sich ungezwungen die großen Italiener sehr selten. Auch die Farbenpracht von Rubens muß ich anklagen: grelle Töne nebeneinander wirken allerdings, aber seine blutigen Weiber und Kinder haben ja kein Fleisch. Bei der oberflächlichsten Beschauung mögen jene hellrothen Lichter und dunkelrothen Schatten imponiren; aber wahres Fleisch wie Tizian es hervorgezaubert, welches mit jedem Augenblicke gründlicher Betrachtung immer mehr Fleisch wird, ist bei Rubens nicht anzutreffen. Nicht wenige von seinen größern Bildern

sind ein wahres Roth- und Gelbsauer von Menschenklein, ein Vorwurf, den ich sogar seinem berühmten jüngsten Gericht machen möchte. Überhaupt finde ich auf diesem Bilde nur die obersten Gruppen gelungen, so weit ich sie nämlich aus der Ferne erkennen konnte. Mit den Seligen aber bin ich so wenig zufrieden, als mit den Verdammten. Zuvörderst weil es an allen sichtbaren Gründen fehlt, weshalb der Eine verdammt und der Zweite selig wird. Wie viel größer im jüngsten Gericht von Nicola Pisano, wo man von jedem weiß, ob und weshalb er gestraft oder belohnt wird. Die Hauptfigur unter den Seligen ist ein dickes Weib, und eben so unter den Verdammten; der ganze Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß diese vom Teufel gepackt wird, jene aber einem andern Seligen auf dem Leibe liegt. Die Seligen werden überhaupt von Engeln gar mühsam in die Höhe geschoben, eine Auferstehung nach den Gesetzen der Schwere, nicht der Verklärung; und man fürchtet immer, diese lange Menschenwurst, welche so mühsam hinaufgeschoben wird, möge oben überkippen und alle in die Hölle hinabkugeln. Wie viel höher stehen die altdeutschen Künstler an Tiefe des Sinnes und Gemüths! In Hagen's weit verbreitete Bewunderung kann ich freilich nicht eingehen, denn daß das Kunstwerk etwas Großes will, genügt ja nicht, es muß es auch leisten; sonst ständen gedachte Bilder mit gemalten ganz auf derselben Stufe. Ich kann dem Gedanken alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber doch die Ausführung

für mißlungen erklären, und wenn das Gemeine in manchem altdeutschen Bilde auf's treueste dargestellt und das Ideal ganz bei Seite geschoben ist, so sind sie noch schlechter als die Niederländer, da sie sehr oft schlechter zeichnen. — Besonders kläglich erscheinen die Christkinder, nicht selten geschundenen Mäuschen oder kleinen Lederpuppen vergleichbar. Die geniale Mechanik findet sich weit mehr bei den Italienern, ich sage die geniale, weil ich sie von der handwerksmäßigen Dennerschen geschieden wissen will. Culmbachs Bilder gehören zu den bessern, auch im Wohlgemuth haben die Köpfe eine schöne Einfachheit, sonst aber ist von ihm zu Dürer ein gewaltiger Sprung. Dessen Bildniß, von ihm selbst gemalt, ist das großartigste was ich von ihm kenne, sonst findet sich zwischen seinen Arbeiten eine bedeutende Verschiedenheit der Behandlung und der Vortrefflichkeit. Die bekannten Handzeichnungen zum Gebetbuch zeigen fast mehr als manche größere Gemälde seine Meisterschaft und die Sicherheit und Kühnheit seines Wesens. Vier Apostel in Lebensgröße in der münchner Gallerie sind, in Hinsicht des Faltenwurfs durchaus italienisch behandelt (nur hat Markus ein etwas gräßliches Angesicht), wogegen eine Kreuztragung ganz deutsch aussieht. Lucas Kranach steht gewiß weit hinter Dürer zurück, und seine wittenberger Bürger und Bürgersweiber sehen nicht selten ziemlich häßlich aus. Weniger genannt, aber bedeutend ist Martin Schön; seine Verkündigung und die sterbende Maria, welche auch im Steindruck zu haben sind, gehö-

uns noch fester zu ziehen, so ist dies durch dieses erste gemeinschaftliche Leiden geschehen.

Sie, mein theurer Freund, sind mir wie verschollen. Geben Sie mir recht bald ein Zeichen Ihrer Freundschaft, und insbesondere bitte ich Sie, mir baldigst die beiden Gespräche, die Sie noch haben, wieder zu schicken. Was mir aber vor allen andern wünschenswerth, ja ein wahres Bedürfniß ist, das ist, Sie bald wieder zu sehen und zu sprechen. Sie wollten ja im Anfange des Octobers herkommen; halten Sie ja diesen guten Vorsatz! Ich habe eine wahre Sehnsucht nach Ihnen. Über vieles möchte ich mit Ihnen sprechen, was ich auf dieser mir immer sehr lehrreichen Reise gesehen und gehört habe.

Unter anderem ist dadurch der Gedanke der Zeitschrift, den wir wohl öfter unter uns besprochen haben, wieder sehr lebendig bei mir geworden; vielleicht bringen wir ihn gemeinschaftlich zur Reife. — In Frankfurt habe ich Friedrich Schlegel gesprochen, wir sind uns aber wenig nahe gekommen. Ihrer gedachte er mit großer Liebe, und hat mir aufgegeben, Sie vielmals zu grüßen.

Nochmals sage ich Ihnen, der beste Trost und die beste Ermunterung wäre mir Ihre Gegenwart. Sind die Ihrigen wieder bei Ihnen und gesund? Was macht Schütz und wo ist er? Grüßen Sie alle Freunde und schreiben Sie bald Ihrem herzlichen Freunde.

Tieck an Solger, den 7ten October.

Mein geliebtester Freund!

Sehr überrascht hat mich Ihr Brief, der nach meiner Erwartung um einige Wochen zu früh von Berlin datirt war, und erschreckt hat mich die Ursache Ihrer schnelleren Rückkehr. So ist denn das liebe Kind, mein Pathchen, das ich gar nicht einmal kennen gelernt habe, schon sobald von diesem Traum des Lebens erwacht. Ein solcher Verlust muß sehr schmerzhaft seyn, weil er eine so schöne Zukunft mit allen Hoffnungen begräbt, und doch scheint mir der Himmel noch gelinde die Ältern zu prüfen, wenn er ein solches Geschenk im ersten Jahre zurücknimmt, denn mit jedem Monate später, indem sich die kleinen Geschöpfe mehr entwickeln, treten sie uns um so näher; unsere Liebe, die erst eine mehr allgemeine ist, wird immer individueller; gewiß verliert der Mensch nachher am Kinde noch viel mehr. Freilich mag es mit einer Mutter noch ein anderer Fall seyn, den die Männer nie ganz begreifen können. Ich sage Ihnen nicht, wie sehr ich an Ihrem Schmerze Theil nehme, denn Sie fühlen es gewiß. — —

— Wären Sie nur hier, oder wäre ich bei Ihnen, mein Liebster! Meine Freundschaft, meine Theilnahme könnte Ihnen doch wohl zu einigem Troste gereichen. Aber leider weiß ich jetzt wirklich nicht, wie ich Sie sehen kann. Der treulose Sommer scheint sich in den schlechtesten Herbst umzusetzen, ich bin immer in der Lage, auf meine Gesundheit eine Rücksicht zu nehmen, die viel-

leicht meinen Freunden allzu ängstlich erscheint; doch weiß ich, wie sehr ich mich schonen muß, wenn ich nicht an meinem Übel recht ernsthaft krank werden will; dann bin ich auch in meinen Arbeiten weit mehr zurückgeblieben, als ich gehofft hatte, und endlich — wenn ich nach Berlin komme, besonders auf so kurze Zeit — bin ich nicht auf gewisse Art ein Sclave meiner Freunde und Bekannten? Jeder fordert, da ich so selten dort bin, nur einen Mittag oder Abend, dies kann ich keinem abschlagen; statt Sie viel und täglich zu sehen, werden es doch nur einzelne zerstreute Stunden; die Menge Menschen, meine Verwandten, alte Verbindungen, die ich nicht ohne Gewaltthätigkeit und Undank lösen kann, rauben mir, da ich etwas schwerfällig bin, alle Zeit, und ich komme oft in vielen Tagen zu keinem vernünftigen Gedanken, und bin oft nicht recht fähig ein Gespräch zu führen. Lebte ich in Berlin, wäre alles dies anders. Geschieht es aber nicht jetzt, so sehen wir uns im Frühjahr gewiß um so mehr, denn Ihnen kann es unmöglich so dringendes Bedürfniß seyn als mir. Ich denke, Sie richten es künftigen Sommer ein, einige Wochen hier zu leben. Die fortgesetzten Gespräche, in denen man am folgenden Tage eine Materie wieder aufnehmen kann, um sie tiefer fortzuführen, oder von einer andern Seite in den Gegenstand zu bringen, sind doch nur die wahren erquicklichen, nicht aber jene rhapsodischen scheinbar geistreichen, wo Stimmung und Moment eine scheinbare Meinung erzeugen, die oft wichtig genug aussieht, weil sie eben nur

Gewand ist, und nichts Tieferes, aus dem ganzen Gemüthe Entsprungenes zu überwinden hat. (So ist der Pole der beste Repräsentant in Europa, mehr noch als der Franzose; der Deutsche ist vor allen Nationen am meisten linkisch und verlegen, nicht blos vom Stubensitzen, vom Mangel der Hauptstadt u. dergl. mehr, sondern hauptsächlich, weil er eben ein Deutscher ist, der nie mit sich fertig werden kann.) Jene tieferen fortgesetzten Gespräche können aber auch nur wenige Menschen führen, ein wahres Talent gehört dazu; unter allen meinen Freunden habe ich nur mit Ihnen dergleichen Dialoge führen können, und ich fühle, daß ich es noch mehr könnte, wenn wir mehr miteinander lebten. — —

— Ihre beiden Dialogen habe ich noch hier behalten, und Schütz wird Sie Ihnen in wenigen Tagen persönlich wiederbringen. Sie können mir unmöglich darüber zürnen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie wieder und wieder gelesen, allein und in Gesellschaft, in allen Stimmungen, und ich mag wohl den Ausdruck brauchen, recht darin geschwelgt habe; unmöglich hätte sie ein anderer so viel und schwerlich mit dem guten Sinne lesen können. Der neue, der Traum, da Sie ihn mir nicht vorgelesen hatten (denn kleine Accente, Pausen, Sinken, Hebung der Stimme thut für den aufmerksamen Zuhörer unendlich viel, vorzüglich wie Sie diese Sachen lesen), war mir, ich gestehe es Ihnen, das erste Mal, als ich ihn für mich las, in Absicht der Composition unverständlich; die Übergänge schienen mir gewaltsam, vieles will-

kürlich, und nichts, bis auf den Schluß (dessen Herrlichkeit mir gleich einleuchtete), befriedigte mich völlig. Vielleicht störten mich auch gerade einige Reminiszenzen aus unsern Gesprächen. Ich trug indeß die Angst meines Nichtverstehens still mit herum, und las ihn nach zwei Tagen am späten Abend mit Kadach. Sey es nun, daß meine Aufmerksamkeit ganz auf einen und den richtigen Punct geheftet war, oder verstand ich besser, was ich laut las, oder war mein Geist gestärkter durch die Gegenwart eines Freundes, der diesmal gleich vom Blatte alles vortrefflich verstand und mich beschämte, genug ich fand nun alles nothwendig, vortrefflich, klar, die Ironie höchst liebenswürdig und die ganze Composition so meisterhaft, daß sie mir nun als die gelungenste von diesen vier Dialogen erschien. Ich las am folgenden Morgen wieder, und meine Überzeugung bestätigte sich noch mehr; und so ist sie immer fester geworden, je öfter ich gelesen habe, und ich kann Ihnen jetzt wirklich nicht sagen, wie oft ich mich an diesen herrlichen Aufsätzen erquickte: denn ich las sie wieder allein, mit Schütz, mit Kadach und auch einmal mit *. Er war schon irre über Sie geworden, da er im vorigen Jahre mit unverholner Dreistigkeit erklärt hatte, er würde Ihren Erwin nie lesen, weil er wisse, das er nichts daraus lernen könne. (Was übrigens richtig ist, denn „lernen können" setzt schon ein Fundament, Wissenschaft und Talent, voraus.) Nun hatte ihm der junge B.. so viel Lobendes von Ihnen gesagt, daß er jenen Ausdruck zurückgenommen und den

Erwin mit Glauben, doch aber, wie ich merkte, ohne Nutzen gelesen hatte. So sind diese Herren, die für so kräftige Originale gelten wollen, die absurdesten Autoritätendiener; meine Stimme hatte damals keinen Eindruck auf ihn gemacht, aber wohl B.. Der Traum hat ihm unendlich imponirt, ja er war auf seine Art ein wenig begeistert: er verstand wohl das eigentlich Philosophische nicht, aber indem sich dieses an die Zeit und das Politische lehnt, hatte er lebhaftes Interesse dafür, und er verstand es auf seine Art. — —

Und nun soll ich recensiren? Nein, mein Freund, unmöglich! Erstlich, die Sachen und ihre Darstellung kann ich nur bewundern und einig damit seyn, und was zweitens den Styl betrifft, so gewöhne ich mich immer mehr an Ihre Eigenheiten, die mir Anfangs als fremd auffielen; auch scheint mir im Fortlauf jeder Dialog in Absicht der Schreibart gelungener und lebhafter als der vorige. Nur wünschte ich wohl, daß Sie die eigentliche Erzählung des Traums noch hin und wieder ein wenig überarbeiteten; ich kann Ihnen die Stellen selbst nicht angeben, aber Sie werden sie gewiß selbst finden. Dann will ich mit Ihnen über den Haupttitel zanken: er gefällt mir gar nicht, weil er zu wenig sagt, weil er diese Aufsätze nicht eigenthümlich genug bezeichnet.

Retif de la Bretonne schrieb eine Sammlung Novellen unter dem Namen: les Contemporains; und Zeitgenossen möchte ich auch diese Dialogen und Aufsätze am liebsten nennen, wenn nicht neulich auch unter diesem,

falls ich nicht irre, ein Buch angekündigt wäre. Überlegen Sie sich meinen Vorschlag, aber nicht jenen zu unbestimmten Titel (ich habe alle Ihre Briefe vor mir, aber gerade diesen verpackt), den ich jetzt nicht angeben kann. So gefallen mir auch die einzelnen Überschriften (der Traum abgerechnet) nicht, am wenigsten die Theegesellschaft. Ich sehe recht gut, daß auch diese Umgebungen, der Thee, die Weintrinker nach der Mahlzeit, deren Gespräch in tiefer Nacht erzählt wird, die Scene des Sonnenuntergangs beim Theodor, ja die Milch und alles dieses nichts Willkürliches und Zufälliges ist, aber ich wünschte die Titel alle ohngefähr wie der Traum, auch Julius der Erste und Zweite kann ich nicht billigen; Kleinigkeiten, die aber bei einem so geliebten Werke wichtig werden. Noch eine Kleinigkeit: mit Ihren Berolinismen kann ich mich nicht so ganz vertragen, denn sie stehen in unserer Sprache nicht so da, wie die Atticismen in der Griechischen, weil es überhaupt keine Provincialismen sind wie die Salzburgischen, Schwäbischen, Österreichischen etwa, sondern Verwöhnung einer Nation, die später die Bücherſprache bekam, indem das Volk plattdeutsch sprach, und hochdeutsche Ausdrücke aus Eile, Geschwätzigkeit, ja Liebe zum Unrichtigen unrichtig anwandte.

So erscheint mir das: du wirst ja ordentlich ironisch. Hier drückt das richtige „gar" ganz dieselbe Nuance aus, und wenn der Berliner im gewöhnlichen Leben ordentlich dafür gebraucht, so versteht ihn in der That

kein anderer Deutscher. Es ist gewiß ganz Sache des Geschmacks, was wir aus Provincialismen oder Provincialgewöhnungen, die wir alle nicht entbehren können, in unsere freibewegliche Bücherſprache aufnehmen sollen: ginge es nach mir, von den Berlinern so gut wie gar nichts, von den Süddeutschen desto mehr, ich bin darin vielleicht zu ekel, und ich sehe jetzt ein, daß ich auch Ihrem Styl Unrecht gethan habe.

Von unserer Monatsschrift:

Haben Sie einmal die Laune, so senden Sie mir doch einen Entwurf, ich mache dann wohl einen dagegen; Sie müßten Philologie, Philosophie im weitesten Sinne, Geschichte der Kritik vertreten, ich übernähme einen Theil der Geschichte der Poesie mit Ihnen in Gesellschaft, einiges aus der Geschichte, und Raumer könnte wohl das größere Historische umfassen.

Solger an Tieck, vom 8ten October.

Es wird mir ganz bange, mein theuerster Freund, daß ich gar nichts von Ihnen erfahre. Darum entschuldigen Sie, daß ich zum zweiten Male, seitdem ich wieder hier bin, schreibe und mahne. Den ersten Brief haben Sie doch erhalten? Mancherlei Sorgen mache ich mir um Sie: bald denke ich, Sie sind böse, bald krank, bald unmuthig und trübe gestimmt; dann kommt auch einmal wieder die Hoffnung und will mir damit schmeicheln, Sie könnten wohl plötzlich selbst auftreten und mir meine beiden Gespräche zurückgeben. Für diese wird mir auch

zuweilen bange, sie möchten mit einem Brief von Ihnen verloren gegangen seyn. Befreien Sie mich doch ja bald von dieser Unruhe, am liebsten durch Ihre persönliche Gegenwart.

— Am 5ten Gespräche arbeite ich jetzt, und denke es in kurzem, wenigstens vor Anfang der Collegien, vollendet zu haben. Dann soll der ganze Winter blos zum Studiren bestimmt seyn. Ich könnte immer drucken lassen, wenn ich einen Verleger hätte. —

— Abermals könnte ich Ihnen viel vom Rheine erzählen; aber theils zur Strafe, theils in Erwartung baldiges Wiedersehens will ich es verschieben.

Tieck an Solger, den 13ten October.

Theuerster Freund, nur wenige Worte in Eile, um sie Schütz mitzugeben. Wie haben mich Ihre beiden Briefe gerührt, daß Sie auf meine Freundschaft einen so hohen Werth legen! Ich verdiene es wohl nur durch die Liebe, die ich Ihnen widme. Jetzt haben Sie gewiß meinen ziemlich langen Brief erhalten. Ich hätte so viel zu sagen, zu fragen, und kann heute doch nicht zu Worte kommen. Recht gestärkt haben Sie mich neulich, da Sie mir das Gedicht über das Stabat mater lobten. Es kam ganz aus einem entzückten Herzen; ich kenne noch den Baum, an welchem ich es nach dem Gesange machte.

Sie finden es religiös. Wie freut es mich, daß Sie die kindliche, spielende Seite der Religion fühlten! Wie hat Klopstocks Milton immer nur das Ernste, ja Abschreckende dabei im Sinne! Haben Sie einmal Laune, so müssen Sie mir sagen, was Sie gegen die Genoveva haben, aber ganz aufrichtig, wie mein Freund, der mich so kennen muß, daß ich jeden Tadel vertragen kann. Es interessirt mich sehr, weil dies Gedicht auch ganz aus dem Gemüth gekommen ist, weil es mich selbst wie überrascht hat, und gar nicht gemacht, sondern geworden ist. Ich weiß nun im Allgemeinen, daß Sie es vielweniger lieben wie andere Sachen von mir, die ich für unbedeutender halte. Es ist eine Epoche in meinem Leben.

Solger an Tieck, den 16ten October.

Da ich zweimal so ungeduldig gemahnt habe, so muß ich dies nur sogleich durch einen dritten Brief wieder gut machen, wozu mich der Ihrige, der sich mit meiner zweiten Mahnung gekreuzt hat, sogleich begeisterte. Überbringen wird Ihnen den gegenwärtigen der Professor Passow aus Breslau, der dahin zurückreist. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre wahrhaft freundschaftliche Theilnahme an meinem Schicksale sowohl, als an meinen Werken; bestellen Sie auch den anderen so gütigen Freundinnen und Freunden meinen und der Meinigen Dank. Wie gern folgten wir der Einladung der Gräfin Henriette,

auf einige Zeit nach Ziebingen zu kommen, wenn es irgend möglich wäre! Mit der nächsten Woche sollen die Collegia wieder angehen; ich muß mich dazu vorbereiten, und überdies habe ich eine Menge Geschäfte vorgefunden für die Facultät, der sich zwei junge Philosophen als Candidaten der Doctorwürde präsentirt haben, und für das Seminarium. So bin ich in diesem letzten Theile der Ferien weit mehr beschäftigt als ich wünschte, und werde nicht, wie ich Anfangs wollte, vor Anfang der Collegien mit meinem Bande Gespräche fertig seyn. Denn im Winter wollte ich gern ein ganz ungestörtes Studium theologischer Gegenstände beginnen, zur Vorbereitung auf mein größeres Werk über die Religion. Darum sollten Sie nur Ihr Versprechen halten und ungeachtet aller kleinen Gegengründe herkommen. Sie hätten uns sonst eine vergebliche Freude gemacht. Schon auf der Reise hat meine Frau tausendmal davon gesprochen, wie heilsam und erquickend uns Ihre Gegenwart seyn, wie sie uns aus unsern Leiden wieder erheben würde. Ja, ich versichere Sie, manchmal ist es mir als verlernte ich, wenn ich lange nicht mit Ihnen zusammengekommen bin, die Art von Unterhaltung, wovon Sie in Ihrem Briefe sprechen, und welche auch für mich das eigentliche Bedürfniß ist. Wenn Sie mich dazu fähig finden, so ist das hauptsächlich, weil ich es redlich meine, und gern menschlich und herzlich ausdrücke und mit Andern tausche, was ich eigentlich denke. Viele mögen weit mehr Stoff zu solchen Gesprächen haben; es ist ihnen aber nicht um

Parteimeinungen oder Superiorität oder dergleichen schlechte Dinge zu thun. Solche rechtschaffene Gespräche könnte ich auch mit Eichhorn führen; nur versteht er die Hebammenkunst nicht so gut wie Sie.

Mir ist jetzt immer bange, ich rede Ihnen doch am Ende zu viel von meinen Schriften. Aber diesmal muß ich doch noch damit durch. Nun schaffen Sie mir Titel, wenn Ihnen die vorgeschlagenen nicht gefallen! Zeitgenossen heißt eine Art von Journal, bestehend aus Lebensbeschreibungen jetzt lebender berühmter Männer. Überhaupt würde es mir aber sehr schwer seyn, einen solchen andeutenden Titel zu wählen, indem mir der Leser der liebste ist, der am wenigsten auf etwas Bestimmtes und Besonderes ausgeht, dem die Form noch wichtiger ist als die Gegenstände. Daher nehme ich auch gern die Namen der einzelnen Gespräche von Zufälligkeiten her, blos als Unterscheidungszeichen. Freilich wünschte ich wohl auch das Publicum aufmerksam zu machen, zumal da es scheint als wollten sich meine Sachen nicht sehr verbreiten. Am Ende muß ich doch mich selbst damit langweilen, irgend ein Compendium zu schreiben, um nur gehört zu werden, oder etwas gegen S...*, oder gegen W... über den es jetzt hergeht. Wäre nicht eine solche äußere Rücksicht zu nehmen, so wäre mir jener allgemeine Titel immer der liebste. Helfen Sie mir, ich weiß mir hier selbst nicht zu rathen.

Wie freut es mich, daß der Traum Ihren Beifall hat! Es ist gerade umgekehrt gekommen, als ich erwar-

tet hatte. Denn weshalb ich besorgt war, das war nicht das eigentliche Gespräch, sondern die Fiction am Ende. Bei so etwas traue ich mir immer selbst nicht; ich fürchte immer dazu nicht poetisch genug zu seyn, besonders in der Ausführung, denn an und für sich konnte ich diese Darstellung hier gar nicht missen, wie Sie gewiß sehen werden; ja ursprünglich ist die Idee zu dem ganzen Werkchen davon ausgegangen. Wenn ich so etwas gemacht habe, und ich lese es wieder, so fehlt mir oft ganz der Maßstab dafür, und ich weiß oft nicht, ob es nicht etwa Anderen als ganz platt und trivial erscheinen muß. Das fällt mir zwar auch oft bei anderen Theilen ein, aber bei diesen immer am meisten. Wenn Ihr Urtheil mich hierin sicherer macht, so werde ich künftig, gewiß zum Vortheil der Sache, mit mehr Zuversicht verfahren. Ist nicht aber doch ein Grund zu Ihrer ersten Ansicht des Gesprächs vorhanden? Sind etwa die Massen zu lose nebeneinander gestellt, so daß wirklich harte Übergänge oder Sprünge darin sind? Beherzigen Sie dieses wohl. Man kann gewiß hierin sehr leicht fehlen, wo der Zusammenhang durch das Zusammenwirken ganz unabhängiger Theile, durch Gruppirung, wenn ich so sagen darf, bewirkt werden muß. Da kann der Verfasser, der die inneren Motive freilich weiß, oft die Bedürfnisse der Leser aus den Augen setzen. — Noch ein Wort über das Wort „ordentlich". Für blos provinziell habe ich es nicht gehalten. „Gar" drückt nicht ganz dasselbe aus, es ist nicht so ironisch. — Eher noch: er „wird ja recht ironisch". —

Übrigens bekenne ich Ihnen, daß mich zum Gebrauche jenes Wortes Schleiermacher verführt hat, der im Platon immer das griechische ἀτέχνως durch „ordentlich" übersetzt, und man muß gestehen, daß die Bedeutungen gut zusammenpassen. —

Das Journal betreffend, so schlage ich ganz kurz folgendes vor. Einen sehr detaillirten Plan, dächte ich, brauchten wir nicht zu machen. Es wäre genug, uns immer den Zweck vorzuhalten, die Literatur und selbst das Leben, in Beziehung auf Kunst und Philosophie, mit unseren Betrachtungen zu begleiten. Nehmen wir es so, dann brauchen wir die Felder gar nicht so genau zu theilen. Sie müßten besonders über die jetzige Poesie und bildende Kunst den Leuten die Augen öffnen, ferner über beider Geschichte und ihre Behandlung und alles was daran irgend grenzt; dabei müßten Sie sich aber nichts verschließen, wozu Lust und Laune Sie führte. Ich würde hauptsächlich über Philosophie sprechen, über Philologie nur insofern sie Einfluß auf die Sinnesart und Urtheilsweise der jetzigen Zeit hat, auch über Religion und ihre Gestalt in den Köpfen und Herzen unserer Zeitgenossen; dies alles müßten Sie sich aber, wie gesagt, wenn die Lust Sie anwandelte, auch nicht versagen. Mein Gedanke dabei ist, daß wir immer recht das Praktische im Auge behalten; ohne dies hilft auch heutiges Tages ein solches Journal nicht viel. Vierteljährig müßte es nur erscheinen und etwa eröffnet werden mit zwei ansehnlichen Abhandlungen von uns beiden, worin

Sie den Charakter der gegenwärtigen Zeit in Rücksicht auf die Kunst, ich ihn in Beziehung auf Philosophie und ihre Gegenstände recht nachdrücklich darstellte. Verhehlen können wir uns wohl nicht, daß wir meist polemisch verfahren würden. Ich wünsche jetzt, daß es zu Stande komme. Aber Sie müssen auch recht ordentlich dabei seyn.' Kommt denn der Fortunat und die Novelle gar nicht? Machen Sie es doch uns zu Liebe fertig. Glauben Sie mir, meine Dialogen wären auch noch nicht so weit, wenn Sie nicht wären! —

Solger an Fr. v. Raumer, den 2ten November.

— — Vieles habe ich, wie gesagt, auf der Reise gesehen, vorzüglich aber die herrlichsten Alt-Niederrheinischen Kunstwerke, sowohl in der höchst merkwürdigen Sammlung der Gebrüder Boisserée zu Heidelberg, als in den Kirchen und Privatsammlungen zu Cölln. Wir haben, theuerster Freund, bisher die deutsche Kunst noch gar nicht gekannt; denn die oberdeutsche Schule, in welcher Wohlgemuth, Dürer, Cranach und der mit Recht von Ihnen gerühmte Martin Schön die Hauptpersonen sind, kann man nur als den Beschluß einer Kunstgeschichte ansehen, die man vielleicht vom elften und zwölften Jahrhundert an datiren muß, und deren blühendste Periode ihren Schauplatz am Niederrhein hatte. Die Fülle von Werken, die ich aus dieser Niederrheinischen Schule gesehen habe, vorzüglich auch bei meinem achtä-

gigen Aufenthalt in Cölln (wo Sotzmann mein sehr gefälliger und unterrichteter Führer war), hat mich in den Stand gesetzt, mir die Folge der Entwickelung dieser deutschen Kunst so ziemlich zusammenzusetzen.

— Ich war außer mir und glaubte zu träumen, als ich diese nicht geahndeten Meisterwerke bei Boisserée's sah. Um nur eins zu erwähnen, was Sie gewiß auch nicht geglaubt hätten, so ist der menschliche Körper darin oft mit einer solchen Vollkommenheit ausgeführt, daß wir alle unsere bisherigen Vorstellungen von der skeletartigen Dürftigkeit, die wir bei den Oberdeutschen finden, hier müssen fahren lassen. In Cölln beim Pastor Fochem sah ich unter andern einen nackten heil. Sebastian, der, wenn gleich durchaus eigenthümlich deutsch gedacht, der Vollendung nach der Schule des Michel Angelo keine Schande gemacht haben würde. Dies ist eigentlich die Kunstperiode, auf welche wir Deutsche stolz seyn müssen, und wodurch die deutsche Kunst welthistorisch wird, sowie durch die großen Bauwerke. Nun kam gegen den Anfang des 16ten Jahrhunderts Lukas von Leyden, welcher anfing zu spielen und zu schnörkeln, und in den Holzschnitt überzugehen, dessen er sich auch bediente; ihn kannte Albrecht Dürer persönlich, und schließt sich an ihn an, so daß durch diesen diese Art von Kunst nach dem mittlern Deutschland verpflanzt, und auf das Höchste selbständig ausgebildet wurde; aber die Größe Johannes van Eyk und Hemmlings wurde nie wieder erreicht. Denn diese beiden sind in ihrer Art Männer, wie Leo-

nardo und Raphael in der ihrigen. Am Niederrhein selbst wäre die Kunst in lauter Spielerei und Schnitzwerk ausgeartet, hätte sie nicht gegen den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die letzte Richtung auf die Nachahmung der Natur und das genialische, aber freilich ganz sinnliche Spiel mit der Farbe genommen, in welcher Gattung Rubens immer als der große Erfinder und Führer der Reihe künstlicher und behaglicher Niederländer (im engeren Sinne) hoch geachtet werden muß.

Da haben Sie ein Stück Kunstgeschichte, ein kurzes resumé aus dem, was ich auf meiner Reise fühlte und dachte. So viel kann ich Ihnen freilich nicht erzählen, wie Sie mir von Italien sagen werden. Welche Genüsse und welche Belehrungen stehen Ihnen und Hagen bevor! Ich werde tüchtig in der innern Welt, die ich auszubilden habe, arbeiten müssen, wenn ich bei Eurer Rückkehr gegen Euch aufkommen will. Sehr angenehm würde mir es seyn, wenn Sie mir immer so von den wichtigsten Kunstsachen, die Sie sehen, vorerzählen wollten, wie von der Münchner Gallerie. Es freut mich ungemein, daß Sie von einem Gemälde des Francesco Francia so gerührt worden sind. Die Manier dieses Meisters ist, obwohl ich nicht sehr viel von ihm gesehen habe, mir doch so gegenwärtig, daß ich mir das Bild der Composition, die Sie mir beschreiben, in der Phantasie ausmalen kann. Er ist durchaus einer meiner Lieblinge und der unter den alten Italienern, der sich an Innigkeit und liebevoller Tiefe am meisten den Deutschen nähert. Sie

werden noch herrliche Kirchengemälde von ihm sehen (ich kann mich nicht gleich besinnen wo?), von diesen schreiben Sie mir doch recht ausführlich.

Bei Jacobi hat es Ihnen also sehr gefallen. Er nimmt alle die für sich ein, die sich lebendig für Philosophie interessiren, ohne Philosophen von Profession zu seyn; für die letzte hat er zu wenig Methode und klares Bewußtseyn. Auch Ihnen wollen indessen seine Ahndungen nicht genügen. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daß, wenn man seine Ideen von der Gottheit consequent verfolgt, und den Träumen Licht geben will, am Ende gar eine bloße Verstandesreligion hervorgeht, so wie überhaupt das, was viele Mysticismus nennen, an die Aufklärung oft näher grenzt als man wohl glaubt. Ich möchte sagen, was die Religion betrifft, fängt meine Philosophie da an, wo die Jakobische aufhört. Ich kann es, wie ich fest überzeugt bin, zur Klarheit der Einsicht bringen, daß ohne Offenbarung kein vernünftiges Bewußtseyn möglich ist, und dieser große Gegenstand soll der Inhalt eines dialogischen Werkes seyn, wovon ich Ihnen wohl schon geschrieben habe. Freilich muß ich bemerken, daß man sich im Ganzen nicht sehr für die dialogische Form interessirt. Manche, die auch wirklich den Erwin seinem Inhalte nach schätzen (so weit sie ihn etwa verstehen), wollten doch lieber einen dogmatischen Auszug daraus haben, als die dialogischen Weitläufigkeiten, eine in meinen Augen höchstwunderliche Ansicht. Dadurch werde ich mich auch im geringsten nicht irre machen las-

sen, sondern auf meinem Wege fortgehen, die Menschen mögen einsehen oder nicht, daß er der wahre ist. Der Werth des Dialogs wird aber noch deutlicher erhellen aus dem Werke von fünf Dialogen, welches ich jetzt vollendet habe. Diese sollen zum Aufrütteln dienen, und legen deshalb den gegenwärtigen wirklichen Zustand der Gesinnungen über philosophische, religiöse und politische Gegenstände zum Grunde. Wenn Sie wiederkommen, sollen Sie es haben.

Unser Berlinisches Leben geht seinen Gang fort, nur ist alles noch gleichgültiger und eigentlich stumpfer geworden, bei allen großen Redensarten. Was hier wirklich auf Wissenschaft und Bildung etwas hält, besteht immer noch in einzelnen beschränkten Kreisen, welche einzelnen Stimmführern folgen. Wer da nicht mitbietet, der wird nicht gehört noch geachtet. Wir haben diesem Tone zum Theil den Verlust unsers trefflichen Eichhorn zu danken, der, längst schon voll Mißbehagen, einen Ruf nach Göttingen angenommen hat. Dieser Vorfall hat doch einige Wirkung gemacht, und man fühlt eine gewisse Beschämung, einen Mann so gehen zu lassen, der sowohl als Gelehrter unersetzlich ist, als auch mit der größten Aufopferung dem Staate in der Gefahr Gut und Blut dargeboten hat. Mir ist sein Abgang besonders schmerzhaft, da er unter meinen Collegen fast der einzige war, mit dem ich in einem offenen freund- und wissenschaftlichen Verkehr stehen konnte. — —

Solger an Tieck, den 18ten November.

Was ich Ihnen hier sende, theuerster Freund, lassen Sie sich diesmal anstatt eines Briefes dienen. Ich habe es eben erst vollendet, und eile es Ihnen zur Prüfung und Bestätigung zu übergeben, damit nachher die Zeit nicht zu kurz werde; denn ich hoffe nun doch endlich einen Verleger zu erhalten; benachrichtigen Sie mich ja vom Empfang, mich überfällt nachher manchmal eine Sorge, daß die Sachen verloren gehen könnten.

Auch Titel schlagen Sie mir ja vor, sowohl zum Ganzen als zu den einzelnen Gesprächen. Meine Einbildungskraft ist völlig lahm dabei, und am Ende nehme ich doch noch die ganz einfachen, wenn gleich nicht anlockenden. — Dies Gespräch schließt übrigens, wie Sie wohl sehen werden, diese Sammlung.

Auf Ihr Verlangen, habe ich Ihre Genoveva noch einmal wohlbedächtig gelesen, und gewiß mit außerordentlichem Vergnügen. Meine Bemerkungen darüber sollen Sie in sehr kurzer Zeit erhalten. Es ist mir nicht möglich, sie heute ordentlich aufzusetzen, die Muße fehlt mir. Ich will darin meiner Freundschaftspflicht redlich genügen, indem ich das Gleiche in vollem Maße von Ihnen erwarte.

Solger an Tieck, den 23sten November.

Sie haben verlangt, mein theuerster, verehrter Freund, daß ich Ihnen meine früheren mündlichen Urtheile über

die Genoveva ausführe und mit Gründen belege. Zugleich ermahnen Sie mich zur reinsten Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, so daß ich nun alle Verantwortlichkeit wegen dessen, was ich etwa zu sagen habe, von mir ab und auf Sie wälzen könnte. Allein ich muß Ihnen sagen, daß ich diese Verantwortung durchaus übernehme, indem ich es gänzlich unseres Verhältnisses unwürdig finden würde, wenn ich in einer Sache, worauf es uns beiden ankommt, und worüber wir ohne Zweifel in den Grundsätzen einig sind, vor Ihnen heucheln oder zurückhalten wollte. Ich würde dadurch die Reinheit eines Gefühls trüben, welches mich, seitdem ich mir seiner klar bewußt bin, mit wenigen andern immer am meisten aufrecht gehalten und innerlich gestärkt hat, das Gefühl unserer Freundschaft. Ich sage nicht, daß es nicht Dinge geben könnte, wo wir beide eine Grenze fühlten, die uns schiede, und an welcher wir mit Bewußtseyn verstummten; Sie selbst haben mir oft darin beigestimmt, daß es unter den besten Freunden dergleichen geben muß. Wo wir aber wissen, daß wir auf demselben Felde sind, da würde es Verrath und schlechte Weichlichkeit seyn, wenn wir nicht rein herausspräche. Wir wollen uns ja nicht gegenseitig auf eine alberne Weise hätscheln; auch ich verlange das nicht von Ihnen, obwohl ich doch der bin, dem von uns ein solcher Wunsch allein zugemuthet werden könnte; denn ich bedarf noch der Stütze und der Kräftigung; Sie waren Ihrer Sache gewiß, oder konn-

ten es seyn, noch ehe ich Sie verstehen und beurtheilen konnte.

Nun werden Sie gewiß auf diese Vorrede eine sehr scharfe Kritik erwarten, und doch hoffentlich in dieser Erwartung getäuscht werden. Niemals habe ich gesagt, ich möchte die Genoveva nicht; nur, daß ich sie nicht für so rein hielte, als viele Ihrer anderen Werke, daß ich etwas absichtliches, willkürliches darin wahrzunehmen glaubte, wovon sich die nachtheiligen Wirkungen auch in die Ausführung einzelner Theile erstreckten. Da ich sie lange nicht gelesen hatte, so habe ich dies jetzt wieder sehr bedächtig gethan, und kann wohl sagen, daß sie mich weit mehr angeregt und in die rechte Stimmung versetzt hat, als früher; dennoch sind mir gewisse Bedenklichkeiten haften geblieben. Sie sagen, daß Sie sich bewußt seyen durchaus unbefangen bei diesem Werke gewesen zu seyn, daß es eine Epoche in Ihrer Sinnesart gemacht habe. Jenes will ich unbedingt zugeben, ja fast möchte ich sagen, das Zweite sehe man eben dem Werke an. Daß Sie sich nicht willkürlich und zum Spiele in die alterthümliche und gerade in diese Form religiöser Sinnesart versetzt haben, die das Werk voraussetzt, das gebe ich unbedingt zu, denn sonst könnte es nicht so hinreißen, nicht in vielen Stellen und Scenen so ganz von Innigkeit und Liebe durchdrungen seyn wie es ist. Dennoch muß ich annehmen, daß diese Sinnesart nicht ganz Ihr damals gegenwärtiger Zustand, vielmehr dieser eine tiefe Sehnsucht nach derselben gewesen ist; sonst würde sie mehr

unmittelbar gegenwärtig, ja als die einzig wahre und mögliche, wie dem Künstler der Moment allemal eigentlich seyn sollte, in uns eindringen. Das äußert sich auch in der Form, welche überall von Erzählung eingeschlossen ist, und worin auch das Dramatische sich zu sehr von einander löst. Die Form ist doch nie zufällig; hier haben Sie uns mit Absicht in die Einfalt und Liebe alter Zeiten versetzen wollen; und gewiß, Sie würden uns die Zustände derselben nicht so deutlich vorgestellt und ausgesprochen haben, wäre dies nicht durch einen Gegensatz gegen etwas anderes geschehen, wodurch das Bewußtseyn in sich uneins gemacht und zur Reflexion veranlaßt wird. Hieraus scheint mir auch alles übrige herzurühren, was mir an dem Werke auffällt. Die Charakteristik sowohl einzelner Personen als des ganzen Zeitalters scheint mir oft absichtlich, z. B. in den öfteren Beschreibungen von Golo's jugendlicher Herrlichkeit und Liebenswürdigkeit, in Siegfried's Reden, da er zu Felde gehen will, in den Schilderungen der Lebensart Genoveva's mit dem Drago, wo ich überall ein etwas gesuchtes Costume und zu viel Malerei finde. Man sieht in solchen Stellen gleichsam dem Künstler in seinem Bilden zu, und man muß ihm mit gleichen Wünschen entgegenkommen, wenn man gefangen werden soll; es fehlt an der innern und gegenwärtigen Nothwendigkeit. Die Composition hat sich eben deshalb nicht recht gerundet, so wie mir auch der Schluß nicht ganz genügt, in welchem sich alles zu sehr in Erzählung verläuft. Gewiß ist es sehr schön gedacht, daß

die unschuldige Genoveva einen gewissen Hang zu Gott hat, daß sie ihn in der Vision gesehen, welches ich mir so erkläre, daß er ihr gleichsam als das Instrument ihres Märtyrthums und ihrer Heiligenwürde verkündet seyn soll, eben dies aber auch in ihr eine Neigung für ihn weckt; ferner auch die Täuschung des gerechten Siegfried durch Hexerei, welche ich als einen Contrast zu Genoveva's Vision ansehe: alles dieses ist herrlich und tief; aber ich glaube, der angeführte Grund ist Schuld daran, daß diese Anlagen nicht genug die fernere Ausführung durchdringen. Darum macht auch die sonst so herrliche Entwickelung des Charakters und Seelenzustandes Golo's einen etwas psychologischen Eindruck, so wie ich auch keine bedeutende Beziehung darin finde, daß er Otho's Sohn ist. Die Scenen der Diener und Landleute wirken auch nicht recht zum Ganzen mit dem Übrigen (wie es z. B. auch im Zerbino der Fall ist); und ich glaube, dies würde mehr gelungen seyn, wenn sie komischer wären, und auf die Weise die ganze Welt, in welcher die Hauptbegebenheit spielt, von der andern Seite dargestellt hätten; denn jetzt, scheint es mir, sagen sie uns oft nur dasselbe, was wir dort schon vorgehn sahen. Deshalb erscheint auch der Contrast, der in der Geschichte Heinrichs und Elsens liegt, zu absichtlich. Endlich hat die Ungleichheit, die aus allem diesen entsteht, auch auf die Sprache Einfluß gehabt. In dieser ist eine große Verschiedenheit, wenn man z. B. die Reden Genoveva's und Schmerzensreichs, die leidenschaftlichen, so hinreißenden Reden Golo's,

und die der Diener mit einander vergleicht, eine Verschiedenheit, die über das, was die Charaktere und Situationen erfordern, hinauszugehen scheint.

Ausführlicher brauche ich wohl nicht zu seyn, damit Sie sehn, was ich meine und worauf ich mich dabei stütze. Die Intention des Werks und die Ausführung einzelner Theile verehre ich. Wie herrlich sind fast alle Scenen zwischen Golo und Genoveva, zwischen ihm und Gertrud! Wenn ich nur das angeben sollte, worin mich Verse, Ausdruck, Innigkeit des Sinnes, kurz alles, was ein schönes Gedicht macht, am meisten entzücken, so würde ich etwa S. 86. 87. (Golo), — das Sonnett Genoveva's S. 88, — Golo S. 91. 92., — das wunderschöne Lied Golo's S. 99. — Golo S. 119., 120., 129., 130., 139. u. f. — 146. 147. die Scene bei der Winfredo auszeichnen. Dies sind nur einzelne Stellen, die mich diesmal ganz vorzüglich gerührt haben, und die wenig ihres Gleichen in unserer Sprache finden mögen. Die Episode von Abdorrhaman und Zulma ist sehr schön und in herrlicher Beziehung auf den Hauptgegenstand. Ausgezeichnet schön habe ich auch immer den Gedanken gefunden, das Lied: „Dicht von Felsen eingeschlossen," so wiederkehren zu lassen.

In anderen Ihrer Werke finde ich dagegen weit mehr den eigentlichen dramatischen Nerv, die wahre praktische Kraft. Unter allen dramatischen sind mir Blaubart und der gestiefelte Kater die liebsten; die verkehrte Welt würde ich diesen ganz an die Seite setzen, wenn sie mehr zusammengedrängt wäre und die vollendete Rundung

des Katers hätte. Ich möchte fast sagen, jene meine beiden Lieblingsstücke seyen die vollkommensten Dramen, im eigensten Sinne des Worts. Es ist alles darin ganz gegenwärtig und lebendig und wahr; in dem einen das Mährchenhafte durch eine wunderbare Durchdringung mit dem ganz Wirklichen zu unserem eigenen Zustande gemacht; im andern die alberne Gegenwart durch das Mährchen veredelt, und die Satyre zur reinsten Ironie erhoben. Die Weihe der Ironie scheint mir in der Genoveva nicht ganz vollendet.

Sie haben gewiß gemeint, es sey mir das Spielende in der Religion an der Genoveva anstößig; Sie sehen aber wohl, daß es mir darin nicht liegt. Vielmehr kann mich dieses recht eigentlich erfrischen, und, ich möchte sagen, trösten, vielleicht eben deshalb, weil es in meiner eigenen Natur und Sinnesart nicht liegt. So habe ich eine besondere Liebe für Spees Gedichte dieser Art; dieser hat darin eine Innigkeit, welche an das Pietistische grenzt. Hätte nur die lutherische Lehre nicht so ausgezeichnetes Unglück in der Welt gehabt! Wäre sie nur nach allen Seiten ausgearbeitet und ausgebildet und in das Leben hinübergeführt worden! Dann würden wir mehr religiösen Sinn im gemeinen Leben, mehr freien und zutraulichen Umgang mit Gott haben, und nicht erst eine gewisse Schranke überwinden müssen, wenn wir uns ihm nähern wollen. Es ist überhaupt ganz erstaunlich wichtig, daß überall die Ideen recht ins tägliche Leben übergeführt werden, und daran hat nebst anderen auch die

Geheimnißkrämerei der neuesten Philosophien sehr gehindert. Dann ist freilich die Grenze gegen Aberglaube und Götzendienst schwer zu finden; aber gerade in der Grenzlinie liegt alles wahrhaft philosophische und religiöse Leben. Dem Lutherthum ist es hierin, wie gesagt, schlimm gegangen, und zwar so wie allem eigentlich Großen bei den Deutschen, ja vielleicht überall. So lange die Menschen darnach streben und ringen, haben sie ein schönes und ziemlich wahres Bild davon; ist es erlangt, so wird es entweder verkannt oder verachtet, oder mißverstanden und verfälscht und gemein gemacht. Vielleicht kann ich einmal ein Bild von einer wahrhaften lutherischen Kirche aufstellen, wie ich mir denke daß sie seyn müßte. Luther hat die Auflösung, die nachher entstanden ist, nicht gewollt und konnte sie nicht wollen. In seiner Correspondenz befinden sich bestimmte Aussagen von ihm selbst, daß er die Absicht hatte, eine neue positive Kirchenverfassung zu gründen.

Ich bin gegenwärtig beschäftigt, mich über das Verhältniß der Philosophie zur Religion im 17ten und 18ten Jahrhundert so vollständig wie möglich zu unterrichten. Dann will ich suchen über den jetzigen Zustand der Theologie auf's Reine zu kommen, und hienächst ferner in dieser Wissenschaft historisch zurückgehn: alles zum Behuf meines Werkes über Religion. —

Fr. von Raumer an Solger.

Rom vom 4ten December.

— Manches was Sie mir über die niederrheinische Kunst sagen, war mir ganz neu, für anderes habe ich geschichtliche Bestätigungen, die Ihnen vielleicht nicht bekannt sind, noch anderes endlich erscheint mir in verschiedenem Lichte. Von diesem, was mit Italien am meisten zusammenhängt, also auch zuerst ein Wort. Gern gebe ich zu, daß die Kunst in Cöln nie ganz ausgestorben ist, und wenn ich dies zugebe, so müssen Sie noch weit mehr den gleichen Satz für Rom und Italien stehen lassen. Daraus aber folgt mein Widerspruch gegen das Byzantinische, wovon so manche und auch Sie sprechen. In Byzanz taugte weder der Staat etwas, noch die Kirche, noch die Wissenschaft, noch die Kunst; aus diesem Frevelneste, aus dieser albern gewordenen Rumpelkammer können wir die Herstellung der Kunst noch weniger ableiten, als die der wahren wissenschaftlichen Bildung. Die paar hergelaufenen Grammatiker und die paar hergelaufenen Mönchsmaler haben weit weniger Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich beilegt. Das was man wohl Byzantinisch nennt, ist weit mehr ein allgemeines Erzeugniß des Christenthums, z. B. die Maria, und ward in Unteritalien, in Rom ebenfalls ausgebildet. Kam etwas aus Byzanz herüber, so geschah's eher zur Zeit der bilderstürmenden Kaiser, als im 12—13ten Jahrhundert. Der päpstliche Stuhl war der Kunst lange Zeit hindurch viel günstiger gesinnt als Byzanz, und wenn

man die unglaublich vollendeten Arbeiten des Nicola Pisano (um 1230) betrachtet, so kann's einem gar nicht mehr einfallen, daß die Italiener von den Byzantinern um 1280 hätten lernen sollen. Der erste Grund, warum von ihnen nichts zu lernen war, ist der, daß sie selbst nichts verstanden. Deutschlands Zusammenhang mit Byzanz, durch einige vornehme Heirathen und die Kreuzzüge, ist ohne Vergleich geringer als der mit Rom, und dennoch wird dadurch der selbständigen Ausbildung deutscher Kunst wenig Eintrag geschehen. Nicht im 14ten, sondern schon im 13ten Jahrhundert gab's eine niederdeutsche Kunstschule. Sehen Sie, was ich darüber in Büschings wöchentlichen Nachrichten gesagt habe, und vergleichen Sie Cicognaras Geschichte der Bildhauerei; ein unentbehrliches Werk, wo viele Resultate künstlerischer Untersuchungen mit meinen historischen zusammentreffen. Die Bildhauerei war der Malerei weit zuvorgeeilt, erst zur Zeit Michel Angelo's, Bandinelli's, Johannes von Bologna, Guil. della Porta standen beide Künste in gleich hoher Vollendung. — Die deutsche Baukunst mag von Süden her angeregt seyn, aber sie ist so selbständig und durchaus in sich vollendet, daß hier von Byzanz gar nicht die Rede seyn kann. Dagegen fallen viele französische und englische Gebäude ganz und durchaus mit den deutschen in eine Classe. Die ältesten italienischen Maler haben mit den oberdeutschen oft eine gewisse Trockenheit gemein, sie konnten noch nicht was sie wollten, aber Sinn und Ziel war gewiß oft größer, als bei vie-

len spätern finger- und pinselfertigen Künstlern. Das Gleiche gilt von den unfertigen Riesenbauen, im Vergleich mit geschmiegelten und geleckten Spaßereien. Doch genug hiervon und ein erzählendes Wort über die Gemälde u. s. w. die ich sah. Den ersten Schatz in Mailand in der Brera fand ich weit größer als ich erwartete; der Vicekönig Eugen hat viel aus Kirchen und Klöstern, viel aber auch für baares Geld zusammengebracht. Von Leonardo, der so viel zu den Mailändern als den Florentinern gerechnet werden mag, fanden wir wenig außer dem Abendmahl, und auch dies großentheils unkenntlich. Überhaupt, ich will meine Beschränktheit nur gestehen, ist dies Bild nicht mein Liebling: einige von den andern Judenaposteln erschienen mir eben so gut Sündern ähnlich, als Judas. Sonst hege ich vor L. die größte Ehrfurcht, solche vornehme Strenge bei so viel Zartheit und Lieblichkeit hat wohl keiner. Eine oft wiederkehrende Ähnlichkeit der Gesichtszüge ist mir indessen aufgefallen: die heil. Cäcilia in München, die Herodias in der Tribune zu Florenz, die angebliche Königin Johanne in der Gallerie Doria, ist ein und dasselbe nur abgestufte Gesicht, bis es in der Gallerie Sciarra als Vanita fast abgelebt liederlich, obgleich dem Ursprunge und der Erinnerung nach schön aussieht. Von Dominichino sind in der Brera schöne Bilder, gute treffliche Francias (doch dem Münchner nachstehend) und von allem die Verlobung Josephs und Mariens aus Raphaels früherer Zeit. Unter den Guido Renis ist Petrus und Paulus in Mailand

das Hauptbild; dann verdienen großes Lob eine große Kreuzigung in Bologna, eine kleine hier bei Camucini (die einzigen, die mich nicht unangenehm berühren), aber Guido's Grazie ist oft in Gefahr etwas fade, sein Colorit etwas kalt und kalkig zu werden. — Procaccini und Ferrari verdienen bekannter zu seyn als sie sind; vorzüglicher und großartiger ist Luino, von dem ich mir eine Madonna gekauft habe, die zu den schönsten Bildern auf Erden gehört. Sie sitzt mit dem Kinde erhoben, weiter vor steht links der heilige Antonius, rechts eine der edelsten weiblichen Gestalten mit der Friedenspalme, ganz im Vordergrunde in der Mitte ein Engel.

Mehrere der Hauptwerke Correggio's finden sich bekanntlich in Parma; aber die Kuppeln sind zum Theil verdeckt, theils so unzugänglich, daß ich lange nicht genug davon gesehen habe. Doch blieb die Lieblichkeit, und was manche mit Unrecht bezweifeln, die Großartigkeit der Gestalten unverkennbar. Gegen die Mad. di S. Gerolimo und andere Ölgemälde bin ich keineswegs so kalt und verachtend gestimmt wie Hagen, sondern bewundere die Beleuchtung, das Heraustreten und Zurücktreten, das vollkommene Malen, die große Anmuth. Erhabener erschien ein Christus in der Gallerie Mazzucelli in Bologna, sitzend unter Engeln, der Oberleib entblößt, ein reiches Gewand über den Schooß gelegt, mit ausgebreiteten Armen. Neben dem Christus dachte ich aber doch auch an den olympischen Jupiter. — Mazzola (Parmeggianino) ist dem Correggio zwar verwandt, al-

lein manche angeblich liebliche Bilder schienen mir sehr geziert, bis ich hier eins bei Camucini sah, welches sehr großes Lob verdient.

Die Caraccis hoffte ich am besten in Bologna kennen zu lernen, aber ihre großen Frescogemälde sind ganz zu Grunde gerichtet, und ihre Ölgemälde wollten mir nicht recht behagen. Vieles kam mir kalt und gemacht vor, ich sah breitgeschlagene Antiken vor mir. Vergleicht man aber die Käuze, welche zunächst vor ihnen das große Wort führten, so wächst ihr Verdienst außerordentlich, und zur rechten Erkenntniß ihres Werths bin ich erst durch die Gemälde Hannibals im Palaste Farnese gekommen. Kühnheit und Richtigkeit der Zeichnung, Mannigfaltigkeit der Stellungen, Lieblichkeit der Formen und Gesichter verdient ungetheiltes Lob. Neben den Gemälden sind an der Decke marmorne Cargatiden, bronzene Schilder u. s. w. gemalt, so täuschend, wie ich nie etwas sah, und die Gestalten treten auf eine fast unbegreifliche Weise aus der Fläche hervor.

Bologna und Florenz enthalten so große Schätze von vielen Meistern, daß ich gar nicht ins Einzelne gehen kann. Von dieser Stadt vielleicht auf der Rückkehr noch Einiges, jetzt nur, daß ich hier zuerst wahrhaft erhabene Bildhauerei sah. Die Vollkommenheit der neuern Sculptur überraschte mich sehr, sie steht keineswegs so weit hinter der alten zurück, als man wohl meint; aber erst durch die Malerei steigt mir überhaupt die neue Kunst über die alte hinaus. Gründlich davon zu sprechen ist

hier nicht Zeit und Raum, ich will Ihnen heut nur noch das mittheilen, was ich meiner Frau über Verwandtes und wohl hierher Gehöriges schrieb.

Nicht selten ist's nöthig, manches mehre Male, vieles von einem Meister zu sehen, auszuruhen, zu bedenken und von neuem zu betrachten, um allmälig Einsicht und Klarheit zu gewinnen. Aber es giebt auch Dinge, die wie Blitz, Donner, Wassersturz, Meeresfläche im ersten Augenblicke schon ganz dasind, ergreifen, beherrschen, zu Boden werfen und doch wieder erheben. Aber selbst diese Dinge, obgleich großartiger als das trocken Zusammengerechnete und Geklügelte, sind doch nur Einzelnheiten, Puncte des Lichts in der Finsterniß, oder der Finsterniß im Lichte. Was aber giebt es Herrlicheres in diesem Erdenleben, als wenn der Riesengeist eines Auserwählten dich aus dem abgetragenen alltäglichen Leben herausreißt und eine ganze Welt vor deinen Augen eröffnet, wenn du das, was, als kleines Licht streng verwahrt, im Innern brannte und nur an größeres Licht und Leben demüthig glauben ließ, wenn du dies durch jene Macht in himmlischen Flammen auflodern, alles Gemeine verschwinden, alles Ideale und Göttliche wirklich stehst. Die wahrhaft Reichen, Gottbegabten zieren sich nicht mit Gedanken und Gefühlen, die zu gut für diese Welt und deshalb zu verpacken und zu verschließen wären; sie haben sich und ihr ganzes Leben kühn dahin gegeben, sie haben befruchtet, erschaffen, beglückt, befeuert, beseligt und (denn auch das ist gut)

eine ganze Legion von Mücken und Fliegen hat sich an ihrem Glanze todt gebrannt. — Solch ein Riesengeist, solch ein gottbegabter übermenschlicher Mensch war Michel Agnolo Buonarotti. Wie hatte ich mir doch aus Kunstgeschichten, kritischen Verzeichnissen und Betrachtungen, Reisebeschreibungen und Kritzeleien gar erstaunlich weise zusammengerechnet: er sey zuletzt doch nur ein wunderlicher Manierist, ein Genie, welches sich blos am Ungeheuern und Fratzenhaften ergötze und dazu verführe, ein verkehrter Gegner des allein und einzig malenden, und allein nachzuahmenden und zu verehrenden Raphael. Von dem spreche ich heut nicht, und wenn ich ihn den Maler des neuen Testaments nenne, so habe ich bei meiner Sinnesart genug gesagt; ich spreche jetzt von dem Maler des alten Bundes und des wunderbaren Morgenlandes. Eine heil. Familie Mich. Ag. in der Tribune zu Florenz machte mich noch eingebildeter und ich glaubte alle jene Urtheile bestätigt zu finden; aber der tiefsinnig finstere und gewaltige Blick der kolossalen Bildsäule, welche als David vor dem großherzoglichen Palaste steht, schreckte mich zuerst ein, und ich verlor den Muth, gleich meinen Reisegefährten weiter zu kritisiren. So bin ich nun allmählich immer mehr hinangeführt worden, bis zu der sixtinischen Kapelle. Unleugbar umschließt dieser heilige Raum das Erhabenste, was jemals gemalt worden ist. Nur die Madonna und das Christkind nehme ich aus (diese gehören Raphael), keineswegs aber das, was an großartigen Gestalten aus dem Alterthum auf uns gekommen

ist. Der Apollo von Belvedere ist das Vollkommenste in Hinsicht der nackten Formen und sein edles Gesicht erhebt ihn an die Grenzen des Göttlichen; aber es ist hier gezeigt, wie sich das Göttliche aus der menschlichen Form heraus entwickelt. So steigen die alten Gestalten vom irdischen Boden zu Halbgöttern und Göttern empor. Mich. A. Propheten und Sibyllen dagegen sind Wesen, die in einer höhern Welt einheimisch waren, die aus ihr herniedersteigen, die viel tiefer und umfassender den Himmel aufschließen, während die Alten nicht über den Olymp hinauf können. Mit einem Worte, nur mit und durch die Bibel kann man solche Gestalten erschaffen, und es läßt sich durchaus nicht leugnen, daß neben den schönen Verhältnissen der Körper, welche die Alten auf's vollkommenste darstellen, noch ein andeter Sinn, eine andere Bedeutung in die Kunst wie in das ganze Leben gekommen ist. Erscheint es nicht verkehrt, daß manche Leute niederfallen und anbeten, wenn Apollo die Kinder der Niobe erschießt, und erschrecklich schimpfen, wenn Gott Vater von christlichen Künstlern dargestellt wird. Alle metaphysischen Einwendungen fielen zu Boden, als ich M. A. Bilder sah, wie Gott den Menschen, und wie er Sonne und Mond schafft. Ich spreche von M. A. und nicht von jämmerlich schwachen Nachahmern. — Daß ich nach dem Gesagten nicht weiß, mit wem ich M. A. vergleichen soll, ist offenbar; Äschylus erinnert allerdings an seinen stets auf's Große und Erhabene gerichteten Sinn, aber er kann sich in keinem Alten ganz abspiegeln. Hat

er doch an Vielseitigkeit fast alle Neuere überflügelt; Maler, Bildhauer, Baukünstler und in seiner Art für alle drei Fächer der Erste. Höchst anziehend ist die gemüthliche Lebensbeschreibung von seinem Freunde und Schüler Vasari geschrieben. Überall strebten M. A. gewaltige Kräfte frei zu werden, und was er gestaltete, war fast nur Beiwerk, um aus dem unerschöpflichen Innern von neuem immer mehr und mehr zu entwickeln. Zuletzt, als Greis, wie unendlich rührend ist das Sonett, wo ihm auch das Höchste, was er that und liebte und dachte, als nichtig, und Ruhe und ewiger Frieden nur in den Armen des Erlösers erscheint! Wenn man solch Leben, solche Werke, solche Kühnheit, solchen Stolz und zugleich solche innere Milde und Demuth sieht, so soll man preisen und verehren von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe. Kein Gefühl, kein Ausdruck ist stark genug, und auf's ganze Leben wirkt solch ein Eindruck, solch ein Heros menschlicher Hoheit und Vollendung. Je gewaltiger und tiefer ich mich aber hier und auf diese Weise bewegt fühle, liebe und bewundere, je bestimmter ich fühle, daß ich mit allen meinen Sinnen und Kräften aufgeregt und begeistert bin; in dem Maße ist mir das Hätscheln und Liebeln mit dem Unwürdigen oder Halbwürdigen, oder das Kritisiren und Deuteln am Vollendeten durchaus ekelhaft und zuwider. —

Tieck an Solger, vom 16ten December.

Liebster Freund! Nicht wahr, Sie zürnen mir recht, daß ich bei Ihren wiederholten lieben Briefen und Aufforderungen beim übersandten Dialog nichts von mir habe hören lassen. Ich habe unter beständigen Gewissensbissen verliebt; aber ich hoffe, mein treuer Freund, Sie verzeihen mir auch und lassen meine Entschuldigungen wenigstens etwas gelten. Wäre ich ein so ordentlicher Mann in allen Dingen wie Sie, so könnten diese Pausen nicht eintreten, aber ich sehe leider, daß ich dahin niemals kommen werde, und bin auch immer unzufrieden mit mir, daß ich es nicht kann. Erstlich bin ich diese Zeit her fast immer unpaß gewesen, ja wirklich unwohl, und schon deswegen habe ich zu meinem Schmerz von Ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen können; und wie glücklich wäre ich gewesen, Sie einmal wieder zu sehen, so recht in Ruhe mich mit Ihnen über so viele Gegenstände recht aussprechen zu können, da ich in der That noch niemals jemand gekannt habe, mit dem ich so gern gesprochen, der mir das Denken und Sprechen so erleichtert hätte. Ich nehme an, daß es Menschen giebt, durch deren bloße Gegenwart man klüger und besser wird, so lange man noch irgend reizbar und empfänglich ist, so wie auch das Gegentheil statt findet. Es ist ein unsichtbarer Einfluß und auch eine unbegreifliche Mimik der Seele. So ist es mir auf immer interessant, Briefsammlungen zu lesen, auch Briefe zu sehen; der schärfste Mensch nimmt dessen Charakter an, an den

er schreibt. Sind alle Briefe in der Müllerschen, Heinsischen, Wielandschen Sammlung, die an Gleim gerichtet sind, nicht fast immer etwas weichlich und weibisch? Die verschiedenen Menschen verlaufen sich so, daß man Müller, Wieland, Heinsi kaum aus einander kennt, wenn sie an diesen Mann schreiben. Haben Sie nicht an sich selbst erfahren, daß man so in seine Freunde hineinschreibt, sie sich vergegenwärtigt, oft mehr als in der Gegenwart selbst, und nur darum gar zu leicht weich, nachgiebig wird, Thorheit befördert, ihnen selbst in ihrer Rolle forthilft? So sey es niemals unter uns, und darum meinen herzlichsten Dank wegen des Briefes über die Genoveva, von dem ich nur wünsche, Sie hätten ihn umständlicher und viel schärfer abgefaßt.

Nun meine zweite Entschuldigung. Ich habe über die Gebühr, fast ununterbrochen gearbeitet; wie es ausgefallen und gerathen ist, mögen Sie mein kritischer Freund mir sagen, sobald Sie es gelesen haben. Der 3te Phantasus ist endlich ganz fertig. Der Fortunat scheint mir doch das gewagteste, was ich bisher gemacht habe, das grellste Bild. Ich habe nachher noch über das Theater, vorzüglich über Fleck gesprochen, an den ich nie ohne Rührung und Erhebung meines Gemüthes denken kann, klänge es nur nicht zu jugendlich und abenteuerlich, ein Ton, den mir meine Nachahmer zu verhaßt gemacht haben. — Ich habe nur, da mich vorher mein Übelbefinden abgehalten hat, zu eilig und zu angestrengt arbeiten müssen, und es trat der Contrast ein, der mich

schon öfter im Leben verfolgt hat, in wahrer Angst und Melancholie dazusitzen und etwas Lustiges erdichten zu müssen. Ich habe mir nun wieder sehr ernsthaft vorgenommen, nie wieder die Sachen so aufzuschieben, um meinen Geist freier zu erhalten. Wenigstens soll es mir mit der Novelle nicht so gehen; der 4te Phantasus wird mir leicht, indem er fast nur alte Sachen enthalten wird. Können Sie mir mit geradem Sinn, ohne freundschaftliche Täuschung und Nachsicht über das Buch etwas Gutes sagen, so werden Sie mir sehr tröstlich seyn. Sie kennen meine Hypochondrie über meine Arbeiten. Messe ich mich nach dem Schlechten, was Beifall findet, dünke ich mir oft was Rechts, — aber dann gegen meine eigene Idee und gegen das Vortreffliche! dann verschwindet mir alles, und mir ist als wäre ich gar nicht da. — Dann wünsche ich mir jene frühere Unbefangenheit zurück, in der mir alles gleichgültig war, Lob und Tadel, wo ich über beides lachte und an kein Publikum und Urtheil glaubte.

Mit jener Offenheit ausgesprochen, nehmen Sie nun mein aufrichtiges Urtheil über Ihren Dialog hin, wo ich ohne allen Rückhalt spreche, insofern ich über diese Gegenstände überhaupt eine Stimme habe. Erstlich finde ich, wird, jemehr Sie schreiben, Ihr Styl klarer, runder und dreister. Es ist mir hoher Genuß gewesen, dies Gespräch auch darauf anzusehen und laut vorzulesen. Je mehr ich von Ihnen lese, je mehr nehme ich meine ältern Kritiken des Einzelnen zurück, und ich komme auf

einem alten Satz zurück, daß man jeden Auctor nur aus sich selber kennen und kommentiren lernt, und daß jeder fremde Maßstab daran gehalten ein falscher ist; ich glaube jetzt einzusehen, daß diese Wendungen und Eigenheiten, die mich wohl früher störten, keine Zufälligkeiten bei Ihnen sind, keine Angewöhnungen der Bequemlichkeit, sondern wahre Bezeichnungen des Gemüths, die sich Ihnen passend dargeboten, die Sie nach mehrerem Nachdenken gewählt haben.

Was nun die Deutlichkeit, die nothwendige Folge der Gedanken, das Hinstreben nach einem Ziel, und von dort aus das Zurückbeleuchten aller frühern Gedanken betrifft: so meine ich, hat dieser Dialog auch darin noch Vorzüge vor allen vorigen, er erklärt durch seine höchste Allgemeinheit die mehr partiellen Aufgaben der früheren, und ich habe nun auf diese mit Freuden einen Rückblick gethan und nun erst vollkommen ihre Anordnung verstanden, und sehe, daß das Buch dennoch ein wahres untheilbares Ganzes ausmacht. Ich glaube Sie überhaupt seit diesem Dialog noch weit mehr als vorher zu verstehen, mein Wesen und Bestreben ist mir deutlicher geworden. Ich bin sehr begierig, wie Sie einmal die eigentlichen Mystiker ansehen werden. Im Grunde stehe ich auf Theodors Territorium; aber der Friede mit meinen Grenznachbarn glaube ich, wird nun auf ewig abgeschlossen seyn, mein Widerwille gegen die Arroganz mancher Philosophen, Gott wahrhaft schaffen zu wollen, ist derselbe, aber ich sehe bestimmter als je ein, daß die Phi-

losophie das nie gewollt hat. Was Sie Wirklichkeit und Schein nennen, begreife ich auch nun erst ganz, so wie einige Briefe und mündliche Äußerungen. Nach einigen Kämpfen fühle ich mich unglaublich beruhigt: auch Ihre Kunstdialogen sind mir im Innern noch klarer, am herrlichsten die wahre Gegenwart Gottes in allem Schönen, diese Verklärung des Wirklichen, und wie Religion, Kunst und Philosophie so innig dasselbe sind. O mein theurer Freund und Lehrer, wie viel werde ich Ihnen noch zu danken haben! Sie beschämen mich so oft mit Ihrer freundschaftlichen Selbsttäuschung (so möchte ich es nennen), daß ich Ihnen viel seyn oder geben könnte. — In Ansehung der Titel bin ich ganz verlegen, da Ihnen Zeitgenossen nicht gefällt, das mir jetzt auch nicht mehr so passend vorkommt. Die Überschrift des letzten Dialogs könnte wohl seyn: was ist Philosophie? — Machen Sie es wie Sie wollen, Sie werden auch hierin das Rechte treffen, besser als ich; nur eilen Sie mit der Bekanntmachung und sehen Sie nicht nach Ihrem Zeitalter zurück, das für diesen Augenblick für Ihre großen Bemühungen zu verwildert ist; nach 10 Jahren wird es anders seyn, jetzt sind mir in gewissen Hinsichten auch die Besten eine fatale Erscheinung, der Krieg und Politik hat sie wild gemacht, oder sie ruhen in Schlaffheit aus und fürchten jedes Rütteln an ihre Gewöhnung, die sie Beruhigung und Überzeugung nennen. Wer heut zu Tage nicht Alles weiß und alles zum Besten weiß und morgen früh nicht selbst mit Geringschätzung auf die Weis-

heit hinabsehen kann, mit der er sich heut Abend noch brüstet, der glaubt gar nichts zu wissen. Für Philosophie, Religion und Kunst passen diese Ameisenmenschen nicht; auch nennen sie ja nur die Steinchen so, mit denen sie sich schleppen, um sie fallen zu lassen und andere dafür aufzunehmen.

Sonderbar, daß ich gern über Genoveva noch viel mit Ihnen sprechen möchte. Es mag denn doch das Resultat unsers Nichteinverständnisses darüber scharf ausgesprochen das seyn, daß Ihnen als Verstimmung erscheint, was mir Begeisterung war; und, Lieber, so hart dies klingt, so sehe ich an andern Poeten doch, wie schwer sie oft beides nicht haben unterscheiden können; auch kann beides, dünkt mich, leicht in einander übergehen, eins vom andern etwas erhalten, und das wahrhaft Edle und Große in sonst schwächlichen Werken und so manches Hinkende und Lahme in herrlichen Poesien ist wohl nur so zu erklären. Daß ganze Zeitalter verstimmt und überreizt seyn können, haben wir erlebt, und wie gesagt, in manchen Werken scheint mir die rechte Linie äußerst schwer aufzufinden; auch mag wohl zuweilen der Autor selbst früher Begeisterung späterhin Verstimmung nennen, so scheint es mir Göthe mit seinem Werther gemacht zu haben. Lassen Sie uns künftig noch einmal über die Genoveva disputiren, als wenn es ganz fremdes Werk wäre. Sie sehen z. B. Absicht in Dingen, in den Nebenfiguren, wo mir wirklich nur alles entstanden und geworden ist, ganz anders als beim Octavian, wo die

Absicht überwiegt, und ich dies damals für einen Fortschritt meiner Kunst hielt. — Ich kann nicht Ihrer Meinung seyn, daß die Nebenfiguren komischer seyn müßten: würde dies nicht dem kirchlichen Rahmen widersprechen, in welchem doch das Gemälde schwebt? — —

Göthe's Buch über Italien hat mich angezogen und mir äußerst wohlgethan. Nicht, daß ich seiner Meinung immer wäre, daß ich dieselben Dinge zum Theil nicht ganz anders gesehen hätte; sondern diese Erscheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöst (ich kann es nicht anders nennen), in welchem ich mich zu Göthe verhielt: diese Anbetung, diese unbedingte Hingebung meiner Jugend in sein Wesen, dies Verständniß seiner Natur, ja wie es mir auch wohl erschien, eine gewisse Verwandtschaft der meinigen mit seiner, und dann wieder, besonders späterhin, das determinirte Widerstreben im Kampf mit jenem Gefühl, das fremde Zurückstoßende, das oft völlig Unverständliche seines Wesens. Jetzt erst ist meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz bestimmt sehe, wo wir uns trennen und trennen müssen, und ich habe wieder die Erfahrung gemacht (im Grunde eine ganz jugendliche, ich bleibe vielleicht im Schlimmen wie im Guten lange jung), daß das, was uns recht tief ängstet und abäschert, das, wovon wir glauben, enthüllt und erklärt müsse es eine völlige Umwandlung unsers Gefühls und unsers Wesens nach sich ziehen, — nur sehr selten so tief greift, daß diese Vorstellung gewöhnlich auch ein Gespenst ist. Ist es Ihnen

nicht auch aufgefallen, wie dieses herrliche Gemüth eigentlich aus Verstimmung, Überdruß sich einseitig in das Alterthum wirft und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht. Und nun, — ergreift er denn nicht auch so oft den Schein des Wirklichen statt des Wirklichen? Ich konnte in dem Buche alle Ihre Dialogen im Gedanken wieder zurücklesen. Darf er, weil sein überströmendes junges Gemüth uns zuerst zeigte, was diese Welt der Erscheinungen um uns sey, die bis auf ihn unverstanden war, — darf er sich, blos weil er es verkündigt, mit einer Art vornehmer Miene davon abwenden und unfromm und undankbar gegen sich und gegen das Schönste seyn? Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte, und nur das geträumte Alterthum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien. — Ich nenne es geträumtes, weil gerade Göthe in jener selbst der schönsten Zeit in scharfer Opposition mit Religion und Sitte und Vaterland würde gewesen seyn. Er vergißt um so mehr, daß unsere reine Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Reliquien und Fragmente verklärt und in jene reine Region der Kunst hinüberzieht. Diese ist aber auch niemals so auf Erden gewesen, daß wir unsere Sitte, Vaterland und Religion deshalb gering schätzen dürften. Ist es nicht fast dasselbe wie Mercier und andere Schwachen, die die Gegenwart wegen ihres Jahres 2440 verachteten? Hier sind Sie mir

Liebster, recht als klarer Vermittler eingetreten, und ich glaube, Sie verstehen mich darum, wenn ich auch in Eile mich ungeschickt ausdrücken sollte. Vor der Kunst, namentlich vor der alten, meine innigste Anbetung; aber sie als unbedingte Wirklichkeit sehen wollen, als einen Ausbruch einer unbedingt bessern und größern Zeit, scheint mir kleinstädtisch. Aus einem Luftball giebt es keine Aussicht. Dies macht mir ein ähnliches Gefühl. Ich hatte auch die Antike gesehen, St. Peter, und konnte den straßburger Münster nur um so mehr bewundern: nach dem auswendig gelernten Raphael verstand ich erst die Lieblichkeit und Würde altdeutscher Kunst — und dies wäre Oberflächlichkeit, Einseitigkeit ꝛc. in mir gewesen? Ich liebe die Italiener und ihr leichtes Wesen, bin aber in Italien erst recht zum Deutschen geworden. — Und nun! Ist Göthe als Greis nicht gewissermaßen von neuem irre geworden? Und etwa durch neue Entdeckungen? — Durch dasselbe, was auch in seiner Jugend dawar, was er zum Theil kannte, durch Gedanken, die er zuerst ausgesprochen. Ohne Vaterland kein Dichter: sich von diesem losreißen wollen heißt die Musen verleugnen. Auch hierüber mündlich einmal recht viel.

Auch ärgert es mich von Göthe, der so viel anatomirt, Steine gesammelt, Bücher nachgeschlagen, unermüdet gewesen ist, — daß er noch nicht einmal Ihren Erwin gelesen hat. Und er hat ihn nicht gelesen, sonst hätten wir längst die Spuren davon gesehen; aber seine Bequemlichkeit, seine Sicherheit halten ihn ab, im ersten Dialog (wenn er das

Buch vielleicht sah) hat er Bekanntes scheinbar gefunden, und geglaubt längst darüber weg zu seyn. Kant wollte von Fichte, dieser von Schelling nichts wissen, und las lieber nichts, um ruhig zu bleiben. Wird der letzte es mit Ihnen eben so machen? Werden die Schlegel ein reines Interesse an Ihren Bemühungen nehmen? — Mir fällt bei alle dem immer Nero ein, der nie von dem Aufruhre sprach, weil er fern schien, in dessen Nähe Niemand davon zu reden wagte. Behielt er darum den Thron? Sie glauben nicht, wie mich immer Petrarca's erstes Sonett gekränkt und verdrossen hat. Ist denn Liebe und Poesie nicht auch himmlisch und ewig? Calderon wollte im Alter von seinen Schauspielen aus Religiosität nichts wissen; Boccag wollte seine Bibliothek ins Feuer werfen. Was einmal wahrer Ernst war, sollte nie anders erscheinen dürfen. Auch hierin sind Cervantes, Shakspeare mir leuchtende Lieblinge. Ihr Leben, ihre Liebe zur Kunst und zum Scherz scheint mir so rein, menschlich und göttlich. — Aber ich will mich auch recht wahren, nicht in jene Saumseligkeit jemals zu verfallen, und lieber Optik, Mineralogie und Physik und manches andere, was mir nicht vergönnt wurde, dreist von mir abweisen.

Liebster, machen Sie mir das Herz nicht zu schwer durch Einladungen, diesen Winter kann ich meiner Kränklichkeit wegen nicht reisen; muntern Sie mich auf, öfter mit Ihnen zu schwatzen, indem Sie mir recht bald hierauf etwas antworten; vor allem aber erhalten Sie mir

Ihre Freundschaft und Liebe, mit der ich mich ohne alle Wendung wahrhaft nennen kann

ganz den Ihrigen.

1817.

Tieck an Solger.

Ziebingen am 1ten Januar.

Vorerst meinen Glückwunsch zu diesem neuen Jahr Ihnen und Ihrer lieben Frau und theurem Kinde, so wie Ihrer verehrten Frau Schwiegermutter. Meinen herzlichsten Wünschen vereinigt sich zugleich meine Familie, so wie alle hiesigen Hausgenossen. Noch bin ich Ihrer lieben Frau meinen Dank schuldig für die gütige Besorgung der Weihnachtsgeschenke, die meinen Kindern die größte Freude gemacht haben. — — Gestern erfahre ich auch aus der Zeitung, daß ein Mann, den ich sehr geehrt und geliebt habe, der Schauspieldirector Liebich in Prag, gestorben ist. Sie glauben nicht, welch trefflichen Schauspieler und höchst liebenswürdigen Menschen die Welt an ihm verloren hat: er hatte so gar nichts vom Komödianten im Leben, wie ich noch an keinem Künstler gesehen habe; und während meines Aufenthaltes in Prag fühlte ich mich durch einen wahren Zug der Freundschaft zu ihm geneigt. — Nun haben Sie den Phantasus wahrscheinlich schon durchblättert oder gelesen, und ich bin sehr auf Ihr Urtheil gespannt. Der zweite Fortunat scheint mir doch die keckste Aufgabe, die ich mir in dieser

Gattung gesetzt. — Jetzt, Liebster, muß ich Sie auch an Ihr Versprechen wegen unsers Kleist mahnen; denn es ist nun bald die höchste Zeit, die Sache fertig zu machen. Wenn Sie doch die Güte hätten auch bei dem G. v. Rühl noch einmal nachzufragen. Wenn Sie mir doch Lohensteins Tragödien auf einige Wochen schicken könnten; ich brauche sie jetzt zu einer Arbeit nothwendig. Sie sind doch gewiß auf Ihrer Bibliothek; oder besitzt sie einer Ihrer Freunde? —

Solger an Tieck.

Berlin am 5ten Januar.

Den Phantasus lesen wir wieder zusammen; wir haben aber erst den zweiten Theil des Fortunat angefangen. Ich schreibe ausführlich darüber, wenn wir das Ganze gelesen haben. Der erste Theil macht mir unendliche Lust, ein recht inniges, glückseliges Behagen, wie ich nur noch bei wenigen Poesien empfand. Der Fortunat gehört wieder zu meinen Lieblingsbüchern, zu denen von classischer Reinheit. Sie werden wohl wissen, was ich meine. Der Prolog zum zweiten Theile war mir neu und hat mir sehr gefallen; er erinnert an Hans Sachs, und ist doch so durchaus originell. Es war mir eine recht angenehme Überraschung, daß der Phantasus noch am Tage vor dem Weihnachtsheiligabend ausgegeben wurde. Ich bescheerte ihn nebst andern Sachen meiner Frau, die von seiner Erscheinung noch nichts wußte und sich besonders darüber freute, weil ich ihr den ersten Theil

als Braut, den zweiten als Frau zum Weihnachten geschenkt habe. —

Über die Genoveva verstehen wir uns also noch nicht. Sie drücken meine Meinung viel zu scharf aus, wenn Sie sagen, ich fände darin eine Verstimmung; das gar nicht, aber eine Anwandlung von Zeitstimmung, nicht die reine, die zugleich momentan und absolut ist. Doch ich glaube immer noch, wir werden uns auch darüber näher kommen. Lesen Sie die Genoveva als wäre sie ein ganz fremdes Werk, und sagen Sie mir, ob Sie bei den Stellen, die ich herausgehoben habe, nicht irgend etwas zu bemerken finden. Wenn ich sage, die Nebenpersonen müßten komischer seyn, so meine ich natürlich nicht, zugleich mit dem kirchlichen Rahmen, wie dieser jetzt da ist, sondern, wenn ich mir das Ganze dramatischer dächte. Mir ist schon einmal bange geworden, ob Sie auch nicht ungeduldig werden, wenn ich so, vielleicht außer Ihrem Sinn, über die Genoveva spreche. Ich will mich aber gern eines andern überzeugen lassen, um so mehr, da ich Ihnen mit reiner Wahrhaftigkeit gestehe, daß ich an meiner Kennerschaft in allen Künsten oft sehr zweifelhaft bin, freilich wohl in der Poesie noch am wenigsten, aber doch auch. Nur das glaube ich zu wissen, was das Wahre darin seyn muß; und es ist mir überhaupt oft, als würde ich immer mehr darauf zurückkommen, daß ich zuletzt nichts weiß als dieses, was das Wahre seyn soll.

Wie herrlich haben Sie mir über Göthe's Reise geschrieben! Ich war beim Lesen dieses Buches mit allen

meinen Gedanken dem entgegengekommen, was Sie mir darüber sagen. Theurer, einziger Freund, deshalb liebe und verehre ich Sie so herzlich, weil Sie eben mit dieser reinen Ehrlichkeit, wie Sie sagen, sich Ihren Werken hingeben. Sie wollen deshalb gern Verzicht thun auf Optik u. s. w. Eben so habe ich mich immer mehr und mehr beschränkt, und bin jetzt schon lange fest entschlossen im Wesentlichen nichts mehr mit irgend einer Aufopferung von Zeit und Kräften zu thun, was nicht gerade zur Ausführung meiner schon entworfenen Werke führt. Sie führen mit Recht Shakspeare und Cervantes als solche Seelen an, die sich ganz in ihre Schöpfung versenkt. So etwas, wie Petrarcas erstes Sonett habe ich sonst wohl auch als eine großartige Äußerung wahrer Ironie angesehen; allein es ist mir gewiß, daß diese reflectirende Ironie nicht diejenige erreicht, die mit der Begeisterung eins und dasselbe ist.

Aber nun, was soll ich sagen von Ihrer schönen Aussicht zur Reise in diesem Sommer? — Beneiden kann ich Ihnen dies so wenig wie irgend etwas anders. Aber ich sehne mich auch danach. London vorzüglich möchte ich gar zu gern sehen, da ich Paris doch einigermaßen kennen gelernt habe, und ich gebe jenes auch durchaus gar nicht auf. Nur sobald wird es nicht gehen, des Geldes und der Geschäfte wegen. Am Ende kommt man sich ganz unerfahren vor, wenn alle Freunde reisen und die Welt sehen, und man selbst sitzen bleibt. Raumer hat mir schon mehrmals aus Italien geschrieben, von

Rom aus zweimal, doch wenig Ausführliches, nach seiner Art. Die Begeisterung hat mich gefreut, mit der er von Michel Angelo spricht. Das ist auch ein Gegenstand, den ich mir eigentlich nur construire, und den ich doch gar zu gern aus eigener Anschauung kennen möchte.

Indessen wir sprachen vorhin vom Beschränken; das habe ich vor allem nöthig, wenn ich meine Pläne ausführen will. Am täglichen Leben kann ich mir nicht viel absparen: denn so selten ich auch in Gesellschaft gehe, so kann ich doch von der Zeit, die ich bei meiner Frau zubringe, wenig oder nichts missen.

Von meiner letzten Reise habe ich Ihnen schon oft schreiben wollen, und es soll auch nächstens geschehen; doch möchte ich Ihnen auch einmal wieder einen philosophischen Brief schreiben. Die alte niederrheinische Malerei hat mich unglaublich angezogen, und insofern waren mir Heidelberg und Cöln am interessantesten; an letzterem Orte waren wir fast acht Tage. Ich kann wohl sagen, daß keine Art von bildender Kunst so mein innerstes Gefühl trifft, wie das, was ich von Johann von Eyck und Hemmling gesehen habe; der vaterländische, herrlich tiefe Sinn lockt mit zauberischer Gewalt hinein.

Von dem Journal, worüber wir einmal verhandelten, sagen Sie mir ja gar nichts mehr. Haben Sie die Lust verloren? Jetzt würde nun wohl Ihre Reise für's erste noch nicht daran denken lassen. Einige hiesige Freunde, welchen ich ein nachgeschriebenes Heft von meinen Collegien über philosophische Rechtslehre mitgetheilt habe, re-

den mir zu, in diesem Sommer, wo ich dasselbe wieder lese, etwas über Recht und Staat nach den darin aufgestellten Ideen zu schreiben. Ich habe Lust dazu, wiewohl es mir meine dialogischen Arbeiten etwas verzögern würde. Sehr viel Zeit würde es nicht kosten, da die Sachen selbst bis in's Detail von mir durchdacht sind. — Wie freut es mich, daß Ihnen mein fünftes Gespräch so gefällt! Mir ist oft bange, daß alles zu trivial und dünn sey, und doch mag und kann ich nicht in Phrasen sprechen. Die fünf Gespräche sollen baldigst gedruckt werden, sobald die Presse, auf die ich Anwartschaft habe, frei wird.

Aus einem Briefe Solgers an seinen Bruder.

Berlin am 11ten Januar.

Sind Dir die Schriften von Fiévée bekannt geworden? Sie heißen Corréspondance politique et administrative und Histoire de la session de la chambre des députés en 1815. Ich bezweifele es, da auch hierher nur wenige Exemplare gedrungen sind. Die möchte ich Dir mittheilen können; Du würdest Dich gewiß an diesem Schatze ächter, praktischer Staatsweisheit erfreuen. Mich haben sie so begeistert, daß ich, um sie selbst zu besitzen, sie mir durch eine wohlfeile Gelegenheit nebst einigen andern Büchern von Paris verschrieben habe. Wenn ich sie bekomme, so will ich sie Dir einmal mittheilen. —

Friedrich von Raumer an Sölger.

Neapel am 29sten Januar.

— —— Man sollte glauben, Neapel sey die Hauptstadt des größten, reichsten, mächtigsten, siegreichsten Staats, und die große Lebhaftigkeit hat so ganz den Schein wahren Lebens, daß man das Elend der Provinzen und die Jämmerlichkeit der öffentlichen Verhältnisse ganz vergißt. Schmutz und Bettelei sind zwar so arg, als irgend in Italien, auch in Neapel zu Hause; aber es verschwindet unter der Überzahl stets wechselnder Eindrücke. Von eigentlichen Lazaronis ist nicht mehr viel zu sehen; sie sind in den letzten Zeiten eingestellt oder sonst beseitigt worden; aber mehr oder weniger uniformirt durch Nacktheit und Blöße, wird sich hier immer eine große Zahl solcher Menschen einfinden und neu ergänzen.

An Kunstwerken steht Neapel unendlich hinter Rom zurück, doch findet sich in der königlichen Sammlung manches Bedeutende: der farnesische Herkules, die große Flora, Venus καλλιπυγος, die Bildsäulen der Balbi zu Pferde u. s. w. (die Sammlungen in Portici sah ich noch nicht). — Die Kirchen lassen sich noch weniger mit den römischen vergleichen, und überhaupt scheint man hier im Ganzen ziemlich geschmacklos zu seyn. — Wenn also Rom in diesen Beziehungen weit voransteht, so hat Neapel dagegen den nicht genug zu rühmenden Vorzug seiner Lage, und es ist die größte Einseitigkeit mancher Römer, dies zu verkennen. — So wie uns im vorigen Jahre selbst nach mancher schönen Gegend Salzburg über-

raschte und in Verwunderung setzte, so wirkte nach der Fahrt durch das lange Italien, Neapel. Damit will ich die Lage beider Städte an sich gar nicht vergleichen; bei der größten Verschiedenheit stimmen sie nun darin überein, daß sie beide vielleicht einzig in ihrer Art sind. — Neapel hat den Vorzug des Meeres; und wenn nun auch Venedig sich hier mulden wollte, so bleiben jenem die an Hügeln hinangebauten Straßen, die unglaublich schönen Berge, das viel klarere Wasser, die höchst mannigfach wechselnden Aussichten an den Ufern der Busen, die romantischen Inseln Capri, Ischia, Procida u. s. w. vor diesen Busen, und endlich der dampfende Vesuv als die vornehmste Zugabe der überreichen Gegend. — Vom Castell S. Elmo, welches auf einem bedeutenden Hügel liegt und die Stadt gewissermaßen in zwei Theile theilt, übersah ich zuerst an einem wunderschönen Tage die ganze Gegend; und noch größer und romantischer ist der Überblick von der Felsspitze im Garten des fernerer liegenden Camaldulenserklosters. Hier hat man beide Meerbusen, den von Neapel und den von Baiä, vor Augen; und wenn sich auch ein Theil jener Stadt hinter S. Elmo verbirgt, so tritt Nisida, Ischia und Procida desto schöner hervor. Der Spaziergang am Meere, die Chiaia, ist gewiß einzig in der Welt; und ich wiederhole: man hat Italien nur halb gesehen, wenn man in Rom umkehrt. Die lombardischen Seen und dieser untere Theil der Halbinsel ist in Hinsicht auf Natur das Schönste, und die unglaubliche Lebhaftigkeit Neapels, das ganz vol-

schiedene Leben und Treiben des Volkes, der Eindruck einer wahrhaft großen Stadt ist ein höchst merkwürdiges, lehrreiches und ergötzliches Gegenstück zu den römischen Erscheinungen.

Wenn ich Rom den Vorzug in Hinsicht auf Kunst zugestand, so war die Musik nicht mit inbegriffen. Die hiesige Oper ist in ihrer Art ohne Vergleich besser, als die jetzige Kapelle des Papstes, und die römische Oper taugte ebenfalls nichts. Nur das Mailänder Orchester läßt sich mit dem hiesigen vergleichen, und doch würde ich dem letzteren den Vorzug geben. Mad. Colbran, die erste Sängerin, dürfte von sehr wenigen in der Welt übertroffen werden, und auch die Tenoristen verdienen großes Lob. Das neue Theater S. Carlo scheint dem Hören nicht vortheilhaft zu seyn, wenn anders die Neuheit und Nässe des Ganzen nicht unvortheilhaft einwirkt. Die Scene erschien mir tiefer als irgend eine andere; und 20 — 30 Pferde galoppirten von hinten bis an's Orchester und machten in demselben Augenblicke Halt, wo ich fürchtete, sie würden den Musikern den Kopf zertreten. Das Ballett war weniger unsinnig als gewöhnlich, und besonders verschmähte eine reizende kleine Engländerin die schlechten Sprünge, Windmühlen u. dgl. — Das zweite Theater Fiorentino giebt auch Opern und ist immer noch besser, als das erste in Rom. Im teatro nuovo sah ich die Schauspieler De Marini und Vestri und eine Schauspielerin Tessari, in ihrer Art wahre Meister. Die kleineren Theater sind mehr für's gemeine

Volk und in dieser Beziehung wichtig. — Kirchenmusik findet sich höchst selten, und eine, in welche ich zufällig gerieth, war unter aller Kritik. — —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 30sten Januar.

Liebster Freund! meine und unser aller im Hause, so wie Kadachs, herzlichste Glückwünsche für Sie, Ihre liebe Frau und das Neugeborne. Wir waren alle erfreut und überrascht, als ich durch Schütz diese glückliche Begebenheit erfuhr. Schenke der Himmel Ihnen recht viel Freude an diesem Kinde, daß es das gestorbene in Ihrem Herzen ersetze! — —

— Vielleicht sind Sie gerade nicht gestimmt, meine Plaudereien anzuhören. Wie glücklich würde es mich machen, Sie in London zu sehen und mit Ihnen zurückzureisen! Aber können wir denn nicht vielleicht für künftige Jahre ein anderes Project von mehr Umfang machen? Ich sähe gar zu gerne Italien noch einmal und in Verbindung damit das südliche Frankreich und einen Theil von Spanien. Mit Ihnen die Alterthümer zu sehen, würde mir ein neuer und lehrreicher Genuß seyn; vielleicht wäre ich Ihnen bei Gemälden nicht unnütz, für die ich mir einen eigenen schärferen Sinn zutraue, und so unter philosophischen, künstlerischen, streitenden Gesprächen mit einem Freunde die schöne Welt eine Zeit lang zu durchreisen, ist mir immer als das Erfreulichste und

schiedene Leben und Treiben des Volkes, der Eindruck einer wahrhaft großen Stadt ist ein höchst merkwürdiges, lehrreiches und ergötzliches Gegenstück zu den römischen Erscheinungen.

Wenn ich Rom den Vorzug in Hinsicht auf Kunst zugestand, so war die Musik nicht mit inbegriffen. Die hiesige Oper ist in ihrer Art ohne Vergleich besser, als die jetzige Kapelle des Papstes, und die römische Oper taugte ebenfalls nichts. Nur das Mailänder Orchester läßt sich mit dem hiesigen vergleichen, und doch würde ich dem letzteren den Vorzug geben. Mad. Gulbran, die erste Sängerin, dürfte von sehr wenigen in der Welt übertroffen werden, und auch die Tenoristen verdienen großes Lob. Das neue Theater S. Carlo scheint dem Hören nicht vortheilhaft zu seyn, wenn anders die Neuheit und Nässe des Ganzen nicht unvortheilhaft einwirkt. Die Scene erschien mir tiefer als irgend eine andere; und 20 — 30 Pferde galoppirten von hinten bis an's Orchester und machten in demselben Augenblicke Halt, wo ich fürchtete, sie würden den Musikern den Kopf zertreten. Das Ballett war weniger unsinnig als gewöhnlich, und besonders verschmähte eine reizende kleine Engländerin die schlechten Sprünge, Windmühlen u. dgl. — Das zweite Theater Fiorentino giebt auch Opern und ist immer noch besser, als das erste in Rom. Im teatro nuovo sah ich die Schauspieler De Marini und Vestri und eine Schauspielerin Tessari, in ihrer Art wahre Meister. Die kleineren Theater sind mehr für's gemeine

Volk und in dieser Beziehung wichtig. — Kirchenmusik findet sich höchst selten, und eine, in welche ich zufällig gerieth, war unter aller Kritik. — —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 30sten Januar.

Liebster Freund! meine und unser aller im Hause, so wie Kadachs, herzlichste Glückwünsche für Sie, Ihre liebe Frau und das Neugeborne. Wir waren alle erfreut und überrascht, als ich durch Schütz diese glückliche Begebenheit erfuhr. Schenke der Himmel Ihnen recht viel Freude an diesem Kinde, daß es das gestorbene in Ihrem Herzen ersetze! — —

— Vielleicht sind Sie gerade nicht gestimmt, meine Plaudereien anzuhören. Wie glücklich würde es mich machen, Sie in London zu sehen und mit Ihnen zurückzureisen! Aber können wir denn nicht vielleicht für künftige Jahre ein anderes Project von mehr Umfang machen? Ich sähe gar zu gerne Italien noch einmal und in Verbindung damit das südliche Frankreich und einen Theil von Spanien. Mit Ihnen die Alterthümer zu sehen, würde mir ein neuer und lehrreicher Genuß seyn; vielleicht wäre ich Ihnen bei Gemälden nicht unnütz, für die ich mir einen eigenen schärferen Sinn zutraue, und so unter philosophischen, künstlerischen, streitenden Gesprächen mit einem Freunde die schöne Welt eine Zeit lang zu durchreisen, ist mir immer als das Erfreulichste und

Aufmerksamkeit erschienen. Nur ein eifriger Gelehrter wie Sie kann es fassen, warum ich mich so sehr auf diese englische Reise freue, was mich eigentlich dazu bestimmt hat. Einige Büchelchen nachzulesen, die ich in ganz Deutschland durchaus nicht haben kann und auch in London nicht kann kaufen lassen; so gehe ich nun hin: es ist wie ein etwas umständlicheres Nachschlagen in großen Folianten. Für meinen Shakspeare ist mir die Reise unendlich erwünscht. —

— Auf Ihren philosophischen Brief, den Sie mir versprochen haben, freue ich mich sehr. Aber ich kann Ihnen auch eine Kritik des Fortunat nicht erlassen, die Sie mir ebenfalls zugesagt haben. Wenn Sie beim zweiten Theil nicht mehr als beim ersten gelacht haben, wenn nicht gerade durch dies widersinnig scheinende Mittel der Schluß sich zum wirklich Tragischen gesteigert hat: so habe ich mein Öl und meine Arbeit verloren.

Lieber Freund, die Besorgniß, Sie könnten mich durch fortgesetzte Urtheile und Widerspruch in Ansehung der Genovefa beleidigen, müssen Sie gänzlich fahren lassen; dies ist durchaus nicht in mir. Nur recht scharf, offen und bestimmt, und ich antworte Ihnen eben so und lasse auch die Furcht fallen, daß Sie mich wegen dieser Antworten, wegen dieses Behorchens für eitel halten könnten. — Ich traue Ihrem Urtheil über Kunst, vorzüglich über Poesie, fast unbedingt: jedes Wort von Ihnen ist mir wichtig (da ich so manchen Stimmführer gar nicht einmal anhören möchte), weil Sie eben immer das

Lebendige, das Erlebte aussprechen wollen. Wir wissen ja wahrhaft nichts, was wir nicht erlebt haben. Nun ist unser Streit eigentlich, daß Sie Ahnungen, die mich damals begeisterten und antrieben, gewiß gehabt und gekannt haben und noch können, daß sie Ihnen aber anderswoher gekommen seyn müssen, von anderen Ursachen erregt. Vielleicht haben Sie die Genoveva später gelesen, wie manches, was durch sie gewissermaßen entstanden ist; denn Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, vollends die Werner'schen Thorheiten und das Heer jener katholischen Dichter, die nicht wissen was sie wollen, sind alle später. — Mir erscheint jetzt das Gedicht wie unharmonisch; die Töne, die Anklänge, Rührungen, Ahndung, Wald, Luft u. s. w., gehn in Harmonie und Musik auf, — dies Klima (wie ich es nennen möchte), dieser Duft des Sommerabends, der Waldgeruch und spätere Herbstnebel ist mir noch ganz recht: aber was eigentliche Zeichnung, Färbung, Styl betrifft, da bin ich unzufrieden und finde die Disharmonie. Nicht wahr, Golo ist fast durchaus, was man in der Malerei im edelen, großen Styl nennt? So das Meiste in Genoveva. Dagegen ist mir vieles in Otto (z. B. die Anlage zu ihrem Schmerzenreich, die Gemälde im Anfang und so vieles Einzelne) wie zu emsig, fleißig und altdeutsch ausgemalt; Otto, Karl Martell, Aquitanien, die Bauern sind vielleicht gut gedacht als Gegensatz, aber ihre Ausführlichkeit ist manierirt; die Dienerschaft, Drago, selbst Wolf, Heinrich sind dem zu Ausgemalten gegenüber gleich

sam nur in Umrissen. Die Religion nun, die Wüste, die Erscheinungen sind mir der Ton des Gemäldes, der alles zusammenhält, und diesen möchte ich nur vertheidigen und ihn nicht gerne: unmahr, manierirt, einen der die Localfarben stört und auslöscht, nennen lassen. Ich habe mich der Worte der Malerei bedient, um mich deutlich zu machen. — Es gehört zu meinen Eigenheiten, daß ich lange Jahre den Perikles von Shakspeare vielleicht übertrieben verehrt habe; ohne diesen wäre Zerbino nicht, noch weniger Genovefa oder Octavian entstanden. Ich hatte mich in diese Form wie vergafft, die so wunderbar Epik und Drama verschmelzt; es schien mir möglich, selbst Lyrik hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen Genovefa und, später Octavian in meinem Gemüthe aufgingen: dies Entzücken wollte ich wohl zu körperlich, buchstäblich hinüberbringen, und so entstand das Manierirte. ——

Folgen an Tieck.

Berlin am 8ten Februar.

Ihr Brief, mein theuerster, verehrtester Freund, worin Sie mir zur Geburt meines Töchterchens Glück wünschen, hat mich herzlich erfreut. Wie unendlich werth ist mir die Theilnahme eines Freundes wie Sie sind, an diesen häuslichen Begebenheiten, die so großen Einfluß auf den ganzen Zustand meines Gemüthes haben! Man muß doch Ehemann und Vater seyn, um so recht etwas vom Le-

ben zu erfahren und es in seiner ganzen Wirklichkeit gefühlt zu haben. Wer diese Furcht, diese Hoffnung, diese Freude und diese Trauer, worin wir selbst und unsere Geliebten so ganz ungetrennt sind, nicht gefühlt hat, der hat doch nur halb gelebt.

— Unsere glücklichen Abende hatte in der letzten Zeit Ihr Fortunat verschönert. Sie brauchen nicht ausdrücklich mein Urtheil darüber zu fordern; es hat mich längst getrieben, es Ihnen zu geben. Dieses Werk gehört zu denen, wo ich Sie ganz zu verstehen glaube und beständig mit Ihnen einverstanden bin. Den Unterschied der Charaktere der beiden Theile geben die Gespräche nächster deutlich genug und treffend an. Durch ganzen ersten Theil hindurch bleibt man in einer frischen und heitern Bewegung; er ist unendlich ergötzend und erquickend. Er hat etwas Klassisches darin, daß er durchaus kein zu specielles Interesse erweckt, und daß seine ganze Schönheit in der freien und anmuthigen Verknüpfung der Theile und in der höchst liebevollen und lebendigen Ausführung besteht. Die dramatische Rundung, die das Mährchen nur irgend haben kann, erhält es durch den alle Prophezeiungen erfüllenden Schluß und durch mehrere hindeutende und an dem Orte ihrer Verknüpfung überraschende Beziehungen, wohin ich z. B. die Identität des Mörders in London und dem Wirthe Abel rechne. Es ist eine wahre, hohe Unschuld in dem Ganzen; diesen Eindruck befördert die gänzliche Abwesenheit aller gekünstelten Anlage und aller scharfen dramatischen Effecte.

Dahin gehört auch, daß das einzige Wunderbare die Erscheinung der Fortuna und der Seckel ist; und dieses wird uns in der folgenden Ausführung wie durch Gewohnheit zur sichern Wahrheit. Diese Reinheit, mein theurer Freund, ist Ihnen vor allen eigen; sie ist weit über unser Zeitalter erhaben und erfrischt uns um so herrlicher, wenn wir durch den klaren Spiegel Ihrer Dichtung die einfältigen Sagen einer kindlichen Vorwelt auf den Grund unsers eigenen gebildeten und verworrenen Lebens hingeworfen sehen. Das ist aber das Höchste, was besonders die dramatische Kunst soll, uns in unserer eigenen Gegenwart das Bild der stets gleich bleibenden wesentlichen Natur enthüllen. Das ist es ja, was im Grunde auch den eigentlichen Werth der heroischen Dichtungen der Alten ausmacht. Wohl Ihnen, daß Sie sich gerade dieses Stoffes und dieser Behandlung desselben so ganz bemächtigt haben! Wenn ich an dem ersten Theile etwas aussetzen sollte, so wäre es manchmal eine zu große Ausführlichkeit; obwohl ich nicht genau angeben könnte, was ich abgekürzt wünschte. Manches ist dagegen nur wie skizzirt, aber gewiß gerade recht. Anfänglich glaubte ich einmal, die Erscheinung der Fortuna müßte noch mehr als fester Punkt hingestellt und noch bedeutender ausgeführt seyn; aber dies war ein Irrthum: es würde Künstelei geworden und die anspruchslose Verknüpfung, die einen der größten Reize des Werkes ausmacht, verloren gegangen seyn.

Wenn Sie meinen, dies Werk sey Ihr gewagtestes,

so sprachen Sie ohne Zweifel hauptsächlich vom zweiten Theile. Und da muß ich Ihnen sagen, daß ich in der komischen Verwickelung und tragischen Entwickelung ein höchst glückliches Wagestück, ja eine großartige Erfindung sehe. Dies ist ein wahrer Meisterstreich, der mich zu meiner größten Lust überrascht hat. Wie tief ist es gedacht, daß Andalosia die ganzen vier Acte hindurch nie seiner Zaubergüter froh wird, sich immerfort um ihren Besitz quälen muß, und im fünften, wo er in der Fülle ihrer Gaben schwelgt, so schrecklich untergeht! Das ist ein wahres, großes Bild des Lebens. Und eben so tief sind, wenn ich es recht verstehe, entgegengesetzt die Narrheit und der Unsinn der Welt, die sich in jenen einen Acten herumdrehn, und das nichtlose Verschwinden des Andalosia im letzten. In diesen Zusammenstellungen liegt eine Shakspearische Schärfe, und doch ist alles so durchaus eigenthümlich und gegenwärtig erfunden. Dieser Theil hat dadurch eine weit strengere dramatische Haltung bekommen. Das Abreißen zwischen dem vierten und fünften Acte muß ich auch billigen. Der Übergang würde bei größerer Verknüpfung vielleicht zu schroff erscheinen. Aber die Frevelthat Theodors und Linosins hätte ich vielleicht etwas mehr vorbereitet gewünscht. Daß die junge Königin, von der man das Schlimmste erwartet, nicht daran Theil hat, muß ich zuletzt auch als richtig anerkennen. Nur eins scheint mir noch zu willkürlich, wiewohl es an sich vortrefflich wirkt, das Ende Ampedos. Vielleicht wäre es das weniger, wenn sein Gemüthszu-

Form der Philosophie, wie die Dogmatiker oder Formalisten, denen alle diejenigen ähnlich werden, welche nicht sich selbst in die Welt umschaffen, sondern alles erklären und blos in Zusammenhang setzen wollen, gingen sie auch dem Inhalte nach von der tiefsten Anschauung aus. Weil aber diese ohne völlige Vernichtung und Auflösung des ganzen Princips der Erscheinung immer nur auf Einzelnes gehen können, so entstehen daraus auch einseitige Beziehungen und Anordnungen des Weltalls, die, weil sie in ihrer Allgemeinheit immer neu und überraschend seyn müssen, gerade durch ihre Einseitigkeit und Beschränktheit die Menge weit mehr gewinnen und ihr imponiren, als die wahre Philosophie. Diese erscheint dann dem Gemeinen und Bekannten allzu ähnlich, weil das Gemeine und Bekannte durch unbewußten Instinkt auch in seiner Ganzheit erkannt wird; was aber das Wahre darin ausmacht, sind wenige im Stande zu begreifen, und in bloße Worte und Formeln läßt sich auch nicht das Geringste davon fassen. Wie ein Wunder nicht in erträumten Unmöglichkeiten bestehen kann, sondern gerade in der Umschaffung des ganz Gegenwärtigen und Wirklichen durch eine ewige Kraft, so auch die Philosophie. Nun hat aber diese freilich das Eigenthümliche, daß es eher möglich ist, sich ihrer Form und ihres Gerüstes zu einseitigem und wahrhaft unphilosophischem Gebrauche zu bedienen, als dergleichen bei der Kunst oder bei anderen Wissenschaften angeht. Denn die Beziehungen, in welche die Philosophie das Wesen der Erkenntniß setzt, sind die

selben, die auch die Grundlage der gemeinen Erkenntniß ausmachen. Daher kann man immerfort philosophiren und die Constructionen und Formeln der Wissenschaft, einem Eingeweihten gleich, gebrauchen, und dennoch ganz außerhalb der Philosophie seyn, weil der lebendige Geist der Wahrheit, die Offenbarung und Begeisterung fehlt, und so wird es Formalismus, Dogmatismus, auch wohl Idealismus und Realismus oder dergl. Dann hält man aber den Körper der Wissenschaft für ihren Geist so gut, wie der, welcher die Geschichte in den Jahreszahlen oder auch selbst im pragmatischen System oder in der bloßen Kritik sucht, — die Poesie im Ausdruck, in den Bildern, in der klugen Anlage des Plans u. s. w. Die Wahrheit ist überall dieselbe, und kann nur durch sich selbst, d. h. durch Begeisterung und Offenbarung, nicht durch etwas anderes daseyn, nur daß sie in der Philosophie sich selbst beschaut; und deswegen ist sie der religiösen und künstlerischen Weissagung verwandter, als irgend eine andere Begeisterung.

Ich bin auch überzeugt, daß die wahre Philosophie nur im Stillen und gleichsam unbewußt wirken kann, weil es immer sehr wenige Menschen giebt, die nur dahin zu bringen sind, daß sie das Einfache und Reine als das Höchste erkennen. Sie wollen Schwung und Pomp und außerordentliche, unerhörte Herrlichkeiten, die sie sich doch nur aus den Lumpen der gemeinen Gegenwart zusammensetzen, und die sich zur Wahrheit verhalten wie ein künstliches Mosaik zum lebendigen menschlichen Kör-

per. Die sokratische Philosophie wurde von der elegan-ten Welt Athens verachtet; die stoische und epikurische wurden Hof- und Staatsphilosophie. Darum bleibe ich immer dabei, daß sich die Philosophie am besten in ih-rer ganzen Wirklichkeit darstellt durch das Gespräch, und daß dies ihr bestes Mittel bleibt auf Menschen lebendig zu wirken; denn hochtrabende und, wie es jetzt heißt, an-regende und begeisternde Reden führen eben am leichte-sten zu jener leeren und einseitigen Faselei.

S. sagt mir, K. sey nicht zufrieden mit dem Schlusse des fünften Gespräches, weil es doch wieder auf einen Dualismus führe. Was nennt er Dualismus? Sind hier zwei von einander unabhängige und für sich bestehende Principien aufgestellt? Oder ist eins so gestaltet, daß es sich nicht wieder mit sich selbst vereinigte? Gerade diese Rückkehr desselben zu sich selbst ist es ja, was ich als das Letzte und Höchste in der Philosophie aufstelle. Diese ist aber freilich in dem Gespräche nicht ausgeführt, wie es auch der ganze Sinn und Zweck desselben nicht zuließ. Es soll ja nur eine Aussicht geben von der negativen Seite her, nachdem die einseitigen Richtungen in dem vorigen und den vorangehenden Gesprächen sich aufgerie-ben haben! Verlangt K. eine Einheit ohne alle Spal-tung, Trennung und Beziehung, so ist dies etwas Un-denkbares, eine bloße Einheit der Zahl, mit welcher sich nichts anfangen läßt. Das Denken besteht nur in der Sonderung und Beziehung der Elemente des einen und selben, und selbst die Anschauung ist nicht ohne einen

Gegensatz, der darin zusammentrifft. Diejenigen, welche annehmen, daß der Zwiespalt in unserer Existenz blos aus einer relativen Schwäche unserer Natur entstehe, die sind in einem unauflöslichen Dualismus befangen, indem sie nur eine unendliche Wiedervereinigung des Gesonderten annehmen können, wie Fichte. Eben so aber auch die, welche in dem Daseyn selbst überall das vollkommene Seyn finden, wie Schelling; denn sie müssen Gott einem solchen Werden unterwerfen, wie unser eigenes ist. Dies zeigt sich am deutlichsten in Schellings Abhandlung über die Freiheit des Willens, welche mit einer Aufstellung von zwei völlig getrennten und einander gar nicht mehr berührenden Mittelpuncten schließt. Wenn unser Freund diese lesen will, so wird er darin erst einen recht unvereinbaren Dualismus finden. Spinoza nähert sich vielmehr dem Wahren; doch das würde mich hier zu weit führen. Nicht unsere relative Schwäche macht unsere Unvollkommenheit, nicht unser eigenes wesentliches Seyn unsere Wahrheit aus. Wir sind deshalb nichtige Erscheinungen, weil Gott in uns selbst Existenz angenommen und sich dadurch von sich selbst geschieden hat. Und ist dieses nicht die höchste Liebe, daß er sich selbst in das Nichts begeben, damit wir seyn möchten, und daß er sich sogar selbst geopfert und sein Nichts vernichtet, seinen Tod gestiftet hat, damit wir nicht ein bloßes Nichts bleiben, sondern zu ihm zurückkehren und in ihm seyn möchten? Das Nichtige in uns ist selbst das Göttliche, insofern wir es nämlich als das Nichtige und uns

selbst als dieses erkennen. In diesem Sinne ist es auch das Gute, und wir können vor Gott nur wahrhaft gut seyn durch Selbstopferung. Wenn aber dieses ist, so dächte ich, der Dualismus wäre so wenig darin zu finden, daß nicht einmal erscheint, was und wie das Böse ist. Dieses ist auch nicht, sondern es ist das, was nicht ist. Und zwar nicht ein relatives Nichts, sondern ein absolutes, keine Negation oder Privation, wie bei Spinoza, sondern selbst ein All, aber das nichtige All. Daß wir aber böse seyn können, rührt daher, daß wir eine Erscheinung, eine gemeine Existenz haben, die an sich weder gut noch böse, weder Etwas noch Nichts ist, sondern eben blos der Schatten, den das Wesen in seinem getrennten Daseyn auf sich selbst wirft, und auf welchen wir, wie auf einen Rauch, das Bild des Guten und des Bösen hinwerfen können. Alle unsere blos moralischen Tugenden sind ein solches reflectirtes Bild des Guten, und wehe dem, der sich auf sie verläßt! Alle unsere blos moralischen Laster sind ein solcher Widerschein des Bösen, und wehe dem, der darüber verzweifelt und sie für etwas hält, das wirklich und wahrhaft ist, und nicht an den glaubt, vor dem sie nichts sind und der sie allein in uns heben kann! Dieses sind die relativen Vollkommenheiten und Schwächen, welche die unendlichen Gegensätze der Existenz mit sich führen. Was nicht ist, das wird nie seyn, und wer daran glaubt, der stößt sich selbst aus von dem, was ist, und in den Abgrund des positiven oder absoluten Nichts. Freilich bedarf es nach einer aus-

führlichen und eben nicht leichten Entwickelung, wie die gemeine Existenz, in der alles nur beziehungsweise da ist, eine solche Folie für die Principien werden, wie sich darin auch für sich das Gute darstellen könne und müsse; und dieses ist eben ferneren positiven Darstellungen vorbehalten. Die Hauptsache aber muß sich fühlen, und dieses Gefühl sich schon durch Andeutungen erregen lassen, welches eben meine Absicht war. Die gerühmte Einheit unser selbst im Bewußtseyn ist auch immer nur etwas, das durch Beziehung da ist, so lange ihr etwas Äußeres gegenüber steht, das wir nicht sind, und das für uns doch da ist. So wie in unserer äußeren Anschauung etwas ist, das unser Erkennen begrenzt, und wodurch uns erst die Gegenstände entstehen: so ist auch etwas der Art in unserer inneren Selbstanschauung. So lange nur dieses erkannt wird, insofern es nicht unsere besondere Individualität ausmacht, als Freiheit im Allgemeinen, Selbsterkenntniß überhaupt oder allgemeine Natur, oder wie sonst in diesem Gegensatze gegen die äußere Begrenzung, bleibt es immer nur ein allgemeiner Begriff ohne Kraft und Leben, und darauf kommen die meisten dogmatischen Systeme heraus. Erst dann ist dieser innere Stoff unsers Selbstbewußtseyns wahrhaft gegenwärtig da, wann wir ihn wahrnehmen als die lebendige Idee, in welche unsere Selbstanschauung sowohl wie unsere Anschauung äußerer Dinge vollkommen aufgeht, das heißt: eben als den lebendigen gegenwärtigen Gott, der sich in uns und in der Außenwelt selbst zum Daseyn schafft und offenbart.

Darum fühlen wir, daß wir in unserem Daseyn außer uns selbst, d. i. außer unserm Gott, sind und nur durch sein eigenes Wirken in ihm seyn können, darum auch, daß gerade das, was wir einzelne Thatsachen, zufällige Begebenheiten außer uns nennen, das Wirken göttlicher Vorsehung ist, welches uns oft, wie es auch muß, in dem Zufälligsten am allergewaltigsten ergreift. Darum fühlen wir, daß das Zweckmäßige, Besonnene, Vernunftmäßige in uns nicht das Beste ist, sondern das, worin wir gerade augenblicklich ganz enthalten sind und uns als reflectirende Wesen ganz verlieren. Dieses ist es eben, worauf allein Kunst und Religion beruhen, und es zur Einsicht und zum Bewußtseyn zu bringen, ist das einzige wahre Streben der Philosophie. Dieses Bewußtseyn muß ein solches seyn, worin Anschauung und reflectirende Beziehung ganz in Eins aufgehen, weshalb man dahin von allen Seiten und von jedem Theile, von jeder Richtung des Erkennens aus muß gelangen können. Dieses ist der innere, lebendige Kern aller Erkenntniß, auf welchen ich überall gern führen möchte, das Einfache, das Wahre.

Habe ich mich Ihnen hier wohl deutlich genug ausgedrückt? Ich dächte es, wenn Sie diese Ausdrücke mit dem, was ich sonst geschrieben und gesagt, vergleichen, — noch mehr, wenn Sie in Ihr eigenes Gefühl zurückgehen. Denn ich wünsche nur das zu entwickeln, was jeder von der Wahrheit erfüllte Geist von selbst in sich hegen muß. Es wird mir gewiß höchst unvollkommen und

in beschränkter Richtung gelingen, aber mit Gottes Hülfe auch so wirken, vor unendlichen Mißverständnissen zu schützen und den Funken der Wahrheit in Vielen wenigstens vor dem Erlöschen und Verfliegen zu sichern.

Für diesmal leben Sie wohl! Schreiben Sie mir ja recht bald wieder! Ihre Reise freut mich ungemein, macht mich aber doch eine lange Unterbrechung unsers geistigen Verkehrs besorgen. Darum wünschte ich vorher Ihnen noch recht viel zu sagen und noch recht viel von Ihnen zu vernehmen.

Solger an Fr. von Raumer.

Berlin am 4ten Februar.

— — Ich muß noch einmal zurückkommen auf Ihren Einwurf gegen den Byzantinischen Ursprung der niederrheinischen Kunst. Daß die Byzantiner des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts oder die früheren Ottonischen Heirathsverbindungen und dergl. eine solche Kunstschule gegründet hätten, glaube ich so wenig wie Sie. Vielmehr ist meine Meinung, der Same der Kunst sey von der Zeit her, wo Cöln und Trier römische Residenzstädte waren, von der Zeit Constantins und seiner Mutter Helena oder Julians, am Niederrhein aufbewahrt worden und habe sich nach und nach entwickelt. Aus jener Zeit sind die größten Stoffe dieser Kunst, wie der heilige Gereon und die Thebaische Legion, aus ihr die älteste steinartige Haltung einzelner Figuren und gewisse

typische, trockene, symmetrische, beständig wie Fabrikarbeit, ohne die geringste Abweichung wiederkehrende Compositionen. Man muß die Gebäude und die Gemälde jener Gegenden gesehen haben, um von der Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht eingenommen zu werden. Wenn Sie die alten deutschen Gebäude mit den französischen und englischen vergleichen, die offenbar ganz aus demselben Princip herrühren, Byzantinischen Einfluß aber gar nicht eingestehen wollen, so möchte ich nur einmal, daß Sie den Münster zu Bonn und die Kirchen der Apostel, des heiligen Gereon, des heiligen Kunibert zu Cöln sähen: ich bin überzeugt, Sie würden sogleich das ganz verschiedene Princip wahrnehmen. In diesen Gebäuden ist alles kreis- oder hufeisenförmig, überall kreisförmige oder acht- und zehneckige Räume, außerhalb Kreisbogen seltsam übereinander gesetzt und ineinander verschlungen, und herumlaufende niedrige Gallerien mit gedrückten hufeisenförmigen Bogen. Selbst an die heilige Sophia in Constantinopel, nach Zeichnungen und Beschreibungen zu urtheilen, wird man erinnert. Unter diesen Gebäuden schießt der Cölner Dom mit seinen schlanken Säulenbündeln und Spitzbogen und den unzähligen Spitzen seines äußern Schmuckes wie ein Fremdling hervor. Dieser ist aus der eigentlichen deutschen Periode der Baukunst, in welche auch der Straßburger Münster und andere Gebäude dieses Styls gehören. Wenn ich sage, daß im Anfange des funfzehnten und schon im vierzehnten Jahrhundert die deutsche Malerei erst aufgegangen

sey, so meine ich damit die höhere, im ächten Sinne deutsche, in welcher van Eyck und die Seinigen durchaus den Mittelpunct bilden. Alles Frühere, desgleichen ich so unzählig vieles gesehen habe, ist entschieden untergeordnet.

Ihre Begeisterung über den Michel Angelo thut mir wohl und weh. Wohl, indem ich sehe, wie lebendig die Kunst zu Ihnen spricht, und wie das Geheimniß, das ich von jeher in diesem Meister geahndet habe, sich äußert. Als ich am Schlusse des Erwin sagte, es sey möglich, daß es eine Kunst gebe, die, zwischen der alten und neuen Welt in der Mitte stehend, von dem reinsten Begriffe ausgehe, dachte ich an ihn, ohne ihn nennen zu dürfen, weil mir die Anschauung seiner Originalwerke abgeht. Und eben deshalb beneidete ich Sie ein wenig; denn jene Ahndung zur Klarheit zu erheben, wäre mir unendlich wichtig. Schreiben Sie mir nur mehr von ihm und überhaupt ausführlicher über die Denkmale alter und unser Kunst. Bekümmern Sie Sich denn auch um die italischen Alterthümer? Von den sogenannten cyklopischen Mauern möchte ich gern recht genaue Nachricht haben, und von manchem dergleichen. Haben Sie auch paläographische Merkwürdigkeiten gesehen? Es wäre schade, wenn Sie nicht nach Sicilien kämen: ich dächte, das müßte auch für Ihren Zweck wichtig seyn. Niebuhr benutzt doch wohl seinen Aufenthalt recht, um alle Localitäten genau kennen zu lernen? Man sagt hier, er sey unzufrieden und melancholisch in Rom. Er hat an A. W. Schlegel einen sehr scharfen Censor gefunden in

den Heidelberger Jahrbüchern. Diese Recension der römischen Geschichte ist eine wie sie selten vorkommen, und erneuet wieder die höchste Achtung für Schlegel bei allen Unparteiischen. Sie zeugt von einer ausnehmend gründlichen Kenntniß der alten Geschichte und ihrer Denkmale und, ist mit einem Geiste und einer Grazie geschrieben, wie nur irgend etwas noch so leichtes von ihm. Man möchte nur dem Geschichtschreiber selber diese Gewandtheit und leichte Übersicht wünschen. Von Niebuhrs Hypotheſen bis auf Romulus bleibt beinahe nichts stehen, und es wird alles mit sehr triftigen Gründen widerlegt. In einigen wichtigen Puncten, z. B. die Wanderungen der Pelasger und Etrusker betreffend, war ich immer der Meinung, die Schlegel mit tüchtigen Auctoritäten belegt, daß nämlich die ganze Bevölkerung Italiens, soweit sie historisch, mit den Griechen eines Stammes ist, und die Tyrrhener keinesweges von Norden eingewandert sind. Für beides ist Herodot und die Natur der Sache. Es müßte höchst interessant seyn, wenn Sie diese Recension, die großentheils aus lebendiger Ansicht der Localitäten entstanden ist, jetzt mit diesen vergleichen könnten! Von Romulus an geräth aber Schlegel selbst, zwar nicht in imaginäre saturnische Heldengedichte, deren Erfindung für mich zu den unbegreiflichsten Verirrungen gehört, aber in Vermuthungen, die ich unmöglich unterschreiben kann. — Doch es würde zu weitläuftig, Ihnen hier mehr davon zu erzählen. — —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 10ten Februar.

Mein herzlich geliebter Freund! Sie lassen es mich recht empfinden, wie es thut, wenn man mit rechter Sehnsucht auf einen Freundesbrief hofft; diesmal wenigstens bin ich Ihnen voraus, und Sie sind mit einigen Briefen in der Schuld. Ich wünsche nur, daß lauter Freude oder höchstens Geschäfte, nur ja keine Krankheiten, nichts Trauriges vom Schreiben abhalten mögen. Für die englischen Bücher danke ich Ihnen; ich möchte Ihnen auch gern für die beiden deutschen mächtigen Quartanten danken (und doch thue ich es für Ihre Bemühung, für Ihren freundlichen Willen); aber diesmal ist zu meiner Schadenfreude der gesetzte, solide, bedachtsame Freund über die Freude eines neuen Kindes, durch die Unruhe der Wochenstube u. s. w., zu einem unbedachten, eiligen geworden, und ich begrüße dieses Zeichen der Menschlichkeit. Ich bat nämlich um Lohensteins Tragödien (ob Schauspiele oder Theater: der eigentliche Titel ist mir nicht gegenwärtig), und Sie haben, entweder weil ich etwas undeutlich geschrieben, oder Sie eilig lasen, „Thusnelda" gelesen. Das Lustige ist, daß ich vor vielen Jahren dies unmenschlich dicke Buch geschenkt erhielt, es aber bald darauf wieder verschenkte, als ich meinen Wohnsitz veränderte. In Dresden hatte ich Gelegenheit, es um eine Kleinigkeit zu kaufen; ich verschenkte es dort wieder, um es nicht hierher zu nehmen. Wie erfreut war ich bei Eröffnung des großen Pakets, indem ich mir einbildete,

etwa englische Alterthümer von R. zu bekommen, und wie etschreckt, als der alte Bekannte mir seinen Titel entgegenhielt. Doch —, ernsthaft gesprochen, — können Sie mir die Tragödien Lohensteins schaffen? Ich brauche sie, um mein deutsches Theater fertig zu machen, wovon Ostern zwei Bände erscheinen sollen; ich will ein Stück von Lohenstein darin aufnehmen. Es ist, wenn ich mich nicht irre, ein Octavband, in welchem alle Stücke enthalten sind, — höchstens zwei.

Sind Ihre neuen Dialogen schon im Druck? Ich freue mich auf diese so sehr wie auf den Erwin. Wenn wir uns doch einmal recht ausführlich sprechen könnten! Ich bedarf es recht sehr. Sollten wir uns den Frühling nicht hier sehen können? Oder wenn es Ihnen unmöglich fallen sollte, werden Sie dann Ihren Vorsatz nicht erfüllen, im Herbst sich einige Wochen hier aufzuhalten? Eigentlich haben wir uns noch niemals so recht ausgesprochen, wie es seyn sollte: ich verstehe Sie jetzt unendlich mehr als vor einigen Jahren, aber zu meiner Beruhigung immer noch nicht genug. Eine gemeinschaftliche Reise wäre recht, was mich glücklich machen könnte; da findet sich überhaupt erst recht die Gelegenheit sich kennen zu lernen: eine Reise ist eine halbe Ehe. — Haben Sie viele Launen auf der Reise? Ich glaube nicht. Ich hauptsächlich die, keine Zwiebeln zu essen, warum ich auch, wo nicht table d'hôte ist, selbst immer die Küche besorge. Es giebt aber Leute, deren Unleidlichkeit erst auf Reisen herauskommt und die in der

Stadt ganz angenehm sind; ich bin die Geduld selbst, besonders bei Unglücksfällen, schlechtem Wetter, — nur gegen Knoblauch und Zwiebeln bin ich Tyrann, was in Italien manche komische Scene veranlaßte, wo man über den Knoblauch nichts kennt. Am meisten genirt mich mein Mitleid mit den Ciceronés (weshalb ich auch nie einen nehme, wenn es irgend geht); denn ich sehe alles mit Andacht an, was die Narren mir zeigen. — Entziehen Sie mir nur Ihren philosophischen Brief nicht! Vielleicht ist er unterwegs. —

In diesen Tagen habe ich B. Ästhetik gelesen. — Ist Ihnen je diese Fülle von Confusion vorgekommen? Dieser B. ist überhaupt eine der komischen Masken unserer Literatur. Welche Verdammniß, über Gegenstände sprechen zu sollen, von denen man so gar nichts versteht! Irions Verbrechen und Strafe ist dagegen reeller Genuß und Daunenbett. Mein Gefühl von Anfang zu Ende des Buches war aufrichtiges Mitleid. —

— Liebster, lassen Sie nur wieder etwas von Sich hören, und sagen Sie mir doch über Fortunat, was Sie Sich vorgesetzt hatten. Wenn Sie über Ihr Urtheil in Ansehung der Poesie zweifelhaft werden wollen, — nun, so wollen wir überhaupt das Urtheilen lassen. Diese Stelle Ihres Briefes hat mich ordentlich erschreckt. —

Fr. von Raumer an Solger.

Neapel am 14ten Februar.

*) — — Die Gemälde von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen, von Blumen und Pflanzen kehren als Zimmerverzierungen häufig wieder und sind fast immer sehr richtig und besonders sehr charakteristisch gezeichnet. Noch anziehender waren indessen für mich die Landschaften, welche ich in solcher Zahl und Bedeutung nicht erwartet hatte. Ich weiß nicht, wie man seit diesem Funde noch streiten kann, ob die Alten die Perspective kannten; wohl aber kann man, nach der aufmerksamen Betrachtung alles des Genannten, noch sehr zweifeln, ob die Malerei der Griechen jemals die Höhe ihrer Bildhauerei erreicht habe. Dieser Zweifel verschwindet indessen gänzlich, wenn man in die letzten Zimmer des Museums tritt. Die großen daselbst aufgestellten und im Ganzen noch sehr wohl erhaltenen historischen Malereien haben mich um so mehr in Erstaunen versetzt, da ich Werke von solcher Vollendung gar nicht erwartete. Ein Kopf der Sappho, eine Dido in Lebensgröße zeigen den größten und edelsten Ausdruck; doch würden diese einzelnen Gestalten das Geschick größerer Anordnung und Gruppirung nicht beweisen. Allein Flora und Herkules, Achill mit seinem Lehrer, Theseus mit den vom Minotaur errettieten Kindern, die Erkennung der Iphigenia u. s. w. sind Bilder, welche nach meinem Gefühl alles übertreffen, was man in neueren Zeiten von heidnischen Gegenständen ge-

*) Der Verfasser spricht von Portici.

malt hat. Wohlgemerkt, ich sage heidnischen Gegenständen, und möchte überhaupt daraus den Beweis herleiten, daß wir sie nicht mehr malen, — so wie auch wohl nicht mehr tragiren sollen. — Diese Dinge sind für uns schlechterdings nicht zu vollkommenem Leben zu bringen, und auch die schlechtesten Christen gehören, ohne es selbst zu wissen, einer ganz andern Zeit an. Darum kann ich auch nicht mit vollen Backen in die Ruhmode einstimmen, daß einige Neueren die Bildhauerei wieder auf die höchste Stufe gehoben hätten. Es ist immer nur Streben nach dem Antiken, höchstens Erreichen des Antiken. Ob die Venus das rechte oder linke Bein vorsetzt, gerade oder krumm steht, ein wenig schlanker oder ein wenig dicker ist, alles dies und Ähnliches erscheint mir nur als Variation eines längst durchgespielten, ja erschöpften Themas. Die Malerei hat eine neue Welt gewonnen, die Bildhauerei unserer Tage nicht; und so vollendet die Werke jener Meister seyn mögen, sie sprechen uns nicht so an wie einst das damals Ursprüngliche den Griechen. Dasselbe beweisen die genannten Malereien: kein neuerer Maler hat eine solche Flora gemalt, einen solchen Theseus. Das Großartige, Göttliche lag den Alten in dieser Richtung: darum konnten sie es wirklich erzeugen; wir künsteln hinten nach. Die Erkennungsscene der Iphigenia ist ein Bild von solcher Trefflichkeit, daß es sich kühn dem Größten zur Seite stellen kann, was die Neuern erzeugt haben: Zeichnung, Anordnung, Ausdruck ist schlechthin tadellos und die über alle hervorragende Diana, bei aller

leichten Jugendlichkeit, doch ganz etwas anderes, als etwa die von Dominichino. Die Abbildungen dieser Bilder im Museo Hercul. geben freilich eine Idee des Ganzen, sind aber im Verhältniß zu den Originalen erbärmliche, besonders die Köpfe unrichtig wiedergebende Kritzeleien. Besäßen wir so viele treffliche alte Gemälde wie Bildsäulen, die neuere Malerei hätte vielleicht nie ihren eigenthümlichen Boden gefunden oder doch wieder verlassen. Denn das Letzte that die Bildhauerei, ob sie es gleich jetzt leugnet und die Behauptung aufstellt: eine christliche Bildhauerei sey unmöglich, — die leide nichts Nacktes, und da sey doch allein die Heimath dieser Kunst u. s. w. Dies und dahin Gehöriges ist, wo nicht ganz, doch in diesem Umfange falsch: denn 1) gab es, von Nicola Pisano an, allerdings eine andere, von der alten verschiedene, in ihrer Art außerordentlich vortreffliche, aber fast gar nicht bekannte Bildhauerei. 2) Verschmäht das Christliche gar nicht durchaus das Nackte: man denke an so viele Kreuzigungen, Grablegungen u. s. w. 3) Ist das Nackte keineswegs allein der Gegenstand der Darstellungen für die Bildhauerei. Erst seit Michel Angelo ist man auf ganz einseitige Wege gerathen, und er, der überall die Kunst verderbt haben soll, hätte wahrhaft sinnvollen Schülern das Richtige offenbaren können. Er hat gewiß nicht umständlich über diese Dinge reflectirt, sondern wie Minerva aus Jovis Haupt, so scheinen aus dem seinigen Gedanken und Werke hervorgesprungen zu seyn, aus innerer überschwänglicher Fülle. Ich sah nach

allen Schätzen des Vaticans seinen Christus in der Maria sopra Minerva, seinen Moses in Pietro in vinculis, und ich kam erstaunt wie in eine neue Welt. Ich vergleiche den absoluten Werth der Werke für diesmal gar nicht; aber doch drängte sich mir ganz unwillkürlich der Gedanke auf: stellt diese Werke, stellt eine Reihe solcher Werke den alten Göttern und Göttinnen gegenüber, — sie werden gestürzt werden, wie das Christenthum das Heidenthum gestürzt hat. Ob der oder jener Zeh, Arm, Muskel u. s. w. besser oder schlechter gebildet sey, weiß ich nicht, oder noch mehr, ich will ja zugeben, die Alten machten das alles besser (sowie sie etwa besser schrieben als die Kirchenväter); dennoch geschah ganz natürlich, was so viele nicht begreifen konnten und noch nicht begreifen: das Alte sank vor dem scheinbar Schlechteren, Roheren, Unvollendeten, Abgeschmackten. So besiegt Michel Angelos Moses jeden Herkules, sein Christus jeden Apollo, vielleicht nicht für den im Alterthum befangenen Bildhauer, wohl aber für den, dessen Natur und Amt es ist, neben der Form einer Zeit auch die Idee der neuen Zeit, ja der noch verborgenen Zukunft zu sehen oder doch zu ahnden. Man wird hoffentlich von Irrwegen zurückkommen, und wie unter allen besseren Malern die heidnische Schule der Neufranzosen keiner Achtung genießt, so wird man auch das heidnische Bildhauerthum zwar des in seiner Art allerhöchsten Ruhmes nicht berauben, aber die neue Bahn, gleich wie die der Malerei, finden. Die Bildhauer, welche behaupten, dies

sey unmöglich, sprechen ihrer Kunst das Verdammungsurtheil und reichen den Malern den Lorbeerkranz auf eine zu leichtsinnige, einseitige Weise.

Am 16ten Februar.

Ich ward vorgestern unterbrochen und will heute zur Vermeidung von Mißverständnissen nur das eine Wort noch hinzusetzen: daß ich keineswegs meine, die Bedeutung, die neben dem eigentlichen Kunstwerk aufgesuchte Idee gebe diesem einen solchen selbständigen Werth, daß es der Schönheit ermangeln dürfe. Dieser sogar von guten neuern Malern betretene Weg führt zu Fratzen, zum Häßlichen, zum Tode der wahren Kunst. Das Schöne muß überall gefunden und sichtbarlich dargestellt werden, und das, was niemand für die christliche Malerei leugnet, ist für die Bildhauerei nicht blos möglich, sondern auch zum Theil schon wirklich. —

Was hier in Bezug auf Lustspiel und Trauerspiel, ja sogar in Bezug auf historische Kunstwerke der alten und neuen Welt sehr nahe liegt, möchte von Neapel aus zu übermäßig breiten Briefen führen; wohl aber erinnert es mich (wie so oft andere Male), wie nöthig, wie pflichtmäßig, wie erfreulich und lehrreich es ist, sich von Zeit zu Zeit zu sehen und recht auszusprechen. —

— — Und doch kann ich es heute nicht unterlassen von dem Besteigen des Vesuvius noch einmal in jene Gegend zurückzukommen. Jeder, welcher Rom sieht und nicht aus falschem Grundsatze oder übertriebenem Leicht-

sinn sich davon losmacht, muß von Heidenthum und Christenthum gewaltig aufgeregt werden. Es ist fast unmöglich, für so unzählige Eindrücke und Anschauungen einen Mittelpunct, einen Schlüssel zu finden, wenn man jene leitenden Ideen verwirft oder übersieht. Billigen kann ich es aber nicht, wenn die eine oder die andere allein vorherrscht und sich selbst der Würde beraubt, indem sie die Würde der zweiten vernichten will. Mir wäre es unmöglich, in Rom einen solchen Sprung in das römische Wesen zu thun, und mit schwächlicher Duldsamkeit und Gläubigkeit alle Narrenteidungen des überschminkten Christenthums als Neukatholik der römischen Curie mit durchzuspielen. Aber die meisten lügen und heucheln hier mit sich selbst, und nicht der innere Reichthum und die Tiefe des Gemüths, sondern innere Rathlosigkeit und Beschränktheit führen oft zu äußeren Schritten. Großartige, kräftige Naturen haben sich dagegen nicht selten ganz dem Heidnischen hingegeben. Dies ist das Bessere, sofern es Zeichen der Kraft und kühner Aufrichtigkeit ist, jenes dagegen auf schwächlicher Halbwahrheit beruht; sonst aber möchte es im tiefsten Grunde und in allen Verzweigungen der daraus abzuleitenden Folgen noch weit mehr das Irrige und Verkehrte seyn. Oder ließe sich denn nicht behaupten: es sey eine noch weit größere Beschränktheit, wenn man das Christenthum, als wenn man das Heidenthum nicht begreifen könne? Freilich werden dessen Gegner hier einige dogmatische Abgeschmacktheiten oder lächerliche Legenden an den Fingern herzuzählen wissen,

und dann fragen: ob das der Christen Kleider und Schmuck sind? Ich antworte aber nein, und habe damit nicht Boden verloren, sondern gewonnen. Sonderbar nur, daß jene gar kühn die ganze heidnische Religion von Hesiodus bis Ovidius beschneiden und accommodiren, bis sie ihnen zeit- und mundrecht und ihrer einmal verehrten Ansicht gemäß ist; daß sie aber von der andern Seite sich anstellen, als fehle es ihnen an aller Geschicklichkeit und allem Lichte, fremdartigen Anflug des Christenthums als solchen zu betrachten und vom Wesentlichen zu unterscheiden. Sie wollen Anstoß nehmen, und wer auf die Nase fallen will, fällt leicht und kann nachher liegend noch wohlfeilen Witz über den Burzelborn machen, den er sich in den Weg legte. — Wovon ist aber eigentlich die Rede, und was ist unser Verlangen? Keineswegs, daß die Gebildeten unserer Zeit ihre religiösen Überzeugungen auf dem Markte darlegen, oder diese oder jene symbolischen Bücher des einen oder andern Bekenntnisses als allein seligmachendes Amulet umhängen sollen; sondern davon, daß sie den Sinn und die Bedeutung der neuen, das Höchste der christlichen Zeit im ganzen Umfange auffassen sollen. Wissen sie doch so viel von dem Geiste zu sprechen, mit welchem das Alterthum erfaßt werden müsse, — klopfen sie doch jedem auf die Finger, der seinem Fernrohre ein anderes Glas einsetzen will als das ihrige: warum zerbröckeln sie nun die ganze neue Geschichte, oder schieben so viel zur Seite, bis die alte Welt als vornehmer erscheint? Ich sage „erscheint", und

hier bin ich wiederum nahe bei dem, was ich über Michel Angelos Moses im Verhältniß zu allen Herkulessen der Welt aussprach. — Bewiese man mir aber auch, daß eine religiöse Ansicht für die Bevölkerung der Welt mit Bildsäulen vortheilhafter wäre, als die andere, so ist ja damit nicht alles bewiesen; im Gegentheil verdient die Anmaßung der Künstler, sich für das auserwählte Volk zu halten, nachdrückliche Zurechtweisung. Gerade eine solche Ansicht ist unchristlich, und das allem Volke Geoffenbarte wird eigenmächtig als das Erbtheil einer Kaste in Anspruch genommen. Von hier aus laufen die Fäden zu der Ansicht, daß alle Philosophie zuletzt auf eine Offenbarung hingedrängt wird, oder sich damit schließt, daß kein weltlicher Staat in sich und durch weltliche Einrichtungen allein bestehen und gefunden und noch weniger mit andern in Verbindung treten kann. Es ist recht kläglich anzusehen, wie sich unsere Politiker gebärden, um die innere Haltungslosigkeit ihres Verfahrens zu verdecken; sie sind allzumal Sünder, und ihre Grundsätze sind die Macchiavells, d. h. die der heidnischen Römer. Schändlicher aber und frecher als alle diese schlechten Künstler ist das Verfahren, welches an eine höhere Gesetzgebung und Weltansicht heuchlerisch erinnert, während es dieselbe mit Füßen tritt. Ich habe eine recht innige Überzeugung, daß die Verfassungsmacherei, welche jetzt vereinzelt an der Tagesordnung ist, uns nicht retten und erneuen wird, und die wahre Idee der christlichen Kirche (welche mehre äußere Formen erlaubt) würde, wenn man die passendste

finden, sich aneignen oder sie neu beleben könnte, weiter helfen, als die von einer oder zwei Kammern, oder von so oder so viel Repräsentanten. Was sind unsere von ein paar bebänderten Ordensträgern geschlossenen und gelöseten Allianzen, ja was ist die gerechte Hoffnung Deutschlands, was der Bundestag, wenn man die Grundsteine, den Kitt, die Ausschmückung nur von zeitlicher und weltlicher Seite her nimmt, und nach zeitlichen und weltlichen Zwecken zu Stande bringt? — Man redet jetzt so oft von der großen Zeit des Mittelalters; aber wie wenige haben sich mit dessen Vorzügen und Mängeln wahrhaft vertraut gemacht! Ist doch die große Frage (wenn nicht der Inhalt, doch der Hauptträger meines Werkes) über das Verhältniß des Staates und der Kirche, des Weltlichen und Ewigen, der Freiheit und des Gehorsams (oder wie ich sie in tausend Richtungen noch bezeichnen könnte), — ist doch diese Frage als solche fast verloren gegangen; — wie, daß man an ihre Lösung dächte! Doch ich muß abbrechen, in der Voraussetzung, daß diese Andeutungen nicht ganz ohne Antwort bleiben, daß Sie günstig zwischen den Zeilen lesen und mich nicht mißdeuten werden, wie ich befürchten müßte, wenn ich so fragmentarisch zum Publikum reden wollte.

Die Ausbeute für meine Geschichte ist in Neapel nicht so wichtig wie in Rom; aber ich erfahre doch, auf welcher Stelle die Bearbeitung jenes Zeitabschnittes hier steht, und unter manchem geschmacklosen, oberflächlichen Geschreibsel finden sich doch auch Goldkörner. Consequenter

sind die Römer, geschmackvoller die Florentiner, gründlicher die Venetianer und Lombarden. Man wäre nicht bescheiden, sondern feige, wenn man sich vor neapolitanischer Concurrenz fürchten wollte, und das in Deutschland vom General Funk geschriebene Leben Friedrichs II. ist unendlich besser als alles, was hier je über ihn gesagt und gedacht ward. Für die genaue Kenntniß seiner so genialen als tiefsinnigen Gesetzgebung, und ihr höchst merkwürdiges Verhältniß zur altrömischen und zur kirchlichen habe ich noch schöne Materialien gefunden. Überhaupt geht mir's wie einem Manne, der ein verdunkeltes Gemälde betrachtet: anfangs nichts erkennbar; dann treten allmählich immer mehr Gegenstände, mehr Personen hervor, bis zuletzt ein überreiches, wohlgeordnetes Ganzes vor Augen steht. So kann ich mich immer mehr und mehr darin vertiefen und daran erbauen; aber der flüchtige Beschauer wird nichts wahrnehmen, es will nichts Stand halten, und ich möchte oft an der Möglichkeit verzweifeln, das in Nacht Versunkene neu zu erklären und die großen Todten wiederum zu erwecken. Ist doch aber niemand über seine redlich verwandten Kräfte verantwortlich, und der ergriffene Beruf kommt mir doch zuletzt wohl immer noch eher zu als jeder andere. Das Ganze erscheint mir oft wie die ungeheuerste Tragödie der Weltgeschichte, und so genau ich auch das Einzelne kenne, so oft es auch vor mir vorüberging, ich kann mich nicht an gleichgültige Betrachtung gewöhnen, sondern Einzelnes regt mich immer wieder so tief und so heftig auf,

daß ich faſt die Faſſung verliere. Bisweilen tritt mich's an, als müßte mein eigenes Weſen ſich gleichartig entwickeln, und als ſey gleichſam der Geſchichtſchreiber einer ſolchen Zeit einem tragiſchen Untergange anheimgegeben; und doch wäre ein Schluß des Werks und des Lebens, der nur eine verzweifelte Diſſonanz ausdrückte, gewiß verkehrt und gottlos. — Zunächſt freue und ſehne ich mich ganz einfach nach der Heimath und dem ruhigen Bearbeiten und Geſtalten der ſich täglich häufenden Maſſen. — —

Solger an Tieck.

Berlin am 15ten Februar.

Mit großer Beſchämung, theuerſter Freund, trete ich diesmal vor Ihr Angeſicht. Der Himmel weiß auch wie mir dies Verſehen entſtanden iſt. Was mir am meiſten Leid thut, iſt, daß Sie gewiß ein ſchweres Poſtgeld haben dafür geben müſſen, welches ich eigentlich erſetzen ſollte. Ich gelobe an, daß ich künftig bedächtiger verfahren will. Sie erhalten nun die Lohenſteiniſchen Tragödien: die dickbäuchige Thusnelda mögen Sie wiederſchicken, wenn etwa einmal ein Packwagen hieher geht. —

— Wie ſchön ſchwärmen Sie von der Reiſe, die wir mit einander machen müßten und ſollten! Meine Frau dürfte ich aber da wohl nicht mitnehmen? Sie würden dadurch gewiß doch etwas geſtört werden; und ich bin einmal immer noch Liebhaber. Indeſſen würde es

mit ihr doch auf einer so großen Reise nicht gehen, zumal der Kinder wegen. Doch alles dieses ist noch Scherz: denn für die ersten Jahre sehe ich für mich die Möglichkeit nicht ab. Überdies würden gewisse wissenschaftliche Arbeiten und Grundlagen erst ganz fest gelegt seyn müssen, ehe ich auch meiner philosophischen Plane wegen eine so große Reise wagen könnte.

Wären Sie doch hier, daß Sie endlich einmal ordentlich mein Gevatter würden! Im Frühjahr müssen Sie hierher kommen, da Sie sich doch einmal so in Bewegung setzen, nicht ich nach Ziebingen. Im Herbst werden Sie wohl spät wieder kommen. Ist es nicht eigen, daß sich unsere Briefe so oft kreuzen! Meinen sehr langen haben Sie nun schon. —

Solger an Abeken.

Berlin am 28sten Februar.

— Du studirst jetzt den Demosthenes, und ich wundere mich nicht, daß er Dich so anzieht: denn hier lernt man doch eigentlich erst, was praktische Reden sind. Es ist doch etwas ganz anderes, als der meist so rhetorische Cicero. Ich muß aber gestehen, daß ich mich sehr lange nicht mit ihm beschäftiget habe, da mich meine übrigen Studien ganz davon abgeführt, — das letzte Mal, als ich Mauners Übersetzung durchlas, die ich in Rücksicht der Sprachrichtigkeit ganz durchgesehen habe, als sie gedruckt werden sollte. Es ist dieses die Rede des Demosthenes

um die Krone, nebst der gegen ihn gerichteten des Äschines. Ich rathe Dir diese Übersetzung, besonders aber die Einleitung zu lesen, worin sehr viel Schönes über den Demosthenes und den Charakter der damaligen Zeit gesagt ist. Ich stimme übrigens ganz mit denen überein, die den Demosthenes vertheidigen, obgleich ihm nicht allein Bestechlichkeit in der politischen Sache, sondern auch in Privatsachen ein ähnliches gemeines Betragen, wie z. B. in der Geschichte mit dem Midias, vorgeworfen wurde und zwar auch vom Äschines in jener Rede. Mich dünkt auch, der sicherste Maßstab zu seiner Beurtheilung sind die Reden selbst, und außer dem, was Raumer darüber gesagt, wüßte ich Dir eben nichts weiter vorzuschlagen.

Sehr interessant waren mir Deine Nachrichten von der spanischen Schrift über Calderon. Den Magus habe ich natürlich gleich gelesen. Es wäre viel über seine hohe Trefflichkeit zu sagen, und auch über die herrliche Übersetzung; das andre Stück in diesem Theile ist viel nachlässiger behandelt. Auf meiner Reise im letzten Herbste war ich auch in Jena und besuchte Gries. Es ist recht schade, daß er jetzt stehen bleiben muß im Calderon, weil der Verleger sagt, er habe nicht Absatz genug. Was mag wohl das deutsche Publikum jetzt lesen? Vielleicht nichts als politische Declamationen und politisches Gewäsch! Hast Du aber schon Tiecks dritten Theil des Phantasus gelesen, der den Fortunat enthält? Den empfehle ich Dir: es ist eins seiner trefflichsten Werke.

Über Vossens Unternehmung mit dem Shakspeare

bin ich ganz Deiner Meinung; ich würde wenigstens die Stücke, die Schlegel schon übersetzt hat, aus dem Spiele gelassen haben, und ich habe ihm dieses bei meinem Besuche auf derselben Reise auch ehrlich gesagt. Der alte Voß gab mir ein Stück von seinem Aristophanes (die Ritter) zu lesen, und ich fand es weniger hart als ich geglaubt hatte.

Auch die Bemerkung habe ich schon gemacht, die Du also doch auch machst, daß sie viel zu viel auf das geben, was Du die Begriffstellung nennst. Dies hängt ja alles so sehr davon ab, wie der Geist eines Ganzen gefaßt wird, daß man solche kleine Regeln gar nicht darüber geben kann. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 24sten März.

Liebster Freund! Sollte ich Ihnen Ihren vorletzten ganz köstlichen Brief, mir von allen Ihren lieben Briefen den theuersten, vergelten, so müßte ich mich gleich insolvent erklären: denn Ihnen einen ähnlichen schreiben, der Ihnen so viel wäre, als mir dieser ist, bin ich durchaus nicht im Stande, und wollte ich Ihnen durch die Länge die Qualität ersetzen, so müßte ich Ihnen ein ganzes Buch schreiben. Ohne Versicherung glauben Sie mir wohl, daß dies nicht Ihrem so schmeichelhaften Urtheile über den Phantasus gilt: denn in diesen Sachen, fürchte ich immer, führt Ihnen die Freundschaft zu sehr die Fe-

der; ich wünschte, ich könnte mir alles aneignen, was Sie von ihm Gutes sagen. Ich danke Ihnen aus vollem Herzen dafür, und bitte nur immer ganz und unbemäntelt aufrichtig zu seyn; denn bin ich in etwas stark, so ist es darin, Urtheile aufzunehmen, vollends eines so wohlwollenden Freundes. Nur übersetzen, überhäufen Sie ja nie Ihr Lob aus freundschaftlicher Gutmüthigkeit, und verschweigen Sie nicht Ihren Tadel. — Meine Absicht haben Sie ganz bei diesen Schauspielen gefunden, nur berühren Sie nicht, wie die Prinzeß, Andalosia und Ampedo sich gleichsam läutern und erhöhen, und Theodor und Limosin verschlechtern: es schien mir nicht übel, daß Andalosia so wie vor Thorschluß im Begriff ist gut zu werden, und durch Agrippina und ihn selbst seine erste Liebe gleichsam gerechtfertigt wird, und doch einen Durchblick auf neue mögliche Menschenschwachheiten gestattet, wodurch mir die Nothwendigkeit des plötzlichen und ernsten Schlusses auch noch mehr motivirt wurde. Diese Stücke hatte ich nun seit 1800 im Kopfe, und habe sie mit geringen Abänderungen eben so niedergeschrieben, wie ich sie innerlich ausgearbeitet hatte. Es kann mich oft wahrhaft ängstigen, daß meine alten und ältesten Plane im Fortgange meines Lebens so wenige Revolutionen erleiden, wie ich doch bei allen Dichtern sehe. Dies ist meine Individualität, die mich nur scheinbar in gewissen Jahren auf kurze Zeit verließ. Sie werden dies vielleicht besser als ich selbst mit meinem Wesen reimen können.

Es giebt eine gewisse Freude und Entzückung, die

Rührung wird, gerade wie in der Kunst und großen Natur, und in diese hat mich der größere, philosophische Theil Ihres Briefes versetzt. Ich danke Ihnen um so mehr für diese herrliche Beleuchtung, für diese wahren Lebensworte, wie sie, möcht' ich sagen, nirgend noch in Ihren gedruckten und zu druckenden Werken ausgesprochen sind, um so weniger ich sie eigentlich zum Verständniß Ihres letzten Dialogs und zu meiner Beruhigung in dieser Hinsicht nöthig hatte: denn sie erklären mir so unumstößlich, daß ich Sie richtig gefaßt und mich selbst verstanden hatte. Sie sind begierig, in Ansehung der Revolution oder des Kampfes, den dieser Dialog in mir hervorgebracht hatte, etwas Näheres zu erfahren; Sie wähnten, daß es mich Kampf gekostet, diese Ihre Ansicht mir zu vergegenwärtigen und anzunehmen; und dieser Irrthum hat Sie glücklicherweise angeregt, mir jenen herrlichen Brief zu schreiben, den ich seitdem — wie oft! — gelesen habe. Aber ich kann unmöglich Ihnen genauer meinen Seelenzustand beschreiben; es muß für mündliche Gespräche, für eine nähere Bekanntschaft aufbehalten bleiben, und auch da würde ich zagen, die rechten Worte zu finden, wenn ich Ihnen nicht ein so überschwengliches Setzertalent zutraute. Den letzten Dialog, obgleich die großen Ideen am Schluß nur angedeutet waren, verstand und ergänzte ich so in ihrem inneren nothwendigen Zusammenhange; ja sie wuchsen wie Lichtstrahlen in meinem Innern auf, daß ich nun vor- und rückwärts erst alles beleuchtet sah und verstand, nicht nur

die vorigen Gespräche, sondern auch den innersten Kern des Erwin, wo mir doch noch auf die allerletzte Frage nur ein Fragezeichen geantwortet hatte, ja ich möchte sagen (und erschrecken Sie nicht vor dieser scheinbaren Anmaßung), ich glaubte mich plötzlich wie durch einen Zauberstab Ihrer selbst und aller Ihrer Kräfte bemächtigt zu haben, und sah und fühlte mit freudigem Erschrecken, daß dies mein eigenes Innerstes sey, das was ich immer gesucht und immer nur scheinbar gefunden hatte. Längst war ich mit Ihrer Inspiration der Philosophie, mit der nahen Verwandtschaft derselben, ja Blutsfreundschaft und Selbstheit mit der Religion einverstanden, was mich nur einen kurzen Kampf kostete: denn die poetische Begeisterung erklärte mir ja das Factum hinlänglich; und daß ich es mehr wie einmal in mir erlebt hatte, machte mir ja eben immer mein Sprechen mit den Philosophen von der Schule unmöglich. Mit Jacobi hatte ich zuerst eine Art von Dialog führen können, von zwei Ufern einer Kluft herüber, wo wir wohl mehr das Echo als unsere Worte hörten. Was war nun also noch mein Kampf? Das Verhältniß, in welches durch einen Ideenschlag die Mystik zu mir gesetzt wurde. Weil ich keinen dialogischen Philosophen bis dahin gefunden hatte, und mich die verschiedenen Systeme nicht befriedigten, besonders allen meinen Instinct zur Religion verletzten, so glaubte ich oft gar nicht für Speculation Sinn zu haben: meine Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten führte mich anfangs fast mit frevlem Leichtsinn zu

den Mystikern, vorzüglich zu J. Böhme, der sich binnen kurzem aller meiner Lebenskräfte bemächtigte: der Zauber dieses wundersamsten Tiefsinns und dieser lebendigsten Poesie beherrschte mich nach zwei Jahren so, daß ich von hier aus nur das Christenthum verstehen wollte, das lebendigste Wort im Abbild der ringenden und sich verklärenden Naturkräfte, und nun wurde mir alle alte und neuere Philosophie nur historische Erscheinung: von meinem Wunderlande aus las ich Fichte und Schelling und fand sie leicht, nicht tief genug und gleichsam nur als Silhouetten oder Scheiben aus jener unendlichen Kugel voll Wunder. Wie oft bemühete ich mich thörichter Weise andern diese Gefühle zu geben! Keiner war so tief in Böhme, ja ich argwöhne, selbst nicht so tief in den Philosophen. Ich erschrecke aber noch vor den Gedanken, die in mir aufgingen, indem ich mit aller Phantasie und dem redlichsten Herzen, ja meinem Hange zum Tiefsinn mich diesem Triebe, der wahre Leidenschaft geworden war, überließ; dazu gesellten sich nach einiger Zeit leidenschaftliche Zustände und unerwartete Erfahrungen an mir selber, und wie denn alles in uns, wenn es nicht geradezu Lüge ist, wächst und sich ausbreitet, daß es unseren eigenen Geist verschattet und verdunkelt, so kam es dahin, daß mein jugendlich leichter Sinn, meine Lust zur Poesie und an Bildern mir als etwas Verwerfliches, Verfehltes erschien, — daß ich nun glaubte Speculation und das innere Leben gefunden zu haben, daß es sich für mich, aber nicht mit den sonstigen weltlichen Bemühun-

gen vertrüge: so gab es nun viele Stunden, wo ich mich in die Abgeschiedenheit eines Klosters wünschte, um ganz meinem Böhme und Tauler und den Wundern meines Gemüths leben zu können. Dies hatte sich schon im Zerbino leicht poetisch, in der Genoveva dunkler und im Octavian verwirrter geregt. Meine Productionskraft, mein poetisches Talent schien mir auf immer zerbrochen. Ich kämpfte schmerzhaft, da sich mir die heitere Welt und mein Gemüth so mit Finsterniß bedeckte, die mir anfangs in hellerem Glanze geschienen hatten. So waren einige Jahre geschwunden, als mein alter Homer und die Nibelungen und Sophokles, mein theurer Shakspeare, eine Krankheit, — die erste in München, — Italien, eine Übersättigung gleichsam an den Mystikern (in meiner ersten Krankheit noch las ich fast nur diese, von allen Nationen, in allen Sprachen), vorzüglich wohl mein sich regendes Talent mir im Verzweifeln neuen Leichtsinn gab, (die Stärke aus der Schwäche nehmen, wie Cervantes sagt); und fast eben so leichtsinnig wie ich in dies Gebiet hineingerathen war, versetzte ich mich durch einen einzigen Act der Willkür wieder hinaus, und stand nun wieder auf dem Gebiete der Poesie und der Heiterkeit, und konnte wieder arbeiten; meine Jugendversuche standen wieder lebendig vor mir, und ich fuhr fort, wo ich damals aufgehört hatte. Aber Philosophie, als solche, war mir Historie, Religion, alles; die Mystik lag wie ein herrliches und furchtbares Gebirge hinter mir, das ich zu kennen glaubte, das mir noch alles erklärte, in wel-

chem ich aber aus poetischem Leichtsinn nicht mehr leben wollte. Ihre Bekanntschaft rückte nach und nach meine Gesinnungen anders, ohne sie mir zu nehmen. Wahrlich die Perspective ist im wahren Menschen alles. Einmal bei Tisch hier sprachen Sie leicht und andeutend Ihre Gedanken vom Bösen und realen Nichts aus. Die andern billigten, sprachen weiter. Ich konnte nichts sagen. Es ist mir schon sonst so gegangen, daß ich Gedanken, die nachher mein Leben wurden, vorher wohl ein Jahr in mir, ich möchte sagen, nur mimisch nachgemacht habe. So mit diesem. Er wurde mir deutlicher und deutlicher, und plötzlich war er in seiner ganzen unendlichen Fruchtbarkeit mein in Ihrem letzten Dialog. Daher meine Freude, mein Entzücken. Vor Jahren hatte mich Augustinus (ich weiß nicht, ob in der Civitas oder in den Confessionen) zuerst mit einer ähnlichen Idee erschreckt; bei ihm scheint mir aber doch das Böse nur Lücke, nur negativ zu bleiben; nun sah ich aber, wie Böhme und die meisten Mystiker dem Bösen eine zu große Realität zuschreiben, so daß sich der fürchterlichste Dualismus entwickeln muß, der mich oft genug geängstigt hat. Zugleich sank nun auch auf immer die Magie, die bei jedem Mystiker entstehen muß, mir auf ewig als caput mortuum unter, die mich aus dem Göttlichen der Schriften heraus zurückgestoßen hatte. Himmel, Erde, Religion und Gemüth, Ernst und Scherz, Gott und die Liebe, alles schwebte plötzlich wieder verklärt in jenem Gleichgewichte, in welchem meine Jugend und mein Leicht

sinn sie ahndend gesehn hatten; und dieser — nicht Abfall, sondern richtiger, Freundschaftsbund, Gränzvertrag mit meinem J. Böhme, der einmal alles Land und alle Festungen in mir erobert hatte, — der Friede, den ich gesucht, und wie aus Verdruß auf immer aufgegeben hatte, dieser war plötzlich ohne neuen Schwertschlag geschlossen, und Sie und Novalis und die Poeten, alles war mir näher und verständlicher. Dies war jener Kampf: nehmen Sie dies Selbstgeständniß, das ungeschickt seyn mag, als eine Art Antwort von

Ihrem L. T.

Solger an seine Gattin.

Ziebingen am 30sten März.

— — Den Gedanken an Deine Krankheit kann und will ich mir aber nicht aus dem Sinne schlagen; ich bin ja nicht hier, um lustig und ausgelassen zu seyn, sondern um mich an Tiecks Gespräch zu allem Guten und zu meinem Berufe zu stärken. Das kann ich nur, wenn ich alles lebhaft fühle, was mein Herz beherrscht und bestimmt, und so stört mich darin das lebendigste Mitgefühl mit Deinen Leiden gar nicht, wenn mir nur immer der Gedanke gegenwärtig ist, daß Du mich eben so unumschränkt liebst wie ich Dich. Nur das könnte mich stören und mit mir uneinig machen, wenn ich mir einbildete, daß Du mir widerstrebtest, nicht in mich eingehen, Dich nicht von mir anregen lassen wolltest. — —

— Was mir gelingt, das wird mir erst Genuß, wenn es durch die Liebe zu Dir mein eigen wird; und was mir mißlingt, das läßt sich verschmerzen, wenn ich nur weiß, daß ich an Deiner Liebe ein unvergängliches Eigenthum habe.

Nun will ich Dir auch mittheilen, wie es mir hier geht. Du hast ja so gern die umständlichen Erzählungen. Von meiner Ankunft habe ich Dir erzählt. Die ganze versammelte Gesellschaft blieb zum Kaffee und Thee beisammen. Tieck war nicht sehr gesprächig; er hatte Kopfweh und behauptete, es sey von der Überraschung durch die Nachricht von meiner nahen Ankunft gekommen; auch konnte die Unterhaltung nur allgemein und äußerlich seyn. Nach dem Thee schrieb ich mein zweites Briefchen an Dich; dann wurde gespeist und früh zu Bette gegangen. Gestern Morgen wurde um 7 Uhr gefrühstückt; ich war dabei mit Tieck allein, nur Schütz kam dazu. Hier ging nun wieder das Gespräch in seiner ganzen Fülle an; der Hauptgegenstand war die Philosophie und meine letzten Gespräche. Tieck geht immer tiefer darein ein, und die wahre Aussicht auf alle meine noch künftig darzustellenden Ideen entwickelt sich ihm immer deutlicher. Es ist eine wahre Lust, wenn ein gutes Wort und ein guter Gedanke so eine gute Stätte findet. Es ging nun nach der alten Art, daß wir bald in seine Stube gingen und so gleich bis 11 Uhr in ununterbrochener Unterhaltung blieben; beim zweiten Frühstück wurde dann auch der Fortunat noch weiter kritisirt, und Tieck hatte sich sehr

richtig vorgestellt, was darüber geurtheilt werden würde. — — Tieck gab mir den Eduard III., ein von ihm entdecktes Stück des Shakspeare, das er aus einem alten Drucke abgeschrieben hat. Von halb 4 bis gegen 6 las ich davon in meiner Stube 2 Acte. Hierauf kam Tieck, abgeschickt, um mich zu Schütz zum Thee hinunterzuführen. Wir geriethen aber sogleich in ein Gespräch über das Stück, so daß nach einiger Zeit Charles abgeschickt wurde, um uns durch die Nachricht, daß der Thee schon ausgetrunken sey, zu schrecken. Dies erschütterte uns denn so, daß wir sogleich hinuntergingen, wo viel gelacht wurde, daß sie uns lange mit langsamen Schritten über sich hatten auf- und abgehen hören, und immer geglaubt hatten, nun würden wir herunterkommen. Tieck las uns beim Thee einen nachgelassenen Anfang einer Tragödie von Heinrich Kleist, betitelt Robert Guiscard, vor. Ich hörte das Fragment mit tiefer Bewunderung und eben so tiefer Trauer um den Verlust des Ganzen und des Dichters, und wir waren einig, daß es, in gleicher Schönheit vollendet, nicht allein Kleist's Meisterstück, sondern eins der größten Werke deutscher Kunst geworden seyn würde. Abends wurde oben gegessen. Nach Tische gerieth ich noch mit Tieck in ein langes Gespräch über den Shakspeare. — —

Am 31sten März.

Nach dem Abendessen saß ich mit Tieck und Burgsdorf um den Kamin, und wir geriethen wieder in ein tiefes und langes Gespräch über Shakspeare. Ich lerne

jetzt immer mehr den Zusammenhang einsehen, in den Tieck seine Werke nach der Zeitfolge setzt. Es ist höchst merkwürdig, daß er fast alle seine Stücke doppelt, ja mehrfach gemacht hat; von vielen sind die alten Bearbeitungen noch da. Er scheint sie vor jeder Aufführung wieder überarbeitet zu haben, und vielleicht ist daraus die ungeheure Gedankenfülle zu erklären, die er nach und nach ihnen gegeben hat, und die vielleicht beim ersten Gusse in keines Sterblichen Macht gewesen wäre. Der Eduard III. ist noch in der alten einfacheren Gestalt geblieben. — Nach dieser Unterhaltung zog ich mich zurück und schrieb noch bis gegen Mitternacht an diesem Briefe. Heute Morgen haben wir uns beim Frühstück hauptsächlich über meine Gespräche und dann mit Schütz über den Würtembergischen Verfassungsentwurf und andere Staatssachen unterhalten. Wenn mich auch die Gleichgültigkeit der Meisten gegen meine Arbeiten manchmal unmuthig machen möchte, so ist doch Tiecks Theilnahme wieder die größte und stärkste Beruhigung, die ich mir nur wünschen kann. Den Erwin, um den sich die Meisten noch so gut wie gar nicht bekümmern, hat er so oft gelesen, daß er ihn beinahe auswendig weiß. Dies zeigt sich auch in der Unterhaltung: er weiß genau, was ich darin über jeden Punct gesagt habe. Es ist eine wahre Lust, wenn man so über seine Arbeiten sprechen kann. — Auch unsere Zeitschrift soll nach seiner Rückkehr von der Reise ernstlich vorgenommen werden. Wir haben schon allerlei verabredet: so einen Briefwechsel, den wir wie einen fingir-

ten wollen drucken lassen, der aber wirklich zwischen uns beiden über wichtige literarische Gegenstände geführt werden soll. —

Fr. v. Raumer an Solger.

Rom am 2ten Mai.

— — Die deutschen Maler hier sind der französischen und italienischen Malerei jetzt ohne Zweifel überlegen. Auf der französischen Akademie waren fast nur ganz verlegene mythologische Sachen dargestellt, von denen kein Mensch etwas weiß, der nicht die Auctores und die paar darauf Bezug habenden Zeilen nachschlägt. Alles überspannt, um kräftig zu werden, und die Farben des Fleisches bald rosenroth, bald quittegelb, nachdem das Zarte oder Heroische ausgedrückt werden sollte. Die unverkennbare Praktik, welche sie besitzen, ist zuletzt doch nicht mehr werth als die Praktiken der Juristen, und fleißiges Studium nach der Natur und den Modellen wäre mehr zu loben, sähe man nur nicht allein und überall das Weibsbild oder den Kerl, welcher dazu saß oder stand. Bei Camucini, dem berühmtesten italienischen Maler, sah ich den Tod des Cäsar, den Tod der Virginia u. dgl.; aber trotz der Faltenwürfe, der Farbenpracht, des Vor- und Zurücktretens, des Helldunkeln und Dunkelhellen u. s. w. ließ mich das Ganze doch gleichgültig und kalt. — Canova ist gewiß in Vergleich mit seinen nächsten Vorgängern ein großer Künstler, er hat den Berninischen Fratzen

ein Ende gemacht, und es ist thöricht, wenn jetzt junge Flügler thun als könne er keinen Finger bilden; daß aber Thorwaldsen ihn in jeder Beziehung überflügelt hat, leidet gar keinen Zweifel. — —

— Sehr habe ich mich gefreut, daß Thorwaldsen der Theorie widerspricht, deren ich schon in meinem früheren Briefe erwähnte, als wäre die Bildhauerei blos auf die alten Götter angewiesen. Die Patriarchen, Christus, Maria, Johannes, die Apostel gäben die trefflichsten Gegenstände, es fehle nur an Bestellern und Abnehmern, und er hoffte an Christi Einzug in Jerusalem zu zeigen, daß er eben so gut ein christliches Basrelief zu machen verstehe, als an dem (bewunderten) Zuge Alexanders ein heidnisches. Freilich solche abgemagerte Fratzen, als uns Manche jetzt unter dem Namen von Christus einschmuggeln wollten, könne die Bildhauerei nicht brauchen oder bilden; sie verschmähe so viele unkünstlerische, häßliche und dennoch gemalte Geschichten von Märtyrern, Tortur u. dgl., aber es bleibe noch immer ein großer und ächter Reichthum. So sah ich bei Thorwaldsen einen Taufstein mit vier sehr schönen Basreliefs: Johannes, der Christus tauft, — Maria mit Christus und Johannes, — Christus, der die Kinder segnet, — und drei gen Himmel schwebende kindliche Engel. Mündlich mehr hiervon.

Meine Verehrung für Michel Angelo hat keineswegs abgenommen; aber nur wenige (z. B. Cornelius) wissen diesen Riesen zu würdigen, und fälschlich halten sie sich allein an das jüngste Gericht (ein Werk der übermüthig-

sten, mitunter fast rasenden Kraft), und sehen von den andern Gemälden in der Sixtina, den Sibyllen, Propheten u. s. w., ganz ab, als wären sie nicht da. Und gerade hier und in den Bildern, wo Gott die Lichter theilt, den Menschen schafft u. s. w., ist die bloße virtus in wahre Erhabenheit übergegangen. Glauben Sie ja nicht, ich wolle hiermit Raphael zurücksetzen, dieses reichste Gemüth, diesen Brunnquell von Schönheit. Ihr Wort im Erwin, das auf Michel Angelo deuten sollte, behindert schon ein Mißverständniß; jenes Wort wird bestätigt durch die Werke, die Michel Angelo vorbildlich aus dem alten Testamente aufstellte. Abgenommen hat dagegen meine Verehrung vor oder mein Glaube an Leonardo da Vinci. Das schon einmal erwähnte Gesicht habe ich hier wiedergesehen, als Christus, Leda, Königin Johanna, Johannes, Danae, Herodias, Vanitas, Venus, Magdalena u. s. w. Auf einem halben Bilde von Raphael in den Stanzen ist ein größerer Reichthum von Gestalt, Ausdruck und Schönheit, als in allen Werken Leonardo's, die mir bisher vorkamen. Jenes Gesicht, welches mich anfangs entzückte, ist mir durch jenen Wechsel so gespenstisch, so satanisch wandelbar geworden, daß ich es gar nicht mehr ansehen kann.

So wie Sie sich jetzt über byzantinische Kunst erklären, stehen wir viel näher; nur bleibt es nöthig, nicht aus der Verschiedenheit der Werke allein einen gleichzeitigen Gegensatz zu bilden, sondern die Zeitrechnung genau

zu berücksichtigen, wo manches, was älter war, um deswillen anders, als das Spätere erscheint. — —

Solger an Frau von B...

Berlin im Mai 1817.

— Schon oft hat es mich verdrossen, daß Ihnen andere Ihre Werke mittheilen können, die Sie unterhalten und vergnügen, und ich nur immer in meinen philosophischen Rüstungen ein steifes und unzugängliches Ansehen haben soll, als könnte ich gar nicht menschlich sprechen. Daß Frauen den Erwin nicht verstehen, ist mir gar nicht unerwartet, wiewohl es mir scheint, wenn Männer über die zu verwickelte Gedankenreihe und Verknüpfungen darin klagen, daß dieses darin seinen Grund hat, daß die Kunst zu denken immer mehr in der Welt abkommt und der zu declamiren und zu posaunen Platz macht. Indessen soll gerade die dialogische Form, die ich in die Philosophie zurückzuführen versuche, diese Wissenschaft in lebendige und unmittelbar anwendbare Erkenntniß verwandeln, und ich fange nun an, meinen alten Plan auszuführen, durch eine Reihe leichter Gespräche das Bild der Wirklichkeit vom philosophischen Standpuncte aus zu zeichnen, und durch alle die mannichfaltigen Farben des wirklichen Lebens hindurch den tiefen inneren Grund des Wahren erkennen zu machen. Von diesen kleineren Gesprächen überreiche ich Ihnen hier die erste Sammlung. Die drei ersten Gespräche sind bestimmt,

stufenweise immer deutlicher die Leerheit und Verwirrung der widerstreitenden Meinungen aufzudecken, die sich heut zu Tage über Staat, Religion u. s. w. geltend machen wollen, mit beständiger Beziehung auf die Philosophie. Die beiden letzten bereiten das Wahre vor; aber man muß ja nicht glauben, daß es darin schon ausgesprochen werden solle. Sie geben blos etwas bestimmter das Räthsel auf, besonders das letzte. — Sehr muß ich um Verzeihung bitten wegen der vielen Druckfehler, die besonders die ersten Gespräche entstellen. Auch diese Kunst kommt hier sehr in Verfall. Ich nahm daher dem schlechten Corrector die Arbeit ab, und da ist es doch besser geworden. —

Tieck an Solger.

Paris am 26sten Juli.

Mein theuerster Freund! Daß ich Ihnen noch nicht geschrieben habe, vergeben Sie mir gewiß, da Sie es selber kennen, wie wenige Ruhe man genießt, besonders wenn man so eilig reist wie wir, wie müde man ist, wie man fast gar nicht zur Besinnung kommt. Ich schreibe Ihnen heut vorzüglich in einer Angelegenheit, worüber ich von London aus mit Ihnen hatte sprechen wollen, wenn die letzten Tage meines dortigen Aufenthaltes nicht in der größten Verwirrung und zeitlos und ruhelos verschwunden wären. Die Sache ist diese: ich lernte in London einen jungen Mann kennen, einen Mr. Green, der

mich aufsuchte und sich gleich mit einem schönen Vertrauen an mich schloß; er ist von einer edlen Wißbegierde durchdrungen, hat die deutsche Philosophie, so viel man es in der Entfernung und in seiner Jugend kann, studirt, und steht nun eben auf dem Punct der Entwickelung, die die interessanteste und entscheidendste im Leben ist: er wünschte nach Deutschland zu gehen, um sich aufklären und vorzüglich über die Geschichte der neueren Philosophie näher unterrichten zu lassen; er mußte aber die Erfüllung dieser Hoffnung noch auf mehrere Jahre hinausschieben, da er in London als Lehrer der Anatomie angestellt ist. So kam denn das Gespräch ganz natürlich auf Sie, und alles, was ich von Ihnen sagte, das Buch, das ich meinem jungen Freunde zeigte, — alles erfüllte ihn mit der brennendsten Begierde, Sie näher kennen zu lernen. Plötzlich faßte er den Entschluß, nach Berlin zu gehen, Sie zu sehen, und im October wieder zurück zu seyn; ich reiste aber ab, um eine kleine Tour durch das Land zu machen, und als ich nach 14 Tagen zurückkomme, ist er gegen meine Erwartung schon abgereist: so heftig hatte ihn sein Verlangen nach Deutschland und zu Ihnen getrieben. Es war die Abrede, ihm einen Brief an Sie und für ihn mitzugeben, worin ich sein Anliegen vortragen und Sie besonders ersuchen wollte, ob Sie ihm nicht vielleicht ein privatissimum über die Geschichte der Philosophie lesen könnten: alles dies ist jetzt zu spät geworden, und wenn ich auch gleich von London aus schrieb, so kam der Brief doch schwerlich

früher als dieser an; auch fand ich durchaus keine Zeit, meinem Freunde Green einen Brief nachzusenden. Jetzt haben Sie gewiß diesen liebenswürdigen jungen Mann schon kennen gelernt, und ich wünsche herzlich, daß Sie auf irgend eine Weise seiner brennenden Wißbegierde haben genugthun können; denn es ist wohl wenigen Menschen so Ernst als diesem, und er zeichnet sich um so mehr unter den Engländern aus, da es fast alle nicht begreifen können, daß ein Mensch um der Sache selbst willen, ohne Rücksicht auf Nebendinge, etwas thun könne. Ich bitte Sie, thun Sie was Sie können, um seine Wünsche einigermaßen zu erfüllen; denn ich bin zu sehr überzeugt, daß von allen Menschen Sie es allein vermögen durch Ihre Umsicht, Sicherheit und Klarheit. Green kann wenigstens so viel gewinnen, daß er nachher mit mehr Ruhe und Erfolg für sich weiter studiren kann, und ich bin überzeugt, daß er es werth ist, daß ein guter und weiser Mensch sich um ihn bemühe. Dies war meine Bitte und mein Anliegen; vergeben Sie, wenn ich verführt werde, Jünger zu Ihnen zu senden: die Gelegenheit bietet sich zu oft dar, sie liegt mir immer so nahe, von meiner Verehrung Ihres Geistes, von meiner Freundschaft und Liebe zu Ihnen zu sprechen. Wie hat mich Ihr Buch erfreut! Ich komme immer in die Versuchung, alle Welt zu bekehren, und finde, daß so wenige Menschen Sinn für Philosophie oder Poesie oder Schönheit und Natur oder irgend etwas Ernstes und Wahres haben. Der Schein ist allen mehr als die Sache: und so

alt ich nun auch schon bin, so verliere ich doch nicht mein Erstaunen darüber.

England hat mir in mancher Hinsicht gefallen, in anderer nicht, und London hat mir im Ganzen mißfallen. Wie glücklich sind wir, mein Freund, daß wir als Deutsche geboren sind und in Deutschland leben: der wahre Geist, Freiheit und Gemüth ist nur bei uns zu finden, und ist das Höchste bei uns auch selten, so ist doch die Möglichkeit dafür da, und hierin sind wir einzig glücklich, was die Meisten völlig verkennen. — Von den Antiken in England kann ich Ihnen kein Verzeichniß bringen, wie Sie es wünschen: denn, so viel Unnützes man auch druckt, so fehlt es doch gerade am Nöthigsten; der Katalog, der zu haben ist, kommt für Sie mit.

Gestern spät bin ich erst hier angekommen; darum kann ich Ihnen auch nicht so schreiben, wie ich wünschte. Das Meiste muß ich für das mündliche Gespräch und das Wiedersehen aufsparen, auf welches ich mich unendlich freue. Ich werde aber bei meiner Rückkehr nur acht Tage in Berlin bleiben können, und wünsche wohl, daß Sie in dieser Zeit recht frei von Arbeiten seyn möchten; auch wünsche ich, die beiden Stücke von Kleist dann noch mit Ihnen zu lesen. Ich bin in London im Lesen recht fleißig gewesen, und glaube überhaupt auf der Reise die Zeit genutzt zu haben. Auch über die alte deutsche Kunst wünsche ich mit Ihnen zu reden, und ich hätte sehr gern Ihre Bemerkungen darüber mit den meinigen vereinigt.

über Shakspeare sind meine Vermuthungen und Überzeugungen bestätigt; aber freilich geht die Sache nun auch weiter als vorher; auch über andere Autoren jener Zeit habe ich Aufsicht gewonnen. Die Theater habe ich fleißig und aufmerksam besucht; Kemble besonders ist merkwürdig. Die Manier hat überall die Kunst und Natur verdrängt; doch ist die Manier zu loben. — Ich hoffe, alles ist bei Ihnen wohl. Grüßen Sie herzlich Ihre liebe Frau, so wie Ihre Schwiegermutter. Vergeben Sie diese Eil; nächstens noch von Paris ein Mehreres. Entschuldigen Sie mich bei Herrn Green. Gott erhalte Sie, und bleiben Sie mein Freund.

Ihr L. Tieck.

Solger an seine Gattin.

Stettin am 26sten August.

— Die beste Würze meiner Genüsse, wenn ich von Dir entfernt bin, ist der Gedanke, daß ich sie doch gar zu gern mit Dir theilen möchte, und eine leise, mich immer begleitende Wehmuth, daß Du nicht bei mir bist. Es ist doch gar zu schön und muß Gott wohlgefallen, wenn sich zwei Seelen so wahrhaft und innig lieben, wie wir beide. Tausendmal küsse ich Dich in Gedanken und sehe Dir in Dein liebes, treues Auge, meine einzige Geliebte! Ich bin so sicher und vertrauensvoll gegen Dich, wie ein alter eingewohnter Ehemann, und so sehnsüchtig und freudenvoll, wie ein Bräutigam. Gott sey gelobt,

daß ich in Dir ein Herz finden mußte, wie es allein mich glücklich machen konnte.

In meinem vorigen Briefe hatte ich Dir viel zu erzählen, um auf das einzugehen, was Du mir über Beaumont und Fletcher sagst. Dein Urtheil ist so treffend und richtig, daß ich mich recht darüber freute. Ohne Schmeichelei, Jettchen, ich kenne keine Frau, die einen so wahren Sinn für Poesie hätte, wie Du. Folge nur immer Deiner reinen ächten Natur. Aber dem Zeitalter Shakspeare's thust Du etwas Unrecht. Marlowe und Decker, seine eigentlichen Zeitgenossen, sind viel besser. Beaumont und Fletcher sind seine späteren Nachahmer, und bezeichnen den Zeitpunct, wo der poetische Geist die Nation verließ, und nur die Hülle, und auch die sehr entstellt, zurückgeblieben war.

Heute vor einem Jahre, meine einzige Liebste, waren wir beide in Liebenstein; es ist leider ein Trauertag für uns, und wir sind einander auch in der Ferne in diesem Gefühl nah. Ich bitte Dich, mein einziges Gut, betrübe Dich in dem Andenken an unsern Verlust nicht zu sehr; doch darf ich mich eigentlich auch darin auf Dich verlassen. Du hast Dich ja damals schon ganz Deiner würdig benommen und diese Prüfung so bestanden, daß sie ein neues Band der Liebe und des innigen Einverständnisses für uns geworden ist. Wir haben ein liebes Kind bei Gott: dies sey und bleibe unser Trost. Er hat uns mit unermeßlicher Liebe gesegnet, so daß wir doppelt und dreifach freveln würden, wenn wir über irgend

eine Prüfung murrten. Danke ihm mit mir, mein einziges Jettchen, für alle seine Gnade, und für die lieben, gesunden, vor tausend andern durch Liebenswürdigkeit und Lebenslust und Kraft ausgezeichneten Kinder, die er uns geschenkt und gelassen hat, und für das überschwenglich reiche Glück, das uns unsere gegenseitige Liebe bereitet. —

Solger an Tieck.

Berlin am 4ten October.

Eigentlich, mein theuerster Freund, sollten Sie wohl, als der Abgegangene, zuerst schreiben. Ich will es aber so genau nicht nehmen und meinem Herzen folgen; denn es ist mir gar zu traurig, Sie sogleich nach der Trennung als einen Verschollenen anzusehen. —

— Auch ihre Syx old plays werden Sie wieder erhalten haben. Ich wollte, wie Sie wissen, diese alten englischen Sachen nach der Ordnung lesen, bin aber nicht dazu gekommen, und muß dieses, so wie eine neue zusammenhängende Lesung des Shakspeare bis auf eine Zeit aufsparen, wo ich mehr Muße habe.

Die Ferien sind für mich nicht so fruchtbar gewesen, wie sie sollten. Es ist aber fast gewöhnlich so. An die regelmäßige Arbeit der Collegien gewöhnt, arbeite ich neben dieser in der Regel mehr, als wenn ich ganz frei bin. Diesmal war auch meine Unpäßlichkeit hinderlich. Jetzt befinde ich mich, Gott Lob! um vieles besser, ob-

wohl ich noch immer nicht das frohe Gefühl der Gesundheit wieder habe, wie wohl sonst. Indessen bin ich doch wieder heiterer und frischer. Auch die vielen mir sehr lieben Besuche haben mich etwas zerstreut. Wäre der Ihrige nur nicht allzu kurz gewesen! Mit Raumer und Hagen habe ich noch schöne Stunden genossen. Nicht lange nach Ihrer Abreise kam gar ein Franzose an, Mr. Cousin, Professor der Philosophie bei der Universität zu Paris, der eine philosophische Reise durch Deutschland machte, um sich in der Kürze von dem Stande der Sachen hieselbst zu unterrichten. Es war ein greller Abstich gegen unsern wackern Green, der einen Tag nach Ihnen abgereist war. Eine der ersten Fragen des Hrn. Cousin war: „Monsieur, quel est votre système?" Er hat mich während der 8 — 14 Tage seines Aufenthaltes oft besucht, und es ist mir blutsauer geworden, in französischer Sprache mit ihm zu philosophiren. Doch war mir seine Bekanntschaft nicht unlieb: er war ernster als die meisten Franzosen, und hat mir manches Interessante von Staats- und gelehrten Sachen aus Frankreich erzählt.

Wie steht's nun mit Ihren Arbeiten? Machen Sie nur, daß Sie mit dem Werk über Shakspeare bald fertig werden. Jetzt ist es doch wohl zur Ausarbeitung reif? Auch bitte ich Sie, die Vorrede zum Kleist zu beschleunigen. Dazu sollte ich nun freilich mein Scherflein geben, und doch fühle ich mich jetzt nicht recht aufgelegt dazu, und besonders deshalb, weil ich nicht recht weiß, in welcher Form ich es thun soll. Es wird mir schwer,

mich hinzusetzen, um ein Urtheil zu elaboriren. Ich gestehe, daß ich anfänglich gegen Kleist das Mißtrauen hatte, welches uns jetzt wohl gegen jeden angehenden und den Ton der Zeit stark anschlagenden Dichter natürlich ist. In der Penthesilea, in Käthchen von Heilbronn fand ich immer ein sehr hervorstechendes poetisches, aber wenig eigentlich dramatisches Talent. Was ihn mir den Dichtern der Zeit gleichstellte, war der große Werth, den er auf gesuchte Situationen und Effecte, und besonders auf den Gehalt einzelner Charaktere legte; wie auch ein absichtliches Streben, über das Gegebene und Wirkliche hinwegzugehen, und die eigentliche Handlung in eine fremde geistige oder wunderbare Welt zu versetzen, kurz, ein gewisser Hang zu dem willkürlichen Mysticismus, der am Ende mehr interessant als wahr und tief seyn will. Was ihn mir dagegen weit über unsere Dichterlinge erhob, das war sein tiefes und oft erschütterndes Eindringen in das Innerste des menschlichen Gefühls, das er mir nur oft zu hart und fast roh an das Licht riß, und die außerordentliche energische und plastische Kraft der äußeren Darstellung, wovon wir in den Schattenspielen unserer F. bei allem Bombast so wenig finden. Diese Eigenschaften äußerte er vorzüglich in seinen Erzählungen, welches Fach ich daher für seinen eigentlichen Beruf hielt. Auch zeigte sich hier seine Behandlung der Charaktere bedeutender; es schien seine Hauptrichtung, diese ganz aus den Begebenheiten zu entwickeln, welches auch der Erzählung angemessen war; und dieser Hang begünstigte auch seine

Neigung zu trüben, tragischen, ja bitteren, zerreißenden Mißklängen. Die Bekanntschaft mit den beiden noch ungedruckten Dramen hat mich nun erst über ihn auf den wahren Standpunct gesetzt, und meine Achtung für sein Genie unendlich erhöht. Alles, was mir in seinen Anlagen vorher einzeln und abgerissen erschien, vereinigt sich hier, vorzüglich im Prinzen von Homburg, zum schönsten Ganzen, und sein Beruf erscheint mir nun um so entschiedener, je mehr er dem Charakter der Zeit angehört und nun diesen in seiner edelsten und höchsten Bedeutung darstellt. Auch im Prinzen von Homburg liegt alles im Charakter; auch hier bildet sich dieser vor unseren Augen in den Situationen und durch sie; aber die Wechselwirkung, die Gleichheit zwischen beiden Seiten, die zu den höchsten dramatischen Aufgaben gehört, ist vollkommen erreicht. Es schwebt über dem ganzen Seyn und Werden des Menschen der ruhige, großartige, dramatische Blick. Der Prinz, dessen Heldenruhm uns zuerst nur als eine Träumerei erscheint, wiewohl als eine hoffnungs- und ahndungsvolle, wird durch die Begebenheiten niedergeworfen und erhoben; er wird erst durch das Leben, was er ist: ein Mensch in jeder Bedeutung. Ein herrlicher, ächt dramatischer Gedanke, und höchst bedeutend ausgeführt! Am meisten ist die Heiterkeit zu bewundern, die im ganzen Stücke vorherrscht. Sie rührt besonders daher, daß alles in seinem wirklichen, gegenwärtigen Leben aufgefaßt, nichts idealisirt oder mit leeren Redensarten aufstolzirt ist. Daher auch das liebe, hei-

mathliche Gefühl, das uns hindurchbegleitet. Welche Wirkung müßten auf ein einigermaßen fühlendes Publicum Stellen machen, wie die: „Seltsam! Wenn ich der Dey von Tunis wäre" u. s. w. — Das ist etwas anderes, als die hohle Großsprecherei und alberne Treuherzigkeit, die uns sonst für Patriotismus verkauft wird. Was den Hermann betrifft, so ist das Charakteristische da noch überwiegender, und außerdem die politische Richtung sehr vorherrschend. Dennoch hat das Stück eine sehr dramatische Wirkung, und weil es so sehr aus der Wirklichkeit geschöpft ist, deren Abbild es seyn soll, so wirkt es beinah wie ein historisches. Im Hermann sieht man fast am meisten, wie es dem wahren Genie des Dichters gegeben war, auch das Kühne und scheinbar Ungeschickte mit Glück zu wagen: eine Gabe, die sich beinah in allen seinen Werken, und oft glänzend bewährt. — Ist Ihnen dies genug, oder soll ich mich ausführlicher und bestimmter ausdrücken? Ich kann nicht ohne Wehmuth Kleist's Sachen lesen.

Ich habe angefangen an den Briefen über Philosophie, Religion und Geschichte. Nächstens schicke ich Ihnen eine Probe. Urtheilen Sie dann scharf und bestimmt, damit ich, wenn es nicht dem Zwecke zu entsprechen scheint, einen anderen Weg nehme. —

Fr. v. Raumer an Solger.

Breslau am 16ten October.

Schon immer, lieber Solger, wollte ich Ihnen schreiben; aber innere und äußere Störungen haben mich davon abgehalten, ob ich gleich doppelt dringende Veranlassung dazu hatte: ich las nämlich Ihre Gespräche. — Nach unserer preiswürdigen strengen Weise sollte ich nun zuvörderst von dem sprechen, was mir nicht gefallen hat. Aber, wenn ich hauptsächlich am Tadel Geschmack fände, so sähe es diesmal übel für mich aus, denn mir hat geradehin — Alles gefallen: zuvörderst die Darstellung. Sie haben in der Gesprächsform große Fortschritte gemacht; es ist alles lebendiger, persönlicher, dramatischer, als im Erwin. Hier kam's bisweilen im Einzelnen wohl so heraus, als sey der eine oder andere mehr Stellvertreter gewisser Systeme, als ein lebendiger, sie erzeugender oder wahrhaft besitzender Mensch; in den Gesprächen dagegen sind Personen mit bestimmten Ansichten verwachsen. Ja ich möchte es loben, wenn ein Sprechender nicht so ganz sachliche Ansicht geworden ist, daß ihn wohl einmal die Person zu einer kleinen Inconsequenz verleitet. Die Meinung, als sey die Gesprächsform entbehrlich oder die schlechtere, welche (obgleich schon damals mit Unrecht) Einzelne in Bezug auf den Erwin, oder vielmehr in Bezug auf ihre hergebrachte Gewohnheit äußerten, wird jetzt ganz dahinfallen; ja Viele, denen der Erwin zu streng, schwer und verwickelt erschien, dürften, durch die späteren Gespräche vorgeübt, zu ihm mit mehr Geschick zurück-

kehren. — Löblich finde ich ferner, daß Sie die Ansichten und Bestrebungen und Thorheiten des Tages mit den tieferen Zwecken verknüpfen. Dadurch wird das Ganze ansprechender, erwecklicher, und das Allertiefste steht ja damit in nothwendiger Verbindung; es steht fester, für Zeit und Ewigkeit gemäßer, wenn es in der Gegenwart wurzelt und daraus lebendig hervorsprießt. Nur so sind manche für die Philosophie zu gewinnen, welche durch die abstruse Paragraphenwirthschaft davon abgeschreckt worden sind. Diese äußere Beweglichkeit schadet dem inneren Zusammenhange nichts; sie weiset vielmehr unbemerkt; aber nothwendig, auch den Oberflächlichen zu dem Gewichtigeren hin, oder bringt ihn zum Gefühl eben seiner Oberflächlichkeit. — Von dem Inhalte selbst zu sprechen, möchte über den beschränkten Raum, ja über meine Kräfte hinausgehen; denn ich will ja lieber lernen als urteln. Wären nur erst noch mehr Gespräche, besonders die über die Religion, da, oder wären Sie nur einige Wochen ruhig bei mir in Breslau, da würde ich auch sprechen und urteln lernen. Daß ich mit Ihnen übereinstimme, wie der Liebhaber mit dem Meister, wissen Sie längst, und wenn ich's nicht dreister zu Tage lege, so ist dies ja wohl ein Lob für uns beide. Zufällig finde ich noch Zeichen zu p. 227 oben und p. 298; daß es Zeichen des größten Beifalls sind, versteht sich von selbst, und sie ließen sich sehr mehren.

Wenn Sie also bald mehr Gespräche liefern und Ostern herkommen, so erhalten Sie das ungetheilteste, sonst nur

bedingtes Lob. Könnte ich mir aufrichtig nur so viel spenden, als Ihnen! Ich habe drei der folgenden Bücher der Hohenstaufen, 2—4, durchgesehen und bin besonders mit dem zweiten sehr unzufrieden. Es enthält die Geschichte von den letzten Jahren Heinrichs IV. bis Konrads III. Kreuzzug. Das Meiste noch lahm, unklar, vereinzelt, ohne Haltung und Zusammenhang. Man merkt's dem Ganzen an, daß erst während der Arbeit die Überzeugung entstand, man könne mit Konrad III. das Werk nicht beginnen, und nun hat das Rückwärtsgreifen dem Dinge Schaden gethan. — Es ist nur gut, daß Sie, Krause und Tieck mir doch einigen Muth zugesprochen, sonst würde ich verzagen. Die größte Ausdauer möchte schwinden, wenn man Jahre lang kein theilnehmendes Wort hört, und eine so tiefe Einsicht in die Schwierigkeit des Unternehmens hat, wie ich. Das „in magnis voluisse sat est" macht einen nicht satt.

Sobald ich meine italienischen Excerpte untergebracht habe (eine lange und mühselige Arbeit), will ich an Heinrich den VI. gehen und nebenher wieder griechische Klassiker lesen. Die sechs ersten Bücher der Annalen des Tacitus erinnerten mich in diesen Tagen viel an Rom; aber der Gräuel sind zu viel: ich kann das Ganze hinter einander nicht aushalten. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 22sten October.

Mein theurer, treuer Freund! Vor allen Dingen muß ich um Verzeihung bitten, und Sie müssen mir auch verzeihen, daß ich gegen alles Versprechen so lange geschwiegen, und selbst Ihren Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Wie viel ich hier zu kramen fand und zu ordnen, können Sie nicht glauben; ich schreibe ungern meinen Freunden, vor allen Ihnen, wenn ich nicht heiter bin, und habe die Unart, mich zu leicht verstimmen zu lassen. So war es mir, seit ich hier bin; denn meine englischen Bücher, die ich schon bei meiner Ankunft in Berlin zu finden hoffte, sind noch nicht da, kommen vielleicht noch in Wochen nicht: dies setzt mich für den Shakspeare nicht nur auf lange zurück, sondern macht sogar vieles überflüssig, was ich gearbeitet hatte, weil ich nun doch nicht fortrücken kann. Wenn die Bücher nun endlich ankommen, wann soll ich die Zeit finden, sie zu lesen und das Nöthige zu excerpiren? Dazu hatte ich mir die ersten vier bis sechs Wochen gesetzt; von meinen Abschriften in London höre ich auch nichts: über alle diese Hindernisse bin ich sehr verdrüßlich. Seither habe ich auch mehr Zeit damit verloren, als ich dachte, daß es mich kosten würde, die neue Ausgabe des Ben Johnson von Gifford durchzugehen, die ganz gegen meine Ansicht ist, und alles, was Ben Johnsons Verhältniß zu Shakspeare betrifft, wieder mit großer Dreistigkeit und schwachen Sophismen zurückstellt. So ist die Zeit vergangen

und ich verzweifle manchmal an mir selbst, daß das Studium und die Vorliebe für einen Geist so mein Leben einnimmt, daß ich am Ende doch auch das Rechte nicht von ihm und über ihn werde sagen können. Ich sehe recht gut, wo Alle irren, aber die wahre Wahrheit: — ist es denn Andern wohl auch schon so ergangen?

Für den Beitrag zum Kleist danke ich Ihnen von Herzen; da Ihre Laune nicht vergönnt mehr niederzuschreiben, so sind mir diese Worte auf jeden Fall sehr erwünscht; auch erinnere ich mich noch deutlich unsers Gesprächs, als ich Sie nach Frankfurt begleitete. — Nur bitte ich Sie noch, was ich in Berlin, wie so manches, in der Verwirrung vergaß, mir den Kleistischen Prinzen von Homburg und Hermann recht bald zu senden, um beide noch einmal aufmerksam zu lesen. —

Um die six old plays ängstigte ich mich schon; ich hatte vergessen, daß ich sie Ihnen gegeben hatte. Gern studirte und besprache ich mit Ihnen, mit Ihnen am liebsten von allen Menschen, den Shakspeare, da Sie der Unbefangenste sind und doch auch unterrichtet genug, um bald die Stellen allenthalben zu finden; es giebt in Deutschland kein Studium, wahrlich kein ächtes des Dichters, und in England ein egarirtes (ich weiß nicht gleich einen Ausdruck dafür, der das Falsche und Aberwitzige zugleich so ausdrückte); wir Deutsche sind aber seit Wieland in recht saumseliger und bequemer Bewunderung; die falschen Nachahmungen sind doch noch das Beste, was wir über und durch ihn hervorgebracht haben. — Aber Sie

haben jetzt nicht Zeit und auch die six old plays nicht gelesen: wie wichtig wäre mir sonst Ihr Urtheil! Ich bin jetzt fast überzeugt, daß Shakspeare als junger Mensch sehr viel und viel Mittelmäßiges, ja hier und da Schlechtes geschrieben hat, wahrscheinlich für die Subsistenz; wenn die Engländer ihm die Bürgerkriege und Titus Andronicus und Perikles, so wie den Cromwel, Locrin, London prodigal, oder gar den alten König Johann absprechen, so ist die Sache bald abgemacht; — aber eingesehen, daß diese von ihm sind, so zieht uns die Consequenz viel weiter, und jene Sachen bekommen auch erst dadurch Zusammenhang und Haltung, der Dichter wird uns nun erst individuell, der sonst fast wie ein blendendes Meteor dasteht. —

Sie haben mir die versprochenen ersten Briefe zu unserm Journal noch nicht geschickt, auf die ich mich schon freute. Sie sind gewiß böse; — „schlage, nur höre", wie Themistokles sagte, — so schicken Sie diese, wenn Sie auch noch böse bleiben. Ich denke auch an diese Arbeit immer und fürchte nur, daß Ihnen meine Unfähigkeit zu philosophiren und vielleicht die Formen der Darstellung ein Ärgerniß geben werden. — Friedrich Schlegel hat endlich Ihre neuen Gespräche gelesen (ein Brief von Schütz spricht davon); er findet sie schön geschrieben, meint aber, die Form führe freilich zu Wiederholungen; gegen das Ende wären Sie und er sich wieder näher gekommen. Er bittet Sie an der Concordia Theil zu nehmen, deren Ankündigung ich beilege. —

Ich kann mich gar nicht genug an Ihren Dialogen erbauen und unterrichten; jetzt ist mir alles lieb, auch die kleinen Stylabweichungen, die ich tadelte; ordentlich ist mir jenes angefochtene ordentlich unentbehrlich: es ist eine Nuance, die wir nicht aufgeben dürfen; es war auch in mir nur ein übertriebener Widerwille gegen alles Berlinische, was mich den Anstoß daran finden ließ. —

Auch Ihre Bücher aus Paris bleiben mit den meinigen aus. Alles geht verdrüßlich langsam in der Welt, außer die Zunahme der Confusion. —

Solger an den Regierungsdirector Keßler in Münster.

Berlin am 8ten November.

Du hast Dich beschwert, mein theurer Freund, daß ich Dir lange nicht geschrieben habe. Das ist Eure Art, Ihr Geschäftsleute, daß Ihr Euch stellt, als wenn andere Leute nichts zu thun hätten, wenn ihnen gleich nicht immer das Feuer so auf den Nägeln brennt. Ich habe Dir einen recht langen und ausführlichen Brief geschickt, nämlich meine neuesten Gespräche; und dafür habe ich noch nichts zur Belohnung erhalten, als die Nachricht, daß Du nicht Zeit habest sie zu lesen. Nun wollte ich eigentlich aus Verdruß nicht eher an Dich schreiben, als bis Du sie gelesen und mir Deine Meinung darüber recht ausführlich eröffnet hättest. Meine gutmüthige Schwäche reißt mich hin, von diesem Vorsatz abzugehen. Aber schelten muß ich doch wenigstens. Wie soll man denn

Lust und Muth behalten, etwas Tüchtiges zu schreiben, wenn die besten Freunde nicht daran wollen, es zu lesen! Die Philosophie ist freilich aus der Mode: Gott sey es geklagt! Ihr könnt Euch nicht mehr etwas anders davon vorstellen, als daß es abgedroschene Paradoxien seyen, die wieder aufgewärmt werden. Die Zeit ist — so heißt es — zu praktisch geworden. Was nicht unmittelbar wirkt, dabei kann man sich nicht aufhalten. O liebe Leute, glaubt mir doch, daß es Euch allen gut thut, mitunter aus Eurem Geschäftsstrudel auch den Blick auf die Darstellung dessen zu richten, was in allem das Bleibende und Ewige und doch zuletzt das allein Wahre und Fruchtbare ist! Und glaubt auch, daß hierin die Welt auch nicht stille steht, und daß es nicht immer dasselbe ist, was schon in Eurer Gegend und Studirzeit auf dem Tapet war. Es werden auch hier neue Bahnen gebrochen, und die Welt wird darauf merken müssen, wenn sie auch jetzt nicht will. Es ist nicht anders gedachter Schellingianismus oder Fichtianismus, was ich vortrage. Ich glaube einen Standpunct getroffen zu haben, von welchem aus ich auch diese Seitenwege construiren kann. Also wer Ohren hat zu hören, der höre! Wenn ich es nun gleich als ein gutes Zeichen ansehe, daß in allen deutschen kritischen Blättern, in welchen jedes neue Stickmuster angezeigt und recensirt wird, auch noch mit keiner Sylbe meiner philosophischen Schriften erwähnt worden ist, so kann ich es doch nicht ruhig mit ansehen, wenn die, mit denen mein Sinn und meine Neigung sonst am

meisten übereinstimmten, mich predigen lassen und sich davonschleichen.

Nun möge das gut seyn! Wie habt Ihr denn das Reformationsfest gefeiert? Mit Euren Katholiken könnt Ihr Euch wohl nicht gleich so in die Arme fallen, wie hier die Lutheraner und Reformirten? Es ist doch viel, daß erst nach 300 Jahren das Mittel der Kirchenvereinigung in der Vermischung der äußern Zeichen beim heiligen Abendmahle entdeckt wird. Ich habe gegen die Vereinigung der Confessionen nichts; ich halte sie vielmehr für wünschenswerth und auch für möglich. Aber auf diesem Wege sehe ich nicht ein, was daraus entstehen soll, als entweder drei Confessionen statt der zwei alten, oder der nachtheiligste Indifferentismus. Es läßt sich gewiß ein Dogma aufstellen, in welches beide Kirchenparteien mit Überzeugung einstimmen können; aber dieses muß doch nothwendig erst aufgestellt seyn, ehe man eine solche Übereinstimmung verlangen kann. Die Behauptung, das was man sich unter den Zeichen denkt, sey das Unwesentliche, scheint mir höchst verkehrt zu seyn und eigentlich die Religion ganz aufzuheben. Die beste und würdigste Feier des Reformationsfestes hier in Berlin war wohl die unserer Universität, deren Beschreibung Du im Allgemeinen in der Zeitung gelesen haben wirst. Schleiermachers Rede war sehr gut und dem Feste recht angemessen. Er sprach besonders über die Wirkung der Reformation auf die Universitäten und schärfte die Wichtigkeit der Freiheit des Lehrens und Lernens auf denselben ein.

Wie gefällt Euch denn die neue Ministerialeinrichtung? Daß die geistlichen und geistigen Angelegenheiten wieder einen eigenen Minister bekommen, scheint mir sehr zweckmäßig. Überhaupt scheint es als wollten wir uns wieder unseren alten Einrichtungen nähern. In der neuen Stellung der Oberpräsidenten möchten wohl die Keime zu Provinzialministerien liegen. Nur Eine Furcht habe ich dabei, daß nämlich das collegialische Wesen der Regierungen dabei leiden möchte, was meines Erachtens ein unersetzlicher Verlust wäre.

Im Anfange Septembers haben wir hier recht angenehme Tage gehabt. Unsere reisenden Freunde kehrten aus verschiedenen Weltgegenden zurück, Hagen und Raumer aus Italien, Tieck und Burgsdorf aus England. Zu derselben Zeit traf auch Öhlenschläger hier ein; doch war er weniger in unserer Gesellschaft. Wir waren sehr vergnügt mit einander, wie Du Dir vorstellen kannst. Tieck hat in England manches Wichtige für sein Werk über den Shakspeare gefunden. Raumer hat in Rom beim vaticanischen Archiv Begünstigungen genossen, wie sie noch keinem andern zu Theil geworden sind. Unser Bekker, den die Akademie nach Italien geschickt hat, findet die Bibliotheken verschlossen; Majus in Mailand hat ihm nichts zeigen wollen. Dagegen ist der Fund in Verona, den Göschen mit Bekkers Hülfe auf das Reine gebracht hat, unschätzbar; der Codex enthält Caji institutiones, und eröffnet, wie mir Savigny sagt, eine ganz neue Kunde des römischen Rechts. Hagen kam fröhlicher

und kindlicher aus Italien zurück, als ich ihn je gesehen. Er hat in Florenz einen bisher unvollständig benutzten Tristan, und in Schwaben einen meist auch noch unbekannten und, wie er meint, den ältesten Codex der Nibelungen gefunden.

Solger an Tieck.

Berlin am 13ten November.

Sie werden gewiß schelten, daß ich Ihnen letzten Brief so spät beantworte, mein einzig theurer Freund! Ich wollte Ihnen gern alles schicken, was Sie forderten, und kann es nun doch nicht. Spieker hat mich so sehr lange warten lassen und schickt doch nur Ein Werk von Scott. —

Meine Briefe für das Journal bitte ich Sie recht ernsthaft zu kritisiren, besonders in Rücksicht der Zweckmäßigkeit, wofür ich manchmal besorgt bin. Aber vorzüglich muß ich Sie auch anmahnen, selbst Hand anzulegen, damit sich der Beginn der Unternehmung, zu der ich sehr viel Lust und Eifer fühle, nicht in die Länge ziehe. —

Friedrich Schlegels Urtheil über meine Gespräche ist mir nicht befremdend. Ich bin überall auf Kälte und Gleichgültigkeit gefaßt. Mit seiner Concordia scheint er ja wohl etwas Ähnliches zu wollen, wie wir, aber wohl praktischer und politischer. Manchmal vergeht mir ganz die Lust weiter zu schreiben, wenn ich mir so vorstelle,

wie ich die Sachen zusammenkünstele, und niemand sich die Mühe geben mag, die Kunst zu merken. Ich komme mir vor wie ein müßiger Witzling, dessen Pointen niemand finden kann, noch suchen mag. Unterdessen laufen die Menschen haufenweise nach allem, was ihrer Plattheit entgegenkommt. —

Glauben Sie indessen nicht, daß die Hypochondrie mich zu weit treibe! Ein frischer Trunk aus der Quelle stärkt und belebt den Geist immer wieder. Meine Collegia besonders regen mich jetzt wieder recht auf. Ich habe doch manchen Schüler, der wohl nicht mehr von meiner Lehre lassen kann, und manchen der zu mir geflohen, von ernsten und furchtbaren Zweifeln getrieben. Diesen Winter habe ich mit einer solchen Lust zu lesen begonnen, wie fast noch nie. Ich freue mich immer auf die Stunden. Die gespannte und lebendige Aufmerksamkeit der jugendlichen, meist gescheidten Gesichter, die mich umgeben, erhält mich in der angenehmsten Erregung. —

Solger an Abeken.

Berlin am 15ten November.

— Es war mir recht verdrüßlich, daß Du mein Buch, als Du Deinen Brief schriebst, noch nicht erhalten hattest. Fast möchte ich deshalb ein wenig auf Deinen Bruder zürnen. — —

— Wenn Du mein Buch jetzt hast, so lies es bald

und schreibe mir recht ausführlich darüber, und das ohne allen Rückhalt. Es ist wahrlich nicht meine Absicht dabei, mich loben zu hören; aber der Wunsch, mit demjenigen, was die Hauptbeschäftigung meines Lebens ausmacht, auf meine Freunde einzuwirken, ist gewiß nicht blos verzeihlich, sondern löblich. Die deutsche literarische Welt hat bis jetzt noch wenig Notiz von meinen philosophischen Schriften genommen. Meine Hoffnung, daß sie es einst müssen wird, steht fest. Meine Philosophie hat sich jetzt so weit ausgedehnt, daß ich sie mit voller Sicherheit entwickeln kann. Sie ist nicht die Fichtische, noch, wie Einige zu glauben scheinen, die Schellingische, sondern nach meiner Überzeugung eine neue und eigenthümliche Entwickelung der deutschen Philosophie. Der Band, den Du erhalten wirst, ist, wie Du gewiß bald siehst, blos propädeutisch und protreptisch; weil aber doch die Deutschen nicht warten können, bis sie zu wissen glauben, woran sie sind, so will ich denn nächstens mit einem Gespräche anfangen, worin sich der Kern meiner Lehre mit einem Male enthüllen soll, freilich unter dem Vorbehalt künftiger vielseitiger Begründung und Entfaltung.

In diesem Herbst hatte ich hier eine sehr angenehme und interessante Periode: Tieck und Burgsdorf kamen aus England, Hagen und Raumer aus Italien zurück. Alle trafen hier zusammen; auch Öhlenschläger kam zufällig dazu. Wir haben sehr schöne und erquickliche Tage mit einander verlebt. — Tieck hat wohl eben nicht viel

Neues über den Shakspeare in England entdeckt, aber doch eine Menge Bestätigungen seiner schon gefaßten Ansicht. Es läßt sich in der Kürze nur wenig darüber sagen. Er schreibt dem Shakspeare alle bisher bezweifelten Stücke und noch manche andere zu; er stellt sein Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, Marlowe, Ben-Johnson, Decker u. s. w., fest und zieht daraus höchst wichtige Resultate. Von dieser Kritik halte ich allerdings sehr viel; aber noch wichtiger ist mir die Anordnung der uns bekannten Hauptwerke nach der Zeitfolge, in der sich drei Hauptperioden deutlich unterscheiden. In die höchste Blüthe fallen die wichtigsten historischen Stücke (doch ist Heinrich VI. aus der ersten Periode), und die gebildetsten romantischen, unter welchen Love's labours lost die Hauptstelle einnimmt, welches ich von jeher als die reifste Frucht dieses großen Geistes angesehen habe. — Tieck geht nun fleißig an die Ausarbeitung, und ich hoffe und wünsche, daß er bald fertig werden wird. Ich habe ihn oft ermahnt, sich nur den Shakspeare erst aus dem Leibe zu schreiben, um selbst wieder an größere Compositionen gehen zu können.

Der wunderthätige Magus, nach dem Du mich fragst, ist mir ein äußerst wichtiges Stück. Ich finde den Charakter des spanischen Dramas recht bedeutend darin. Vieles, was nach unserer Ansicht im Innern der dramatischen Haltung liegen muß, ist hier entfaltet und gleichsam dogmatisch entwickelt. Es ist ein herrliches Stück. Die spanischen Dramen haben immer eine epi-

sche Richtung, oder vielmehr ein Schwanken zwischen dem Epischen und Lyrischen. In dieser Hinsicht bleibt mir immer „Das Leben ein Traum" das Tiefste von Calderons Stücken, obgleich auch hier das Räthsel gelöst ist. Gern sagte ich Dir mehr hierüber. Vielleicht bald bei anderer Gelegenheit. Den König Yngurd habe ich nicht gelesen, und möchte mich auch wohl so bald nicht dazu entschließen. Ich habe genug an der Schuld. Dergleichen Erscheinungen sehe ich als die traurigen Vorboten heranbringender Barbarei an. —

Solger an Tieck.

Berlin am 7ten December.

Unsere Correspondenz, mein einzig theurer und verehrter Freund, stockt etwas, und ich weiß nicht warum. Ich meines Theils bin fast beständig von dem Gedanken an Sie begleitet; was mich recht lebhaft interessirt, enthält auch immer Beziehung zu Ihnen. Doch hat mich eine Zeit her manches gestört und mich unlustig gemacht, ausführlich zu schreiben. Meine Unpäßlichkeit ist zwar nun so gut wie ganz besiegt; aber störende Arbeiten und mitunter auch Unruhe über das schwankende Befinden meiner Frau und außerdem manche Kleinigkeiten, die zuweilen zusammenkommen, haben mich gehemmt. Gott wird indessen alles zum Besten lenken; dieses Vertrauen würde mich auch in ernsteren Besorgnissen aufrecht erhalten. — Was mir besonders verspätet wird, ist die Aus-

arbeitung gewisser Sachen, die ich schon lange mit mir herumtrage. Im Denken und Nachgrübeln, auch dem tiefsten und zusammenhangendsten, stört mich nicht so leicht etwas; aber zum Ausarbeiten gehört bei mir immer eine recht reine Stimmung. Ich habe einige Gespräche im Kopfe, besonders eins, womit ich die zweite Sammlung der kleinen Gespräche beginnen wollte; vielleicht habe ich Ihnen schon davon gesagt und geschrieben. Es sollte recht freudig und frisch mit positiven Ideen hereinschreiten und so auch denen etwas darbieten, die nicht lange mit vorbereitenden Umwegen aufgehalten seyn wollen. Um so mehr gehört aber ungetheilte Heiterkeit und reiner Muth dazu.

In der Überzeugung von meinen Ideen und von ihrer richtigen Begründung und Verknüpfung setze ich mich indessen immer fester. Ich habe manchen Umweg gemacht, das weiß ich wohl, und eben dadurch auch wohl für mich und andere die Sache in die Länge gezogen; aber es mußte ohne Zweifel so seyn, damit ich mich vor mir selbst ganz sicher stellte. Ich werde es ja wohl immer mehr lernen, ohne Schaden der Tiefe die Wege abzukürzen, und dadurch verständlicher und für jeden besondern Zweck fruchtbarer zu werden. Zuweilen denke ich freilich: es ist überflüssig was ich thue, und ich kehre nur immer wieder zu dem zurück, was so schon in jedes Menschen Brust lebendig wirkt. Wenn ich aber wieder bedenke, wie viel darauf ankommt, wie dieses verstanden und begriffen werde, wie reich der gemeine Verstand ist an Aus-

reden gegen die ewige Wahrheit, und wie er sie aufzuputzen und ihnen das Ansehen dieser Wahrheit selbst zu geben weiß, so fühle ich mich wieder aufgefordert und berufen, mein weniges zu ihrer Reinigung beizutragen.

Es ist nur allzu wahr, theurer Freund, es eilt alles immer mehr und mehr zur Abflachung und zur Auflösung der Ideen in Formeln für das gemeine Leben hinab, wenn es auch zuweilen ganz anders scheinen sollte. Ich kann mich so nicht beruhigen bei dieser neuen Kirchenvereinigung. Das Äußerste, was sie sagen können, bleibt immer, es habe jeder die Freiheit, sich dabei zu denken, was er wolle, und zuletzt liegt doch zum Grunde, es sey mit dem Annehmen der göttlichen Gegenwart nichts; es sey nur eine mythische Unterlage für das, was der gemeine Verstand nicht in allen Menschen hinlänglich durchdringen kann, und am Ende liegt etwas blos Formales darin. Freilich wäre wohl eine Vereinigung der Partein sehr zu wünschen, auch eine Aufhebung des Streits über die Art der göttlichen Gegenwart, besonders insofern dabei Körperliches und Geistiges, Substanz und Form ins Spiel kommen; — aber nur nicht auf diese Weise, durch das Ignoriren des Streitpunctes. Alle diese Gegensätze gehören ja auch blos in das Gebiet der unvollkommenen, zeitlichen Erkenntniß, insofern sie ins Unendliche gesondert und auf einander bezogen werden; nur insofern sie sich aufheben, ist darin die Wirklichkeit des Ewigen, und blos durch dessen Gegenwart heben sie sich auf. Wenn sich die Menschen doch nur

frei machen könnten von dem Wahne, als sey das Körperliche allein die Wirklichkeit, und das Geistige sey nur eine Form, ein Gedanke, und was man darin fasse, dabei könne man die Ansprüche an wirklich gegebenes Daseyn fahren lassen, dafür aber auch wohl durch den Gedanken daraus machen, was man Lust habe. Unsere sogenannte wirkliche und in Wahrheit blos erscheinende Welt ist ja gar nicht die wahre Wirklichkeit. Sie ist ja blos etwas für uns, so lange wir uns darin von einem Schimmer zum andern forthelfen und einen Widerschein an dem andern haschen. Die einzelnen Wahrnehmungen sind ja eben so wenig etwas an sich, wie die allgemeinen Wahrheiten, der Leib so wenig als der Geist. Alles dieses verschwindet in Gott, und es in seine Gegenwart aufzulösen, oder vielmehr es ihm darzubieten, damit er es aufhebe, das ist die Aufgabe unsers Lebens. Und wenn er dann wahrhaft da ist und lebt, so lebt er auch in diesen Gegensätzen auf gleiche Weise; er ist dann ebensowohl im Geistigen, als im Körperlichen, freilich nicht insofern sie außer einander für unser Wahrnehmen und Denken zu seyn scheinen, sondern insofern sie an sich sind. Werden wir uns aber seiner Gegenwart bewußt, so müssen wir es in beiden zugleich werden. Der bloße Gedanke ist wahrhaftig eben so wenig etwas, wie die bloße äußere Wahrnehmung. Wenn uns diese zum Aberglauben verleitet, so verführt uns jener zur Abstraction und zum Unglauben. Sind Sie nicht der Meinung, daß sich von meinem Standpuncte aus eine Darstellung müßte

finden lassen? Diejenigen unter unseren Philosophen und Theologen, die sich noch einigermaßen selbst verstehen, sehen doch zuletzt die Idee Gottes nur als eine Hypothese, als etwas blos Vorausgesetztes an, um daraus die Gegensätze der menschlichen Erkenntniß entwickeln und herleiten zu können. Sie glauben nicht mehr an eine intuitive Erkenntniß, die sie für Phantasterei halten. Mir aber ist das Ziel alles Denkens die Entwickelung, wie die Anschauung wirklich werde, wie wir dahin kommen, sie als die eigentliche Wahrheit in allem unsern Erkennen innerlich zu erleben. — Da wir aber in der That nicht anders als unter Gegensätzen zu denken und zu erkennen vermögen, so muß auch in uns widerspruchsvollen Wesen der Wirklichkeit oder Offenbarung des Ewigen der völlig leere Schein, das wahre positive Nichts entgegenstehen, wovon ich zu Ihnen sonst schon gesprochen habe. Ist man nun davon überzeugt (und ich kann zu dieser Überzeugung durch strenges Denken gelangen), so ist es wohl klar, daß alles, was gut ist, nichts anders seyn kann als Offenbarung Gottes. Die wahre Sittlichkeit, der Staat, die Kunst sind blos verschiedene Formen, welche diese Offenbarung, durch die Erscheinung gebrochen, annimmt. Der wahre Staat ist nichts anderes als das vom Verstande zerlegte Reich Gottes, und nicht durch den Verstand zu erfinden und durch menschliche Klugheit zusammenzusetzen. Und das meine ich nicht etwa bildlich oder rationalistisch, sondern ganz eigentlich, daß es das factische Leben Gottes in uns ist. Darum

können wir auch nicht gut und fruchtbar handeln und wirken, als wenn wir unsere Individualität und unser zeitliches Denken ganz auflösen in das Weben der im Staat und in der Geschichte lebendigen Ideen, das heißt in das Leben Gottes; und was man Geschichte nennt, oder öffentliche Meinung, oder Charakter des Staats und der Nation u. s. w., das sind nur die in der Erscheinung gespaltenen Strahlen der einen und selben Offenbarung. Nur die ist die wahre Einsicht in diese praktischen Dinge, welche dieselben ganz auflösen kann in die unmittelbare Erfahrung der Offenbarung, und darin zugleich das Ewige und das über allen Wechsel und Gegensatz Erhabene erkennt. So lange wir noch stückweise beziehen, denken, Zweck und Mittel vergleichen, sind wir noch nicht im wahren Leben. Dies ist blos durch Begeisterung, welche von Gott kommt.

Bei solchen kurzen Äußerungen über diese Dinge bleibt mir nur immer noch die Furcht, von Ihnen im spinozistischen, pantheistischen Sinne verstanden zu werden. Man könnte daraus entnehmen, alles was geschehe, komme durch eine unausbleibliche Nothwendigkeit, wenn die ganze Wirklichkeit nichts ist als die Entwickelung des göttlichen Lebens. Aber diese Ansicht ist sogleich dadurch widerlegt, daß die Wirklichkeit nur insofern ist, als sie gut ist, d. h. als sie die Idee ausdrückt; außerdem ist sie bloße Erscheinung oder — in Beziehung auf Gott — bloßer Schein, Nichts, das Böse. Für Gott ist sie nur das Gute, und in diesem Sinne auch nicht Gott selbst,

sondern nur die Aufhebung des Nichtigen, Gottes Offenbarung. Daher ist sie auch in diesem Sinne nicht blos durch Anschauung zu fassen, wie bei Spinoza, wodurch aller Unterschied, Verhältniß, Beziehung und Denken ausgeschlossen und die wirkliche Darstellung dieser Offenbarung unmöglich wird, sondern es ist darin alles dieses, es entwickelt sich nur alles aus der vollkommenen Anschauung, welche aber immer darin gegenwärtig bleibt, und es entstehen Gegensätze, Beziehungen, ein System, in welchem vollkommenes Harmonie ist, das sich aber doch als ein sehr Mannigfaltiges darstellen läßt, und in welches wir die Erscheinung von verschiedenen Standpuncten aus auflösen können.

So wenig aber als eine unzerlegbare Anschauung, in der sich unser Bewußtseyn auslöschen würde, genügen kann, eben so wenig kann es ein Denken, welches sich nicht überall auf Anschauung gründet und wieder in sie zurückkehrt. Daher behaupte ich, daß die Philosophie mit dem Positiven überall eins und dasselbe seyn muß, nur von verschiedenen Seiten betrachtet und so denn vorzüglich mit dem höchsten und alles andere umfassenden Positiven, der geoffenbarten Religion. Es ist nicht blos dreist hingeworfen, wenn ich sage, es gebe nur eine Philosophie und eine Religion, und beides falle ganz ineinander, wie ich es in den Briefen gesagt habe, die Sie noch haben. Ich stellte dieses dort hin als die Grundlage vieles anderen, was daraus hergeleitet werden soll, über Positives überhaupt in Religion und Geschichte.

Über diese Briefe haben Sie mich noch nicht geurtheilt. Mir ist sehr bange, daß sie sich für das Journal nicht ganz schicken werden, obwohl Krause, dem ich sie mitgetheilt habe, es meint. Vielleicht halte ich auch dort wieder zu lange auf und trete nicht gleich mit der Grundansicht gehörig hervor. Sagen Sie mir doch recht bald Ihre Meinung darüber, und das unverhohlen. Vielleicht halten Sie sie noch zurück, weil Sie auch etwas dagegen haben. Lassen Sie sich davon doch ja nicht anfechten; an Ihrem Tadel werde ich nur so gewisser, daß Sie auch in manchem anderen nicht mit allzu freundschaftlicher Schonung mit mir verfahren, was ich sehr oft fürchte. Haben Sie auch schon etwas für das Journal gearbeitet? Wenn wir doch recht munter und rasch die Sache angriffen! Es scheint mir fast die einzige Art, sich wenigstens eines Theils des Publicums zu bemächtigen.

Ihre Vorrede zum deutschen Theater hat mir Reimer vorgelegt. Sie hat meinen ganzen Beifall. Etwas mehr Ausführlichkeit hätte ich wohl gewünscht; indessen wird gewiß bei den einzelnen Auctoren noch vieles nachgeholt. Schreiben Sie mir doch ja, was Sie treiben, wie weit Sie mit dem Shakspeare sind, und ob Sie nicht wieder etwas neues Dramatisches unternommen haben. Das Letztere wünsche ich eigentlich immer am meisten. Neulich sagte mir jemand, Sie wollten den Schlegelschen Shakspeare fortsetzen. So schön das wäre, so möchte ich doch etwas Höheres von Ihnen verlangen. Jene Arbeit zu vollenden ist Schlegels Pflicht, und er

ist, deren um so weniges zu entbinden, da er doch durch eigene poetische Werke nicht dafür entschädigt. — Indem ich Sie so frage und in Sie hineinrede, wird mir ganz wehmüthig ums Herz, daß ich so lange nicht mit Ihnen gesprochen, auch keinen ausführlichen Brief von Ihnen erhalten habe. Recht dringend möchte ich Sie bitten, meine Sehnsucht wenigstens schriftlich bald zu stillen. — Wie weit sind Sie mit dem Kleist? Wissen Sie, daß Huber zuerst Kleist's poetisches Talent erkannt und nicht unwürdig darüber gesprochen hat? Ist es Ihnen gelegen, so citire ich Ihnen die Stelle genauer und ziehe sie für Sie aus.

Wenn wir einmal auf längere Zeit beisammen seyn könnten, wollten wir gemeinschaftlich den Shakspeare lesen. Glauben Sie nicht, daß ich aus Gleichgültigkeit das erneute und zusammenhangende Studium des Dichters aufgeschoben habe. Ich muß meine Zeit gar sehr zu Rathe halten, und habe viele verschleudern müssen, als ich so unpäßlich war. Dazu drängt und treibt es mich, in meinen philosophischen Arbeiten weiter zu kommen. Was Sie in Ihrem letzten Briefe über Ihr Studium sagten und wie Sie fürchten doch die rechte vollkommene Wahrheit zuletzt nicht sagen zu können, war mir recht deutlich. Sie fragen, ob es wohl andern auch schon so gegangen ist! Allen, möchte ich antworten, die nicht auf irgend einer Seite ganz begränzt waren, und dawor vieles nicht sahen! Manche laufen wie zwischen zwei eng nebeneinander stehenden Mauern ihren Strich

fort, und wie oft bin ich zu dem Wunsche versucht gewesen, so einer zu seyn! Für meine Person gerathe ich nur allzu oft in die Besorgniß, eigentlich über gar nichts das Wahre sagen zu können; nur den Punct glaube ich aufzeigen zu können, von wo es ausgehen muß. Auf jede Art von Kennerschaft möchte ich bald gänzlich Verzicht thun.

Einmal muß ich schließen: also geschehe es nun! Meine Frau wünschte sehr, Sie möchten ihr wieder Aufträge zu Weihnachtslieferungen geben. Ist es nicht zu spät, so thun Sie es noch. Gestern Abend haben wir Ihren ersten Act vom Donauweibchen mit großem Vergnügen gelesen. Man fühlt sich ganz erfrischt dadurch.—

Tieck an Solger.

Ziebingen am 18ten December.

Erwarten Sie nun, mein liebster Freund, das ist meine erste und dringende Bitte, keine eigentliche Antwort auf Ihren theuren und herrlichen Brief; denn dazu bin ich jetzt in der Eile am wenigsten und wohl niemals fähig, wenn Sie das nicht als eine Antwort annehmen wollen, daß ich treu und wahr behaupten kann, daß ich Sie in diesem Puncte gewiß und ganz verstehe, daß, seit ich diesen Punct Ihrer Philosophie und Ihres Glaubens erfaßt habe, hierüber kein Irrthum in mir mehr möglich ist, weil diese Überzeugung, seit ich zur Besinnung gekommen, gerade das Bedürfniß, das Wesen meines Le-

bens geworden ist; nur daß es mir an Sprache, an Zusammenhang, an Beistand gebrach. Denn dies war es ja gerade, was mich von den Philosophen zurückhielt, mir jene Scheu und das halb zagende, halb hochmüthige Wißtrauen einflößte, was mich auch Anfangs bewog, wie ich Ihnen gestanden habe, so mancher Dinge gegen Sie nicht zu erwähnen: denn ich hatte es erlebt, daß dasjenige, worüber ich so ganz mit Ihnen einig bin, als Poesie und noch dazu als jugendliche war abgewiesen worden; ich könnte Ihnen hierüber sonderbare und interessante Dialogen niederschreiben, die ich zu sehr verschiedenen Zeiten oft mit Fichte, nachher mit Jacobi gehabt habe, der mich noch am meisten verstand. Wörtlich fast sind mir diese Gespräche noch im Gedächtniß. Das war dieselbe Ursache, warum ich mich eine Zeit lang den Mystikern gewissermaßen unbedingt hingab, weil diese nothwendigste Gegenwart, dies wahre Leben von ihnen anerkannt wird. Vor Ihrer Bekanntschaft konnte ich mit niemand eigentlich sprechen, als mit Hardenberg *); mit ihm war ich ganz einig, und es wäre, wenn er lebte, mein innigstes Seelenbedürfniß, jetzt wieder Nächte lang mit ihm mich ganz auszusprechen. Denn das fühle ich, Sie und er hätten sich ganz verstanden: gerade diesen Punct suchte seine edle Natur; vielleicht hatte er ihn gefunden, und ich sah es nur nicht in seinen Worten. Soll ich ganz mein Herz ausschütten? Sie scheinen mir ihm Unrecht zu thun, ja eine Art von Widerwillen oder Unbeachten gegen ihn zu

*) Novalis.

haben. Wir sollten uns darüber einmal weitläufig sprechen. — O überhaupt — was hätt' ich zu sagen! was mitzutheilen! Und, wenn wir uns sehen, immer kurz, zerstreut, — wie ist man doch nur selten in der rechten Stimmung zu empfangen und zu geben! Und wie viel, wie theures habe ich Ihnen zu danken! So sind mir die zum Druck bestimmten Briefe — wie soll ich sagen? — wieder ganz wie mein Eigenthum, mein Selbst vorgekommen; was ich davon als ein Fremdes bewundere, ist die Klarheit und Ruhe, die sichere Entwickelung der Gedanken. — Wer nicht jene Realität des Nichts gefaßt hat, die Sie mir jetzt zu einem Hauptwendepunkt meiner Gedanken gemacht haben, der kann auch — so glaube ich — nicht von der Realität des Göttlichen, der wahren Wirklichkeit durchdrungen seyn. Solche Übergangen sind bei mir wie ein Blitz, der durch alle meine Kräfte geht; im Moment gehen alle Welten in Lichte in mir auf, und das ist nothwendig für immer eine neue Lebensepoche. — Aber Sie müssen nie ein dialektisches Entwickeln, eine philosophische Kunst von mir erwarten. Ein solcher ewiger Gedanke, eine wahre Idee reißt nun bei mir alles in sich hinüber: — wie ein und derselbe Frühling die verschiedenartigsten Gewächse mit demselben Hauche erweckt, so spiegeln sich mir dann alle Widersprüche und Wahrheiten in dem Reflex dieses göttlichen Lichtes; ohne den eigentlichen Übergang zu finden, sehe ich dann etwas Neues und Wahres in ganz entferntem

Regimen, die für viele Oeuvre von diesem Augenpunkte gelungen scheinen.

Es ist mir auch noch deutlicher geworden, was Sie im Erwin durch Phantasie bezeichnen; ja (lächeln Sie nur) ich glaube, man müsse von dem realen Nichts und dem realen Wirklichen aus Gr*** und so manchen andern fast logisch zeigen können, wie in ihrer wahren Bedeutung der Antike zugleich ein ganz nichtiger, willkürlicher und leerer Aberglaube liegt, der niemals, am wenigsten in der Nachahmung, zum Leben kann erweckt werden, — warum sie, auf diesen Standpunct gebannt, die Kunstwelt, die unerläßlich mit dem Christenthum, mit dem wahrhaft Nationalen zusammenhängt, verkennen müssen, — und wie jenes Ideal, das ihnen vorschwebt, ein nichtiges Gespenst der Lebloſigkeit ist. Dies ist mir wieder recht lebhaft beim Durchblättern seiner neuen neapolitanischen Reise geworden. — Nur das Wort für diese Ueberzeugung zu finden ist schwer. — —

— — Ich gestehe, daß ich von der Union irgend ein Gutes nicht einsehe, am wenigsten das Wünschenswerthe oder Nothwendige. In den allerhauptsächlichsten Dingen sind alle einig, die sich mit Recht Christen nennen; aber diese innern Theilungen, diese vielfachen Richtungen des Gemüths werden sich nie vereinigen lassen, da die katholische Kirche unmöglich wieder auf ihren Standpunct zurück kann, auf dem sie vor der Reformation war: damals wäre es ihr möglich gewesen; nun scheint mir auch die Trennung unter den Protestanten gut

und heilsam. Denn wozu eine scheinbare äußere Vereinigung, wenn jedem der Sinn und die Auslegung frei gelassen wird? Nur insofern eine Gemeine in einem und demselben Sinne versammelt ist, bildet sie eine Gemeine. Dies willkürlich überlassene Auslegen scheint mir in jedem Sinne gefährlich. Es eröffnet hundert neuen Secten Thür und Thor. Dies Spiel mit heiligen Zeichen und Symbolen würdigt sie herab; jeder muß und darf sich neue machen können nach dieser Erklärung. Ja warum die Moschee oder Synagoge dem Christen unheilig seyn sollten, dürfte mancher „aufgeklärte" Christ fragen. —

Mit einem Wort: mir schien diese Willigkeit zur Union nur die Auflösung jener neuen so prahlsüchtigen Religiosität, die bei den meisten mit Hochmuth angefangen hat, und die jenen veralteten Nicolaismus oder ein resolutes Heidenthum fast leidlicher und moralischer erscheinen läßt. — Sind wir hier ganz auf verschiedenen Plätzen, so belehren Sie mich.

— Womit ich meinen Brief anfangen wollte, sind die bitteren Klagen, doch mehr Zorn als Wehmuth, daß Sie nicht kommen, was ich nach den Nachrichten, die unser Schütz von Berlin mitbrachte, für eine ausgemachte Sache hielt, worauf ich mich schon eingerichtet hatte und gefreut und Fragen ausgesonnen und es für meine schönste Weihnachtsbescherung gehalten hatte. Sie sagen aber in Ihrem Briefe kein Wort davon; ich muß also glauben, daß Sie es aufgegeben haben. Schon wollte ich neu-

lich meine Freude darüber aussprechen, und wurde vom Schreiben abgehalten. — —

Fr. von Raumer an Solger.

Breslau am 31sten December.

Ihr beharrliches Schweigen verdient zum Schlusse des Jahres nur Scheltworte, nicht Glückwünsche zum Beginn des andern. Doch ist's in einer Beziehung mir gelegen, nämlich als Beweismittel, daß Sie Ostern herkommen müssen. Der Briefwechsel hilft keineswegs genügend vorwärts, und Breslau verhält sich zu Berlin, wie Patmos zu Piräeus, d. h. wir werden uns hier in einem Tage besser aussprechen und verständigen, als in Monaten bei einer in B. nicht zu umgehenden Zerstreuung. Dies gilt besonders für mich, der ich bei solchem Federballspielen alle Besinnung verliere und stockdumm werde. Ich bin Tiecks Meinung: geht mein äußeres Leben nicht regelmäßig wie eine Uhr, so steht mein inneres Leben still. Etwas anderes ist's noch auf Reisen, wo die Unruhe sich in Regelmäßigkeit verwandelt. — Von der Reise habe ich keine Nachwehen, sondern nur Nachgenuß; die Erinnerungen nehmen der Zahl nach ab; aber andere verklären sich desto schöner zu lebenslänglicher Dauer. Und aus recht vielen Gründen geht mir die Überzeugung hervor, daß auch Sie um jeden Preis dies complementum der Bildung sich erwerben müssen. Nicht als sähe ich eine Lücke in Ihnen, wo ich ein Flick-

1818.

Solger an Tieck.

Berlin am 4ten Januar.

Ihr letzter Brief, mein einzig theurer Freund, trieb mich Ihnen sogleich zu antworten; ich konnte es aber bis jetzt nicht, weil mich eine systematische Arbeit zum Behuf meiner Collegien die letzten Wochen hindurch so fesselte, daß ich sie fast nur durch Essen und Schlafen unterbrach. Man kommt zuweilen mit einem Male auf das lange gesuchte Geheimniß, eine Lehre faßlich und doch im strengen Zusammenhange darzustellen, und solche Anwandlungen darf unser eins durchaus nicht ungenutzt vorübergehen lassen, wenn auch manches andere darüber versäumt werden sollte. — Was mich vorzüglich zum Schreiben aufforderte, war Ihr Zorn darüber, daß ich in diesen kurzen Weihnachtsfeiern nicht zu Ihnen gekommen bin. Ich ward dadurch gleich beim Lesen Ihres Briefes sehr beunruhigt. Der Fehler liegt allein an Schede. Dieser sagte mir früher, daß er mit einem Herrn v. Biernacky zu Ihnen reisen würde, und auf meine Äußerung, daß ich wohl Lust hätte von der Gesellschaft zu seyn, trafen wir die Abrede, daß er mich benachrichtigen sollte, wie es damit würde, und wann und auf welche Art die Reise vor sich gehen sollte. Darauf habe ich nun wirklich gewartet, aber vergeblich. Nun hätte ich wohl auch allein mit der Journaliere reisen können. Aber theils war es zu spät, um den weiteren Transport von Frankfurt aus zu veranstalten, theils war

ich auch zu unlustig, ohne einen solchen äußeren Anstoß etwas zu unternehmen, indem mich das Übelbefinden meiner Frau niederschlägt und ich mir ein Gewissen daraus mache, sie in diesem unangenehmen Zustande zu verlassen. Wir verleben diesen Winter still und traurig. — —

Jeder Ihrer Briefe ist mir ein Trost und eine Erheiterung. Ich freue mich, daß sie auch mit meinen zum Druck bestimmten Briefen zufrieden sind. Glauben Sie aber auch gewiß, daß Sie für das Journal passen? Ob Sie selbst für dieses arbeiten, schreiben Sie mir nicht; dies macht mir Sorge, daß Sie vielleicht weniger eifrig dafür sind, als ich. Noch etwas habe ich im Sinn zu schreiben: „Über den Beruf der Philosophie in unserer Zeit", wo meine eigenthümlichen Ideen mehr positiv eingeflochten werden sollen; ich schwanke aber noch, ob dies auch im Journal oder besonders herauskommen soll. Schicken Sie mir doch jene Briefe spätestens durch Schütz wieder; es könnte mich leicht der Trieb anwandeln, sie fortzusetzen. Einen Gedanken hege ich mit großer Liebe, den ich aber kaum eher ausführen kann, als bis das Publikum einigermaßen aufmerksam auf meine Philosophie geworden. Es ist der, einen populären Unterricht über Religion, Staat, Kunst und die allgemeinsten sittlichen Verhältnisse von meiner Philosophie aus zu schreiben, so daß sich Ungelehrte, Weiber und die erwachsene Jugend daraus belehren könnten. Dazu gehört aber auch noch viel Übung in der Popularität. — Sehen Sie,

ich überschütte Sie ordentlich mit Plänen zu künftigen Arbeiten. Die Ausführung steht in Gottes Hand.

Über die Confessionsvereinigung wollen wir uns nicht mißverstehen. Ich fing ja dieses Capitel in meinem letzten Briefe mit Klagen über diese an. So wie man sie jetzt willkürlich und mit gänzlichem Absehen von der Bedeutung der Zeichen gemacht hat, ist sie mir höchst zuwider und ich werde mich ihr niemals fügen. Ist Ihnen der amtliche Bericht der Synode darüber — — vorgekommen? Dieser giebt gar keine Erklärung über die Sache und stellt den Schritt aus dem Grunde als unverfänglich dar; weil derselbe über die Bedeutung der äußern Zeichen gar nichts entscheiden solle, und jedem vorbehalten bleibe, davon zu halten was er wolle. Und dabei werden diejenigen, die noch beim Alten bleiben wollen, die Schwachen genannt!! Es freut mich sehr, daß ** und seine Nachbaren zu diesen Schwachen gehören. Was ich sagte, war nur, daß eine Zurückführung der verschiedenen protestantischen Confessionen auf Ein Symbol, in welchem alle mit voller Überzeugung übereinstimmen könnten, wünschenswerth sey. Dieses scheint mir die unerläßliche Bedingung einer wahren Kirchenverfassung, die mir sehr wichtig scheint sowohl in religiöser als auch besonders in politischer Hinsicht. Wo nicht das Wesentlichste der öffentlichen Sittlichkeit eine höhere und allgemein anerkannte Sanction hat, da giebt es doch zuletzt keine absolute Schranke der Willkür. Aber eine solche Kirche schließt die Verschiedenheit der Meinungen und

mehrere in ihr begriffene Secten nicht aus. Damit würde es sich ungefähr so verhalten, wie mit den verschiedenen geistlichen Orden bei den Katholiken, nur unendlich besser, da bei den wahren Evangelischen jeder aus dem Volke ein Geistlicher seyn soll. —

Die beiden Bände Ihres deutschen Theaters hat mir Reimer geschickt. Ich danke von Herzen dafür! Meine Frau, die sich sehr für das Drama und selbst für dessen Geschichte interessirt, läßt sich gern die alten Versuche vorlesen (wobei man freilich nicht ohne Auslassungen umhinkommt); bei ihrer Mutter finden sie aber wenig Gnade. — Kleist kommt doch zu Ostern heraus? In den kleinern Gedichten ist viel zu corrigiren. Kann ich meine Abschrift von dem Liede „Zottelbär und Pantelthier" auffinden, so lege ich sie Ihnen bei. Vorzüglich wünschte ich am Schluß: „Brüder, nehmt die Büchse doch," die Büchse statt der Keule wieder hergestellt. — Sind denn Ihre Bücher aus Paris und London noch nicht da? und auch meine, die mitkommen sollen?

Sie sagen: wir sehen uns bald. Das ist ein gutes, edles Wort. Wenn Sie doch kämen! Wenn Sie doch immer hier wären! In diesem Falle würde ich mir bestimmte Zeiten von Ihnen aussetzen lassen, damit Sie mir von der Welt nicht zu viel entrissen würden. —

Solger an Abeken.

Berlin am 28sten Januar.

Nichts, mein theurer Abeken, erfreut und stärkt uns wohl mehr als die Theilnahme unserer wahren Freunde an unseren höchsten und liebsten Bestrebungen, und dieses Gute hat mir Dein lieber letzter Brief in reichem Maße gewährt. Es ist so eine Zeit, in der man wohl recht sehr angehalten wird, das Gute ohne Aufmunterung und ohne Unterstützung, rein um sein selbst willen zu thun. Auch darauf ist man vorbereitet, daß alle Freunde sich auch durch die herrschende Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht einem Partei- oder Modeinteresse fröhnt, einnehmen lassen. Desto größer ist aber auch die Freude, wenn man einmal wieder ein Wort des Einverständnisses vernimmt. Ich hatte neulich auf Reßler etwas gescholten, weil er nach langem Besitze meines neuesten Buches noch an gemeinschaftliche Freunde schrieb, er habe noch nicht Zeit gehabt es zu lesen: eine Antwort, die mir schon öfter für meinen Fleiß und meine Mittheilung des Besten, was ich bieten kann, zum Lohne geworden war; nachher hat er mich aber wirklich zu meiner Freude recht beschämt: so lebendig ist er auf meine Arbeit eingegangen.

Dein Verständniß meines Buches macht mir viel Freude, Du hast die Absicht des Ganzen sehr richtig eingesehen. Einige haben mir vorgeworfen, ich widerlege zwar eine Menge fremder Meinungen durch einander, scheine aber selbst keine bestimmte zu haben und komme zu keinem Resultate. Wer das freilich nicht sieht, daß

alle jene Gegensätze dort von einem Standpuncte aufgefaßt sind, in welchem es anders aussehen muß, für den möchte wohl die Philosophie nicht seyn. Ich wollte überall nur aufregen, aufschütteln, dabei ein recht lebendiges Bild der Zeit geben und Erwartungen erregen; denn auch der Schluß des letzten Gesprächs enthält nur Räthsel und soll nichts anders enthalten. Dies alles scheinst Du, liebster Freund, ganz verstanden zu haben. Ich hatte auch wirklich nicht übel Lust, mir einige Feinde zu machen durch manche ziemlich ins Individuelle spielende Charakterzüge der Zeit; aber man findet es denn doch bequemer und vortheilhafter, mich so lange wie möglich zu ignoriren. Sehr treffend finde ich Dein Urtheil über die Rolle, die mein Adelbert spielt, obwohl es ihm nicht ganz vortheilhaft ist. Solche Bemerkungen sind mir recht willkommen, weil sie mich auf Seiten meiner Arbeit aufmerksam machen, die ich weniger vor Augen hatte; so etwas hilft und fördert und giebt auch erst dem Lobe seinen wahren Werth. Du hast vollkommen recht, daß dieser Adelbert nicht selten etwas steif dasteht zwischen allen den verschiedenen Richtungen, und daß seine Scheu, mit etwas Positivem in das Gewirre zu treten, zu weit getrieben ist. Die Vergleichung mit dem Platonischen Sokrates könnte wohl leicht zu einiger Ungerechtigkeit verleiten, besonders wenn man die Vortheile dieser wirklichen Person in Anschlag bringt; dagegen ich im Adelbert immer meinen eigenen Standpunct halten und ihn doch wieder ganz außer mir zu individualisiren suchen mußte.

überdies wirst Du einsehen, daß ich bei so ganz verschiedenen Verhältnissen und selbst verschiedenen Grundlagen den Platon gar nicht nachahmen darf, und ich glaube, Du wirst mich von der Anschuldigung dieser Nachahmung, die mir auch von Halbkennern gemacht worden ist, völlig freisprechen. Den Adelbert, über den mir Deine Worte recht erwecklich gewesen sind, werde ich gewiß in der Folge auf meine eigene Weise verbessern, wenn ich es nur vor dem blödsinnigen Publikum erst wagen darf mich selbst ein wenig zu ironisiren, was man mir jetzt vielleicht vollends als Uneinigkeit mit mir selbst auslegen möchte.

Deiner günstigen Stimmung für den inneren Sinn meines Werkes erfreue ich mich ebenfalls sehr. Dir ist also doch auch dieses moderne Treiben herzlich zuwider, diese Kälte gegen die Wahrheit, diese scheinbar begeisterte Verdammung der Einsicht und Wissenschaft bei innerer Leere an Glauben, diese affectirte Demuth, die doch nur aus dem verschrobensten Hochmuth hervorgeht! Ich will Dir im Vertrauen eröffnen, daß ich mit Tieck gemeinschaftlich ein Journal vorbereite, welches wir zusammen herausgeben wollen. Für dieses habe ich eine Reihe von Briefen über Religion, Philosophie und Geschichte begonnen und schon ziemlich weit fortgeführt, worin ich populär und polemisch die wahren Verhältnisse dieser drei Erkenntnißarten gegen die jetzigen Mißverständnisse entwickele. Besonders variire ich darin den Satz, der eine Angel meines Philosophirens ist, daß es nur Eine wahre Reli-

gion giebt, und auch nur Eine Philosophie, die mit dieser ganz eins und dasselbe ist, nur das höchste Bewußtseyn oder vielmehr die deutliche Einsicht dessen, was sich in der Offenbarung als gegenwärtiges Leben äußert. Daraus folgt schon von selbst, daß die Philosophie nicht schaffen und nicht selig machen könne, so wenig wie die Kenntniß der Geschichte Begebenheiten hervorbringt, aber wohl Einsicht verschaffen über das, was in unserem Leben das Wahre, das Ewige, das eigentliche Leben und die Gegenwart Gottes sey, damit wir dieses nicht unter die gemeine Wirklichkeit mischen. Fast von jeher haben die Philosophen beides verwechselt und entweder die Religion als eine äußere Gränze der Philosophie angesehen, oder diese an die Stelle jener setzen wollen: beides gleich verkehrt. Ich kann und werde aber durch streng wissenschaftliche Construction beweisen, daß und wie alle menschliche Erkenntniß im Glauben ihren einzigen Schlußstein findet, und daß alles, was wahrhaft ist, nichts wäre, wenn nicht die Gegenwart und das Wirken Gottes; welche Einsicht aber keineswegs (wie etwa bei Spinoza und anderen) an die Stelle des Glaubens treten kann, indem sie blos aus den Gegensätzen hervorgeht, in welchen sich das göttliche Wesen durch seine Offenbarung für uns entwickelte. Das Verständniß dieser Gegensätze und Beziehungen ist durchaus nicht mit der unmittelbaren Erfahrung der Thatsache dieser Offenbarung zu verwechseln, obwohl gegenseits diese Thatsache ohne Philosophie nicht in ihrer Unbedingtheit und Ewigkeit erkannt

wird, sondern sich immer nur an individuelle Bedürfnisse anknüpft, und für uns zeitliche Menschen mit diesen in unsere zeitliche Unvollkommenheit und Unvollständigkeit eingeht. Damit ist gar nicht gesagt, daß nicht auch der Philosoph ein Organ habe, mit welchem er die Wahrheit erfassen kann; aber er erfaßt sie immer nur für seinen besondern Standpunct und kommt nur in diesem zur Erkenntniß, die immer zugleich Wissenschaft, Auflösung in das Allgemeine seyn muß. Dagegen ist für den Philosophen die Wissenschaft todt, wenn er sie nicht richtig schätzt, d. h. sie nicht in die Anschauung seines individuellen Zustandes verwandeln kann.

Daß wir immer nicht begreifen können, wie eine wirkliche Thatsache (d. h. eben die Offenbarung Gottes) zugleich eine ewige Wahrheit seyn könne, das rührt blos von unsrer Befangenheit in dem irdischen Wechsel des Endlichen und Unendlichen her. Aber das Endliche, die gemeine Thatsache, ist eben so wenig die wahre Wirklichkeit, wie das Unendliche, die Beziehung auf Begriffe und wechselnde Gegensätze, das Ewige ist. Die wahre Wirklichkeit ist ein Moment der Anschauung, in welchem Endliches und Unendliches, die unser gemeiner Verstand nur in Beziehung auf einander erkennt, völlig aufgehoben werden, indem sich darin Gott oder das Ewige offenbart. Gott als einen bloßen Begriff oder eine allgemeine Substanz oder Voraussetzung zu betrachten, ist der Grundirrthum aller unvollkommenen Philosophie. Er ist für uns nur in seiner Offenbarung durch eine ewige That-

sache, die zugleich wahre Wirklichkeit ist. Was wir gewöhnlich Wirklichkeit nennen, ist nur eine Erscheinung, oder in Beziehung auf Gott ein bloßer Schein, ein reines Nichts. — Als Erscheinung erfassen wir sie in der Erkenntniß der Dinge um uns her, wie sie als besondere ihren Begriffen entgegengesetzt sind und auf diese bezogen werden, welches durch den gemeinen Verstand geschieht. Aber ihren wahren Werth erkennen wir nur durch das höhere Selbstbewußtseyn, welches die gesammte Erkenntniß der uns umgebenden Welt oder eben dieser Erscheinung in sich vereinigt. In diesem hebt sie sich mit allen ihren Gegensätzen auf; ja dieses Selbstbewußtseyn vernichtet sie durch sich selbst, und das Einzige, was als das wahrhaft Daseyende in uns bleibt, ist die Gegenwart Gottes. Ein wahres Selbstbewußtseyn oder eine wahre Einheit der Erkenntniß ist nur durch diese Anschauung möglich, in welcher wir unser eigenes Ich nur insofern als etwas Wahrhaftes erfassen, als es in Gott ist, es aber als Erscheinung völlig aufgeben, und als ein daseyendes Nichts von unserer ewigen Natur scheiden. In diesem positiven oder existirenden Nichts finde ich das Princip des Bösen, welches die Philosophie eigentlich noch nie rein aufgestellt, sondern immer nur bald in einer Privation, bald in einer Absonderung vom Guten gesucht hat, da es doch in Wahrheit das wirkliche Gegentheil desselben, aber eben deshalb nur für uns etwas, vom göttlichen Standpuncte aber betrachtet das reine Nichts ist. Von diesem Gegensatze geht meine ganze Ethik aus.

Ohne Offenbarung ist kein wahres Selbstbewußtseyn; man verkennt dies nur, weil allerdings das Ich dabei als Erscheinendes, ja als Princip der Erscheinung verloren geht. Das Schwierige ist nun freilich, dieses System dialektisch darzulegen, und dadurch, daß es den Bedingungen unsers Denkens einzig vollkommen angemessen ist, als Philosophie zu beweisen. Hiermit bin ich aber im Wesentlichen auf dem Reinen; alle meine Darstellungen in jenen Gesprächen gehen stillschweigend von diesem Mittelpunkte aus, und ich habe nicht unüberlegt die künftige positive Darlegung und Entwickelung versprochen.

Du wirst, mein theurer Aleken, aus dem bisher Gesagten wenigstens so viel sehen, daß mir die Religion, und insbesondere die christliche, von der höchsten Bedeutung oder vielmehr Alles ist, und wie sehr mir die ganze neuere Art und Weise, sie blos als einen Reflex gewisser Ideen darzustellen, oder sie als ein allegorisches Vehikel einer auf etwas ganz anderes gegründeten Ethik zu gebrauchen, zuwider seyn muß. Ich sehe darin das größte Verderbniß der Zeit, und wenn dieses Gift auch beim ersten Anblick ganz unschuldig, ja sanft und wohlthätig erscheint, so wird die nahe Zukunft seine Wirkungen schon besser offenbaren. Sehen wir nicht täglich den ungemessensten, inneren, recht tiefen Hochmuth sich mit gleisnerischen Floskeln der Religiosität schmücken? Diese modische Frömmigkeit kann mich recht innerlich betrüben. Sehen wir nicht die kurzsichtigste Willkür auf Freiheit und gesetzliche Verfassung dringen, ohne allen Sinn für

die Hingebung an die sich vom selbst und nach einem göttlichen Princip entwickelnden Ideen, welche jedem wahrhaft patriotischen Bestreben zu seinem Gelingen unentbehrlich ist? Das alles kommt doch zuletzt daher, wenn man das Handeln nach gewissen untergeordneten und einseitigen Verhältnissen, ja überhaupt das Streben nach irgend einem dieser Zeitlichkeit angehörigen und ihm allein verständlichen Zweck als die höchste Bestimmung des Menschen ansieht.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!" Dieses ist der wahre Spruch, von welchem alle wahre Ethik und Politik ausgehen muß. Haben wir nicht unser absolutes und ewiges Verhältniß zu Gott gefaßt, so ist alles Übrige nicht allein vergeblich, sondern schädlich. Hierin, als im Hauptpuncte, bin ich der strengste Lutheraner. Sobald wir aber in dieses Verhältniß aufgegangen sind, so werden wir auch klar und ohne alles Wanken einsehen, daß alles, was in unserem Treiben und Leben wahr und gut ist, nur Gott selbst seyn kann: denn außer ihm ist ja nichts, nur für uns scheint noch etwas anderes zu seyn: es ist aber auch nichts als der bloße Schein und, insofern es doch ist, das Böse. Indem Gott in unserer Endlichkeit existirt oder sich offenbart, opfert er sich selbst auf und vernichtet sich in uns: denn wir sind Nichts. Und so ist unser ganzes Verhältniß zu ihm fortwährend dasselbe, welches uns in Christus zum Typus aufgestellt ist. Nicht blos daran erinnern sollen wir uns, nicht blos daher Gründe für unser Ver-

haltun schöpfen, sondern wir sollen diese Begebenheit der göttlichen Selbstopferung in uns erleben und wahrnehmen; das Übrige folgt daraus von selbst. Was so in einem jeden von uns vorgeht, das ist in Christus für die ganze Menschheit geschehen, damit wir gewiß wissen, es sey nicht blos ein Reflex unserer Gedanken, was wir davon haben, sondern die wirklichste Wirklichkeit. Christus ist der Wendepunct der Geschichte. Was vor ihm hergeht, deutet auf ihn; was nach ihm folgt, fließt aus ihm her. Die Naturbedeutung des menschlichen Geschlechtes mußte erst ganz entwickelt, in allen ihren Gegensätzen zum Richtigen aufgelöst seyn, ehe für uns Menschen die Offenbarung möglich war; und es läßt sich zeigen, daß für das Menschengeschlecht im Ganzen durch Christus objectiv geschehen ist, was in einem jeden subjectiv durch den Glauben geschieht.

Wenn diese Philosophie mystisch genannt werden sollte, so werde ich nichts dagegen haben; nur muß man das Wort nicht nach den neueren Schmähungen deuten. Viele werden sie aber gewiß nicht Philosophie nennen wollen, sondern etwa ein Werk der Phantasie, des Glaubens, der Dichtung oder wie sonst. Und doch ist es zuverlässig das, was alle Philosophie suchen muß und gesucht hat, und es läßt sich durch strenges Denken zeigen, daß es so seyn muß, wenn ein vollständiges Bewußtseyn existiren soll. Es spricht sich vornehm und bequem von der Realität der Ideen nach Platon, wenn man nur nicht im Ernst daran zu glauben braucht, daß das We-

sen aller Dinge mitten unter uns ist, und daß es überhaupt keine andere wahre Realität giebt, als diese. Was suchte aber Platon anders, obwohl er genöthigt war dieses daseyende Wesen in einen himmlischen, ja überhimmlischen Ort zu versetzen, weil er nicht wußte, was Offenbarung sey? Eben so spricht sich gut von Spinoza's Pantheismus, welcher zwar behauptete, daß Gott in allem sey, ihn aber doch immer nur im Begriffe der Existenz eines jeden Dinges denken konnte, dadurch zum Fatalisten ward, nicht dahin kam, seine Wirklichkeit im persönlichen Selbstbewußtseyn anzuschauen. Dieser Intellectualismus (denn nichts anders ist Spinoza's Philosophie) hat die ganze neuere Philosophie von Cartesius an beherrscht, und kommt noch heute immer in andern Gestalten wieder zum Vorschein. Noch immer scheut man eine Philosophie, die im Glauben schlösse, und möchte diese nicht gern Philosophie nennen, weil man einmal doch mehr oder weniger sich daran hält, daß sie nur in Gedankenformen bestehen müsse, und die Religiosität fürchtet wieder die klare Einsicht, weil sie dadurch von ihrer Lebendigkeit zu verlieren glaubt. Dennoch ist es gewiß, daß es nicht zwei solche verschiedene, gar nicht zusammenhängende Arten des Bewußtseyns geben kann, und daß die Wissenschaft, wenn sie sich vollenden soll, nothwendig zum Puncte ihrer Übereinstimmung gelangen muß.

Sehr gern, liebster Abeken, ließe ich mich noch auf manches näher ein, was Du in Deinem letzten Briefe berührst, aber dieser meinige ist schon so lang geworden,

und so lange aufgehalten, und ich konnte dem Anlaß nicht widerstehen, Dir einmal etwas näheres über meine Philosophie zu sagen. Nächstens will ich auch unserm Keßler ausführlicher antworten; doch wäre es mir lieb, wenn Du ihm vorläufig diesen Brief mittheilen wolltest. Gegen Tiecks Fortunat scheinst Du mir doch nicht ganz gerecht zu seyn. Er hat im zweiten Theile freilich etwas neues gewagt, aber, wie mich dünkt, mit Glück, nämlich den vier ersten komischen Acten im fünften einen herben tragischen Schluß zu geben. Ich leugne nicht, daß dieser Schluß etwas zu bitter ist, und habe dem Dichter auch selbst meine Bedenken darüber mitgetheilt; doch läßt sich viel darüber sprechen.

Was den Shakspeare betrifft, so mußt Du das, was ich von Love's labours lost gesagt habe, nicht in dem Sinne, wie Du gethan, Tieck zurechnen. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke nicht genau, an welche Stelle er historisch dieses Stück setzt; doch glaube ich selbst, daß es zu den jüngeren gehört. Auch weiß ich nicht mehr die Ausdrücke, die ich Dir geschrieben. Nur das ist immer meine und auch wohl Tiecks Meinung gewesen, daß sich in diesem Stücke unter den komischen am bestimmtesten die Reife der Poesie in diesem Dichter ausdrückt, weil es am wenigsten durch irgend eine specielle Richtung bestimmt und auf die reinste Ironie gegründet ist.

Auf den neuen Band von Calderon freue ich mich, wie nicht leicht auf etwas anderes. Verleide es dem trefflichen Übersetzer ja nicht, das Werk fortzusetzen, ob-

wohl ich gern zugebe, daß es ihm viel Mühe und Zeit kosten mag; aber er arbeitet auch gewiß recht in seinem Berufe. Durch Deine Lösung schwerer Räthsel machst Du Dich sehr um sein Publikum verdient. —

Solger an Fr. v. Raumer.

Berlin am 28sten Januar.

Lieber, theurer Freund! Wenn ich nicht so schon in meinem Gewissen beunruhigt genug gewesen wäre, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben, so würde Ihr letzter Brief es geweckt haben; besonders der Ausdruck, „beharrliches Stillschweigen" hat mich gerührt und beschämt. Ich müßte ja ein wahrer gefühlloser Klotz seyn, wenn Ihre herzliche liebevolle Theilnahme an meinem Treiben nicht meinen Sinn, und wäre er noch so hart, erweichte. Auch will ich mich über mein langes Stillschweigen gar nicht entschuldigen. Weiß Gott, wie man so manches gegen Neigung und Trieb thut und unterläßt! — Man wird freilich auch gar zu wenig von außen ermuntert. Ich lebe in dieser großen Stadt fast wie auf einer wüsten Insel. Selbst derer, die ein beschränktes Parteiinteresse bewegt, sind doch nur wenige; alles übrige ist, wo es nicht auf das tägliche Brot und die täglichen Austern ankommt, ein weiter stehender Sumpf. So sieht es in dieser „großen" Zeit aus. Sie wissen ja selbst, wie es thut, wenn man auf seine Begeisterung, seine Mühe und seine Liebe nur trocknes und kaltes Stillschwei-

gen zum Lohn empfängt. Was dieses Geschlecht etwa noch mag, das sind: Müllnersche Rabenstein-Tragödien, philosophisch-, historisch-, patriotisch-parteiische Declamationen, frömmelnde gedankenlose Beispielsammlungen darüber, daß es einen Gott giebt, u. dgl. Und wenn sie noch durch so etwas hingerissen und erregt würden, so wäre doch ein Keim da, woraus vielleicht noch etwas getrieben werden könnte. Aber nein! Diese Dinge wirken in Wahrheit so wenig, wie unsere guten Sachen. Man hat sich willkürlich vorgenommen, daß sie wirken sollen. Es steht ja darüber geschrieben, daß darin vortreffliche tugendhafte Modegesinnungen enthalten seyen; diese muß man doch auch haben wollen, und das ist der einzige Grund, warum man sich selbst vorschwatzt davon begeistert zu seyn! So sieht es in dieser „hoffnungsreichen" Zeit aus!

Bei so bewandten Umständen ist die einzige Hülfe, die einzige Stütze und der einzige Trost der Besitz solcher Freunde wie Sie, Tieck, Krause und wenige andere. Wahrhaftig nicht, liebster Raumer, weil Sie mich loben! Ich kann Sie versichern, daß mich dieses Lob eben so niederschlagen würde, wenn Sie mich nicht auch tadeln könnten oder getadelt hätten, weil ich dann nicht wüßte, ob ich ihm auch trauen dürfte. Ihr Urtheil über meine letzten Gespräche ist mir wahrhaft aufrichtend; denn auch bei Tieck bin ich manchmal bange, daß eine gewisse Verliebe ihn mir zu günstig stimmen möchte. Mir selbst aber kommen diese Gespräche, wenn ich sie wieder lese, oft

trocken und langweilig vor. Einen Einwurf hat mir auch schon Abeken gemacht, den ich sehr gegründet finde, daß nämlich Adelbert etwas zu schroff allen übrigen Personen und Parteien gegenübersteht. Indessen wird das in der Folge auch wohl besser werden, wenn ich mir nur den Widerwillen über manches erst ganz aus der Seele herausgeschrieben habe und dann mit mehr Behagen fortfahren kann. In der zweiten Sammlung denke ich zweierlei zu vereinigen, mehr Positives zu geben und zugleich im Contrast die Zeitverwirrungen noch bunter, aber auch desto leichter darzustellen.

Von dem Journal, das ich mit Tieck gemeinschaftlich vorbereite, habe ich Ihnen ja wohl schon mündlich erzählt? Ich habe nun schon eine Reihe Briefe über Religion, Philosophie und Geschichte dafür ausgearbeitet, die jetzt bei Tieck sind. Ich nehme darin die Leute etwas in die Schule und sage ihnen, was diese drei Dinge bedeuten wollen, und in welchen Verhältnissen sie mit einander stehen.

Daß Sie einige Theile Ihrer Geschichte beim Überlesen unter Ihrem Wunsche gefunden haben, das wundert mich gar nicht. Mir geht es jedesmal so, wenn ich meine auch schon gedruckten Sachen wieder überlese. Und ich glaube, es muß jedem Schriftsteller, dem es mehr um die Sache, als um seine Eitelkeit zu thun ist, so ergehn. — Ihre herrliche Darstellungsgabe, wie sie sich fast überall in dem zeigt, was ich von dieser Geschichte gelesen habe, beurkundet wohl am schönsten Ihren Beruf

nicht blos zum Historiker, sondern zum Geschichtschreiber. Lassen Sie sich nur ja nicht abschrecken, sondern schreiben Sie der Gemeinde, welcher auch ich schreibe, der unsichtbaren, deren Repräsentanten edle Freunde einander seyn müssen. Die Seite, welche mir an Ihren Darstellungen noch am meisten der Ausbildung zu bedürfen scheint, habe ich Ihnen nicht verhehlt. Es ist die reflectirende. Über Ihr Quellenstudium und Ihre Kritik bin ich freilich kein gültiger Richter; aber in solchen Sachen giebt es eine Physiognomie des Richtigen, die selten trügt, und die bemerke ich an dem Ihrigen fast überall.

Über eine Sache möchte ich mit Ihnen einmal ausführlich sprechen, über die Hierarchie und den Katholicismus. Ich wünschte wohl, daß Sie mir einmal recht bestimmt darlegten, was Ihnen eigentlich darin die hohe Bedeutung zu haben scheint, die Sie diesen Dingen beilegen. Man muß, wie es mir scheint, die Religion von der Kirche unterscheiden, die letzte als die politische Erscheinung der religiösen Macht betrachtet. Nun ist wohl nicht zu leugnen, daß eine solche Universalkirche, wie die römische, fast nur möglich ist, wenn die Religion, wie im Katholicismus, so überwiegend in die äußere Erscheinung übergegangen ist. Dabei ist es mir ausgemacht, daß dies, von Seiten der Religion betrachtet, etwas verkehrtes ist. Von der politischen Seite kann und wird eine solche Universalkirche, wenn sie blühend ist, immer reich an Früchten der höchsten Ideen seyn, und selbst aus dem Staate den Mechanismus und das bloße äußere

Verhältnißwesen sehr verbannen; dennoch scheint es als würde der Staat dadurch zu sehr an seiner Selbständigkeit gefährdet. Lassen Sie mich einmal kurz sagen, wie ich mir dies Verhältniß ganz im Allgemeinen denke; nur müssen Sie meine kurzen Formeln nicht mißverstehen.

Nach meiner Lehre ist alles wahrhaft Gute in der Welt unmittelbare Offenbarung und Einwirkung Gottes, so auch der Staat; nur daß diese Wirkung hier in Beziehungen erscheint, wie sie sich an die verschiedenen Gegensätze des irdischen Lebens gleichsam vertheilt hat. Doch darf man den Staat nie in ein bloßes Verhältniß oder Gleichgewicht der Kräfte u. dgl. setzen. So etwas ist immer nur äußerlich, ist Mechanik für Politik, die nie zureicht und alles entwürdigt. Wenn diese Beziehungen nicht gedacht werden als lebendige, als solche, in welchen die höhere Harmonie der Äußerung Gottes mit sich selbst sich entfaltet, so sind sie nicht politisch. Nun giebt es verschiedene Stufen und Standpuncte, auf welchen ihre Entwickelung für uns allein möglich ist. Zuerst müssen alle Verhältnisse unter Menschen erkannt werden als liegend im Begriffe des menschlichen Handelns, und sich unter solchen Gegensätzen entwickeln, daß darin der Begriff überall sich selbst wiederfinde, und immer in den entgegengesetzten Elementen zugleich und mit sich im Gleichgewichte sey. Dieses ist der Standpunct des Rechts, welches im allgemeinen die Möglichkeit oder den Begriff des vernünftigen Handelns in der Wirklichkeit begründet. Zweitens muß aber auch das Handeln selbst als ein

wirkliches und individuelles, ein der Idee angemessenes seyn, und das wird es durch den Staat oder die Politik. Im Staate sind nun entgegengesetzte Ideen in der Beziehung auf einander folgendermaßen. Zuerst ist kein Handeln nach Ideen möglich, wenn die Menschen nach gemeinen Antrieben handeln, und nicht überall den Begriff anerkennen; und daß sie immer diesem Begriffe gemäß bleiben, der sich im Rechte ausdrückt, dafür sorgt die Justiz. Diese ist die eine Function des politischen Gegensatzes, in welcher alles nach Begriffen beurtheilt wird, und also die Seite der Möglichkeit des politischen Lebens. Ihr gegenüber steht die Function, wonach alles individuell und im Besondern bedingt ist. Aber auch in dieser Gestalt muß es nur die individualisirte Idee seyn, sonst wird es sich absonderndes gemeines Leben. Daß nun diese Idee unter allen gegebenen individuellen Verhältnissen eine bleibende und selbst bestehende sey, dafür sorgt die Verfassung, welche die individuelle scheinbare Zufälligkeit des Staats durch die darin ausgedrückte Idee zur Nothwendigkeit erhebt. So wie in der Justiz fortwährend die Möglichkeit des Staats durch den allgemeinen Begriff geschaffen wird, so in der Verfassung durch vollständige Individualisirung der Staatsidee die Nothwendigkeit. Die Verfassung hängt deshalb durchaus vom gegebenen historischen Zustande ab, stellt aber diesen als einen nothwendigen dar, und ist keineswegs, wie man jetzt glaubt, auf allgemeine Begriffe zu gründen.

Das dritte ist nun die eigentliche Wirklichkeit des

Staats, oder die Politik im engern Sinne, welche auch zwei Seiten hat, eine allgemeine und eine besondere, Gesetzgebung und Verwaltung. Unter beiden ist freilich auch etwas ganz anders zu verstehen, als was gewöhnlich darunter verstanden wird; doch wollen wir uns jetzt darauf nicht weiter einlassen. Diese eigentliche Wirklichkeit ist nun in der Politik die Hauptsache, wohin alles strebt, und wovon zuletzt wieder Justiz und Verfassung abhängig sind. Das Rechtsverhältniß an sich ist dagegen die Möglichkeit. Nun fehlt also noch die Nothwendigkeit, welche im Innersten alles zusammenhält, und in welcher sich die Idee offenbart, nicht insofern sie sich in das äußere Handeln auseinanderzieht, sondern insofern sie sich als das Wesen von allem unmittelbar offenbart. Diese ist nun, insofern sie im Äußern mannichfaltig erscheint, öffentliche Meinung zu nennen; insofern sie aber auf absoluten Glauben beruht, offenbart sie sich wieder zwiefach, als Einheit von allem in der Kirche, als mannichfaltige aber gesetzmäßige Erkenntniß in der Wissenschaft. Beide zusammen in ihrer Durchdringung, die schlechterdings erreicht werden muß, bilden den eigentlichen Schwerpunct des Staats. Hieraus läßt sich nun, wie ich glaube, ableiten, daß die Kirche von einer Seite über dem Staate stehen muß, aber bloß als innere Garantie, welche das ganze politische Wirken in Ansehung seiner wahren Idealität richtig erhalten muß; untergeordnet muß sie aber wieder seyn, insofern sie weltliche Mittel gebraucht, um ihre Zwecke zu erfüllen, mit welchen sie nie in das eigent-

thümliche einzelne Handeln des Staats eingreifen muß, nur nicht in Sophistereien und Trug auszuschweifen, wie sie oft gethan hat. Danach würde auch gegen eine ökumenische Kirche nichts einzuwenden seyn, insofern sie sich auch auf die völkerrechtlichen Verhältnisse beziehen muß, wenn man sie nur so stellen könnte, daß sie keine äußere politische Macht ergriffe. — Diese kurzen und freilich nur mageren Andeutungen werden Ihnen vielleicht sehr unklar seyn. Wo nicht, so schreiben Sie mir, was Sie davon halten. —

Friedrich von Raumer an Solger.

Breslau am 21sten Februar.

— Ihre Gespräche habe ich ein paar tüchtigen Studenten gegeben, und sie haben angesprochen; den Erwin dagegen können sie nicht bezwingen. Das bestätigt mein Urtheil, er sey zu schwer gehalten. Abgesehen von dem, was der Inhalt mit sich bringt, ist die größere Zahl ganz ungeübt, die Fäden eines verwickelten Gesprächs auseinander und fest zu halten, weshalb mehr Ruhepuncte, Übersichten, dogmatische Festsetzungen nöthig erscheinen, um ein faßliches Ergebniß dem Gedächtnisse einzuprägen. Ihre Gespräche, die ich nächstens zum zweiten Male lesen werde, habe ich nirgends trocken und langweilig gefunden. Unbequem könnte es eher Vielen seyn, daß Sie die Verwirrung so augenfällig beweisen, aber nicht sogleich daraus retten. — Der Einwurf über Adelberts Auftreten

ist mir nicht beigefallen; aber er ist insofern richtig, daß Sie und Ihr Verdruß zu bestimmt durchgucken, und Mancher, der sich weise dünkt, gegen Sie über das Buch deuteln wird, der bei größerem Verstecken Ihrer Person mehr gelobt hätte. Sie werden sich aus dem streitenden Zorn in der Philosophie gewiß noch so herausschreiben, wie ich mich aus der Reflexion in der Geschichte. Ihre hiegegen gerichtete Kritik wird, denke ich, darüber künftig gar nichts zu sagen haben, weil alle jene Urtheile und dergleichen nicht etwa berichtigt werden, sondern schlechthin ausfallen, besonders von Heinrich VI. an, wo alles ganz dramatisch wird, also der Historiker noch weniger, als in den mehr epischen Theilen, mitzusprechen nöthig hat. Der dummen Objectivität, wonach man nicht merken soll, ob ich oder Hans oder Kunz schreibe, strebe ich aber keineswegs nach. Ich wollte, das Werk würde so individuell, daß man mich in jeder Zeile und die Zeilen überall in mir erkennen könnte. — Daß Sie in Ihren künftigen Gesprächen mehr Positives geben wollen, billige ich; daneben kann dann die bunteste Verwirrung überlaut hergehn. Ja ich weiß nicht, ob es blos persönlich ist, daß mir sogar mehr Geschichtliches der Darstellung noch größere Haltung und Festigkeit geben würde. Das bloße Bewegen in Begriffen und Ideen ist vielleicht der deutschen Philosophie am angemessensten; aber es läßt sich doch eine Wechseldurchdringung mit Thatsachen denken: — und schreitet das Ganze dann nicht noch mächtiger und siegreicher einher? So meine ich z. B.,

wenn Sie an die Religion kommen, daß Sie dazu schlechterdings die christliche Dogmatik studiren und deren an den meisten Stellen mit philosophischen Fragen zusammenfallende Grundsätze entwickeln, daß Sie beweisen müssen, diese in der Geschichte als theologische und philosophische Thatsachen dastehenden Dinge hätten den oder den Sinn. Besonders jetzt, wo Einige, wie der Vogel Strauß, den Kopf in den Supernaturalismus stecken, Andere noch dümmer in den dogmatischen Capiteln lauter Unsinn sehen, während sie mit denselben nur in ihre flache Philosophie übersetzten Formeln Götzendienst treiben. Ja, die Dogmatik des Judenthums, des Muhamedanismus muß ebenfalls berührt werden; zu jeder gehört eine gegenüberstehende philosophische Ansicht. — Hier wäre wohl der Ort, mich auf Ihre Frage über meine Ansicht der Hierarchie zu erklären; aber die Sache hat beim Schreiben große Schwierigkeit, was ich daraus sehe, daß mir Ihre Sätze nicht überall deutlich sind. Wollte ich geschichtlich — wie ich nun einmal alles in der Welt nehmen muß — Sätze aufstellen, so möchten sie wohl verständlicher, aber auch einseitiger und oberflächlicher seyn. Inwieweit die katholische oder die protestantische Dogmatik die richtigere ist, gehört mehr für Ihr Forum; sonderbar aber, daß die Protestanten sich auf ihre geschichtlichen Betrachtungen etwas mit Recht zu Gute thun, während sie consequent fast die Möglichkeit einer weitern Entwickelung der Religions- und Kirchengeschichte leugnen müßten. Ob die Protestanten die Frage über Gnade, Freiheit, gute Werke

u. s. w. in ihrer Konsequenz nicht mehr zerschneiden, als lösen, sollen Sie mir sagen. — Aber die Idee der Kirche scheint mir in unseren Tagen fast ganz verloren zu seyn, und in der unbedingten Unterordnung der Religion und der Kirche unter weltliche Macht sehe ich eine Verkehrtheit und einen Rückschritt. Die arabische Weltmonarchie, wo geistliche und weltliche Macht in Einer Hand war, zeigt hundertmal mehr Jämmerlichkeiten als die abendländische christliche Welt, und das haltungslose Zerfallen der protestantischen Kirchen und Kirchlein (z. B. in Nordamerika) kann kaum ein Eiferer noch leugnen. Ich bewundere also

1) die großen Päpste, mit welchen ich täglich verkehre, neben den großen Kaisern; gebe aber seit der Verlegung des Sitzes nach Avignon zu, daß die wahre Idee der Kirche verloren ging, — so wie auch die Idee des Kaiserthumes abhanden kam.

2) Sobald sich die weltliche Macht schlechthin gesetzgebend über die geistliche stellt, wie zur Zeit der französischen Revolution) entsteht die Gefahr militärischer Tyrannei. Unter allen Gegengewichten gegen weltliche Tyrannei ist die Kirche das großartigste, — unter allen Gegenmitteln gegen geistliche Tyrannei die wahre Wissenschaft. — Mithin könnten wir uns wohl zu einer noch größeren Stellung erheben als im Mittelalter; aber! —

3) Die Christenheit zerfällt, sobald es nicht einmal nationale Kirchen, sondern nur Kirchen nach den

politischen Schneidereien giebt. Die Idee der allgemeinen christlichen Kirche ist von Christus ausgesprochen; sie besteht aber nicht in todter Gleichförmigkeit und äußerem Zwange, sondern Johannes wie Paulus, Katholiken wie Protestanten, gehören dazu.

4) Man kann nach Plato sagen, der Leib sey das Gefängniß der Seele, und die Kirche das Gefängniß der Religion; aber demungeachtet können die Seelen auf Erden nicht ohne Leib herumlaufen, und, wenn dieser stirbt, so ist's für irdische Erscheinung und Beobachtung mit der Seele auch zu Ende.

5) Die Dummheiten des Napoleonischen Föderativsystemes und andere neumodische Fratzen stehen gewiß, dem Gedanken wie der Ausführung nach, hinter der Kirche im Mittelalter zurück, und die ächte Lehre von der Hierarchie will die weltliche Gewalt keineswegs vertilgen. Die Tyranneien des ausgearteten Katholicismus und manchen abergläubischen Unsinn will ich hiemit gar nicht leugnen; aber die Widersprechenden sollten nur auch die Mängel des heutigen Protestantismus anerkennen. Daß ich nicht auf die jetzt beliebte Weise katholisch werden kann, wissen Sie; was aber manche heutiges Tages die Kirche nennen, ist so jämmerlich, daß es darohne noch weit besser geht, und die Pelze, worinnen sie das Heiligste hüllen wollen, sind doch gar zu schäbig.

Darin wollen wir uns so wenig Kleben, als in römische Gaukeleien; folgt aber, weil Beides im Argen liegt, daß wir Beides schlechthin zur Seite werfen sollen, wie manche Philosophen, Historiker und — Theologen thun? Die beiden größten Erscheinungen in der Weltgeschichte: Deutschland mit seinem unvergleichbaren Reichthume von Kaisern, Königen, Fürsten, Prälaten, Grafen, Städten, Klöstern, Rittern, Reichsdörfern u. s. w., und die allgemeine christliche Kirche — sind für Viele Gegenstände des Ekels, des Hasses, der Vertilgung! — Niemand will weniger als ich die Weltgeschichte zurückschieben, oder das Alte noch einmal; aber die Überweisen, welche in allen Zeiten nur Irrthümer und Vorurtheile sehen, und ihren Schnabel und ihre zehlen Haare allein bewundern, verdienen Züchtigung.

Wenn ich jetzt ansehe, was ich geschrieben, so ist's ganz ungenügend, ja eigentlich nichts; aber ich rede auch nicht zu Abgeneigten, sondern zum Freunde. Sy mögen Sie günstig deuten, bis wir uns umständlicher und wo möglich mündlich verständigen. —

Solger an Tieck.

Berlin am 26sten April.

— — Meine Collegia sind nun auch wieder im Gange; der Zuhörer sind aber wieder nur wenige. Ich bin begierig, was Hegels Gegenwart für eine Wirkung machen wird. Gewiß glauben Viele, daß mir seine An-

stellung unangenehm sey; und doch habe ich ihm zuerst vorgeschlagen, und kann überhaupt versichern, daß, wenn ich etwas von ihm erwarte, es nur eine größere Belebung des Sinnes für Philosophie, also etwas Gutes ist. Als ich noch neben Fichte stund, hatte ich zehnmal so viel Zuhörer als jetzt. Ich nehme Hegel sehr und stimme in vielen Stücken höchst auffallend mit ihm überein. In der Dialektik haben wir beide unabhängig von einander fast denselben Weg genommen, wenigstens die Sache ganz von derselben, und zwar neuen Seite angegriffen. Ob es sich ist manchem anders, was mir eigenthümlich ist, eben so mit mir verstehen würde, weiß ich nicht. Ich möchte gern das Denken wieder ganz in das Leben aufgehen lassen, gern das aussprechen und als gegenwärtig darstellen, was durch alles Construiren und Demonstriren doch nicht geschaffen, sondern nur gereinigt und entwickelt werden kann. Daher kam es, daß ich mir die künstlerische dialogische Form gleich als mein Ziel hinstellte, weil ich fürchtete, über die dogmatische würde mir entweder die Zeit daraufgehen, oder gar das ganze Leben der Ideen, wie Anderen, zu Form und Schema werden. Fast glaube ich nun, daß ich etwas unternommen habe, was die Zeit nicht will und mag. Man will nicht leben, sondern vom Leben schwatzen; man will nicht schauen, sondern Weisheit pflegen und sich selbst Stück vor Stück betrachten und bewundern. Hat doch Keiner, der in unserer Zeit etwas recht Lebendiges leisten wollte, wie Novalis, Kleist u. s. w. durchkommen können! Möge es

Staats oder die Politik im engern Sinne, welche auch zwei Seiten hat, eine allgemeine und eine besondere, Gesetzgebung und Verwaltung. Unter beiden ist freilich auch etwas ganz anders zu verstehen, als was gewöhnlich darunter verstanden wird; doch wollen wir uns jetzt darauf nicht weiter einlassen. Diese eigentliche Wirklichkeit ist nun in der Politik die Hauptsache, wohin alles strebt und wovon zuletzt wieder Justiz und Verfassung abhängig sind. Das Rechtsverhältniß an sich ist dagegen die Möglichkeit. Nun fehlt also noch die Nothwendigkeit, welche im Innersten alles zusammenhält, und in welcher sich die Idee offenbart, nicht insofern sie sich in das äußere Handeln auseinanderzieht, sondern insofern sie sich als das Wesen von allem unmittelbar offenbart. Diese ist nun, insofern sie im Äußeren mannichfaltig erscheint, öffentliche Meinung zu nennen; insofern sie aber auf absoluten Gründen beruht, offenbart sie sich wieder zwiefach; als Einheit von allem in der Kirche, als mannichfaltige aber gesetzmäßige Erkenntniß in der Wissenschaft. Beide zusammen in ihrer Durchdringung, die schlechterdings erreicht werden muß, bilden den eigentlichen Schwerpunct des Staats. Hieraus läßt sich nun, wie ich glaube, ableiten, daß die Kirche von einer Seite über dem Staate stehen muß, aber bloß als innere Garantie, welche das ganze politische Wirken in Ansehung seiner wahren Idealität richtig erhalten muß; untergeordnet muß sie aber wieder seyn, insofern sie weltliche Mittel gebraucht, um ihre Zwecke zu erfüllen, mit welchen sie nie in das eigent-

dungsfieber gestern vor acht Tagen gestorben ist. Ich erfuhr bald seine Krankheit, glaubte aber nicht, daß er so schnell enden würde. Mich hat dieser plötzliche Fall sehr erschüttert, denn ich habe es nun erst gefühlt, wie ich ihn liebte, und wie sehr er mein wahrer Freund war. Er war immer der Jüngste von allen, wenn es auf Gefühl für Poesie, Natur oder das Schöne und Edle ankam. Es thut mir weh, daß er mein Buch über Shakspeare nicht mehr erlebt hat, für das er sich auf das lebhafteste interessirte, und aus welchem ich ihm auch oft ganze Capitel mündlich vorgetragen habe. Ehe noch Hagen den Vorsatz fassen konnte, die Nibelungen herauszugeben, wußte er sie schon auswendig, indem er sie im Winter 1803—1804 unaufhörlich mit mir las, und von dem großen Werke begeistert war, als nur noch Wenige in Deutschland es oberflächlich kannten. Wäre er nie Gutsbesitzer geworden, oder vorher nicht Jurist gewesen, so würde er gewiß noch mehr, als er schon war, einer der gebildetsten und edelsten Menschen geworden seyn; denn die Störungen seines Lebens fielen dann weg, und er konnte ganz seinem schönen Triebe und einer geregelten Thätigkeit leben. —

Ich zehre noch von den schönen Stunden Ihres hiesigen Aufenthaltes. Wäre ich nur gesunder! Eine Zeit lang bin ich wieder recht schlecht gewesen, und dieser Todesfall hat mich wieder sehr angegriffen: das ist das Elend meines körperlichen Zustandes, daß jede Gemüthsbewegung mich so niederwirft. — Um so stärker ist mein Bedürf-

niß, Sie nun bald und recht viel zu sehen, und recht vielerlei mit Ihnen zu sprechen, vorzüglich aber über die Aufsätze unserer Quartalschrift. Ich will mit bestem Eifer und hoffentlich jugendlicher Lust daran gehen, wenn meine Krankheit nicht auch hier mir wieder Striche durch die Rechnung macht. Denn so wie Sie diesen Winter gestimmt gewesen sind, so daß Sie, wie Sie mir sagten, zu allen Arbeiten eigentlich unfähig waren, so, mein Freund, muß ich mich seit vielen Jahren immer fühlen: deshalb muß ich auf die Nachsicht meiner Freunde rechnen; denn oft ist meine Anstrengung sehr groß, um nur erst dieser Unfähigkeit das Feld abzugewinnen und der Arbeit selber Platz zu machen.

Am Shakspeare bin ich fleißig gewesen, und habe nun endlich so ziemlich alles verdaut, was ich mitgebracht hatte. Ich denke, ich habe noch vieles zugelernt, und hoffentlich sollen die Capitel über die Sprache nun ganz anders und lehrreicher als zuvor ausfallen. Shakspeare ist nur der Mittelpunct des englischen Theaters und der neuen Kunst: kennt man nicht genau, was vor ihm war, so bleibt er ein Räthsel, und man schreibt ihm am leichtesten das zu, was er mit Allen gemein hat; seine Zeit und Nachwelt muß man auch studiren, um erst vollständig überzeugt zu seyn, wie er uns der Schlüssel unserer Welt und aller unserer Zustände ist. Leider bleibt er so Vielen immer nur noch Raritát. Wer hat denn schon in ihm die innige Harmonie, die wahre Regel erkannt, in welcher er uns ewig Muster bleiben muß; diese tiefste

Wahrheit, die durch sich selbst Poesie wird? Auch mir wird oft der Ausdruck mangeln, wenn ich auf diese Puncte komme, und geben von außen kann man auch Keinem die Thatsache, die er in sich erleben und hervorbringen muß, aber Platz machen. Dadurch, daß ich alle Stücke von Shakspeare wie ein einziges ansehen kann, wird manches aus sich selbst erklärt.

Nächstens erhalte ich auch von London wieder Sendungen Manuscripte, auch ein copirtes Manuscript, das noch nie gedruckt war, ein Trauerspiel, 1611 geschrieben, angeblich von Chapman oder Shakspeare; nach meiner Einsicht ist es aber von Massinger, den Sie vielleicht noch nicht kennen, — ein dem Schiller verwandtes Gemüth, von allen Engländern ihm am ähnlichsten, in einer Hinsicht mehr, in anderer weniger, wie dieser, — sanfter und auch schwächer, doch nie so frech im Tragischen.

Unser Master Green ist allerdings ganz wohl in London und hat mich grüßen lassen; ich begreife seine Nachlässigkeit gegen Sie nicht, die mir undankbar scheint. Wollen wir ihm einmal schreiben? — Von Coleridge habe ich auch keine Nachrichten; dies Laster des Briefunterlassens nimmt in England überhand. Ich habe immer an der Krankheit gelitten, und bin nichts weniger als frei davon, doch habe ich auch hierin Schritte zur Besserung gethan.

Mein Bruder kommt wahrscheinlich im Herbst nach Berlin, da würden Sie eine etwas veränderte Edition von mir kennen lernen; er hat fast alles, was mir fehlt:

wir beide zusammen würden einen ziemlich vollständigen Menschen ausmachen. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 5ten Mai.

Ihr zweiter Brief, mein geliebtester Freund, hat mir sehr viel Freude gemacht, weil ich mich nun über den Zustand Ihrer Gesundheit etwas mehr beruhigt fühle. — — Gewiß komme ich nach Berlin, und spätstens im künftigen Monat, vielleicht noch in diesem; die Kinder freuen sich sehr auf die Reise, denen ein Stadtleben natürlich denselben Reiz hat, wie den Städtern das Land. Hoffentlich können wir recht viel mit einander sprechen. Schön ist es, wenn Sie schon vorher für unser Journal fleißig sind. In Berlin müssen wir für die ersten Stücke ganz einig seyn, damit endlich Michaeli oder spätestens Neujahr das erste davon erscheinen kann. Kennen Sie die Quarterly reviews? Vieles ist musterhaft, vieles gar zu journalmäßig. Die Einheit der Gesinnung, das Feste gewisser Principien, die immer bewiesen oder vorausgesetzt werden, halte ich für unerläßlich; keine Widersprüche daher oder Zurücknahmen, am wenigsten die Studien selbst, so wie jetzt die Lesewelt, das Publicum (man weiß nie, wie man dies Unding, dies Seyn oder Nichtseyn nennen soll) nur gar zu oft zusehn muß, wie der Autor lernt, selbst wie viel er monatlich lernt, und ihm dabei die Beurtheilung überlassen bleibt, ob das Gelernte etwas

politischen Schneiderein giebt. Die Idee der allgemeinen christlichen Kirche ist von Christus ausgesprochen; sie besteht aber nicht in todter Gleichförmigkeit und äußerem Zwange, sondern Johannes wie Paulus, Katholiken wie Protestanten, gehören dazu.

4) Man kann nach Plato sagen, der Leib sey das Gefängniß der Seele, und die Kirche das Gefängniß der Religion; aber demungeachtet können die Seelen auf Erden nicht ohne Leib herumlaufen, und, wenn dieser stirbt, so ist's für irdische Erscheinung und Beobachtung mit der Seele auch zu Ende.

5) Die Dummheiten des Napoleonischen Föderativsystemes und andere neumodische Fratzen stehen gewiß, dem Gedanken wie der Ausführung nach, hinter der Kirche im Mittelalter zurück, und die ächte Lehre von der Hierarchie will die weltliche Gewalt keineswegs vertilgen. Die Tyranneien des ausgearteten Katholicismus und manchen abergläubischen Unsinn will ich hiemit gar nicht leugnen; aber die Widersprechenden sollten nur auch die Mängel des heutigen Protestantismus anerkennen. Daß ich nicht auf die jetzt beliebte Weise katholisch werden kann, wissen Sie; was aber manche heutiges Tages die Kirche nennen, ist so jämmerlich, daß es darohne noch weit besser geht, und die Pelze, worinnen sie das Heiligste hüllen wollen, sind doch gar zu schäbig.

Darin wollen wir uns so wenig lieben, als in römische Gaukeleien; folgt aber, weil Beides im Argen liegt, daß wir Beides schlechthin zur Seite werfen sollen, wie manche Philosophen, Historiker und — Theologen thun? Die beiden größten Erscheinungen in der Weltgeschichte: Deutschland mit seinem unvergleichbaren Reichthume von Kaisern, Königen, Fürsten, Prälaten, Grafen, Städten, Klöstern, Rittern, Reichsdörfern u. s. w., und die allgemeine christliche Kirche — sind für Viele Gegenstände des Spottes, des Hasses, der Vertilgung! — Niemand will weniger als ich die Weltgeschichte zurückschieben, oder das Alte noch einmal; aber die Überweisen, welche in allen Zeiten nur Irrthümer und Vorurtheile sehen, und ihren Schnabel und ihre gehlen Haare allein bewundern, verdienen Züchtigung.

Wenn ich jetzt ansehe, was ich geschrieben, so ist's ganz ungenügend, ja eigentlich nichts; aber ich rede auch nicht zu Abgeneigten, sondern zum Freunde. So mögen Sie günstig deuten, bis wir uns umständlicher und wo möglich mündlich verständigen. —

Solger an Tieck.

Berlin am 26sten April.

— — Meine Collegia sind nun auch wieder im Gange; der Zuhörer sind aber wieder nur wenige. Ich bin begierig, was Hegels Gegenwart für eine Wirkung machen wird. Gewiß glauben Viele, daß mir seine An-

stellung angenehm sey; und doch habe ich ihm zuerst vorgeschlagen, und kann überhaupt versichern, daß, wenn ich etwas von ihm erwarte, es nur eine größere Belebung des Sinnes für Philosophie, also etwas Gutes ist. Als ich noch neben Fichte stand, hatte ich zehnmal so viel Zuhörer als jetzt. Ich verehre Hegel sehr und stimme in vielen Stücken höchst auffallend mit ihm überein. In der Dialektik haben wir beide unabhängig von einander fast denselben Weg genommen, wenigstens die Sache ganz von derselben, nur zwar neuen Seite angegriffen. Ob es sich ist manchem anhören, was mir eigenthümlich ist, eben so mit mir verstehen würde, weiß ich nicht. Ich möchte gern das Denken wieder ganz in das Leben aufgehen lassen, gern das aussprechen und als gegenwärtig darstellen, was durch alles Construiren und Demonstriren doch nicht geschaffen, sondern nur gereinigt und entwickelt werden kann. Daher kam es, daß ich mir die künstlerische dialogische Form gleich als mein Ziel hinstellte, weil ich fürchtete, über die dogmatische würde mir entweder die Zeit daraufgehen, oder gar das ganze Leben der Ideen, wie Anderen, zu Form und Schema werden. Fast glaube ich nun, daß ich etwas unternommen habe, was die Zeit nicht will und mag. Man will nicht leben, sondern vom Leben schwatzen; man will nicht schauen, sondern Weisheit pflegen und sich selbst Stück vor Stück betrachten und bewundern. Hat doch Keiner, der in unserer Zeit etwas recht Lebendiges leisten wollte, wie Novalis, Kleist u. s. w. durchkommen können! Möge es

dem Gott anheim gestellt seyn. — Ich werde nun zunächst an der Schrift über den Beruf der Philosophie in unserer Zeit arbeiten, und darin wenigstens mein Herz erleichtern.

Sie kommen doch, theuerster Freund, Sie kommen doch gewiß? Und bringen auch gewiß die Ihrigen mit? Wenn ich mich dann nur recht wohlbefinde, so wollen wir uns recht ordentlich besprechen. Nur müssen Sie mir nicht zu viel in dem beau monde herumschweifen. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 27sten April.

Mein geliebtester Freund, ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief, und bin erfreut, daß Ihr Befinden wieder so ziemlich ist. Beruhigt bin ich noch nicht; denn Sie waren viel zu gereizt und gegen andere Zeiten schwach, um mir nicht Furcht zu machen, daß Sie wohl krank werden könnten. Nun vertraue ich dem jetzigen schönen Wetter und Ihrer neuen Wohnung, die Sie nun vielleicht schon bezogen haben. Schonen Sie sich nur, theurer Freund, und hüten Sie sich besonders vor Erkältungen, die in diesem Jahre, wie ich allenthalben sehe, sehr gefährlich sind: darum setzen Sie sich nicht, besonders draußen, der Abendluft aus.

Vielleicht haben Sie es schon gehört, daß der alte Graf von Finkenstein in Madlitz nach einer Art Schlag in Zeit von acht Tagen an einem hitzigen Entzün-

dungsfähiger gestern vor acht Tagen gestorben ist. Ich erfuhr bald seine Krankheit, glaubte aber nicht, daß er so schnell enden würde. Mich hat dieser plötzliche Fall sehr erschüttert, denn ich habe es nun erst gefühlt, wie ich ihn liebte, und wie sehr er mein wahrer Freund war. Er war immer der Jüngste von allen, wenn es auf Gefühl für Poesie, Natur oder das Schöne und Edle ankam. Es thut mir weh, daß er mein Buch über Shakspeare nicht mehr erlebt hat, für das er sich auf das lebhafteste interessirte, und aus welchem ich ihm auch oft ganze Capitel mündlich vorgetragen habe. Ehe noch Hagen den Vorsatz fassen konnte, die Nibelungen herauszugeben, wußte er sie schon auswendig, indem er sie im Winter 1803—1804 unaufhörlich mit mir las, und von dem großen Werke begeistert war, als nur noch Wenige in Deutschland es oberflächlich kannten. Wäre er nie Gutsbesitzer geworden, oder vorher nicht Jurist gewesen, so würde er gewiß noch mehr, als er schon war, einer der gebildetsten und edelsten Menschen geworden seyn; denn die Störungen seines Lebens fielen dann weg, und er konnte ganz seinem schönen Triebe und einer geregelten Thätigkeit leben. —

Ich zehre noch von den schönen Stunden Ihres häufigen Aufenthaltes. Wäre ich nur gesunder! Eine Zeit lang bin ich wieder recht schlecht gewesen, und dieser Todesfall hat mich wieder sehr angegriffen: das ist das Elend meines körperlichen Zustandes, daß jede Gemüthsbewegung mich so niederwirft. — Um so stärker ist mein Bedürf-

niß, Sie nun bald und recht viel zu sehen, und recht vielerlei mit Ihnen zu sprechen, vorzüglich aber über die Aufsätze unserer Quartalschrift. Ich will mit bestem Eifer und hoffentlich jugendlicher Lust daran gehen, wenn meine Krankheit nicht auch hier mir wieder Striche durch die Rechnung macht. Denn so wie Sie diesen Winter gestimmt gewesen sind, so daß Sie, wie Sie mir sagten, zu allen Arbeiten eigentlich unfähig waren, so, mein Freund, muß ich mich seit vielen Jahren immer fühlen: deshalb muß ich auf die Nachsicht meiner Freunde rechnen; denn oft ist meine Anstrengung sehr groß, um nur erst dieser Unfähigkeit das Feld abzugewinnen und der Arbeit selber Platz zu machen.

Am Shakspeare bin ich fleißig gewesen, und habe nun endlich so ziemlich alles verdaut, was ich mitgebracht hatte. Ich denke, ich habe noch vieles zugelernt, und hoffentlich sollen die Capitel über die Sprache nun ganz anders und lehrreicher als zuvor ausfallen. Shakspeare ist nur der Mittelpunct des englischen Theaters und der neuen Kunst: kennt man nicht genau, was vor ihm war, so bleibt er ein Räthsel, und man schreibt ihm am leichtesten das zu, was er mit Allen gemein hat; seine Zeit und Nachwelt muß man auch studiren, um erst vollständig überzeugt zu seyn, wie er uns der Schlüssel unserer Welt und aller unserer Zustände ist. Leider bleibt er so Vielen immer nur noch Rarität. Wer hat denn schon in ihm die innige Harmonie, die wahre Regel erkannt, in welcher er uns ewig Muster bleiben muß; diese tiefste

Wahrheit, die durch sich selbst Poesie wird? Auch mir wird oft der Ausdruck mangeln, wenn ich auf diese Puncte komme, und geben von außen kann man auch Keinem die Thatsache, die er in sich erleben und hervorbringen muß, aber Platz machen. Dadurch, daß ich alle Stücke von Shakspeare wie ein einziges ansehen kann, wird manches aus sich selbst erklärt.

Nächstens erhalte ich auch von London wieder Sendungen Manuscripte, auch ein copirtes Manuscript, das noch nie gedruckt war, ein Trauerspiel, 1611 geschrieben, angeblich von Chapman oder Shakspeare; nach meiner Einsicht ist es aber von Massinger, den Sie vielleicht noch nicht kennen, — ein dem Schiller verwandtes Gemüth, von allen Engländern ihm am ähnlichsten, in einer Hinsicht mehr, in anderer weniger, wie dieser, — sanfter und auch schwächer, doch nie so frech im Tragischen.

Unser Master Green ist allerdings ganz wohl in London und hat mich grüßen lassen; ich begreife seine Nachlässigkeit gegen Sie nicht, die mir undankbar scheint. Wollen wir ihm einmal schreiben? — Von Coleridge habe ich auch keine Nachrichten; dieß Laster des Briefunterlassens nimmt in England überhand. Ich habe immer an der Krankheit gelitten, und bin nichts weniger als frei davon, doch habe ich auch hierin Schritte zur Besserung gethan.

Mein Bruder kommt wahrscheinlich im Herbst nach Berlin, da würden Sie eine etwas veränderte Edition von mir kennen lernen: er hat fast alles, was mir fehlt:

wir beide zusammen würden einen ziemlich vollständigen Menschen ausmachen. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 5ten Mai.

Ihr zweiter Brief, mein geliebtester Freund, hat mir sehr viel Freude gemacht, weil ich mich nun über den Zustand Ihrer Gesundheit etwas mehr beruhigt fühle. — — Gewiß komme ich nach Berlin, und spätstens im künftigen Monat, vielleicht noch in diesem; die Kinder freuen sich sehr auf die Reise, denen ein Stadtleben natürlich denselben Reiz hat, wie den Städtern das Land. Hoffentlich können wir recht viel mit einander sprechen. Schön ist es, wenn Sie schon vorher für unser Journal fleißig sind. In Berlin müssen wir für die ersten Stücke ganz einig seyn, damit endlich Michaeli oder spätestens Neujahr das erste davon erscheinen kann. Kennen Sie die Quarterly reviews? Vieles ist musterhaft, vieles gar zu journalmäßig. Die Einheit der Gesinnung, das Feste gewisser Principien, die immer bewiesen oder vorausgesetzt werden, halte ich für unerläßlich; keine Widersprüche daher oder Zurücknahmen, am wenigsten die Studien selbst, so wie jetzt die Lesewelt, das Publicum (man weiß nie, wie man dies Unding, dies Seyn oder Nichtseyn nennen soll) nur gar zu oft zusehn muß, wie der Autor lernt, selbst wie viel er monatlich lernt, und ihm dabei die Beurtheilung überlassen bleibt, ob das Gelernte etwas

taugt oder nicht. So ist zu viel in den Journalen über altdeutsche Literatur, so in den unglücklichen über nationalen Landbau, so in den Sachen von A. Müller. Den Vorzug hatten die Horen und auch die Propyläen (diese noch mehr), daß die Verfasser gleich sehr bestimmt auftraten, und wußten wohin sie steuerten. Das Athenäum, so viel Geistreiches und Treffliches es enthält, hat diesen Vorzug nicht, steht auch im härtesten Widerspruch mit den Römern und Griechen, die erst kürzlich erschienen waren, und manchen noch neueren Aufsätzen und Recensionen von A. W. Schlegel. Wir sind nun nicht mehr so jung und eilig, um dergleichen besorgen zu dürfen, und es thäte vielleicht gut, in einer allgemeinen Einleitung kurz und bündig Standpunct und Absicht anzugeben. Schreiben Sie ja den Aufsatz über Ihren Standpunct in der Philosophie, wie Sie sich vorgenommen haben; es kann jetzt gewiß nichts so Heilsames geschehen. Was Sie über unsere Zeit sagen, ist vortrefflich, wie alles, was Ihnen Ihr milder Zorn in den Mund legt. Nur sollte Ihnen die stärkste und nächste Überzeugung nicht das Mindeste von Ihrem Muthe nehmen oder Ihre Plane stören. Man kann es freilich nicht immer hindern. Unsere Vorfahren waren darin glücklicher: alles bestand, alles brauchte Zeit zu werden und zu wachsen; der Philosoph schrieb zunächst für sich und dann für den Gelehrten einen Folianten und brauchte zwanzig Jahr; dann ward er gelesen, untersucht, widersprochen, — der Haufen hielt sich entfernt, Kinder und Mütter wußten gar nichts von ihm;

— aber jetzt ist alles Wissen, Denken, Dichten in das Leben getreten! — Ja wohl zum Erbarmen! Archimedes muß weit mehr Zeit und Sinn darauf wenden, die Jungen nur vom Sprung in seine Zirkel abzuhalten, als die Systeme selber zu bauen, und wollte er sie ignoriren, so könnte er gar nichts thun: vor lauter Schuttaufräumen können die Baumeister gar nicht zum Bauen kommen; denn Babels Kunst und Allwissenheit führt immer wieder den alten Schutt statt der verlangten Steine herbei. — Oft denke ich, man sollte geradezu aus dem Narrenhause gehn und Luft und Sonne im Freien genießen, der Poet kann es auch am ersten; und doch führt mich meine Menschheit wieder zurück, um Interesse zu nehmen, hinzuhören und zu antworten. Aber ich glaube, daß die Anarchie und Verwilderung der Geister noch nie so hoch gestiegen ist, die geistige Unwissenheit sich noch nie so ausgesprochen hat, als in unsren Tagen. Wissen Sie wirklich viele zu nennen, die Ihnen nicht schwindelnd und drehend vorkommen, für die Sie schwören möchten, daß sie morgen noch dasselbe wie heute sagen werden? Und hat nicht dies Unheil seine Wurzel in der Seelenfaulheit, die in einem wahrhaft teuflischen Hochmuthe wuchert? —

Solger an den Regierungsdirector Keßler in Münster.

Berlin am 16ten Mai.

Mein theuerster Keßler!

Doppelt und dreifach mag ich Dir wohl ungerecht und undankbar erscheinen, daß ich Dir auf Deinen mit

so lieben Brief, in welchem Du Dich gegen meine Vorwürfe glänzend gerechtfertigt hast, so spät antworte. Ich weiß auch, daß die Entschuldigung, ich wollte es recht gut machen und recht ausführlich antworten, nicht genügen kann: denn auch dazu muß man eigentlich immer Zeit finden. Was mich in diesem Winter am meisten von so vielen Beschäftigungen abgehalten hat, die ich sonst mit Liebe getrieben hätte, das war die höchst beunruhigende Kränklichkeit meiner Frau während ihrer Schwangerschaft. Ich habe viel Angst und Sorge den ganzen Winter über ausgestanden, so daß ich auch in meinen schriftstellerischen Arbeiten gar nicht weiter gekommen bin. Selbst das Collegialesen und Studiren wurde mir sauer; zum Dichten und Ausführen aber wollte mein gedrücktes Gemüth gar nicht hinreichen. Auch kam eigenes Übelbefinden dazu, rheumatische Übel, besonders ein erschöpfender Kopfschmerz, der durch meine trübe Stimmung noch vermehrt wurde. Jetzt ist, Gott sey Dank! alles besser. Seit ihrer Niederkunft mit einem gesunden Knaben, Hugo in der Taufe genannt, ist meine Frau ganz wieder hergestellt, und mein Rheumatismus ist zwar nicht ganz verschwunden, aber doch so weit bezwungen, daß er mich wenig mehr stört. — Wir haben eine Sommerwohnung bezogen vor dem Potsdamer Thore, in einem der Gärten links von der Chaussee vom Thore aus gerechnet. Wir wohnen hier sehr zu unserer Zufriedenheit, in einem niedlichen Häuschen, wo wir gerade den nöthigsten Raum haben, fünf Stuben, eine Entree, die bei offenen Thüren,

mit der Aussicht auf schöne Kastanien und Linden, zum Eßzimmer dient, Küche, Keller und sonstigen Zubehör mitten in einem Obst- und Gemüsegarten, wo auch viel Blumen gezogen werden, 200 Schritt von der Chaussee, vor deren Lärm und Staub wir ganz geschützt sind, eine hübsche Laube und einen großen schattigen Platz vor der Thür. Es ist hier weit angenehmer wohnen, als im Thiergarten. Wir sind ganz allein, ohne alle störende Nachbarschaft; die tiefe Stille, die hier herrscht, thut sehr wohl, und da es nahe am Thore ist, so haben wir doch Besuche genug. Unsere drei Kinder gedeihen auch in der frischen Luft vortrefflich. — Deine Briefe bitte ich so zu adressiren, daß sie bei dem Portier des Universitätsgebäudes abgegeben werden: da ich täglich hinkomme, so nehme ich dort alles, was an mich ankommt, in Empfang.

Was meine Strafpredigt vom vorigen Herbste betrifft, so muß ich Gewissens halber bemerken, daß Du sie nicht der Frau von Lützow zu verdanken hast. Als ich im September bei Raumers und Hagens Ankunft in Potsdam war, las uns Frau von Bassewitz einen Brief von Dir vor, worin beiläufig vorkam, daß Du mein Buch noch nicht habest lesen können. Ich fing an darüber zu schelten, daß man selbst bei den besten Freunden nicht mehr auf Theilnahme rechnen könne, und Frau von Bassewitz stimmte noch recht ein und bestärkte mich in meinem Vorsatze, Dir mein Herz darüber auszuschütten. Nun, sey nur nicht mehr böse! Ich wurde beschämt durch Deinen Brief. Ich verlangte — bei Gott! —, kein Lob

und keine Schmeichelei; nur ganz in die Wüste hinein wollte ich nicht geprediget haben. Siehst Du, das ganze gelehrte Deutschland thut als wären meine Bücher gar nicht da. Weder vom Erwin noch von den neuen Gesprächen habe ich auch nur eine Anzeige gefunden, während die unbedeutendsten Sachen weitläuftig besprochen werden. Da ich nun wirklich so weit in der Selbstverleugnung nicht kommen kann, daß ich dies der völligen Nichtigkeit und Erbärmlichkeit dieser Bücher zuschreibe, so werde ich bald auf dieses Stillschweigen stolz werden. Wie erquickend ist nun das Wort eines Freundes, der doch auf die Sachen eingeht, auf den sie doch irgend eine Wirkung machen!

Auch von Abeken habe ich einen recht freundlichen Brief über diese Gespräche erhalten. Meine Antwort sollte er Dir mittheilen; vielleicht hatte er es auch gethan. Ich wollte so gern in meinen philosophischen Gesprächen das Leben selbst darstellen und nicht ein verzogenes Bild davon, wie es in dem Spiegel eines einseitigen Systems erscheint. Dazu schien mir immer die Gesprächsform die schicklichste, wenn sie dem Leben nachgebildet wird und nicht eine hochtrabende Ziererei ist wie bei den meisten neueren. Darum habe ich auch gewiß den Platon nicht nachgeahmt, und von dem Vorwurfe dieser Nachahmung, welchen mir jetzt manche machen, die vor 10 Jahren kein größeres Lob und keinen größeren Ruhm für sich selbst gekannt hätten, wirst Du mich sicherlich freisprechen. Der Mittelpunct der Philosophie darf meines Erachtens kein

anderer seyn, als der des Lebens selbst, die innere Erfahrung, in welcher uns alles, sowohl äußere Gegenstände, als das Allgemeine in unserem Denken erst wahr und wirklich wird. Der Mensch ist ein Ebenbild Gottes darum, weil in ihm diese Gegensätze in einander aufgehen, wodurch er in seiner Nichtigkeit und Endlichkeit universell wird. So lange wir noch blos beziehen, sey es durch den Verstand, sey es selbst in unserem Wollen, wo wir das Gesetz und die Regel der Sittlichkeit den besonderen Anreizungen entgegensetzen, oder so lange wir noch unterscheiden, das Gefühl als unseren momentanen Zustand und das Denken, das dagegen nur zu allgemeiner Einsicht ohne unmittelbare Wirklichkeit führt, so lange sind wir immer noch in dem Gebiete der Erscheinung. Nur da verschwindet diese und mit ihr die ganze sogenannte wirkliche Welt, wo wir alle Gegensätze, die doch für uns nur als Gegensätze sind, in uns aufgehoben finden, und das ist der Moment, wo Gott in uns aufgeht und mit ihm die Wahrheit und die eigentliche ächte Wirklichkeit. Alles was wahrhaft ist, ist nur Offenbarung Gottes, und wir kennen kein anderes wahrhaftes Daseyn und Handeln als was in der beständigen Vernichtung unser selbst, d. h. unseres Scheines, besteht, damit jene Offenbarung frei hervorleuchte. Bei Gott wird es anders seyn: da ist das Nichts wirklich nichts, welches dagegen für uns das einzige Etwas ist, indem es uns erscheint.

Darum spreche ich am Schlusse des zweiten Julius von der That der Selbstvernichtung und Selbstoffenbarung

Gottes, als von dem einzigen Gegenstande der Philosophie, und in den folgenden Gesprächen wird dieser Gegenstand positiv und lebendig dargestellt und entwickelt werden. Unser lieber Freund Abeken wirft mir in seinem letzten Briefe vor, ich stellte in diesem Acte ein Symbol auf, das er sich als etwas Objectives denkt, als etwas äußerlich Hingestelltes, gleichsam eine äußere Begebenheit, und so etwas könne nicht zur Liebe begeistern, die unser ganzes Inneres erfüllen und das wahre Leben der Religion in uns seyn solle. Er will in jenem Symbol etwas Katholisches finden, in dieser Liebe aber das protestantische Princip. Er hat aber hier eine Trennung gemacht, die bei mir in der That gar nicht statt findet und die überhaupt nur in der Reflexion entsteht. Jene Begebenheit ist keineswegs blos eine äußere, insofern wir uns vorstellen, daß sie in Christus vorgegangen sey, sondern die Thatsache und das ewige sich überall und in jedem Momente in seiner Wirkung wiederholende Weltgesetz sind durchaus nur eins. So wie in dem Sohne und seinem Tode sich Gott in der sichtbaren Welt geopfert und diese ganz mit aufgehoben und als Schein vernichtet hat: so lebt der Vater in dem allgemeinen Bestehen dieser Welt immer fort und opfert sich in demselben in jedem Momente, indem er sich beständig von neuem als Sohn in den Schein herabläßt und sich in dem Bewußtseyn eines jeden von uns immer wieder als solcher vernichtet. Dieses aber ist es gerade, was wir die Liebe nennen, das lebendige Gefühl in uns, daß wir nur sind

weil Gott sich sein selbst entäußert, und daß wir doch immer bei ihm bleiben, weil er sich in dieser Entäußerung immer selbst aufhebt und seinen Schein vernichtet. — Ich weiß nicht, ob ich mich in der Kürze deutlich genug ausdrückte; es ist mir aber auch schon genug, wenn ich nur eine Ahndung von dem errege, was ich ferner durch Wissenschaft und Dichtung auszubilden und darzustellen gedenke, welchem Geschäfte ich mein Leben gewidmet habe.

Am 23sten Mai.

Aus dem, was ich Dir gesagt habe, wirst Du und vielleicht auch Abeken, wenn Du ihm diesen Brief mittheilen willst, ersehen, daß hier von einem solchen Symbol, das blos in einer objectiven Erscheinung bestände, wie es Abeken meint, gar nicht die Rede ist. Mein Hauptbestreben ist nur, uns aus dem intellectuellen Schematismus herauszureißen, der die neuere Philosophie von Cartesius an bis heute noch immer beherrscht. Die wenigen, die das Leben unmittelbar ergreifen wollten, waren Mystiker, und diese haben wieder andere Fehler begangen, indem sie größtentheils das gesetzmäßige Denken ganz an den Nagel hängten. Die heutige sogenannte Mystik (wie in Baader und in gewissen neu aufgekommenen Secten) ist noch viel aphoristischer und grundloser, als die ältere war, und giebt nur Zeugniß von der Impotenz des Zeitalters. Der überwiegende Hang geht dagegen entschieden auf das Fotale, so sehr man auch dagegen polemisirt, oder vielleicht gerade deswegen. Dahin

geht denn auch das jetzige Streben in der Religion. Ich habe nichts dawider, daß man die, welche gleißnerisch mit der Maske einer ihnen selbst unverständlichen Orthodoxie auftreten, in ihrer Blöße darstelle; wenn man aber wackere Männer blos deswegen, weil sie den Glauben suchen, weil sie die lebendige Gegenwart Gottes in der Religion zu erfassen sich sehnen und nicht leiden wollen, daß alles in kalte Staatssophisterei aufgelöst werde, geradezu verketzert, ja als mit einem Makel behaftet verschreiet, wie es dem edlen Harms geschehen ist, so ist das ein wahrhaft ruchloser Frevel, der auch seiner Strafe nicht entgehen wird. Ich nenne dies blos als ein Beispiel von der herrschenden kalten Ansicht und Behandlungsweise dieser Dinge, und — im Vertrauen gesagt — ich finde zuletzt in der Vereinigung der Confessionen, wie sie eingeleitet worden, nichts anders. Laß sie immer dabei vom Glauben reden; es liegen andre Grillen von politischer Einheit und sittlicher Leitung der Menschen und dgl. zum Grunde. Nicht deshalb verwerfe ich diese Vereinigung, weil nicht ein Lutheraner mit dem Reformirten gemeinschaftlich zum Abendmahl gehen könnte. Jeder weiß ja von beiden was der andere glaubt, und jeder kann sich dabei beruhigen, daß man auch bei dem Glauben des andern selig werden könne. Aber das ist das Gefährliche, daß wir die Ceremonie machen sollen mit dem klaren Bewußtseyn, es komme ganz und gar nicht darauf an, was man sich dabei denke. Was soll es denn bewirken als ein Band äußerer Einheit? Das ist gerade

recht das Mittel, überall persönlichen Parteieinflüssen das Feld zu öffnen, wenn man alles Höhere auf die äußeren Formen zurückführt und die innere Deutung dem Einzelnen überläßt. Da ist der Klügste, ja der Schlaueste der Meister, der es auslegen könnte wenn er wollte, es aber nicht thut, sondern an verborgenen Fädchen und durch einzelne laute Parteizeichen leitet, — dem die eitle und leere Menge um so enthusiastischer anhängt, je weniger sie sich dabei denkt. So wird die Herrschaft den Ideen entrissen und den Parteimeinungen nebst der gemeinen Klugheit in die Hände gespielt, und wie diese Herrscher sich selbst und alles um sich zuletzt aufreiben, das sollte wenigstens bekannt seyn.

Ich weiß nicht, liebster Keßler, ob Du diese meine Meinungen theilst; wenn Du sie aber scharf prüfen willst, so wirst Du, glaube ich, bald finden, daß sie nicht auf bloßen Meinungen beruhen. Meine Überzeugung davon ist fest begründet durch meine Erfahrungen in diesem Gebiete, so wie Dir gewiß gleichartige in dem der Staatsverwaltung genug aufgestoßen sind. Es rennt alles denselben Weg. Nun will ich mich nicht für den Mann ausgeben, der den raschen Schuß aufhalten könnte, und am wenigsten ist dies jetzt auch wohl durch Lehre möglich. Aber für meinen Beruf erkenne ich es, meine ganz entgegengesetzte Denkart, wie sie sich auch wissenschaftlich in mir begründet hat, durch alle Mittel, die mir zu Gebote stehen, auszusprechen und lebendig darzustellen. Vielleicht giebt mir Gott die Gnade, mich in der Resigna-

tion auf Ruhm und äußeren Einfluß noch weiter kommen zu lassen, als ich schon zu seyn glaube. Indessen wird aus dem guten Samenkorn wachsen was da kann und soll.

Auch in der Kunst geht es hier lustig zu. Die Stupidität wird täglich größer. An Müllnerschen Criminalgeschichten und Gewissensängsten hatte man noch nicht genug. Jetzt reißt die Ahnfrau von Grillparzer das ganze liebe Publicum hin. Gespensterangst, Räubergrauen und Nichtswürdigkeiten zwingen als Armirung den großen Frosch, zu zucken und sich zu krümmen. Aber wie muß er schon herunter seyn, um davon zu zucken, wie er thut! Das Stück ist, wenn Du es nicht etwa schon kennst, was man in besseren Zeiten „Schund" nannte, — dumm und schaal, leer an allen dramatischen Ideen, ohne Blick für das Leben, ohne irgend eine ausgeführte Empfindung, ohne Plan, ohne ein poetisches Bild, ohne Sprache, ohne Vers. Über die Gespenstererscheinungen, die manche hier aus ihren Sinnen geängstet haben, konnte ich nur lachen. — —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 18ten Mai.

Ich hoffe, Sie sind wohl und haben durch Hrn. S. meinen Brief erhalten; mir geht es schlecht: die Gicht quält mich übermäßig, sie ist in die rechte Hand gestiegen und hindert mich auch, wie Sie sehen, sehr am Schreiben. Ich sehe nun mit großer Freude einem Briefe

und Nachrichten von Ihnen entgegen; denn ich kann meine Besorgniß für Sie nicht überwinden. Ich habe in diesen Tagen nur wenig thun können; mit dem Hrn. **, der einen Vormittag bei mir war, habe ich eine luxuriöse Unterhaltung gehabt, wie sie einem nicht oft zu Theil wird, über seltene Editionen, Notizen aus der englischen und italienischen Litteratur von Raritäten, in denen er zu meinem Erstaunen viel gethan hat und schon sehr Bescheid weiß. Es giebt eine eigene Confectgegend der Gelehrsamkeit, und ich habe einige alte Gelehrte gekannt, die gar nichts anders mehr sprechen mochten; dieser junge Mann scheint fleißig, und ich wünsche nur, was ich ihm auch gesagt habe, daß er nicht alle seine Studien unmittelbar dem Publicum mittheilt.

Haben Sie nicht die Briefe über die Philosophie fortgesetzt? Gerade wo das Manuscript abbricht, das Sie mir mittheilten, müssen nun wichtige Erörterungen folgen. Wie gern spräche ich hier mit Ihnen, — wie sehr freue ich mich, Sie in Berlin zu sehen; doch muß mir durchaus erst wohler seyn, ehe ich an diese Reise denken kann, damit ich nicht in Berlin recht eigentlich krank werde.

Ich habe die Vorrede des S— zu seiner Ausgabe des Lohengrin gelesen, wo er auch den Parcival und Titurel charakterisirt. Es giebt doch nichts so Unersprießliches, als diesen Mißbrauch der Combinationsgabe, die sich am Ende aber auch jedem beibringen läßt, die sich jeder selbst, mit historischen und mythologischen Lexicis

zur Seite machen kann. Wenn auf dieſe Weiſe alles eins iſt, ſo giebt es ſo wenig ein Eins wie das All; ich kann mir vorſtellen, daß ein L'hombre-Spiel geiſtreicher und tiefſinniger iſt. Es iſt weit größere Kunſt, auch den geringfügigſten Gegenſtand in ſich ſelber recht klar zu entwickeln und intereſſant zu machen, als ſo altes und neues Teſtament, Mittelalter und Indien, Mythologie und Platonismus zu verknüpfen und eins mit dem andern abzuſchlachten. Was uns erſt als Körper und Gewißheit nahe ſteht, zerfließt in Schatten und man will uns beweiſen, aus dieſem ſey der Leib hervorgegangen; dieſer abſurdeſte Tod ſey das ächteſte Leben; ja wir werden als Dummköpfe behandelt, wenn wir uns dagegen ſperren möchten. So liegt auch im ABC alles und muß darin liegen; wer ſich aber darüber verwundert, zeigt nur, daß er ſelbſt die erſten Anfangsgründe noch nicht begriffen hat. — Wie ſehr weicht dieſe Anſicht dann auch von der ab, in welcher wir beide in dieſer Rückſicht einig zu ſeyn ſcheinen. Gerade was dem G— als das Antikſte darin erſcheint, kömmt mir als das Neuere vor. Die Schwierigkeiten liegen mir ganz wo anders. So muß es aber gehen, wenn man ſich mit einem allezeit fertigen Scharfſinn alles zu leſen gewöhnt und nur ſich ſelber ſtatt der Bücher lieſt. Und ſind denn einige andere bei mehr Gelehrſamkeit beſſer? Wenn morgen einer kömmt, der das Koptiſche oder Abyſſiniſche beſſer inne hätte, wie bisher vielleicht einer, ſo legt er ſeine Etymologie und Mythologie an und ſchafft uns ein neues Griechenland und

Mittelalter, Poesie und Kunst aus ganz andern Elementen zusammengesetzt. Nirgend ist Maß so nöthig wie in dieser Gelehrsamkeit. Hoffentlich hat dies Unwesen sich großentheils schon erschöpft. Ich dächte, es wäre auch hierüber Zeit, im Journale etwas Starkes zu sagen, und das könnten wir vielleicht beide gemeinschaftlich; man kann oft gut nachweisen, wo die Epidemie anhebt und was in ihr Gesundheit ist. Vielleicht schreibe ich auch einmal eine spaßhafte Parodie darüber, die vielleicht dann als Ernst bewundert wird. Das wünschte ich, daß Sie mir noch einmal bestimmter erklärten, was Sie mystisch nennen, da Sie den Ironie nur allegorisch finden. — Oft bin ich ganz klar über dieses, wie über andere wichtige Gegenstände, und dann schwanken mir die Begriffe wieder durch einander. — —

Solger an Tieck.

Berlin am 6ten Juni.

— — Aber mit Schmerzen habe ich aus Ihrem Briefe ersehen, daß Sie sich so übel befunden haben, und Ihre Stimmung kann mir auch nicht erfreulich vor. Es ist ein Elend um solche Kränklichkeit. Ich kann auch noch gar nicht ganz wieder zurechte kommen. Manchmal ist es recht gut, dann wird es aber wieder so, daß es mich an allem hindert. Jetzt ist es fast nur Kopfschmerz, aber ein anhaltender und ganz niederdrückender. Ich bade und trinke Karlsbader Wasser nach M's. Vorschrift und

arbeite nach ebenderselben auch nur wenig, was mir aber sehr ungelegen ist und mich oft ganz verstimmt. Die Gartenwohnung halte ich für ein Glück: in der Stadt würde ich mich gewiß noch viel schlechter befinden. Wenn es nicht bald besser wird, so werde ich im Herbst genöthigt seyn zu reisen. Meine Frau und Kinder gedeihen hier vortrefflich; die Großmutter ist aber auch oft unpäßlich. —

Was haben Sie zu der baierischen Constitution gesagt? Die sind klug, daß sie so rasch damit hervortreten: sie gewinnen die öffentliche Meinung in Deutschland. Zugleich thut auch wohl das ihrige die Angst vor den über den Kopf wachsenden Geschäften und Verpflichtungen. Es ist gut, daß sie manches den alten Verhältnissen nahe gelassen haben. Bei uns wird man endlich daran müssen, wenn kein Dank mehr damit zu verdienen ist. —

Fr. v. Raumer an Solger.

Breslau am 29sten Juni.

Nach 14tägiger Abwesenheit kam ich vorgestern wieder hier an und freute mich, Briefe von Freunden und Bekannten vorzufinden: denn ich bedurfte sehr solcher Zerstreuung und Erheiterung. Aber ich fand auch nicht einen: ein Zeichen, daß meine Freunde noch nachlässiger sind im Schreiben, als ich. Bessern Sie sich, aber entschuldigen Sie sich nicht: denn das nimmt nur den Raum

fort, den andern Dingen gebührt. Hätten Sie früher geschrieben, so würde ich in der Antwort mich umständlich über Ihre Gespräche verbreitet haben; jetzt hat die böse Zeit meinem Gedächtniß den Zusammenhang entführt, und Sie verdienen kaum, daß ich Ihnen im Allgemeinen sage: es habe bei mir viel zu sagen, wenn ich ein Buch zweimal lese. Es hat mir wo möglich das zweitemal noch besser gefallen als das erstemal; ich finde es nach Form und Inhalt gleich vortrefflich, und ich habe eine wahre Sehnsucht weiter geführt zu werden. So muß sich immer klarer ergeben, was in der herzlichen und tiefen Freundschaft schon verborgen lag, daß ich auch Ihrer Philosophie zugethan bin, oder das in mir zerstreut Umtreibende nur durch Sie Gestaltung und Einheit gewinnen kann. Zunächst muß mir als Historiker höchst willkommen seyn, daß Sie die Geschichte der Philosophie nicht um des letzten Systems willen zerschlagen, was mich gegen viele andere sogleich in eine feindselige Stimmung bringt. Nichts ist meiner Natur mehr zuwider, als wenn ein Götze an die Stelle der unendlichen geschichtlichen Mannigfaltigkeit gesetzt wird. Damit wird das Schwerste meiner ganzen Lebensarbeit, das Erkennen und Darstellen des Abweichenden und Entgegengesetzten, das Dramatische von vorn herein für albern erklärt. Doch ich will Ihnen keinen Brief, sondern nur einen Mahnzettel schreiben. Eine ordentliche Antwort wird mich erweichen; aber volle Lossprechung erhalten Sie erst im Herbste hier auf meiner Stube. Dann bringen

Sie Gespräche mit, und ich werde auch allerlei aufzutischen haben. —

Fr. v. Raumer an Solger.

Breslau am 12ten Juli.

— — Ich habe Tieck gebeten, mir die Bemerkungen über mein zweites Buch der Hohenstaufen zu schicken. Auf die Ihrigen erwiedere ich folgendes und bitte um eine gründliche Antwort:

1) „Wird man nicht sagen, das 1ste, 3te und 5te Buch, welche blos von dem Morgenlande handeln, stehen in keinem genügenden lebendigen Zusammenhange mit den übrigen, und lassen sich aus dem Ganzen herausschneiden?" — Warum ich diesen Einwand für ganz irrig halte, verschweige ich jetzt; aber fühlt's jeder so wie ich?

2) Wenn das Morgenland fast die Hälfte des dem Abendlande bewilligten Raumes einnimmt, ist es da nicht eher zu lang als zu kurz behandelt? Und wenn über noch nicht 200 Jahre des kleineren Theiles von Europa vier Bände geschrieben werden, ist dies nicht das Höchste, was bei dem wachsenden Umfange der Geschichte und nicht wachsender Lebensdauer geschehen darf?

3) Mit dem Wunderreichthum des muhamedanischen Morgenlandes sieht's zuletzt doch schlecht aus, und alles spielt in Einer Farbe. Eine größere Umständlichkeit führt nur zu langweiligen Wiederholungen. Mit Ausnahme von Nureddin und Saladin sind die Häupter ohne Lüge

gar nicht in Personen zu verwandeln. — Dies alles hat mich dahin gebracht, viele von meinen Auszügen zur Seite zu schieben, was mehr Mühe und Kopfbrechens verursachte, als das Langschreiben, wozu, wenn ich auch nicht selbst gesammelt hätte, Wilken so bequemen Stoff bot. Deshalb will ich mich bei neuerer Durchsicht aufs äußerste bemühen mit kurzen Veränderungen die Hauptfäden des morgenländischen Gewebes mehr hervorzuheben, kann mich aber bis jetzt noch nicht entschließen solchen Zusätzen einen irgend bedeutenden Raum zu bewilligen. Bei den Staats- und Ordensverhältnissen und dem zweiten Kreuzzuge bin ich weniger ängstlich verfahren, — am strengsten bei der unfruchtbaren kleinlichen Kriegsgeschichte, die zuletzt sich doch noch immer zu breit macht. Denselben Grundsatz muß ich besonders in den unzähligen italienischen Fehden beobachten, um z. B. viel Raum für die neue und umfassende Entwickelung der merkwürdigen Einrichtungen Friedrichs II. in Neapel zu gewinnen. Mit diesen bin ich gerade jetzt beschäftigt, und so mühsam und formlos auch diese Mosaikarbeit ist, so viel neues habe ich doch auf der anderen Seite zu meinem Troste aufgefunden. — Als Gegenstück zu dieser auch Friedrichs glanzvolles Hofleben und seine Bemühungen für Kunst und Wissenschaft umfassenden Darstellung, lasse ich die Bettelmönche folgen, in ihrer vollen Größe und ihrer Kleinheit. Eins von beiden ward zeither immer vorsätzlich übersehen. — Nichts ist schwieriger als die Anordnung und Stel-

lung solcher großen Massen, aber auch nichts lohnender, wenn es gelingt das Rechte zu treffen. — —

Das Turnen wird von manchen mit einer Leidenschaftlichkeit behandelt, als hinge die Wiedergeburt der Welt davon ab, und unter dem Namen des Altdeutschen wird wenig umgestaltetes Franzosenthum eingeschmuggelt oder doch mit jenem verwechselt. Es herrscht bei vielen Wohlmeinenden, wie bei Vielen die vollkommenste Unwissenheit darüber, was eigentlich deutsch sey, und einzelne Männer, die sie vom Hörensagen mit rühmen, z. B. Möser, müßten ihnen eigentlich als Narren erscheinen.

Bei dem gänzlichen Entsagen aller Journallesere beunruhigt nicht jeder Quark meine Kreise; aber durch den Rückschlag kommt immer noch zu viel von dem an mich, was die äußerste Oberfläche in Bewegung setzt und nach wenigen Tagen bedeutungslos verschwindet. Wer etwas tüchtiges leisten will, muß schlechterdings daheimbleiben und alle Kräfte auf einen Punct vereinigen. Thun dies indessen alle Tüchtigeren, so behalten die Stümper die Oberhand, wie sich z. B. in vielen kritischen Blättern auf jämmerliche Weise offenbart. In diese einseitige, geistlose Schreierei des Tags werden Göschens Karikaturen wie ein Kanonenschlag hineinfallen, und wenigstens das Recht vindiciren, nicht auf die Worte dieser schwören zu müssen, die keine Meister sind.

Wie geht's mit Hegel? Haben Sie ihn näher kennen lernen? Ich habe mir seine Encyclopädie gekauft;

aber das Lesen und Verstehen wird mir sehr sauer. Warum verstehe ich denn die Alten? Gehört diese Schwierigkeit zum Wesen der neueren Philosophie? Wo ist der Übergang aus solchem Esoterischen zu einer großartigen allgemeinen Mittheilung? Die Antwort, daß wir von den Alten nur die Popularphilosophie überkommen hätten, und z. B. noch ein anderer Plato im Hintergrunde liege, ist doch gar zu thörlicht. — Ihre Gespräche sind schneller ansprechend und verständlicher als Erwin. Glauben Sie, daß jene darum oberflächlicher wären? Ich glaube vielmehr, daß Sie dort mit größerer Meisterschaft die Form behandelt und ohne Verlust des Wesens die Übersicht erleichtert haben. Wie wenige von den schwer verständlichen Philosophen sind Herren der Sprache, und das Denken ist noch nicht völlig klar, wenn es mit der Sprache und dem Ausdruck im Mißverhältniß steht. — Doch mündlich hiervon mehr.

Die baierische Verfassungsurkunde las ich in Dobrau bei großer Zerstreuung, und habe insofern darüber noch kein bestimmtes Urtheil. Zweierlei hat mich aber gefreut: 1) daß die ganze schlechte französische Form von 1808 verworfen ist, 2) daß in Deutschland nicht alle Verfassungen nach Einem Zuschnitt gemacht werden, sondern in jeder Eigenthümliches hervortritt. Vielleicht sind wir dem großen deutschen Brei doch noch nicht ganz so nahe als manche wünschen. Freilich geschieht bei uns wenig; aber die Aufgabe ist auch schwieriger und muß gewiß anders gelöset werden, als in Würtemberg, Baiern u. s. w.

Dies Zögern hat wenigstens das Gute gehabt, daß die Ansichten, welche mir die thörichtsten zu seyn schienen, doch etwas aus der Mode gekommen sind, und die Pyramide wohl nicht von oben, und allein in Berlin, mit Vertilgung alles Örtlichen und Landschaftlichen gebauet wird. Weimar hat den Ruhm, daß hier zuerst die Verfassungsurkunde vom Stapel lief; aber das Ding ist auch schlecht genug: das lederne französische Schema in schlechtes Deutsch übersetzt. Leicht möchte die baierische unter den bis jetzt erschienenen die beste seyn; was ich aber nicht in abstracto verstanden wissen will, weil dies eben unverständig wäre. Verfassungen, für welche die Formel in China und Deutschland gleichmäßig paßt, sind taube Nüsse, an denen man sich aber doch die Zähne ausbeißen kann. — —

Solger an Hagen.

Berlin am 16ten Juli.

— Die jetzigen etymologischen Studien an und für sich betreffend, weißt Du schon, was ich davon halte. Es ist doch sonderbar, daß wir diesen Hang nach Etymologie und speculirender Mythologie überall eintreten sehen, wo das Höchste und Beste verfällt, vom Kratylus bis auf Porphyrius. Auch jetzt ist wenigstens keine wissenschaftliche Methode darin. Man hat nur die Außenseite der Sprachen aufgefaßt, wie sie etwa in lexicis und indicibus erscheinen, wenig aus durchgedrungenem Ver-

ständniß ihres Geistes. Dies ist die Art, wie durch wüstes Herumfahren aller wissenschaftlicher Geist untergraben wird. Mit der Mythologie ist es nicht viel anders. Auch hier faßt man nur eine Seite des Gegenstandes durch den bloßen Begriff auf, und findet daran freilich leicht Vergleichungs- und Beziehungspuncte genug, um sich durch Völker und Länder fortzuleiten; aber man sieht bei diesem Hin- und Herreisen auch nur das, was am Wege liegt. Den Hauptsatz, daß alle Systeme ursprünglich in einander gesteckt haben, kann und sollte wohl niemand ableugnen, nämlich ihrem Begriffe nach. Aber daß es so, wie man es sich denkt, jemals wirklich gewesen, das ist schlechterdings a priori undenkbar und historisch unerweislich. Schon das führt zu ganz falschen Zielpuncten, daß man diese Systeme unter den abstracten Begriffen auffaßt, wonach ihre Namen lauten. Es ist ganz ähnlich, als wenn jemand sagen wollte: „im Begriffe des Staats liegen alle Verfassungen, Demokratie, Aristokratie, Monarchie u. s. w., diese Einheit aller ist das Ursprüngliche, sie müssen sich erst später getrennt haben," und als wenn nun dieser durch die monarchischen und aristokratischen Elemente, die sich in Demokratien auffinden u. s. w., dies historisch zu beweisen glaubte. Hier ist sogar der Fragepunct der Wissenschaft verkannt. Dies ist meiner Überzeugung nach der jetzige Zustand dieser mythologischen Wissenschaft, und Kanne ist darin nicht besser als die übrigen. Dennoch bleiben seine Schriften lehrreich, wie die von Creuzer, — — der wirklich ein tüchtiger Phi-

lologe ist und sich deshalb auch weislich mehr beschränkt hat. Alterthumsforscher und Historiker in diesem unermeßlich weiten Gebiete zugleich zu seyn, halte ich für so gut wie unmöglich; die Arbeit sollte, wie überall sonst mit Recht geschieht, unter beiden getheilt seyn. — — Ich sehe leider wohl ein, daß die jetzige Zeit an solche Erscheinungen sich anschließen muß, aber sie wird es nicht lange. Sie greift überall so herum, und so wie sie für den Augenblick gesättigt ist, meldet sich die Leere, sie wird abgestumpft, und die Scheu vor dem Kern nimmt unbemerkt immer zu, bis wie weit, mag ich nicht sagen. —

Solger an Tieck.

Berlin am 17ten Juli.

Glauben Sie nicht, daß ich es verkenne, wie sehr ich in Ihrer Schuld bin. Ich bin es, der diesmal die Unterbrechung unserer Correspondenz verursacht hat. Aber ich hätte Ihnen wahrlich gern geschrieben, mich gern über manches, was uns beiden so wichtig ist, mit Ihnen unterhalten, wenn mich nicht mein körperlicher Zustand und meine daraus entstehende Stimmung immer gehindert hätte. Lachen Sie nicht, daß ich mich dadurch so unterjochen lasse! Ich kämpfe mit aller Macht dagegen an; aber noch kann ich es nicht bezwingen. Nunmehr kenne ich den Zustand, den Sie mir öfter beschrieben haben; denn auch ich bin zuweilen ganz gebrochen. Mein Hauptübel besteht in Schmerzen und Schwere in allen Glie-

dern und besonders in einem ganz übermannenden, lähmenden Kopfschmerz. Dazu kommt nun mein beständiger Kummer darüber, daß ich alle meine Arbeiten muß stecken lassen. Ich bin überzeugt, es wäre besser mit mir, wenn wir nicht wieder einen so saltsamen Sommer hätten; besonders wirken die häufigen Gewitter sehr nachtheilig auf mich. Noch setze ich meine Hoffnung auf Karlsbad, und noch mehr auf die Reise. Unser lieber Freund Schütz will auf derselben mit meiner schlechten Gesellschaft vorlieb nehmen, und gewiß wird er viel dazu mitwirken, mir die Reise so heilsam wie möglich zu machen.

Wenn ich an unsern schönen Plan mit dem Journal denke, so betrübt es mich recht herzlich, daß wir jetzt beide nichts dazu thun können. Vielleicht gibt uns der liebe Gott bessere Zeiten. Kommen diese, so wird mich der Gedanke an meine gegenwärtige gezwungene Unthätigkeit anspornen, nicht mit meinen Arbeiten zu säumen, sondern rasch ans Licht zu fördern, was ich dazu bestimmt habe.

Bin ich auf der Rückreise besser, so wollen wir in Ziebingen mehr miteinander sprechen. Die Meinigen sind gesund und grüßen Sie herzlich. Viele Grüße an Ihre Familie und sämmtliche Freunde.

Behalten Sie mich nur auch in meiner jetzigen Nichtsnutzigkeit lieb.

Solger an Tieck.

Berlin am 8ten August.

Erst heute, mein einzig theurer Freund, habe ich Ihren Brief vom 27sten v. M. erhalten, weil ich Sonnabend und Sonntag nicht im Universitätsgebäude gewesen bin. Da nun morgen früh schon die Post abgeht, so muß ich Ihnen nur sogleich antworten, wiewohl ich Ihnen nur noch nicht so bestimmt, wie ich wollte, schreiben kann. Ich werde aber das Übrige an Schütz nachfolgen lassen. — —

Meyer wird vermuthlich verlangen, daß ich sogleich nach Karlsbad gehe, und wirklich möchte es mir auch später nichts mehr helfen, und es wäre mir nun lieb, wenn ich heute oder morgen hätte reisen können. Vielleicht läßt es sich dann so einrichten, daß Schütz mich dort träfe. Doch über alles dieses, wie gesagt, schreibe ich ihm besonders.

Wie können Sie aber so viel gegen mich haben, und mich so ausschelten wollen? Und wie sollte ich Ihnen je Veranlassung gegeben haben, mich nicht mehr für einen so herzlichen Freund zu halten, wie ich es stets gewesen bin? Denken Sie doch nur, daß ich Zeiten gehabt habe, wo mir der Entschluß, auch nur ein paar Zeilen zu schreiben, viel kostete! Dabei habe ich mich immerfort gequält, meine Collegia zu lesen, und die dazu nöthigen, in solchem Zustande auch weit mehr Zeit kostenden Vorarbeiten zu machen. Und wann hätte ich denn wohl nicht mit Ihnen gefühlt, wie sehr solche Krankheitszustände Sie

vom Arbeiten abhalten müssen? Nie habe ich Sie deshalb beschuldigt, ja — wohl noch vertheidigt. Unsere Arbeiten sind ja nicht von der Art, daß man sie mit dem bloßen Vorsatze allein zwingen kann. Auch habe ich mich nie gerühmt das zu können oder zu wollen, wie ich mich denn überhaupt auf den Stoicismus, seit meinen Jugendjahren gar nicht mehr verstehe, und wohl weniger als ich sollte. Bei Nervenübeln ist man nicht im Stande seine Stimmung ganz zu beherrschen, und vollends, wenn man so ganz aus seiner eigenthümlichen Thätigkeit und der Verfolgung der besten Entwürfe dadurch herausgeworfen wird. Dieses ist es, was mich vorzüglich kränkte, wenn ich zweifeln mußte, ob ich der Welt je würde zeigen können, daß hinter dem, was ich begonnen und angekündigt habe, etwas Tüchtiges stecke. Und gegen Sie sollte ich undankbar seyn können? Sie haben mir mit wenigen andern den Glauben an meine Kräfte erhalten, jetzt und schon früher. Von der Wahrheit meiner Meinungen bin ich auf das innigste überzeugt, und keine Zeit und kein Leiden wird mir diese Überzeugung rauben. Aber meine Fähigkeit, sie irgend zur Überzeugung anderer darstellen zu können, habe ich nur allzu oft bezweifelt; ja ich hätte oft alles aufgeben und wegwerfen mögen. Vielleicht kehrt mit der Gesundheit auch der Muth zurück. — Seit etwa drei Wochen ist mir merklich besser. Ein Aderlaß und die darauf von Meyer verordnete Medicin scheinen doch gut gewirkt zu haben. Das Kopfweh ist fast ganz weg, meine Stimmung ist auch besser;

nur habe ich immer noch Schwere in den Gliedern, und kann nicht lange dauernde Anstrengung aushalten. Vielleicht nimmt Kurbad und die Reise auch dieses weg.

Ich bin Ihnen noch über manches Antwort schuldig, vorzüglich über Parcival und Titurel und über den Unterschied von Mystik und Allegorie. Wenn ich mich hierüber nur kurz fassen könnte! Ich finde, wie ich sage, den Parcival noch immer mehr allegorisch als mystisch. Beides gehört allerdings zusammen, und die Mystik macht das eigentliche Innere sowohl der Allegorie, als des Symbols aus, welche mir, wie Sie wissen, die beiden Formen sind, durch die sich das Ewige in der Kunst darstellt. Nun besteht die Mystik in der Erkenntniß und Darstellung der unmittelbaren Gegenwart des Ewigen in jenen beiden, so wie überhaupt in der Wirklichkeit, und die höchste Mystik würde meines Erachtens die seyn, welche die ganze Wirklichkeit ohne weitere Deutung und Zurückführung auf Begriffe oder Bildungen der Phantasie, als Offenbarung faßte, wozu uns der Eingang durch das Christenthum eröffnet, oder welche vielmehr selbst das Christenthum ist. Aber wo wird das rein von uns verstanden und in stets gegenwärtiger Anschauung gehegt? Immer fühlen wir den Trieb, es uns durch einzelne Symbole vorzugsweise zu vergegenwärtigen, oder durch Allegorie in Bedeutung zu verwandeln. Wo nun dieses Streben überwiegt, da bleibt uns immer noch ein von dem Wirklichen verschiedenes Ideal. Nur das Bedeutende wollen wir da, und müssen dieses eben deshalb

wieder von der Bedeutung sondern. Es kann uns nicht beides, wie in der Offenbarung und Mystik, ganz zusammenfallen. Da aber alle Religion nur auf jener Lebendigkeit Gottes in dem wirklichen Daseyn beruht, so wird jede allegorisirende Darstellung eben deshalb sogleich etwas neben der Religion, etwa ethisch oder physikalisch u. s. w. Und so scheint es mir im Parcival. Es wird darin alles zuletzt so bedeutend, daß die Wirklichkeit selbst, ohne Bedeutung, gar nichts mehr ist, und sich so auch das lebendige Bewußtseyn unsers ewigen Verhältnisses zu Gott in eine Bedeutung oder Beziehung auflöst. Dies ist wohl nicht sehr verständlich? Nächstens ein Mehreres.

Ich sollte hierauf nicht von der Sappho des Herrn Grillparzer sprechen. Aber ich muß dieser Farce doch erwähnen, weil sie und der Beifall, den sie findet, doch zu merkwürdig ist. Ich sah sie neulich mit meiner Frau; wir dachten darüber zu lachen: es verging uns aber vor langer Weile. Es war die fünfte Vorstellung, das große Opernhaus gedrängt voll, und alles entzückt und kaum athmend vor Aufmerksamkeit und Bewunderung. Dieser Mensch hat es erst recht getroffen, die schlechten Neigungen der gegenwärtigen Zeit in Beschlag zu nehmen, wie Kotzebue im Anfang die der steinigen. Die unselige Interessantigkeit, wie ich es zu nennen pflege, das ekelhafte Kokettiren mit Talenten und sogenanntem Geist, der vermuthe Hochmuth darauf, der alles Edle und Wahre in der menschlichen Natur besudelt und verhöhnt —: das sind seine höchsten Ideen. Sappho, eine widrige, alternde

Kokette, hat durch ihren Ruhm und olympischen Sieg einen dummen Jungen, Phaon genannt, in sich verliebt gemacht, und bringt die Beute auch gleich mit nach Hause, um den so Erworbenen als Geliebten und Gemahl zu verbrauchen. Gleich beim Ankunftsmahle steht der Bursche vom Tische auf, findet draußen eine hübsche, die Sinne besser reizende Zofe, und führt mit ihr vor den Augen und Ohren des Publicums eine Unterhaltung, wie wohl ein junger Herr pflegt, der mit den Kammerjungfern handgreiflich scherzt. Über Umarmung und Kuß ertappt Sappho die beiden und ist nun auch gleich wild vor Eifersucht, obwohl sie selbst zuerst das Mädchen auf Phaons Reize aufmerksam gemacht, um sich selbst an ihr auf eine fast ekelhafte Art zu erwärmen. Der Bursche ist, ertappt, gegen sie auch gleich grob und roh, obwohl er erst gar nicht sein Glück fassen konnte, daß ihn die berühmte und interessante Sappho auch berühmt und interessant machen wollte. Indeß entschließen sich beide endlich Mittagsruhe zu halten. Nachdem sie einen Zwischenact verschlafen, sucht Sappho alle mögliche Trostgründe hervor; sie erschöpft sich in gemeinen Reflexionen über die Art der Männer zu lieben, — wie sie wohl mit einer Kammerjungfer schäckern und das doch nichts weiter zu bedeuten hat, — und so beruhigt und besonders auf ihren Ruhm und ihre Vortrefflichkeit pochend, weckt sie den süßen Verräther, wie sie ihn nennt, der aber in seiner Mittagsruhe von der jungen, frischen Melitta geträumt hat, und sie mit diesem Namen zu ihrem Schrecken empfängt. Doch

was schildere ich weiter diese Lumperei! So geht es von einer Gemeinheit zur andern fort. Sappho entschließt sich endlich das Mädchen nach einer andern Insel zu schicken; aber Phaon geht dafür mit ihr davon. Sie läßt beide wieder einholen, wie in Belmont und Constanze, und nach allem diesen tritt sie denn mit großem Pomp auf und prahlt, „für sie sey das doch nichts gewesen; das Göttliche müsse sich nicht mit dem Gemeinen, Irdischen vermengen, sondern wieder zum Göttlichen zurückkehren". Die beiden Liebenden (!!!) stehen dabei wie dumm und verdutzt, und kein Mensch merkt, was sie vorhat, bis sie sich denn zur Gottheit aufschwingend ins Wasser plumpt. — Dabei keine Sprache, kein savoir faire, kein erträgliches poetisches Bild: kurz, alles bloß, schlecht und gemein!

Und dies hat dann nicht allein das große Publicum hingerissen, sondern auch in unseren gebildeten Zirkeln wenigstens schöne kritische Disputate erregt. —

Solger an seine Gattin.

Karlsbad am 17ten August.

— Den letzten Tag in Dresden, Donnerstag, bin ich noch zweimal auf der Gallerie gewesen, Vormittag und Nachmittag. Vielleicht hat mich dies auch etwas zu sehr angestrengt. Vormittag saß ich nachher noch mit Schütz eine Weile auf der Zwingerterrasse, wo uns ein häßlicher kalter Ostwind anwehte. — Gegen Abend

machten wir einen Besuch bei dem Herrn von Malsburg, dessen Du Dich wohl aus den Erzählungen Schützens und der Barbeleben erinnern wirst. Er hat eine allerliebste Wohnung im italienischen Dörfchen und ist ein recht angenehmer Mann. Wir kamen bald in ein lebhaftes und interessantes Gespräch. Der erste Band seiner Übersetzung des Calderon wird Michaelis erscheinen. Unter andern kamen wir auch auf Herrn Schikaneder und die Sappho; Malsburg war ganz erstaunt, als er mich darauf losziehen hörte, da er mit der ganzen schönen Welt von Dresden im Kriege darüber liegt. —

Solger an seine Gattin.

Karlsbad am 28sten August.

— — Es ist recht schade, daß wir des Wetters wegen die schöne Gegend nicht besser genießen können, obgleich wir uns nicht dadurch hindern lassen Vor- und Nachmittags große Spaziergänge zu machen. Die Umgebungen von Karlsbad sind doch weit schöner als ich mir anfänglich dachte, und so viel reicher und mannigfaltiger als die von Liebenstein. Auch braucht man gar nicht immer zu klettern: es giebt auch fast ganz ebene und recht weite Wege, und die steilsten Höhen sind durch schlängelnde Wege bequem zugänglich gemacht. Das Schönste, was bequem zu Fuße erreicht werden kann, haben wir schon gesehen. Sehr schön ist besonders der Hirschsprung, den wir am Donnerstage erstiegen. Dies

ist ein sehr schroffer, dicht über der Stadt hervorragender hoher Fels, oben, wie fast alle hiesigen Höhen, mit einem großen Crucifix geziert, und besonders merkwürdig in der Geschichte des Gesundbrunnens. Von hier sprang nämlich ein Hirsch herab, den Kaiser Karl IV. auf der Jagd verfolgte, und als die Jäger ihn unten in der Tiefe suchten, fanden sie den heiß aus der Erde springenden Sprudel. Von diesem Felsen hat man eine sehr weite und großartige Ansicht des Erzgebirges, und gerade vor sich sieht man in die Gassen des Städtchens hinab. Auf dem Hirschsprung trafen wir Curgäste, die uns von dem Orcane und Waldbrande erzählten, wovon wir, wie Du Dich erinnern wirst, in der Zeitung lasen. Es muß ein fürchterlicher Tag gewesen seyn. Die Flamme des Waldbrandes hat schon über die mit Tannen bedeckten Berge, die sich dicht über dem Städtchen erheben, hinübergeschlagen, und unten hat man vor Rauch kaum zehn Schritt weit sehen können. Fürsten und Bettler sind in den Straßen durcheinander gelaufen; viele haben einpacken, anspannen lassen u. s. w. Noch habe ich die Stelle des Waldbrandes nicht gesehen, will aber nächstens hingehen. — Vorzüglich schön ist auch der Spaziergang auf der Prager Chaussée, die mit ungeheurem Aufwande und Arbeit, einem alten Römerwerke gleich, schneckenartig die höchsten Berge hinaufgeführt ist. Die Schnecke bei Jena ist nur ein Spielwerk dagegen. Ich wandelte diesen Weg gestern Vormittag allein; denn oft mache ich auch einsame Wanderungen, weil ich mir da-

bei am besten das liebe Bild meines treuen Weibes, meines zweiten Ichs, vergegenwärtigen kann. Ich stieg von der Chaussee auf einem steilen Fußsteige in das Thal hinab zu dem sogenannten Säuerling, einem kalten Sauerbrunnen, der auch auf eine merkwürdige Weise, in der Nähe so vieler heißer Quellen, nur einige hundert Schritte von der Stadt entspringt, und, Blasen werfend wie Champagner, aus der Erde hervorgährt. Beständig denke ich daran, wie Dein offenes Gemüth an allen diesen Naturmerkwürdigkeiten Antheil nehmen würde, wenn ich so glücklich wäre, Dich hier immer bei mir zu haben. — —

— Göthe lebt sehr eingezogen, hauptsächlich weil er sehr leidet; nur zuweilen kommt er an den Neubrunnen oder an den Sprudel. Schütz stellte mich ihm vor; er war sehr freundlich, und erkundigt sich auch immer, wenn er mich sieht, theilnehmend nach meinem Befinden. Wir haben gestern Nachmittag mit ihm einen fast drei Stunden langen Spaziergang nach einem benachbarten Dorfe gemacht. Da Weiß dabei war, so war das Gespräch größtentheils mineralogisch; er wußte es aber doch allgemein genug zu halten, und benahm sich überhaupt auf die einnehmendste Weise, gar nicht abstoßend, wie man ihn oft schildert. Aber verändert hat er sich, seit ich ihn in Jena sah, so sehr, daß ich ihn von selbst nicht wieder erkannt hätte. Es ist mir doch lieb, daß ich von der sinkenden Sonne noch einige Strahlen selbst gesehen habe. —

Solger an die Frau von Gröben.

Karlsbad am 30sten August.

Sie wissen, theure Mutter, wie sehr meine Stimmung durch das lange Kränkeln gelitten hat, und es konnte auch wohl nicht anders seyn, da ich so zur Unthätigkeit verdammt war, und überdies die Nerven selbst einen so unmittelbaren Einfluß auf das Gemüth äußern. Es war daher auch natürlich, daß ich hier die erste Zeit viel mit meinem Zweifel und Unglauben zu kämpfen hatte. Jetzt hoffe ich jedoch, daß mir die Cur ganz vortheilhaft seyn wird, wenn ich auch immer noch viel auf die Nachwirkung rechnen muß.

Der Aufenthalt in Carlsbad ist bei den strengen Gesetzen der Cur noch ein wenig langweilig; um so lieber ist es mir, meinen lieben Freund Schütz hier zu haben, mit dem ich wirklich fast brüderlich lebe. Wir wohnen sehr gut und für die hiesigen Verhältnisse auch nicht theuer, und sind in unseren Vergnügungen und allem unzertrennlich. Die Gegend von Karlsbad ist über meine Erwartung schön und mannigfaltig, wenn man nur, wie wir, die Mühe nicht scheut, hohe Berge und Felsen zu ersteigen. Da wir beide die Natur lieben, so genügen wir gern der Vorschrift, uns recht viele Bewegung zu machen, die so sehr zur Wirkung der Cur beitragen soll. Heute Nachmittag sind wir nach dem Dorfe Hammer (fast so weit wie Charlottenburg) gewandert und haben dort mit Herrn Geheimenrath Berends, der aber den Weg zu Wagen gemacht hatte, unsern Kaffee getrunken. — An-

genehme Gesellschaft haben wir sonst eben nicht mehr viel hier. Mit Göthe sind wir einige Male zusammengekommen und haben sogar einmal einen recht weiten Spaziergang mit ihm gemacht. Es ist zum Erstaunen, welche Kraft und Lebendigkeit des Geistes sich dieser wunderbare Mann erhalten hat. Es freut mich, daß ich doch einmal näher mit ihm zusammengekommen bin, obgleich ich mich wohl nie so mit ihm verständigt hätte wie mit meinem Freunde Tieck, mit dem ich mehr aus einerlei Stoff gemacht bin. Vorgestern war Göthe's 69ster Geburtstag, und es wunderte mich, daß hier gar nicht davon Notiz genommen wurde. Schütz und ich brachten noch einige Verehrer des großen Mannes zusammen, und mit diesen gemeinschaftlich haben wir ihm wenigstens eine Abendmusik gebracht, welches ihn, nach der Versicherung des Dr. Rehbein, der sein Begleiter ist, sehr gerührt haben soll. —

Madame Catalani ist hier gewesen, hat aber, seit wir hier sind, nicht mehr gesungen, und ist jetzt nach Eger gegangen. In der allgemeinen Zeitung steht eine Geschichte von ihr, der Frau von Bombelles und Göthe, wovon auch nicht ein Wort wahr ist.

Wir werden, denke ich, morgen über acht Tage von hier abreisen und zwar zunächst nach Prag. Ob Schütz mich auch von da nach Breslau begleiten kann, ist noch ungewiß; ich denke indessen diese Reise auf jeden Fall noch zu machen, weil ich nichts unterlassen will, was zur Unterstützung der Cur beitragen kann. —

Solger an seine Gattin.

Karlsbad am 2ten September.

— — Am Sonnabend machten wir beide, Schütz und ich, uns den Spaß, in das Schauspielhaus zu gehen, um doch auch einmal die vortreffliche Schantrachische Truppe zu sehen (ist der Name nicht schon hübsch?). Wir hatten lange auf ein recht schönes, großartiges Stück gewartet, und so wählten wir denn Kotzebue's Kreuzfahrer. So etwas lernt man, wie ich immer sage, erst durch solche Schauspieler ganz verstehen. Vorzüglich die Männer unter den Schauspielern gaben uns in den edelsten Scenen viel zu lachen. Wir waren beide in einer Loge ganz allein und machten es uns so bequem, wie es ein Curgast nur immer verlangen kann. —

Solger an seine Gattin.

Karlsbad am 7ten September.

— — Den Sonnabend wurde ein Schauspiel gegeben: Thaddädl, der dreißigjährige Abcschütze. Wir dachten in diesem Fache die Schauspieler auf ihrem Felde zu finden, und eine Nationalposse recht eigenthümlich spielen zu sehen, weshalb wir nicht allein selbst hineingingen, sondern auch den größten Theil der uns bekannten Curgäste dazu verleiteten. Das Stück mag auf dem Wiener Kasperletheater recht gut seyn; hier wurde es aber doch gar zu elend aufgeführt, und man merkte es den Schauspielern nur zu sehr an, daß es nicht einmal

ihr eigener Geist und Dialekt war, sondern daß sie es nur schlecht nachmachten. Sie sind gewiß aus verschiedenen Ländern zusammengelaufen, und überdies so abgehungert, daß man durch den abgezwungenen Spaß überall Noth und Kummer durchschimmern sieht. —

Solger an seine Gattin.

Prag am 11ten September.

Wie Du siehst, haben wir unseren Entschluß ausgeführt, Karlsbad Mittwoch den 9ten zu verlassen. Es thut meinem Gemüthe wohl, daß ich wieder auf der Reise bin; denn ich habe dabei immer das Gefühl, Dir wieder näher zu kommen. — —

— Wir fuhren mit einem Karlsbader Fuhrmann ganz vortrefflich. Erst ging es die Chaussee steil hinauf, und wir hatten noch die schönsten Aussichten auf die Gebirge; dann kamen wir vor den Ruinen der alten Feste Engelhaus vorbei, die auf einem einsamen steilen Basaltfelsen prächtig emporragen. Das Land, durch welches wir fuhren, ist ganz eigenthümlich gestaltet: überall sieht man waldbedeckte Felsen und Berge; man fährt immer auf beträchtlichen Höhen, zwischen welchen tiefe Thäler hindurchgehen. Links behält man fast immer am Horizont den Anblick der fernen blauen Berge des Erzgebirges. Von Zeit zu Zeit sieht man in einiger Entfernung vom Wege die prächtigen Schlösser und Parks der böhmischen Großen. Die Chaussee selbst ist vortrefflich einge-

richtet, und bei jedem steilen Rande mit starken Geländern versehen. Abends um acht Uhr kamen wir nach Neutsch, zehn Meilen von Karlsbad, wo mir, obgleich es nur ein Dorf ist, ein recht gutes Nachtlager fanden. Überhaupt sind hier die Wirthshäuser auf den Dörfern so gut, wie in unsern kleinen Städten; so auch in Libenz, wo wir recht gut zu Mittag aßen. Städte giebt es auf diesem Wege nur wenige und sehr kleine. Die meisten Leute, die man antrifft, sprechen gar nicht deutsch, sondern nur böhmisch; ich hatte nicht geglaubt, daß diese Sprache noch so herrschend sey. Von Neutsch fuhren wir um sechs Uhr ab. Die Gegend war auf dieser Tagereise insofern anders, als nicht mehr so viel Wald zu sehen war. Der Boden ist von der herrlichsten Fruchtbarkeit, besser vielleicht als im Oderbruche. Mittag machten wir auf dem Dorfe Stryadoklut, und um vier Uhr kamen wir in Prag. Wir kamen herein zum Hradschin, welches die Citadelle ist, die auf der Höhe liegt, aber jetzt die prächtigsten Gebäude enthält, und fuhren dann über die reichverzierte Moldaubrücke, die beinahe so lang ist, wie die Dresdner Elbbrücke, in die Altstadt, wo wir in dem rothen Hause ein gutes Quartier fanden.

Prag gewährt einen herrlichen Anblick: es hat durchaus einen großstädtischen und dabei sehr alterthümlichen Charakter. Es erinnerte mich an Cöln, nur daß man hier das Slawische durchsieht. Die Stadt hat unzählige Kirchen und noch weit mehr Thurmspitzen, als Cöln jetzt hat; es starrt wie ein Wald. Die Straßen sind meist

krumm und eng; doch giebt es auch einige breitere und einige schöne große Plätze. Die meisten Gebäude sind von festem Sandstein oder Basalt, und die an den Plätzen sind meist von kolossalem Umfange und Höhe. Diese großen, höchst imposanten Gebäude sind theils öffentliche, theils die Paläste der böhmischen Fürsten und Grafen, Kinsky, Colloredo, Lobkowitz, Gallas u. s. w. Man sieht hier doch noch Paläste, die wirklich von großen Familien bewohnt, und noch nicht an Cafetiers und Restaurateure vermiethet sind. In mehreren finden sich auch Kunstsammlungen, die wir noch sehen werden.

Nachdem wir uns gestern gesäubert und Kaffee getrunken hatten, gingen wir ins Schauspiel, welches hier von den böhmischen Ständen erhalten wird. Das Haus ist nicht groß und auch nicht schön eingerichtet. Wir sahen ein albernes kleines Stück von Kotzebue und den Dorfbarbier. In dem letzteren vermißten wir freilich Unzelmann und Ambrosch.

Solger an seine Gattin.

Aussig am 12ten September.

Hier sitze ich nun, mein einzig Liebstes, in dem kleinen, stillen, zwischen Felsen und waldigen Bergen an der Elbe gelegenen Städtchen Aussig, und fühle mich hier recht zufrieden; weil ich hier, nach dem Getriebe der vorigen unruhigen Tage, recht ordentlich an Dich denken, und Dir mit mehr Ruhe schreiben, wenigstens einen

Brief an Dich anfangen kann. Daß ich hier bin, rührt besonders daher, daß ich erstens gern Töplitz sehen, zweitens mit Schütz länger zusammen bleiben wollte: denn dieser hat seinen Wagen von Dresden aus hierher bestellt, um sich hier von mir zu trennen. Leider ist er aber noch nicht eingetroffen. Daß ich den Umweg gemacht habe, gereut mich in keiner Hinsicht. Töplitz verdient es, und das kleine Aussig wohl noch mehr. Morgen reise ich von hier allein weiter, und zwar auf dem nächsten Wege, wenn er auch etwas gebirgig ist, nach Nachod, von da über Reinerz nach Glatz, und so nach Breslau. Vier Tage werde ich bis dahin wohl brauchen, denn ich will mich nicht übermüden.

Mein Befinden war die letzte Zeit nach Verhältniß recht gut, und das Herz ist mir wieder froh geworden durch die schöne Hoffnung, mit dem gewissen Gefühl der Genesung zu Dir zurückkehren zu können. In Prag habe ich mich tüchtig getummelt, ungefähr wie damals in Cöln, und es ist mir ganz gut bekommen. Auch gestern auf dem Wege von Prag nach Töplitz war mir ganz behaglich. Nur heute fühle ich wieder etwas von den alten unangenehmen Empfindungen, doch nicht stark, und gewiß ist der gestrige Sturm daran schuld. Wenn die Anfälle nicht stärker kommen, will ich zufrieden seyn. Freilich habe ich immer noch eine gewisse Spannung in Kopf und Gliedern gehabt, aber doch nur sehr wenig.

Wenn ich so etwas recht Schönes sehe, die schöne

Stadt Prag oder die schönen Gegenden nachher, so ist mein Genuß immer mit einem wehmüthigen Gefühle verbunden, daß Du nicht dabei, und so weit von mir getrennt bist, daß Du vielleicht mit Sehnsucht oder Sorge an mich denkst.

— — Sonnabend Vormittag besahen wir einige Kirchen, besonders die merkwürdige Domkirche auf dem Hradschin. Nachmittag gingen wir nach dem Wischerad, der uralten Burg und dem alten Königssitze, und dann sahen wir die Ahnfrau. Die Schauspieler zeigten sich hier recht gut und weit besser, als in Berlin. Sonntag lernten wir den sehr merkwürdigen Baron Schauseld kennen, der mit uns herumfuhr, und uns die ständische Bildergallerie und das Kloster Strahov nebst dessen Bibliothek zeigte, uns zu Mittag mit zu sich nahm, und Nachmittag mit uns nach den Wimmerschen Anlagen, einem Lustorte, ging. Montag von Prag nach Töplitz. Heute Nachmittag von Töplitz hierher. —

Solger an seine Gattin.

Trautenau in Böhmen, an der schles. Gränze, am 18ten September.

— Von Prag Dir ganz vollständig zu berichten, das würde einen zu dicken Brief machen. Ich habe nur an Ort und Stelle flüchtige Notizen in meine Schreibtafel eintragen können. Die Stadt hat viele und große Merkwürdigkeiten. Wir würden noch mehr davon gesehn haben,

wenn wir bessere Führer gehabt hätten. Aber die Prager Herren wußten selbst nicht recht Bescheid, was jedoch auch daher kommen mag, daß bei dem dortigen aristokratischen Wesen nichts eigentlich ganz öffentlich, sondern alles von den Großen abhängig ist, und entweder diesen Fürsten und Grafen oder den geistlichen Corporationen gehört. Selbst die ständische Bildergallerie ist nur aus Gemälden zusammengesetzt, welche den großen Herren angehören, und von ihnen dort hingeliehen, nach Belieben aber auch wieder zurückgenommen werden. In dieser Gallerie habe ich herrliche Sachen gesehen, meistens aus der italienischen Schule; es sind aber auch treffliche altdeutsche da, nur waren sie noch nicht alle aufgestellt, sondern lagen übereinander. Noch mehr Schönes würde man sehen, wenn man in die Paläste der Großen gelangen könnte; besonders sollen der Fürst Colloredo, der Fürst Lobcowitz und andere viel dergleichen, und der erste auch eine schöne Bibliothek besitzen. Aber die Herren sind alle entweder in Wien oder auf ihren Gütern, und man kann nichts zu sehen bekommen. —

Das Prager Schauspiel muß nach der Probe, die wir an schlechten Stücken gesehen haben, für die jetzige Zeit sehr gut, und wenigstens weit besser seyn als das Berliner. In der Ahnfrau spielten alle Schauspieler so, wie bei uns nur äußerst wenige; alle hatten wenigstens eine gebildete Sprache. Es ist schade, daß der Director Liebich, den Tieck auch so hoch schätzte, so früh gestorben ist. Man kann auch hieran sehen, daß sich die Theater

noch immer am besten erhalten, die auf Privatunternehmungen beruhen. — —

Die Böhmen sind äußerst gutmüthige Menschen. Dies machte mich, besonders auf der einsamen und oft sehr beschwerlichen Reise von Außig bis hierher, immer heiter und froh, wenn mir auch zuweilen über die Theurung, die schlechten Wege, das schlechte Wetter und die böhmische Sprache die Geduld reißen wollte.

Von Außig ging ich den Mittwoch über Lowositz, Leitmeritz und Ausche nach Hirnsen, nur acht Meilen, und doch bis Abends acht Uhr, so daß ich im Finstern in's Quartier kam. Theils waren die Wege so schlecht; theils mußten die Pferde zuweilen erst von der Saatbestellung geholt werden. Doch hatte ich an diesem Tage meist schönes Wetter. Von Außig bis Lowositz bin ich fast ganz zu Fuße gegangen, drei Meilen, wegen des engen, halsbrechenden Gebirgsweges, der immer dicht neben der Elbe hingeht. Aber ich wurde reichlich entschädigt durch die herrliche Gegend, ähnlich den Rheingegenden nach Coblenz hin, nur nicht so großartig und nordischer. Die Elbe bricht sich ihren Weg durch waldbewachsene Gebirge und schroffe Felsen, auf deren einem die prächtigen Ruinen der Burg Schreckenstein weit hervorstehen. Nach Lowositz zu wird es freier, aber immer mit der Aussicht auf prächtige Gebirge mit hoch emporragenden kugelförmigen Gipfeln. Leitmeritz liegt in derselben Umgebung am andern Ufer der Elbe, die ich auf einer Fähre passirte und dann verließ. Von den Höhen

über Leitmeritz ist der Anblick der Stadt, des Flusses und der den Gesichtskreis schließenden Bergkuppen außerordentlich schön. Nunmehr hatte ich Chaussee und ruhte im Wagen aus, mit dem beständigen Blick auf schöne Gebirgsmassen, Wälder, Schlösser, Ruinen und Dörfer zur Linken. Hirnsen, wo ich die Nacht blieb, ist ein Dorf, doch das Quartier erträglich. Von hier ging es gestern über Hänenwasser, Münchengrätz, Sobotka nach Gitschin, eilf Meilen, fast durch lauter Besitzungen des Grafen Waldstein, der zu Münchengrätz ein prächtiges Schloß hat, wie etwa ein kleiner deutscher Fürst. Auch hier sieht man immer noch schöne Gebirge; aber das trübe Wetter, das Nachmittag gar Regenwetter würde, verhüllte mir vieles. Gleich hinter Hirnsen sah ich den Habichtstein, einen ganz einzeln stehenden großen Sandsteinfelsen, oben breit, unten spitz, wie ein umgekehrter Kegel, und oben ausgehöhlt, und zu einer kleinen Veste ausgehauen, mit Zimmern und Treppen, ohne alles Mauerwerk, — dann das alte Schloß Bösig auf einem hohen waldigen Berge, und hin und wieder einzelne Thürme, Kirchen und Kapellen auf den Bergspitzen. Die Wege waren sehr schlimm, und noch schlimmer, da ich zweimal Postillone hatte, die den Weg nicht wußten. Mit dem einen verirrte ich mich in einem großen Walde, bei dem Schlosse Bösig, und mußte einen Holzhauer, der mir zum Glück begegnete, eine Meile weit als Wegweiser mitnehmen. An diesem Tage habe ich drei bis vier Meilen zu Fuße gemacht. Die Wege waren fast wie jene berühmten

bei Lippstadt, nur mit dem Unterschiede, daß sie zum Theil über hohe und steile Berge auf und abgehen, und meistens aus Hohlwegen mit schmalem Geleise bestehen, wo mein breiter Wagen immer auf der einen Seite hoch gehen, und mit der andern den Boden, der oft felsig war, streifen mußte. Nur seinem tüchtigen Bau verdanke ich, daß keine Achse gebrochen ist. Zum Glück hatte ich die letzten Stationen fast ganz Chaussee, und konnte mich im Wagen, zum Theil schlafend, ausruhen. Auch hatte ich in der schon ansehnlichen Kreisstadt Gitschin ein gutes Nachtquartier, wo ich sehr sanft geschlafen und von Dir geträumt habe. Eine große Noth machten mir gestern und heute einige Postillone, die kein deutsch verstanden, und denen ich mich nicht verständlich machen konnte. — In Gitschin theilen sich die Straßen. Wegen des fortdauernden schlechten Wetters, das kalt, stürmisch und naß blieb, entschloß ich mich nicht über Glatz zu gehen, sondern den kürzeren Weg über Landshut zu nehmen, und bin daher heute über Neupacka und Arnau hier angelangt. Ich habe heute nur sechs Meilen gemacht, und bin nach fünf Abends hier eingetroffen und hier geblieben, weil es mir doch zu viel werden konnte. Heute habe ich etwa eine Meile zu Fuße gemacht, der schlechten Wege halben. Nun ruhe ich einmal ordentlich aus, und trinke seit 5 — 6 Wochen zum ersten Male wieder meine Tasse Thee, die ich mir durch Schreiben an mein Herzensjettchen würze. Auf dem Wege hieher hatte ich beständig das Riesengebirge im Gesicht; nur

schade, daß das böse Wetter mir so viel verdeckte. Indessen mag das alles seyn, wenn nur meine Gesundheit zunimmt, wie ich jetzt immer mehr und mehr mich überzeuge. — —

Solger an seine Gattin.

Waldenburg am 21sten September.

— — Die Böhmen sind, wie ich Dir schon gesagt habe, ein gutmüthiges Volk. Auf der einsamen Reise von Aussig bis Trautenau habe ich die meiste Gelegenheit gehabt mit ihnen zu verkehren und allerlei zu erfahren. An einigen Orten waren die Honoratioren im Wirthshause zu Biere (was man bei uns Ressource nennen würde), und da unterhielt ich mich mit ihnen; in Arnau speiste ich zu Mittag mit dem Postmeister und seiner Familie, und bekam, weil sie Fasttag hatten, auch kein Fleisch. Übrigens war ich zuletzt doch froh, die preußische Grenze zu erreichen.

Dies geschah am Sonnabend früh in Liebau. Ich reiste nämlich nach sechs Uhr von Trautenau aus nach Landshut, ohne einen recht gewissen Plan. Ich wollte doch gern Adersbach sehen, das hier in der Nähe liegt, und alle versicherten, dahin könne ich mit meinem breiten Wagen gar nicht kommen. In Landshut kam ich um 11 Uhr an (vier Meilen) und zwar ganz erstarrt, denn es war Sturm, Regen und wahre Novemberkälte. —

— Ich bin also gestern früh um halb sechs Uhr von

Landshut abgereist und um zehn in Adersbach angekommen. Die dortigen Sandsteingestalten sind wirklich sehr merkwürdig und sonderbar, aber ich möchte sagen, wie alles im schlesischen Gebirge, weit unter ihrem Rufe. Du hast etwas viel Schöneres und Großartigeres gesehen auf dem sogenannten Brand bei Hohenstein in der sächsischen Schweiz, von wo Du Dich des Waldes von Sandsteinkegeln erinnern wirst. Damit ist Adersbach gar nicht zu vergleichen. Auch ist die Umgebung hier ganz schlecht und einförmig, gar keine Gegend. Nur das ist hübsch, daß man hier unter den Felsthürmen herumspazieren kann, und das Beste ist das prächtige gewitterähnliche Echo, wenn geschossen wird. — Von Adersbach reiste ich um halb ein Uhr ab, und war nach fünf Uhr hier. Die Wege waren zwar schlecht; aber ich hatte mit meinem Wagen schon schlechtere passirt. Eingedenk des Abends in Bonn, fragte ich hier gleich nach meinem Wagen und fand ihn schon hier. Nachdem ich mich einigermaßen zurecht gemacht, ging ich zu Herrn Alberti, wo ich sehr artig aufgenommen wurde, und in einer kleinen Familiengesellschaft, die gerade beisammen war, den gestrigen Abend zugebracht habe. Die Tochter vom Hause läßt sich Dir empfehlen. Jetzt ist es Morgens 8 Uhr. Ich erwarte einen Erlaubnißschein, um das hiesige merkwürdige Kohlenbergwerk zu sehen, wo man zu Schiffe in den Stollen fährt; dann will man mir noch die Bildersammlung des Herrn Waagen zeigen. Nachmittag

will ich dann bis Schweidnitz fahren, und denke von da morgen Mittag in Breslau zu seyn. —

Schweidnitz, an demselben Tage.

Als ich den Brief so weit geschrieben hatte, bekam ich den Schein. Der Stollen ist merkwürdig genug. Ein Bach ist weit unter der Erde durch das Bergwerk geleitet, um auf ihm die Kohlen zu Schiffe herauszuschaffen. Ich bin aber nicht weit hineingeschifft, weil mir die Luft darin zu kalt und feucht war. Das Schönste aber, was ich bis jetzt in Schlesien gesehen, ist die vortreffliche Gemäldesammlung Waagens. Es sind grossentheils klassische Sachen, und es ist sehr schade, daß man sie dem armen Manne nicht im Ganzen abkauft für die künftige Berliner Gallerie, und ihn nöthigt sie zu vereinzeln. Das wäre eine Acquisition, mit der man die Giustinianische Sammlung aufstutzen könnte. Der Staatsrath Schultz, der hier ganz nahe Salzbrunn gebraucht hat, ist auch sehr eingenommen davon gewesen. Ihn treffe ich vielleicht noch in Breslau. —

Schon gestern in Albersbach besserte sich das Wetter; heute ist es schön klar und warm geworden. Ich reiste um ein Uhr von Waldenburg ab, mit Miethspferden, die ich bis Breslau genommen habe, und war gegen drei in Fürstenstein, einem Schlosse des Grafen Hochberg, das an einer wunderbaren tiefen Felsschlucht liegt, durch welche ein Bach herabschäumt. An dem anderen Ende der Enpasse liegt auf dem Felsen eine alte, aber neu im

alten Styl ausgebaute Burg, und beide sind durch verschiedene Spaziergänge verbunden. Ich ging darin bis gegen fünf herum, trank dann Kaffee, fuhr ab und war um sieben hier in Schweidnitz, und morgen geht's nach Breslau. —

Solger an seine Gattin.

Breslau am 23sten September.

Gestern Mittag um eilf kam ich hier an und fand Raumer nicht zu Hause. Sein Vater ist hier gewesen und er hat ihn bis Kaltwasser, wo sein Bruder wohnt, acht Meilen von hier, begleitet; heute wird er aber zurückerwartet. Ich bin selbst schuld daran, indem ich ihm den Tag meiner Ankunft nicht genau vorher bestimmt hatte, was ich indessen auch nicht recht konnte. So empfing mich denn die mir noch gänzlich unbekannte Frau von Raumer; aber mit der größten Artigkeit und Freundlichkeit, ganz offen und freundschaftlich, wie ich es kaum geglaubt hatte. Auch fand ich ein Zimmer zu meiner Aufnahme mit aller möglichen Aufmerksamkeit eingerichtet. Den Mittag und Nachmittag brachte ich bei ihr und ihren Kindern allein zu; sie unterhielt mich ganz wie einen Freund vom Hause. Zum Thee und Abendessen ließ sie Büsching und seine Frau bitten, welche sich Dir empfehlen läßt. —

— Recht unangenehm ist es mir, daß ich auch Hagen nicht hier finde. Der böse Mensch ist nach Wien gereist. Das ist nun freilich das Schlimme an den Fe-

einreisen, daß andere Collegen auch keine andere Zeit im Jahre haben, um so etwas zu unternehmen. Aber zanken will ich doch recht ordentlich mit ihm. — Schultz ist noch hier, was mir sehr lieb ist. — Ich erwarte Büsching, der mich herumfahren soll, um die Zeit von Raumers Abwesenheit zur Abmachung der nöthigsten Visiten anzuwenden. —

Solger an seine Gattin.

Breslau am 27sten September.

— — Mir geht es hier recht gut. Zwar befinde ich mich wieder nicht ganz so wohl, wie auf der Reise; aber ich glaube, es muß so rückweise gehen, daß immer wieder einige Rückschritte dazwischenkommen, und dann macht es auch wohl der plötzliche Unterschied zwischen der starken und vielleicht etwas zu anhaltenden Bewegung und der hiesigen Lebensweise. Es kann hier nicht fehlen, daß das viele Sprechen mit so vielerlei Leuten und das Besehen der Merkwürdigkeiten, die man doch nicht übergehen darf, wieder ein wenig den Kopf angreift. Doch beruhigt mich immer das am meisten, daß er doch nicht mehr so trübe wird, wie ehemals, und daß die Beängstigungen, die mit das Schlimmste waren, bis jetzt gar nicht wiedergekommen sind. Auch schlafe ich, ungeachtet ich mehrere Abende in Gesellschaft gewesen bin, in der Regel recht gut. Mein Aussehen finden alle Leute

gesund, und Du wirst es beim Wiedersehn auch so finden; aber mager bin ich geworden, was indessen nach der Karlsbader Kur und der Reise bei ziemlich schlechter Nahrung in Böhmen nicht anders seyn kann.

Ich habe Dir schon geschrieben, daß ich Raumer nicht hier fand. Um die Zeit seiner Abwesenheit zu äußeren Beschäftigungen zu benutzen, ging ich den Mittwoch Vormittag mit dem Staatsrath Schultz und Büsching in die Gemäldesammlung auf dem Sandstifte, wovon Büsching der Aufseher ist. Sie war aber sehr unter unserer Erwartung. —

— Zu Mittag aß ich mit Frau v. Raumer und ihren Kindern allein, und Nachmittag kam Raumer an. Er hatte durch ein Mißverständniß mich erst den Abend erwartet, war sehr überrascht mich zu finden, und bewies sich überhaupt ganz als der alte herzliche Freund. Überhaupt werde ich hier äußerst freundlich gepflegt. Frau v. Raumer könnte wirklich den ältesten Freund nicht mit mehr Aufmerksamkeit und Zutraulichkeit behandeln, so daß ich mich ganz in Freundeshänden fühle.

— Donnerstag Vormittag machten wir einige Visiten, worunter ich Dir als neue Bekanntschaft nenne den Professor und Schauspieldirector Rhode und den Schauspieldichter Schall. Bei diesem letzten fand ich den ersten Band des Shakspeare von den drei Vossen, und lieh ihn mir. Wir haben ihn hier mit Schlegel verglichen und finden ihn zum Theil so arg, daß ich es gar nicht so geglaubt hätte. — Steffens habe ich gesehen und gespro-

chen, als sie eben bei Raumers Visite machen wollten und vom Wagen aus Karten abgaben. Nachmittag ging ich mit Raumer zu Steffens, wo ich ganz ausnehmend gut aufgenommen wurde. Überhaupt bekümmert sich Steffens viel um mich, führt mich mit herum u. s. w. und ich bin ihm hier viel näher gekommen, als in Berlin. Wir haben uns manche unserer wissenschaftlichen Ansichten und Pläne mitgetheilt und uns sehr gut darüber verständigt. Unsere Freundschaft wird sich hier recht befestigen. — Abends war bei Raumer der Rector Manso, Herr Schall und ein Herr Löbel. Die Unterhaltung war angenehm; der alte Manso gefiel mir sehr wohl.

Freitag Vormittag fuhren Schultz, Raumer, Büsching und ich in der Stadt herum und besahen einige Kirchen, St. Barbara, St. Elisabeth und St. Bernhard. In allen fanden wir merkwürdige alte Bilder; vorzüglich aber haben wir in der Elisabethkirche eine schöne Entdeckung gemacht, die eines Portraits Luthers, gemalt von Lucas Kranach. Kein Mensch hatte dies Bild bemerkt, und wir kamen darin überein, daß es von allen Bildern Luthers, und insbesondere von allen Kranachischen entschieden das beste ist. Es hat einen Ausdruck von Milde und Bildung, der gewiß ächt ist und doch allen andern Portraits Luthers fehlt. Wir haben Büsching zur Pflicht gemacht, einen Kupferstich davon zu besorgen. — Nachmittag fuhr ich mit Raumers nach Pöpelwitz, einem angenehmen Dorfe, wohin die Breslauer bei schönem Wetter spazieren. — —

Sonnabend, das ist gestern, wurden Vormittag Visiten gemacht, und Nachmittag besah ich die Rhedigersche Bibliothek, die viel Interessantes für mich enthielt. Dann ging ich, da Raumer im Senat war, mit Frau von Raumer zu Steffens, die wir aber nicht trafen, und den Tag beschloß ein Souper bei Büsching, wo auch Schultz war, und wo ich Weber wiedersah, der, wie er bestellt hatte, meinetwegen von Liegnitz, wo er ökonomische Geschäfte gehabt, durch einen Boten geholt worden war. — Heute Morgen haben mich Steffens und Weber in die Sandkirche, den Dom und den botanischen Garten geführt, und ich hätte Dir noch viel ausführlicher geschrieben, wenn nicht schon früh Steffens gekommen wäre und eine lange Unterhaltung angeknüpft hätte, und nachher kam noch Karl Gröben und blieb auch eine Weile hier. — Heute Mittag essen wir beim Consistorialrath Gaß und Abends bei Manso.

Die frühen Morgenstunden, von halb sieben bis neun, haben Raumer und ich immer zu ausführlichen Gesprächen und gegenseitigen Mittheilungen angewandt.

Solger an seine Gattin.

Breslau am 30sten September.

— Freilich habe ich keine eigentliche Gebirgsreise gemacht, die aber auch bei dem eine Weile sehr rauhen Wetter und den Morgennebeln sehr unfruchtbar ausgefallen seyn würde. Ich bereue indessen den Plan, den ich

befolgt habe, um so weniger, da ich überzeugt bin, daß das schlesische Gebirge nicht so schöne Aussichten darbietet, wie die, welche ich auf dem Wege von Prag bis dahin genossen habe. Und an Reisebewegung habe ich dlich wenig verloren. Denn von Prag bis hierher habe ich neun Tage zugebracht, und immer zu Wagen und zu Fuß starke Bewegung gehabt. Von hier will ich nur noch den kleinen Weg über Liegnitz machen. Wollte ich noch einmal ins Gebirge gehen, so würde ich zu viel Zeit brauchen, und die Jahreszeit mir doch wenig Genuß davon gönnen. Ich reise also morgen von hier nach Liegnitz; Sonnabend den 3ten denke ich in Ziebingen zu seyn, von da Montag den 5ten Vormittags nach Frankfurt zu fahren, und Dienstag den 6ten gegen Abend das Liebste, was ich auf Erden habe, wieder zu besitzen. Indessen kann ich freilich noch nicht so ganz sicher dafür stehen, ob mich die Ziebinger nicht noch etwas aufhalten; schreiben kann ich vielleicht auch nicht mehr, so daß Du Dich nicht ängstigen mußt, wenn ich etwa einen Tag später käme. — Was meine Gesundheit betrifft, so sind freilich meine Übel nicht ganz verschwunden; doch das scheint mir ausgemacht, daß eine bedeutende Veränderung damit vorgegangen ist, die gewiß nach und nach zu voller Gesundheit führen wird. Ich werde vielleicht diesen Winter noch manchen Anstoß leiden, aber mich doch durcharbeiten.

Mein Schreiben muß ich heute etwas kurz einrichten und nur die Relation der Hauptsachen fortsetzen. Sonn-

tag Abend waren wir beim Rector Munso in guter Gesellschaft recht vergnügt. Besonders habe ich mich mit dem alten braven Manne sehr ausführlich über viele bedeutende Gegenstände unterhalten und mich sehr gut mit ihm verständigt. Montag Vormittag gingen wir zum Hofrath Bach und besahen dessen höchst interessante Gemäldesammlung. Mittags waren hier Weber, Steffens und noch einige. Nachmittag ging Weber mit mir aus, und die andern mußten dem angekommenen Kronprinzen die Cour machen. Abends führte mich Raumer in eine gelehrte Gesellschaft, wo ich mehrere Professoren und andere Gelehrte kennen lernte, eine Abhandlung vorgelesen und dann gespeist wurde. Gestern Vormittag besahen wir mit Schultz die Gemäldesammlung des Magdalenengymnasiums, worunter einige schöne Stücke. Mittags waren hier Schultz, Büsching und der Professor Middeldorf, und Nachmittag kam noch der Bildhauer Rauch. Dieser kam mir sehr artig entgegen und versprach uns in Berlin zu besuchen; dann gingen wir ins Schauspiel, wo auf meinen Wunsch Donna Diana, ein hübsches Stück aus dem Spanischen des Moreto, gegeben wurde, das wir in Berlin noch nicht haben. Dann waren wir noch zum Abendessen bei Weber. Heute bin ich nun noch auf der Universitätsbibliothek und bei einigen Professoren, auch bei der Hünerbein und bei Staffs gewesen. Zu Mittag werden wir bei Steffens essen und zum Schluß im Theater Käthchen von Heilbronn sehen. —

Solger an Fr. v. Raumer.

Berlin am 22sten October.

Endlich komme ich dazu, Ihnen zu schreiben, und damit eine Pflicht zu erfüllen, deren Verzögerung mir schon schwer auf dem Herzen lag. Indessen sollte es ja kein bloßer Komplimentenbrief seyn, und so war es am Ende besser, daß er etwas später, aber mit etwas mehr Ruhe und Muße geschrieben wurde. Nun sind die ersten Unruhen, die ich hier zu überstehen hatte, vorbei; ich bin mit Mann und Maus in das Winterquartier eingezogen und sehe mich nun erst als wirklich hier seßhaft an.

Zuvörderst sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche und herzliche Aufnahme, und ganz besonders sage ich ihn euch Ihrer lieben und gütigen Frau, deren freundschaftliche Sorgfalt mir den Aufenthalt in Breslau zum Gegenstand des angenehmsten Andenkens gemacht hat. Möge ich ihr nur, zumal als Halbpatient, nicht zu beschwerlich gefallen seyn! Es war mir unbeschreiblich wohlthuend, bei meiner immer noch kränklichen Stimmung, nach dem unerfreulichen Aufenthalt in Karlsbad und der späteren einsamen Reise, mich so ganz unter lieben Freunden zu fühlen, wie es mir bei Ihnen wurde. Sagen Sie Ihrer lieben Frau, daß ich mich sehr glücklich schätze, ihre Bekanntschaft gemacht und ihr Wohlwollen erworben zu haben, und daß ich bitte mir dieses zu erhalten. —

Hegel ist kurz vor meiner Rückkehr hier angekommen, hat mich aber, weil ich mit Umziehen beschäftigt

war, erst vor kurzem besucht. Er gefällt mir sehr wohl, und ich hoffe und wünsche ihn näher zu kennen. — — Beiläufig: Verschaffen Sie sich doch den Schicksalstrumpf, eine nicht schlecht gelungene Parodie der neuesten Tragödien, über die Sie gewiß herzlich lachen werden. Rhode sollte sie spielen lassen. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 10ten November.

— Gott gebe, daß Sie bald wieder recht gesund sind, daß Sie rechten Muth fassen; wie sehr das auch für mich nöthig ist, glauben Sie vielleicht nicht. Bis jetzt schalt ich meine öftere Muthlosigkeit als ein Laster; ich hielt Sie mir immer als ein Beispiel vor, das mich erinnern sollte, männlich zu seyn und meiner Schwäche nicht nachzugeben: so kämpfte ich hauptsächlich mit diesen Waffen gegen meine Krankheit, was es doch war, — und nun muß ich sehen, daß Sie selbst der Ermunterung bedürfen, daß Sie vielleicht Ihrer kranken Stimmung zu viel Raum gestatten. „Erwache, Brutus!“ möchte ich Ihnen nun zurufen: denn wie viel ist herzustellen, zu befreien, was auf Sie wartet!

Ich bin seit einiger Zeit zur Abwechselung einmal recht wohl (bloße Schmerzen rechne ich nicht mit), und habe diese Gesundheit auch benutzt, fleißig zu seyn. Sehr habe ich mir selbst unsere nur zu kurzen Gespräche über Mysticismus weiter gesponnen, und glaube Sie nun mehr

zu verstehen: dies Verständniß ist mir auch zum Erwin unerläßlich. Freilich können Sie den Titurel auch nur allegorisch finden, und so wird auch wohl alles Spätere seyn, was seit Dante in dieser Art versucht ist. Ich nehme auch jetzt meine Sibylle des Orients von Calderon zurück: sie ist durchaus allegorisch, und ich habe mich noch mehr davon überzeugt, da ich jetzt viele von seinen Autos sacramentales gelesen habe, von denen viele groß und hochpoetisch, manche willkürlich und einige (vorzüglich die Loas, Prologe) oft graß allegorisch oder kindisch sind. Dieser Geist ist eine der sonderbarsten Erscheinungen: kaum eine Spur von der großen Vernunft, die den Shakspeare so himmlisch und ächt human macht; nichts mehr von jener großen Naivetät, die ich immer am Lope bewundern muß, aber dafür der durchgearbeitetste Manierist (im guten Sinn), den ich kenne; und Natur, Liebe, Leidenschaft, Religion und alle jene Vorurtheile, durch welche der Mensch neben seiner Vernunft Mensch ist, indem sie von ihrem ersten natürlichsten Grunde in ein verklärtes Element hinauf gerückt sind, haben bei dem ganz Willkürlichen herrliche Tiefe, frisches Feuer, und erhalten dadurch eine andere, wenn auch keine höhere Nothwendigkeit. — Ich möchte aber sagen, daß das, was ich jetzt Mysticismus nennen muß, nur das war, was ich immer im Shakspeare und in der Kunst suchte, aber unbewußt, und ich nannte es Kunst (wie es denn das auch wieder ist), und ich muß dann zu meiner Beschämung einsehen, daß die ausdrücklichen Mystiker

mich auf ziemlich lange von der bessern Einsicht entfernten, der ich früher näher stand (wie denn das so oft im Leben geht; die Stelle im gestiefelten Kater darüber hat mich selbst immer am meisten getroffen). Nun begreife ich erst ganz, warum Novalis den Jakob Böhme willkürlich nannte, warum er ihn als einen allegorischen Poeten angesehen wissen wollte, in dessen Manier und Sinn man gleich weiter denken, sich die Natur und alles so vorkommen lassen könnte, ja selbst so zu schreiben fortfahren möchte, wem dies große Talent verliehen: allerdings, wie man sehr gut Calderons Autos nachahmen und selbst auf philosophische Gegenstände übertragen könnte, und unsern neuern Poeten ist bis jetzt nur noch abgegangen, diese Autos zu kennen, um mystische, religiöse, philosophische Gedichte, wie nach Peschecks Rechenbuche, zu machen; dagegen ist denn die Schuld und der ganze Monat Februar doch nur Kinderei.

Liebster, ich weiß nicht, ob ich so in Ihrem Sinne gesprochen habe; aber gern möchte ich mich belehren. Meine allegorischen Entwürfe sind mir von neuem lieb geworden; nur das Willkürliche muß vermieden werden: ächte Begeisterung vermeidet es von selbst. Nicht wahr, mit meinem Prolog zu Octavian sind Sie zufrieden, auch mit den Romanzen von Rose und Lilie? — Mit der Genovefa werde ich keine großen Änderungen vornehmen: ich möchte mehr verderben als verbessern; — nur Nachlässigkeiten, die mir immer auf dem Herzen lagen. Jetzt, 1818, am Schlusse des Jahres, bin ich im

Zirkel wieder herumgekommen, wo ich 1798 war, nur hoffentlich doch mit etwas Gewinn, und traurig macht mich dies Gefühl auf keine Weise. Wenn man noch lachen, weinen, sich begeistern und amusiren kann, wenn das, was mir vor 20 Jahren lieb war, mir noch frisch und wahrhaft gefällt, so darf man, denke ich, nicht an sich verzweifeln. Herz und Gemüth sind wenigstens in Kraft, wenn auch Verstand, Einsicht und philosophisches Talent schwach seyn sollten; mir scheint nun, man kann eigentlich nur auf Eine Weise Erfahrungen machen, die anderen sind ja keine; wenn ich wirklich immer auf eine neue Stelle gerathe, und die vorige wirklich einbüße, das ist nun etwas erfahren im Wagen, wie von Darmstadt bis Heidelberg. —

Solger an Tieck.

Berlin am 22sten November.

Seyn Sie nicht böse, mein theuerster, einziger Freund, daß ich Ihnen noch nicht geschrieben habe. Ich habe nicht auf Ihren lieben Brief gewartet; vielmehr wollte ich Ihnen recht mit Ruhe schreiben, und setzte mir nach meiner Gewohnheit dazu die Sonnabende aus: diese wurden mir aber durch eine Menge Störungen, Promotionen, Doctorexamen u. s. w. hingenommen. —

— Vielleicht ist es aber für mich gut, daß ich nicht ins anhaltende Studiren komme. Denn es geht, Gott sey Dank, sehr gut mit mir. Ich wollte auch gern ab-

warten, bis ich Ihnen darüber etwas Bestimmteres sagen könnte. Seitdem ich hier angekommen bin, ich möchte sagen seit dem Tage, ist es ganz auffallend besser geworden, und über alle meine Erwartungen rasch. Das beste Zeichen ist wohl, daß jene hypochondrischen Stimmungen, die mich immer quälten und vorzüglich in Gesellschaft, ganz verschwunden sind, und wenn ich auch noch manchmal Kopfweh und andere solche Anwandlungen habe, so ist es gar nicht zu rechnen. In Summa: ich habe mich fast seit Jahr und Tag nicht so wohl befunden. Nun räth mir aber Meyer dringend, nicht zu viel zu arbeiten. Darum will ich lieber alles Ausarbeiten bis zum Frühjahr verschieben, und mich bis dahin nur mit Sammeln, Ergänzen und Vorbereiten beschäftigen, was man abbrechen kann, wenn man sich ermüdet fühlt. Meine Lust zu arbeiten ist größer, als ich sie lange gehabt, und damit stellt sich auch die Hoffnung ein, wenigstens etwas dadurch zu leisten, die mir oft schon ganz vergangen war. Wenn ich auf das sehe, was ich zu sagen und zu lehren habe, so möchte ich glauben, es müsse der ganzen Welt von der höchsten Wichtigkeit seyn; und wenn ich wieder bedenke, wie wenige Fähigkeit zur Ausführung ich habe, wie wenig ich zu treffen weiß, was auf die Menschen Einfluß verschafft, und wie mein Ausdruck des Wahren immer doch nur ein einzelner, höchst unvollkommener und vielleicht ganz unpassender ist, so möchte ich verzweifeln.

Ich war begierig, was der gute Hegel hier für einen

Eindruck machen würde. Es spricht niemand von ihm, denn er ist still und fleißig. Es dürfte nur der dümmste Nachbeter hergekommen seyn, dergleichen sie gar zu gern einen hätten, so würde großer Lärm geschlagen, und die Studenten zu Heil und Rettung ihrer Seelen in seine Collegia gewiesen werden. Alle diese Dinge, die mich im Sommer in trüben Mißmuth versenken konnten, regen mich jetzt auf. Ich mache mir zuweilen den Spaß, recht dummdreist hineinzuplumpen, und das geht um so eher, da sie gar nichts Edles oder Tugendhaftes mehr von mir erwarten. Was mich für mein Gelingen immer am meisten besorgt macht, das ist, daß ich keine neue Narrheit vorzuschlagen habe.

Sie sind fleißig, mein theurer Freund: das freut mich sehr; aber nun geben Sie auch Rechenschaft, was wir davon bald genießen sollen! Verlieren Sie sich nur ja nicht sehr in die Überarbeitung der älteren Sachen. Ich will etwas Neues haben. Am Octavian wünschte ich gar nichts geändert. Er enthält die köstlichsten Sachen. Wie vorzüglich ich den Prolog und die Romanzen immer gefunden habe, wissen Sie wohl, und auch, daß mich hier das Undramatische in der Composition aus schon besprochenen Gründen nicht im geringsten stört. Wäre es etwas, so wünschte ich manches verkürzt. Führen Sie nur einige von Ihren Entwürfen aus, und einmal mit vollem Anspruch auf die Bühne. Man muß dem Zeitgeist auf den Leib rücken und ihn nicht immer aus der Ferne hätscheln. — Thun Sie wohl etwas für unser Journal?

Ich mache mich anheischig, wenn es so mit mir weiter geht, im Frühjahr und Sommer für einen Jahrgang Inhalt zu liefern. Auf jeden Fall arbeite ich mein Manifest oder allgemeine Erklärung über meine Philosophie aus, und Sie sollen dann entscheiden, ob es ins Journal gehört, oder besser allein gedruckt wird. Es soll ganz populär werden und doch deutlich genug sagen, was ich meine.

Über die Mystik scheinen wir jetzt ganz einverstanden zu seyn. Das gehört auch zu meiner Philisterei, daß ich alle die Ausweichungen in das Auffallende, und alles was den Namen an der Stirn trägt, denselbigen nachsetze, was auch alle schon längst zu kennen wähnen, aber nur nicht verstehen und es deshalb für das Alltägliche halten. Denn den Shakspeare z. B. lassen sie eigentlich doch nur gelten, einmal, weil er das wirkliche Leben so schön psychologisch-richtig nachbildet, und zweitens, weil er bis an die äußersten Grenzen des Erschütternden in der menschlichen Natur zu gehen scheint; daß er beides nur deswegen darf, weil er überall den innersten, fest und ruhig stehenden Grund mitbringt, das begreifen sie nicht. Nun kann man, was meine Philisterei betrifft, freilich sagen: wenn wir immer nur das Allbekannte und Gegebene verstehen wollten, so würde uns diese Pedanterei nicht weiter helfen; wenn etwas Neues gethan werden soll, so muß es Schwankungen und besondere Richtungen geben. Diese will ich aber auch nicht aufheben; sie sollen mir nicht ins Leere gehen, sondern immer in der Sphäre des ewig Bestehenden bleiben und wieder zu ihm zurückkehren. Auch die

Allegorie ist ja nicht zu verwerfen, so wenig, wie die Symbolik; aber beides muß von Mystik voll seyn. Diese ist das innere Leben, jene dessen Gestaltungen. Die Mystik ist, wenn sie nach der Wirklichkeit hinschaut, die Mutter der Ironie, — wenn nach der ewigen Welt, das Kind der Begeisterung oder Inspiration. Sie haben das, was ich Mystik nenne, Poesie genannt: ich nenne es auch so, auch Religion, je nachdem sie sich ihrer nach beiden Seiten bewußt oder unbewußt ist. Was ich aber Mystik für sich nenne, ist die lebendige und unmittelbare Einsicht, die sie auf allen Stufen in sich selbst hat, und deren Entwickelung wieder die Philosophie ist. —

Solger an Fr. v. Raumer.

Berlin am 6ten December.

— — Mir wäre es unschätzbar, wenn Sie herkämen, das brauche ich wohl kaum zu sagen. Ihnen aber sage ich, daß Sie sich auf manches Unangenehme und Beschwerliche würden gefaßt machen müssen, wovon wir auch wohl schon sonst gesprochen haben. Über viele Gegenstände würden Sie immer nur wenig Gleichgesinnte hier finden, und wie ich glaube, sich, so wie ich, oft das Ansichhalten zur Regel machen müssen. Dieser Gedanke wurde mir wieder recht lebhaft bei der breslauer Zurufache, worüber hier sehr verschieden geurtheilt wird. S. meinte, es gäbe sich darin nur die alte Opposition

der Philisterei gegen das Gegentheil kund, und andere habe ich gewaltig über M. herziehen hören.

M—s Schrift habe ich gelesen. Es ist unstreitig viel Wahres und Gutes darin, und im Ganzen ein richtiger Gesichtspunct darin gefaßt; aber er hat gar zu sehr ab ovo angefangen. — Dies schadet ihm besonders in diesen genialen Zeiten bei den meisten.

Wie geht es mit dem Rectorat? Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich, so oft ich dessen gedenke, die Regel wiederhole, so wenig wie möglich an das Ministerium zu bringen, und die Autonomie der Universitäten auf alle Weise festzuhalten. — Was die Facultätsstatuten betrifft, so werden wir sehr bald die Bestätigung derselben erhalten, und es wird passender seyn, sie Ihnen dann mitzutheilen. Fast der ganze Entwurf ist genehmigt worden. Eine Hauptsache aber hatten wir in unserem Begleitungsberichte zur Sprache gebracht und sind bis jetzt noch nicht damit durchgedrungen. Es sind dies die Regeln bei der Habilitation der Privatdocenten. Diese wurde nach unserer bisherigen Observanz so gehalten, daß der Aspirant in consessu facultatis eine deutsche Vorlesung über ein gegebenes, oder von ihm vorgeschlagenes, von der Facultät aber genehmigtes Thema hielt, und darüber mit ihm ein colloquium gehalten wurde; sodann aber folgte seine öffentliche Vorlesung lateinisch. In den Universitätsstatuten ist das Umgekehrte beliebt: die öffentliche Vorlesung soll danach mit freiem Vortrage gehalten werden und zwar, als specimen seines wirklichen Vortrags, vor

den Studenten. Dies ist meines Erachtens eine wahre Schulfuchserei und ganz unzweckmäßig. Wie kann man von Einem, der noch nie vorgetragen hat, verlangen, er solle vor einer öffentlichen Versammlung von Professoren und Studenten so vortragen, wie er es in einem wirklichen Collegium thun würde? Ich möchte sagen: je besser er ist, je weniger wird es ihm gelingen. Und wie kann man auch nur von allen Docenten verlangen, daß sie frei vortragen sollen, da hierzu eine eigene Gabe gehört, und die meisten mit mehr Frucht ganz oder zum Theil ablesen. Es wäre gewiß sehr gut, wenn Ihre Facultät auch gegen diese Verfügung der Universitätsstatuten protestirte. —

— Hagens Reisebriefe lese ich jetzt und möchte sie wohl selbst besitzen. Ich wünschte, sie gingen über ganz Deutschland. Die Genauigkeit und Vollständigkeit, die beständige Erwähnung alter Sagen und Geschichten ist äußerst lehrreich und fruchtbar. Er kommt mir vor wie ein deutscher Pausanias. Doch würde ihm eine geschmeidigere Form mehr Leser gewinnen. Es ist doch eigen, daß der Styl eines solchen Deutschgelehrten so schwerfällig, ja oft undeutlich ist. Ich habe Lust, ihm einmal darüber Remonstrationen zu machen. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und sagen Sie ihm, daß ich mich noch immer nicht darüber trösten kann, ihn nicht angetroffen zu haben. — —

Dem Herrn Professor Rhode sagen Sie doch gefälligst, ich übernähme gern die Revision seiner Schrift

vor dem Druck und habe schon einen Bogen davon gehabt. Was er da über Creuzers und Hermanns Briefe sagt, hat sehr meine Beistimmung. —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 17ten December.

Vergeben Sie, mein geliebtester Freund, daß ich Ihren mir so erfreulichen Brief nicht früher beantwortet habe; aber Ihre ehemalige Melancholie und Übelbefinden ist seitdem wieder über mich gekommen, und so scheint es, daß wir uns in diesen verdrüßlichen Rolle immer ablösen sollen. Ich lege Ihnen hier eine Aufforderung von meinem Freunde Collin in Wien bei, der es mit Wissenschaft und Kunst ehrlich meint. Haben Sie Lust und Zeit, für diese allerdings gute Zeitschrift etwas zu thun, so machen Sie sich doch wahrscheinlich lieber an die Anzeige eines wichtigen philosophischen Buches. Eine Anzeige jener dramatischen Versuche im Zusammenhange, die seit Schillers Tode geschrieben, und vielleicht noch früher, behalte ich mir, mit Ihrem Rathe, für unser künftiges Journal vor, die so ausfallen muß, wie sie Collin doch zu seinem Endzwecke auf keinen Fall brauchen kann. Wie freut es mich, daß Sie den Vorsatz haben, für dies Journal so fleißig zu seyn! Erfüllen Sie ihn, und thue ich nur etwas, so können wir ja mit größter Sicherheit Michaelis oder künftiges Neujahr anfangen, und dürfen dann nicht fürchten zurückzubleiben. Ihr Manifest, denke ich,

muß sich gerade für diese Zeitschrift eignen. Setzen Sie nicht auch Ihre Briefe fort? — Sie wünschen noch, ich soll für das Theater etwas arbeiten. Lebte nur Fleck noch! Sähe ich nur irgendwo ein Talent! Gelänge es mir nur, meine Einrichtung der Bühne populär zu machen, ohne welche, nach meiner Überzeugung durchaus nichts Großes lebendig erscheinen kann! Ich sehe lauter Unmöglichkeiten. Sie lächeln vielleicht, wenn ich auf das untergegangene Brettergerüst eben so viel in England schiebe, als auf den Mangel an Dichtern und Sinn, ja, wenn ich zu glauben nicht ungeneigt bin, daß dieser Mangel großentheils vom verlorenen Theater entstanden ist, und daß er uns in Deutschland an der Hervorbringung ächter Werke gehindert hat. Wir sind einmal auf den Kasten reducirt, — und meine Imagination kann ihn nie denken, stellt sich immer jene vollständigere Einrichtung vor; nur für diese kann ich arbeiten, so wie für wahre Schauspieler, — und dann meine Versuche eingesperrt, aus dem Zusammenhange gerissen, in diese Bude hinein! Vielleicht sagen Sie auch, wie manche, ich soll mich nach den Umständen bequemen, — und dann möchte ich lange mit Ihnen disputiren. — Aber warum denn historische Schauspiele, warum denn Sachen, die mir die liebsten sind, und die ich recht eigentlich für wahre Deutsche und Freunde der Poesie dichten möchte, die sich ihrer erfreuen sollen, wenn ich nicht mehr dahin? Machen Sie mich zum unumschränkten Theaterdirector; — dann gebe ich Ihnen mein Wort, nichts anders mehr zu arbeiten. Sie

begreifen doch vielleicht nicht ganz meinen Ekel, wenn ich unsere Bühnen nur ansehe, wenn sie sich von Kotzebue u. s. w. entfernen; wie der Kunstsinn Göthes, der allenthalben das Griechische will, damit zufrieden seyn kann, ist mir zwar nicht unbegreiflich, aber in seiner Seele verdrüßlich. Wir vergessen ja ganz, wo diese jetzige Form herkommt, wie zufällig, wie ungeschickt im Entstehen, und wie nur erträglich für den so unendlich bedingten Endzweck. Und dann Shakspeare — große Gemälde — Geschichte, die darauf spielen soll — Gruppen! — London hat mir erst recht vollständig das Abgeschmackte dieser Einrichtung gezeigt, wo hundert kleine Nebenabsichten, die man besser wegwürfe, erreicht werden, und die Hauptabsicht, weshalb der Dichter schrieb, der Schauspieler ein Künstler seyn soll, und der Zuschauer doch immer Begeisterung mehr oder weniger sucht, durchaus verloren gehen muß. Sie verzeihen meine Weitläuftigkeit: in meinem Buche über Shakspeare wird dieser Artikel vielleicht über die Gebühr ausführlich werden, weil ich den Gegenstand seit lange schon so wichtig finde. — Denken Sie Sophokles und sein Chor in unsre Bühne hinein! So ist es mir ebenfalls mit Shakspeare und allem Ächten. — —

Haben Sie noch nichts für mich aufgefunden, was recht klar, die byzantinische Bühne und die ersten christlichen Versuche auf dieser bezeichnet? In müßigen Wanderungen durch jene Literatur denken Sie doch an mich? — Haben Sie Genellis Buch schon gelesen? Es ist zu gelehrt und nicht gelehrt genug. — Jetzt, wenn

Sie hier wären, würden Sie wohl etwas weitläuftiger mit mir über die Mystik der Dichter sprechen, woran ich Tag und Nacht denke, weil mein eigentliches Streben seit meiner Jugend mir jetzt erst klar geworden ist, und warum ich Shakspeare anbetete. Dante lernte ich spät kennen. Zuwider waren mir fast immer die geistlichen und christlichen Dichter, wie Milton, vor allen aber Klopstock in seinem Messias. Im Milton ist gerade die Allegorie von Sünde und Tod, die man hat tadeln wollen, recht, die Schilderungen des Paradieses und der Unschuld schön, einige Gemüthsbewegungen Satans groß, und Gott Vater und die Hierarchie, die Disputation im Himmel, der Entschluß Christi für die Welt zu sterben, und alles, was damit zusammenhängt, höchst albern. — Was ist vom Messias zu sagen? Weder episch, noch schildernd, noch evangelisch, noch polemisch, noch katholisch, noch allegorisch, am wenigsten mystisch, — sondern die flachste Aufklärung bei diesem Gegenstande, Humanität, undichterische Psychologie, die noch dazu höchst manierirt ist, ohne Erregung des Mitleids, Schrecks, Hasses und der Liebe, — lauter Worte, die sich aufblasen, um große Gedanken zu seyn, — und alles, wenn ich es als Christ betrachte, höchst unchristlich, ja antichristlich. — Sie finden es vielleicht zu tadeln: ich habe in jeder Kunst einen Wendepunct des Hasses oder Widerwillens, der mir unentbehrlich ist, um meine Liebe zu stützen: so war mir immer Klopstock in der Poesie, in Gesellschaft mit Wieland, in der Malerei Rubens, in der Musik die neue

frivole Weichlichkeit, in der Baukunst die leere Nachahmung der griechischen, eben so in der Sculptur; doch ist es hier mehr die Leerheit, die mich anzähnt, als daß mir Kraft, wie Klopstocks oder des Rubens, eigentlichen Zorn erregen könnte.

Ich lese immer noch fleißig Calderon und so viele Spanier, als ich abreichen kann. Calderon ist ein vollendeter Manierist und in seiner Manier groß und unverbesserlich; es scheint mir aber doch noch ungewiß, ob nicht Lope der größere Dichter sey, wenn er auch vielleicht nur wenig oder nichts vollendet hat. Aber auch Calderon hat seine großen Schwächen. Und was bleibt der Seele nach Leonido und Marfisa (eins der prächtigsten) und manchen andern? Las cadenas del demonio, die ich vor zehn Jahren verehrte, erscheinen mir jetzt fast schlecht. — —

Ich habe dieser Tage wieder an meinem Buch über Cervantes und Don Quixote gearbeitet, und wie möchte man zürnen, wenn man sieht, wie dieser edle Geist von seiner Zeit nicht erkannt und verkannt wurde. — —

Solger an Tieck.

Berlin am 17ten December.

Sind Sie denn ganz böse auf mich, daß Sie mir gar nicht schreiben? Ich dachte, unsere Correspondenz sollte nun wieder recht lebhaft werden, da wir beide wieder gesund sind. Aber auch Hr. von Burgsdorf ist nun hier,

ohne mir einen Brief von Ihnen gebracht zu haben. Am liebsten wäre es mir, wenn Sie selbst kämen, und thun Sie es nicht im Winter, so müssen Sie es auf jeden Fall im nächsten Sommer.

Wissen Sie, daß Raumer vielleicht hierher versetzt wird? Doch bitte ich noch nicht davon zu sprechen. Unsere Facultät hat ihn für die noch zu besetzende Professur der historischen Politik vorgeschlagen, und er wünscht es. Besonders scheinen ihm die letzten Zänkereien Breslau verleidet zu haben. Die Minister haben auch schon ziemliche Geneigtheit für ihn gezeigt. Mir wäre es, wie Sie denken können, sehr lieb. Doch zweifle ich, ob ihm nicht manches hier unangenehmer werden würde, als er glaubt. — —

— Ich beschäftige mich in diesem Winter theils mit Politik, theils mit den indischen Religionsgeschichten, um diese wieder im Zusammenhange zu übersehen und das Neue nachzutragen. Diese Sachen habe ich gewählt, um Arbeiten zu haben, die mich fördern und doch meist nur im Lesen bestehen; denn Ausarbeiten möchte mich noch zu sehr anstrengen. Im Sommer aber werde ich wieder an dieses gehen, und so Gott will, mit anhaltendem Nachdruck. Dann schreibe ich zuerst meine Schrift über den Standpunct, den heutiges Tages die Philosophie halten muß; sodann setze ich die kleinen Gespräche fort und bereite das Werk über die Religion vor. Dazwischen kann ich Manches für das Journal ausarbeiten und bitte Sie Ihrerseits, sich auch daran zu machen, damit uns

das löbliche Unternehmen nicht aus den Gedanken komme. In unseren kurzen Weihnachtsferien werde ich einmal recht ausführlich an Sie schreiben. —

1819.

Solger an Tieck.

Berlin am 1sten Januar.

Sie empfangen hier, mein theuerster Freund, ganz warm und frisch meine und aller Meinigen beste Wünsche zum neuen Jahr für Sie und die Ihrigen. Ich kann überhaupt dieses Jahr, in welchem ich Besseres zu erleben hoffe, als im vorigen, nicht besser anfangen, als indem ich Ihnen schreibe, und dadurch eine gute Vorbedeutung unserer fortdauernden und wo möglich noch enger zu schließenden Verbindung gebe. Lassen Sie uns nun auch gemeinschaftlich wirken! Wir kennen uns, denke ich, nun genug dazu. Ich darf nun nicht mehr so ganz glauben von Ihnen überschätzt zu werden: Sie haben nun wohl auch meine schwachen Seiten hinlänglich kennen gelernt, sowohl des Willens als der Geschicklichkeit. Das Ende des Jahres mahnt und treibt mich, mit manchem meiner Vorsätze rascher an die Ausführung zu gehen, als wohl sonst geschehen wäre; was aber diese Stimmung vorzüglich vorbereitet hat, das war meine nun, wie es scheint, ganz besiegte Krankheit, die in der That ernsthafter und bedeutender war, als die meisten meiner Freunde glaubten: das kann und muß ich jetzt noch mit Überzeu-

gung sagen, da ich mit ungetrübtem Blicke darauf zurücksehe. Solche Erfahrungen machen es uns recht eindringlich, wie kurz und wie unsicher das Leben ist, und wie sehr es dem, der irgend etwas leisten will, Pflicht ist, den Augenblick zu benutzen. Vielleicht war mein Übel mit dazu bestimmt, mich durch das lebhafte Gefühl hiervon zu rascherer Thätigkeit zu treiben. Wäre ich nur von jeher weniger bedenklich gewesen und hätte mehr zugegriffen. Vieles hätte ich vielleicht dann schon geleistet, was wohl kaum noch ganz in meiner Macht seyn mag. Aber neben meiner angebornen Art von Phlegma hat mir gewiß die verdammte universelle Anlage unserer Jugendbildung hierin viel geschadet. Hätte ich nicht von der Schule her immer wie ein Gewicht den Gedanken an mir hangen gehabt, daß man alles von allen Seiten mit allen Hülfskenntnissen vorbereiten müsse, so wäre mir nicht oft eins über das andere wieder zerronnen, und ich hätte mein Ziel früher nach einer entschiedenen Richtung verfolgt. Und noch jetzt halten jene Umwege mich allzu oft zurück, und wenn ich es recht deutlich bemerke, so laufe ich Gefahr, wieder allzuviel Nebenwege abzuschneiden und in einem zu beschränkten Raume vorzudringen. Diese Schwankungen würden mich gewiß sehr verwirren, wenn mir nicht die Hauptsachen, eigentlich unabhängig von allem Beiwerk, allzufest ständen und überall wieder durchdrängen. Komme ich nur wieder daran diese auszuarbeiten, so werde ich gewiß dadurch angehalten wer-

den, recht bestimmt die ganze Bahn zu halten. Dies ist meine beste Hoffnung.

Zuvörderst also will ich im Frühjahre daran gehen so bestimmt wie möglich zu erklären, wie ich es mit der Philosophie meine und wie ich gegen die jetzigen Bestrebungen stehe. Zwischen dem Rationalismus und der Vergötterung des Factischen schwankt die Welt. Je enger beides mit einander verbunden ist, die Kunst zu denken und die höhere Erfahrung, desto lebendiger blüht die Wahrheit in dem menschlichen Geschlechte; denn desto näher ist ihm das Wirken Gottes, in welchem die höchsten Gründe von beiden Eins sind. Das Zerfallen beider Richtungen bewirkt auf der einen Seite den Aberglauben, dem die Gesetze des Denkens nichts gelten, auf der andern den schalen Unglauben, der alle Thatsachen nur so weit gelten läßt, als sie benannte Zahlen sind, mit welchen er rechnen kann. Dieser rationalistische Unglauben ist das goldene Kalb unserer neueren Philosophie vom Cartesius an, zu welchem Götzen das Volk Gottes ungeachtet aller Prophezeiungen und Züchtigungen immer wieder zurückfällt. Heutiges Tages gewinnt dieser Götzendienst wieder besondere Kraft, wenn auch manche äußere Erscheinung das Gegentheil kund thäte; ja ich möchte sagen, er ist erst recht bestimmt und mit vollem Anerkenntniß wieder eingesetzt, seitdem wieder von Glauben und Kirche und was damit in Verbindung steht, dabei gesprochen wird. Diesen bösen Geist möchte ich nun gern angreifen und in den Abgrund des Mysticismus, des wahren und

dachten, versenken. Denn im Denken besteht die wahre Mystik darin, daß man in jedem Akte desselben die Offenbarung einer factischen, einwirkenden Macht wahrnehme, ohne welche er, anstatt der lebendigen Frucht der Überzeugung, die mit dem Glauben Eins ist, eine taube Hülse treibt. Die wahre Philosophie muß nicht erklären, sondern einsehen, nicht die Erscheinungen absondern, vielmehr sich ihrer als Offenbarungen bewußt werden. Dann erst fällt dasjenige davon ab, was wirklich abgesondert werden muß, nämlich der Schein, der zwar der Grund unserer jetzigen Existenz, doch an sich und für Gott nichts, für uns aber das Princip des Bösen ist. Dieses und manches der Art habe ich Ihnen vielleicht schon zu oft wiederholt, und doch ist es immer das, wovon man ausgehen muß, wenn man über die Erkenntniß sprechen will.

Eins der größten Hindernisse der Wahrheit, worüber ich auch so bestimmt wie möglich sprechen werde, ist die falsch verstandene Meinung, daß es nur Eine, nicht zwei verschiedene Arten der Erkenntniß, eine niedere und eine höhere, gebe. Ich nenne sie falsch verstanden, weil sie von einem gewissen Gesichtspuncte aus wahr ist. Aber so genommen, daß alle Wahrheit blos dem Grade nach verschieden sey von der Art, die Dinge anzusehen, die der gemeine Verstand befolgt, ist sie die wahre Stütze jenes leeren Rationalismus. In dieser Bedeutung ist sie gegenwärtig recht herrschend. Weil man leugnet, daß es eine Wahrnehmung durch individuelle, zufällige Erleuchtung, eine willkürliche, in den gemeinen Lauf des Lebens

hereinbrechende Offenbarung, eine Wunderthätigkeit an einzelnen Theilen der Erscheinungswelt gebe, die mehr Kunststücke als Wunder hervorbringen würde, Dinge, die im Gegentheil der Aberglaube aus Verzweiflung an der Erkenntniß festzuhalten strebt, so will man auch leugnen, daß in der Erkenntniß überhaupt ein Unterschied dessen sey, was Offenbarung und was bloße Scheinexistenz ist. Diese Art zu denken gehört, im Vertrauen gesagt, auch der S***schen Schule an, die eigentlich eine nur consequentere und scharfsinnigere Aufklärung, als die zuletzt erschienene, betreibt. In einen andern Fehler verfallen dagegen die strengern Philosophen, zu welchen ich jetzt besonders H. rechne, so hoch ich ihn auch wegen seiner großen Kenntnisse und seiner klaren Einsicht in die verschiedenen wissenschaftlichen Metamorphosen des Denkvermögens achten muß. Diese nämlich erkennen zwar das höhere speculative Denken als eine ganz andere Art an, als das gemeine, halten es aber in seiner Gesetzmäßigkeit und Allgemeinheit für das einzig wirkliche, und alles Übrige, auch die Erfahrungserkenntniß, insofern sie sich nicht ganz auf diese Gesetze zurückführen läßt, für eine täuschende und in jeder Rücksicht nichtige Zersplitterung desselben. Beim ersten Anblick könnte es nun scheinen, als müsse dies recht meine Meinung seyn; Ihnen, hoffe ich, wird es nicht so vorkommen. Ich leugne nämlich keineswegs, daß das unwahre Erkennen und sein Gegenstand sey: beides ist nur allzusehr da; aber es ist als das Nichts, es ist mit einem Worte das Böse. Und eben

dadurch wird es mir nun auch eine Thatsache, eine Wirklichkeit, eine Offenbarung und nicht ein bloßes Gesetz des Denkens und seiner einmal so organisirten Natur, daß es das Wahre und Ewige sey. Dieses existirt aber eben als das, was ist, als Gott, als das Gute. Für uns also, für uns in die Wirklichkeit geworfene Wesen, ist beides untrennbar. Denn das Gute würde uns nicht seyn, wenn es nicht einen Schein hätte, den es tödtet, um dessenwillen es sich verkörpert, Fleisch wird, weil es ihn seiner ewig guten Natur nach vernichten und so die Existenz mit sich versöhnen muß. Die höhere Art, daseyn, ist, sich zu offenbaren, und sich offenbaren heißt sein Nichts vernichten, d. i. durch sich selbst daseyn; beides ist ganz Eins. So kann ich denn auch behaupten, daß es nur Eine Art der Erkenntniß giebt, die aber richtig verstanden werden muß, nämlich als eine solche, in welcher der Wendepunct liegt zwischen dem Wahren und Seyenden und dem, auch positiven Nichts: denn beides wird nur zugleich erkannt. Und die gemeine, blos relative Erkenntniß des gemeinen Verstandes ist nur Etwas, insofern sie beständig in jene beiden Principien aufgelöst wird; sie ist die Erkenntniß der Erscheinung, weil beide an ihr Theil haben und in ihr kämpfen.

Sie haben hier das Wichtigste von dem reellen Inhalte meines Manifestes, wie wir es einmal genannt haben. Meinen Sie nicht, daß, wenn es klar und bestimmt genug ausgedrückt wird, es auf die Gemüther wirken müsse, und wenn der Inhalt wirklich von manchen auf-

und angenommen würde, daß es nicht ohne Glück kämpfen müsse gegen das Abflachen, Gleichmachen, Weltverbessern, den Hochmuth, die Eitelkeit, die Kälte und Stumpfheit gegen alles Lebendige? Wer einsieht, daß nur das wahrhaft da ist, worin Gott lebt, sollte der nicht zur Ehrfurcht gelangen für seine Offenbarung in der Geschichte? Doch wer weiß, ob es wirken kann und wird? ob es die rechte Zeit dazu ist? ob ich der Mann dazu bin? ob nicht die tausend Irrthümer und Schwächen, in welchen ich stecke, die gute Frucht der Stunden des Nachdenkens wieder zerstören?

In der Kunst und besonders in der Poesie müssen wir uns nur über den Unterschied der bewußten und unbewußten Mystik verständigen. Doch darüber habe ich Ihnen ja auch wohl schon einmal geschrieben. Auf jener beruht die Allegorie, auf dieser die Symbolik in der Kunst, und beide, haben eine Grenze, wo die Allegorie in bloßes Verstandesspiel und die Symbolik in Nachahmung der Natur übergeht. An dieser Grenze erlischt zugleich Ironie und Begeisterung. Die Ironie wird instinctmäßiges Ankämpfen gegen das Ewige und Wahre: daher ist alle recht gemein sinnliche Poesie zugleich polemisch, wie die Kotzebuesche und Wielandsche. Die Begeisterung wird zur Sinnenlust oder zum verständigen Dünkel, wie der letztere besonders in den ethischen, geistlichen und überhaupt philosophirenden Dichtungen dieser Art oder Unart herrscht. Dieses sey denn der Wendepunct der Liebe und des Hasses, wie Sie es nennen: denn es ist

natürlich, daß dasjenige, was uns feindselig und bestreitend gegenübertritt, auch unsere Liebe, welche, so lange sie im wahren Lande der Poesie, ihrer Heimath, sich aufhielt, Liebe blieb, in Haß verwandelt. In Rücksicht auf Milton und Klopstock stimme ich auch eigentlich ganz mit Ihnen überein, und wenn ich meine Stimmung gegen den Letzteren nicht Haß nennen möchte, so ist es wenigstens Widerwillen. Milton wird immer besser seyn, weil er darstellen kann: diese Gabe reißt ihn auch unwillkürlich aus der Rhetorik in die Poesie hinein; Klopstock hat sie nicht und ist eben deswegen auch auf die, ich möchte sagen, verzweifelte Art von Odenpoesie verfallen, die in den Gemüthern unserer Deutschen gewiß unsägliche Verwirrung hervorgebracht hat. Bei diesen Prachtoden auf ein Reitpferd, Schlittschuhe, eine Grammatik u. s. w. ist mir als wenn ich dicht am Tollhause wäre. Hierbei hört denn freilich alle Mystik, aber auch alle Allegorie auf. Wo ich die Allegorie der Mystik noch entgegensetze, das ist da, wo sie anfängt sich von dem Mittelpunct zu lösen und einseitig auflösend zu werden, wo sie oft zwar noch in vollem Sinne Poesie ist, aber sich schon ganz nach dem Umfange hin bewegt und damit eine mögliche Trennung ihrer wahren Bestandtheile vorbereitet. Dergleichen ist es nun, was ich in dem Gedichte vom heiligen Gral schon wahrnehme, von welchem unsere ersten Betrachtungen über diesen Gegenstand ausgingen. Es liegt darin der Keim zu Demjenigen, wodurch sich Orden und geheime Gesellschaften von dem Stamme des Staates

und der Kirche absondern, und was man gewöhnlich mystisch nennt, weil den meisten Menschen die Principien erst zum Bewußtseyn kommen, wenn sie im Begriff sind sie zu verlieren oder sie schon verloren haben. Calderon ist auch in dieser auflösenden Allegorie begriffen, und eben deswegen wird er so sehr Manierist. Ich kenne nicht genug von ihm, um ihn ganz zu beurtheilen, und es ist mir bei dem Vielen, was mir jetzt obliegt, auch nicht möglich jetzt viel von ihm zu lesen. Aber das scheint mir gewiß, daß er nie ein Räthsel aufstellt, ohne das Wort dabei zu haben, und seinen Text immer sehr bestimmt neben der Ausführung liegen hat. Daher ist auch die Ausführung immer so musivisch gearbeitet, und er kann dieselben Materialien, nur anders zusammengesetzt, immer wieder gebrauchen. Ist Ihnen Malsburgs Übersetzung schon vorgekommen? Der erste Band enthält zwei Stücke: Es ist besser als es war, und: Es ist schlimmer als es war. Aber der Übersetzer ist Neuling und lange noch nicht so weit wie Gries.

Es freut mich sehr, daß Sie den Vorsatz haben, die Übersicht der neuesten dramatischen Literatur für unser Journal auszuarbeiten. Sie werden dabei auch auf die Einwirkung des spanischen und anderer fremden Dramas Rücksicht nehmen müssen. Mir wird es ein rechter Genuß seyn, wenn wir darüber conferiren werden. Die höhere Poetik, glaube ich, verstehen wir beide doch wohl am besten. Collin scheint zu glauben, weil ich über die Principien des Schönen geschrieben, müsse ich mich nun

auch immerfort mit belles lettres beschäftigen; als wenn sich nicht einsehen ließe, daß jenes Werk überhaupt zunächst mit philosophischen, nicht aber mit schönwissenschaftlichen Arbeiten zusammenhängt. Viele nennen mich halb spöttisch einen Professor der Ästhetik, welcher Titel, als einem räsonnirenden Gewäsch zukommend, jetzt auch mehr als nöthig verachtet ist. — — Für die wiener Jahrbücher will ich recht gern gelegentlich arbeiten, und dies auch an Collin schreiben; auch giebt es einige neueste philosophische Werke, über die ich wohl etwas sagen möchte; indessen habe ich zu viel von dem letzten schlechten Jahre nachzuholen, um mich zu einem bestimmten Termine anheischig zu machen. — Wie ist es mit Ihrer Recension des Erwin? Sehen Sie es als eine Freundschaftspflicht an, sie bald zu machen!

Überhaupt müssen Sie mir mehr im Einzelnen erzählen, was Sie arbeiten. Bald höre ich dieses, bald jenes, und bin nie recht vollständig darüber im Reinen. Aber die Gegenstände wechseln auch gewiß bei Ihnen sehr oft, was ich mir als ganz natürlich denken kann. Wenn ich Ihren letzten Brief recht gelesen habe, so arbeiten Sie an einem Werke über Cervantes. Dies ist mir so unerwartet, daß ich glaube nicht richtig gelesen zu haben sondern, daß Sie etwa blos ein solches Werk lesen und durchstudiren. — Und endlich komme ich zur Hauptsache, zu meinem alten Wunsche zurück, den Sie doch nicht mit genügenden Gründen abweisen. Ich gestehe, man mag der Verzweiflung nahe kommen, wenn

man bei dramatischen Arbeiten an diese Bühne, diese Schauspieler, diese widersinnigen und den ganzen Zweck untergrabenden Einrichtungen und dieses Publicum denkt. Aber soll man deshalb verzweifeln? Soll ich verzweifeln, weil meine Gespräche kein Publicum finden können, und diese Form vielleicht in der umgebenden Welt noch mehr Widerstand findet, als die dramatische Kunst? Man muß, ich will nicht sagen, sich accommodiren, weil dies zu schwach klingt, sondern die Welt sich besser vorstellen, als sie ist: ohne dies leistet man nichts Gutes. Die Poesie muß sich das Theater schaffen, die Philosophie das Publicum. Und wenn das nicht gelingt, so ist es ein großes Unglück; aber man hat seinen Beruf erfüllt. Und das kann man wieder nicht, wenn man nicht die gegenwärtigen Bedingungen auffaßt und damit anfängt, müßte man sie sich auch gänzlich umgestalten. Ich glaube allerdings, daß wir auf dem Wege zum völligen Ruine sind. Aber vielleicht kann man ihn ein wenig aufhalten, vielleicht manchem doch noch auf eine unerwartete Weise eine andere Wendung geben. So denken Sie gewiß auch, wenn Sie gesund sind, so wie ich sehr schwarz und verzweifelnd dachte, als ich recht krank war.

Über die byzantinische Bühne kann ich Ihnen jetzt nichts sagen noch nachweisen; Raumer muß mehr davon wissen. Auch Genellis und Kannegießers Werke habe ich noch nicht gelesen. Ich muß mich noch schonen und mir viel Bewegung machen, und will diese Vorsätze noch den Winter hindurch recht fest halten, um im Frühjahr

mit desto mehr Sicherheit arbeiten zu können. Um aber dabei zu meiner Beruhigung doch etwas zu treiben, was mich unmittelbar fördere, beschäftige ich mich vorzüglich mit der indischen Religion. Je mehr ich damit umgehe, je klarer wird mir das ganze Gewebe der Religionen des Alterthums, und je reizender der Wunsch, mich bei meiner dereinstigen mythologischen Arbeit doch nicht blos auf Griechenland zu beschränken, sondern die Sache universeller und mehr philosophisch zu fassen. Der Faden, an dem ich alles verknüpfen kann, ist eigentlich sehr einfach und sollte das seyn, worauf man dabei zuerst fiele, und doch haben ihn die andern Bearbeiter theils, wie Kanne und Creuzer, unter einem Wust von Einzelheiten und falschen Einfällen und Phantasmen, bis zur Unbemerklichkeit, vergraben, — theils ihn ganz einseitig theoretisch und dogmatisch herausgezogen, daß er gar nicht mehr das ist, was er als lebendiges Band war, und dies Letzte hat besonders F. Schlegel gethan. — — Eine Hauptsache ist, daß man gleich alle hergebrachte Terminologie von Emanation, Pantheismus, Dualismus u. s. w. fahren lasse. Die einseitigen und leeren Begriffe, welche diese Ausdrücke bezeichnen, hat niemals ein Volk oder ein Mensch im Ernste gehegt, und sie stammen auch aus Zeiten her, wo man die lebendige Erkenntniß grausam anatomirte.

Immer weiter führt mich die Lust, mit Ihnen zu sprechen, und wahrlich zu weit. Ich muß mit Gewalt ein Ende machen. Es ist noch so viel Einzelnes da,

worüber ich Ihnen schreiben möchte, Hagens Reisebriefe, die Blätter für höhere Wahrheit von Meyern, worin auch Bader wieder ganz wunderlich auftritt, und manches andere. Aber es wird auf einmal zu viel. — —

Tieck an Solger.

Ziebingen am 15ten Februar.

Schon längst hätte ich Ihnen für Ihren herrlichen lehr- und trostreichen Brief danken sollen, der mich so wahrhaft belehrt und erquickt hat, — wenn nicht unmittelbar nach ihm wieder leidige Krankheit bei mir, und mit dieser jene unzertrennliche Verstimmung, — und Lebensüberdruß eingetreten wären, die mir so große Zeiträume meines Lebens rauben. Ich klage so ungern und muß es doch so oft thun, und die meisten Menschen, weil ich in Gesellschaften mich zusammennehme und auf den Augenblick große Gewalt über mich ausübe, selbst heiter erscheinen kann, glauben nicht einmal an meinen Zustand, und halten mich wohl gar für weichlich, da ich doch wahrhaft von mir sagen kann, daß bei meinen ununterbrochenen Schmerzen, bei der stäten Unfähigkeit, meinen Körper frei zu gebrauchen, bei den unzähligen Hemmungen meiner Körper- und Seelenkraft, ich so hart mit mir umgehe, andere so wenig meine Krankheit entgelten lasse, wie vielleicht nur wenige Menschen im Stande seyn würden. Über mich selbst in der Einsamkeit schütte ich aber freilich oft alle böse Launen, alle Trostlosigkeit

aus, dann verzweifle ich an mir selbst und allem. Besonders seit einiger Zeit steigen alle jene Gespenster meiner Kindheit und frühen Jugend vor mir auf und bedrängen mich immer näher, die ich wirklich abgefunden glaubte und auf bescheidene Pension gesetzt: solche Ansichten und Gefühle, deren Daseyn nur derjenige begreift, der die ganze Schule der Hypochondrie und Melancholie gründlich durchgemacht hat. Ich hoffe, Sie, mein Theurer, sollen davor geschützt bleiben; ich bin erfreut, daß Sie und die Ihrigen jetzt so wohl, daß Ihre Kraft und Ihr Muth von neuem erwacht sind. Ihr schöner Brief ist mir so viel und so trostreich gewesen; aber ich kann ihn selber nach diesem langen Aufschube nicht so beantworten, wie ich sollte und möchte. Aber wenn mein Umgang, oder meine Briefe und gedruckten Versuche Ihnen im Leben etwas Ermunterndes und Aufheiterndes gewesen sind, wie ich Ihnen nur zu gern glaube, so lassen Sie zu manchen Zeiten alle Rechnung mit mir fahren, und seyn Sie nach Ihrer Güte recht freigebig und großmüthig, wenn ich auch alsdann ganz insolvent seyn sollte: denn ich zehre alsdann von diesen Beweisen Ihrer Freundschaft. Ihre Briefe lese ich oft und immer wieder, einzeln und in ihrer Folge; ich glaube Sie mit jedem Worte mehr zu verstehen, und immer mehr wird es mir deutlich, daß es dies war, was ich gesucht habe. Es scheint mir, daß gerade Ihre Individualität dazu gehörte, um nicht mit der Begeisterung, mit den Ideen, die Ihr Wesen durchleuchteten und erhoben, auch gleich

den Drang mit zu bekommen, wie doch Alle mehr oder weniger, gleich abzuschließen und aufzuopfern; denn die wahre Vielseitigkeit ist die herrlichste Erscheinung und Lösung, und, als das Tiefsinnigste, jener oberflächlichen völlig entgegengesetzt, die uns in unsern Tagen so beschwerlich fällt. So haben unsere größten Philosophen Welten von Gedanken und Anschauungen, die wirkliche Welt und ihre Erfahrungen, von sich abweisen müssen und zu ihrer Rechtfertigung den Trieb, alles Störende zu vernichten, künstlich und energisch ausgebildet. Ich sehe wohl ein, daß Sie den Vortheil der Historie für sich haben, daß Ihre Vergnügen Ihnen zweierlei sind, Wahrheit und Philosophie, und zugleich historische Erscheinung; daß Sie dieselben aber so würdigen und nützen können, ist eben Ihre Eigenthümlichkeit, die schöne Sicherheit, die alles dies brauchen, harmonisch stellen und auf ein neues Fundament und Centrum aufbauen kann. Wie die Poesie, so muß ja auch die Philosophie in ihrer gültigen Allgemeinheit zugleich der Ausdruck des Individuellsten seyn. Auf diese Weise ist meine Bekanntschaft und Vertrautheit mit Ihnen fortgeschritten. Andre Freunde, wie Fichte, verloren sich mir endlich in das Allgemeine. Ja die meisten Menschen glauben wohl, daß die wahre Bildung jenes Allgemeine sey, welches mir das Todte und Unbestimmte ist, und ich fürchte fast, daß Fichte und X von dieser Krankheit nicht frei geblieben sind. Das Streben zum Idealischen ist bei unsern Dichtern dasselbe. Wir sind in diesem Sinne gewiß darüber einig, daß Gott die

individuellste Anschauung in uns werden muß, wenn wir ihn glauben und erkennen sollen; und hier meinen ja auch die Meisten am meisten erhoben zu seyn, wenn sie sich in nichtige Allgemeinheit verlieren.

Sie haben mir noch kein Wort über Waverley und die anderen Romane gesagt, worauf ich so begierig war. Wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr, als sein ganzes großes Talent, und wohl etwas, was in unsern Tagen keinem Engländer vergönnt seyn dürfte, ihm so wenig wie Byron, so gewaltig auch dieser Geist ist, doch nur, wie ich glaube, um sich zu zerstören. Im Hamlet ist mehr Verzweiflung am Leben und an der Welt, eine tiefere Verachtung des Menschen und ein schrecklicherer Kampf gegen das Daseyn, als alle diese Autoren sich nur träumen lassen (obgleich diese Seite doch die stärkste in ihnen ist); und nun gegenüber diese Harmonie und Ruhe, diese göttliche Kraft, die um so himmlischer erscheint, je mehr wir einen deutlichen Blick in die Schrecken des Chaos gethan haben. — —

Solger an Tieck.

Berlin am 27sten Februar.

Mit großer Ungeduld, mein theuerster Freund, hatte ich lange auf einen Brief von Ihnen geharrt; und nun kam zwar einer, aber ein so melancholischer, daß ich wirklich ganz betrübt darüber bin. Ich hatte dies um so we-

niger erwartet, da Schütz mir erzählt hatte, wie munter Sie wären, und daß Sie Komödie gespielt haben, u. dgl. Doch kann ich mir wohl denken, wie sich beides mit einander verträgt. Aber ich bitte Sie, lassen Sie die böse Stimmung nicht Herr über sich werden! Daß man sie eine Weile austoben läßt, ist vielleicht gut und recht, weil sie sich sonst verdünnen und auch die guten Zeiten verfälschen möchte; nur muß sie sich immer wieder unterwerfen. Man muß es zuweilen umkehren und mit dem anfangen, was die Wirkung und Folge seyn sollte, z. B. sich in eine bestimmte geliebte Arbeit mit Gewalt versenken. — —

Den Waverley las ich freilich etwas spät, wegen anderer Lesereien, die ich sogleich abfertigen mußte. Einige Tage einer unbedeutenden Unpäßlichkeit, die mich aber doch an anderer Arbeit verhinderte, habe ich benutzt, ihn hintereinander durchzulesen, und gewiß mit noch viel größerem Vergnügen, als mir eine zerstückelte Lesung gemacht hätte. Es hat mich vieles darin aufs höchste überrascht: ich hätte es einem jetzigen Engländer nicht zugetraut. Wie stimme ich aber so ganz in Ihr Urtheil ein, daß dem Verfasser nur wenig zum wahren Dichter fehlt, und dies Wenige doch am Ende das ist, was den wahren Dichter macht! Vortrefflich, ja bewundernswürdig ist die Gabe der Darstellung. Sie zeigt sich aber erst recht glänzend, nachdem der Held in Schottland angekommen ist. Das Trinkgelage beim Baron of Bradwardine, die Wanderung zum Donald Bean Lear, die

Schlacht sind Stücke, die dem größten Dichter Ehre machen würden, und doch fühlt man schon in diesen Darstellungen, daß das Talent nicht ganz im höchsten Sinne geleitet wird, an der übergroßen Ausführlichkeit und Mikrologie. Eben dasselbe, sowohl Gute als Böse, ist zu sagen von der Charakteristik der Personen. Der Baron, Fergus, der Chevalier konnten nicht lebendiger und wahrer vor die Augen des Lesers gestellt werden; aber vorzüglich mit dem Baron hat er es ein wenig zu arg und bis zur Spielerei getrieben. Darum hat er auch die weiblichen Charaktere, deren nur drei sind, vernachlässigt, weil sie nicht so scharfe Umrisse gaben, und sich bei diesen, besonders bei Flora, so wie auch bei dem fast müßigen Blödsinnigen, zu sehr in das Interessante verloren, was sonst eigentlich nicht seine Schwäche ist. Weil er diese Staupe des Zeitalters sonst nicht hat, habe ich ihn noch mehr lieb gewonnen. Die zweite ausgezeichnete Eigenschaft ist die Klugheit, mit welcher er die Begebenheiten in einander greifen und auf einander wirken läßt, so daß wenig Umstände vorkommen, die nicht irgend eine Wirkung auf die Haupterfolge hätten. Dennoch bemerkt man diese Absichtlichkeit zu sehr, und auf der andern Seite hat er sie wieder nicht durchführen können, indem der Anfang, die Exposition, offenbar zu ausführlich und großen Theils müßig ist. Deshalb hat er uns den Charakter und die geistige Richtung des Helden zu oft schildern und erklären müssen. Endlich ist die dritte Tugend die edle Parteilosigkeit gegen die Personen und Hand-

lungen. Die allgemeine Situation, auf welche das Ganze gebaut ist, der unauflösliche Zwiespalt zwischen der Anhänglichkeit an die alte ehemalige Regierung und die damit zusammenhängenden Grundsätze und Sitten, und dem neuen Standpuncte des Staates und der Welt ist groß und tief ergreifend. Als den Repräsentanten der einen Partei möchte ich den redlichen und treuherzigen Baron, als den der anderen den ernsten, trockenen Talbot ansehen; in der Mitte werden Fergus, der Chevalier und der Held mehr von individuellen Anregungen getrieben. Dieser tiefe Zwiespalt erregt große und ernste Gedanken, und der Verfasser hat ihn schön und rein gehalten. Hier ist es aber auch grade, wo die Unzulänglichkeit am meisten einleuchtet, und wo es sich verräth, daß die große Idee, die darin liegt, nicht das eigentlich wirkende Princip im Dichter war, sondern mehr die Bemerkung dieser Verhältnisse in ihrer äußeren Erscheinung, und das sich daran anschließende Raisonnement. Man kann dies vorzüglich auch an dem Charakter des Helden und seiner Entwickelung bemerken. Dieser bleibt eigentlich ganz stehen, und ist am Ende noch um nichts mehr gewitzigt, als er zuerst war. Er dient fast nur als Faden für die Reihe der Zustände und Schilderungen. Es ist zwar richtig, daß der Held des Romans keine besonders wirkende und treibende Macht seyn muß: denn, wo wir alles aus einer wirklichen Individualität hervorgehen sehen, da verschwindet uns der höhere poetische Gesichtspunct, und ich möchte sagen, was im Epos die einwir-

kenden und leitenden Götter sind, das sind im Roman die unausweichlichen Umstände und der Lauf der Dinge. Aber es muß doch mehr mit dem Helden vorgehn, die Umstände müssen doch etwas aus ihm machen, und wir müssen dadurch auf gewisse Weise in den Stand gesetzt werden, die widerstreitenden Principien im Lichte einer höheren Ordnung zu sehen. Das ist gleichsam die Beruhigung des Romans. Statt dessen kommen wir beim Waverley zu gar keiner Befriedigung. Seine Passivität läßt ihn gleich anfänglich in unseren Augen sehr tief sinken durch die Duellgeschichte und sein daraus entstehendes Verhältniß zu den Officieren seines Regiments, und dies wird nicht einmal durch ernsthafte Leiden etwas ausgeglichen. Wegen dieser Unklarheit des höheren Gesichtspunctes ist auch der Schluß übereilt, und befriedigt nur das gemeine Romaninteresse, daß alle Personen untergebracht werden, mit allzu großer Aufmerksamkeit für einige Lieblingsfiguren. Noch manches Andre, was hiemit zusammenhängt, könnte ich anführen, z. B. daß das Verhältniß zu Rose Bradwardine auch zu sehr vernachläßigt ist. Doch ich will lieber meine Recension schließen, die wohl so schon zu lang und wohl gar überflüssig ist, da Sie eigentlich bereits alles gesagt haben. Aber Sie verlangten ja, daß ich mich darüber auslassen sollte. Übrigens ist das Ding schwer zu lesen wegen der schottischen Redensarten, und einiges ist mir dunkel geblieben. Machen Sie nur, daß es bald übersetzt wird. Ich freue mich schon darauf, wie es meiner Frau gefallen wird.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Byron, von dem ich zwar nicht viel kenne, lange nicht so hochhalten kann. Sein Egoismus und sein unruhiges, trübes und mit sich selbst kokettirendes Wesen ist mir zu sehr zuwider. — Bei dem Feldzuge des Chevalier hatte ich eine sehr lebhafte Erinnerung an die Mémoires der Marquise de la Roche-Jaquelin. Haben Sie denn diese schon gelesen? Ich erinnere mich nicht, daß wir davon gesprochen hätten. Wäre es nicht, so thun Sie es ja bald: es ist eins der herrlichsten Werke der neueren Literatur, das wahre moderne Epos. — —

Mein Brief sollte eigentlich schon lange aus seyn: ich wollte nur kurz schreiben, aber ich kann nicht davon loskommen, wenn ich bei Ihnen bin. Es freut mich, daß Sie, ungeachtet Ihrer bösen Stimmung, so weit auf meinen vorigen Brief eingegangen sind. Wir verstehen uns ohne allen Zweifel in der Hauptsache vollkommen: nur loben Sie mich zu viel; denn wenn ich auch die Wahrheit einsehe und Zeuge dafür seyn kann, so bin ich doch immer so besorgt, ob es mir nicht an dem Feuer der Überredung und der Gabe der Darstellung fehlt, welche eine Lehre, die nicht einseitig in die Welt hineinstürmt und dadurch Manchen mitrafft, verbreiten könnten. Was aber die Lehre selbst betrifft, so ist sie um so weniger mein Eigenthum, je mehr sie wahr ist. Sie wissen, wie ich darüber denke: darum kann sie auch alle Standpuncte und Modificationen in sich aufnehmen, und im höheren Sinne tolerant seyn, so wie es das

Christenthum und die wahre christliche Kirche kann. Wenn die religiöse Ansicht alle Wissenschaften durchdringt (und nur dadurch kommen die Wissenschaften zu ihrer Wahrheit), so muß die Religion auch alle in sich aufnehmen. Die wahre Religion denke ich mir als eine solche, die alles Denken und Treiben der Menschen wahr macht; aber es muß sich nur dieser Wahrheit hingeben. Das heißt im ächten Sinne Allen Alles seyn. Wenn ich jetzt polemisire gegen den herrschenden Intellectualismus, die Kirchenunion u. dgl., und wenn ich ein strenger Lutheraner seyn will, so thue ich es nicht deshalb, weil nicht viele andere Standpuncte denkbar wären, auf welchen die Wahrheit auch erkannt würde, sondern weil jene Bestrebungen in dem Charakter, den sie in der gegenwärtigen Zeit tragen, das Wahre selbst aufzulösen drohen, es wenigstens trüben, und es uns schwer machen, es in seiner rechten Würde zu behaupten.

Das Einverständniß mit Ihnen, mein theuerster Freund, und Ihre Theilnahme ist mir aber in der That unentbehrlich. Sie wissen, wie es geht. Viele, die bis jetzt meine Gespräche gelesen, oder denen ich mich sonst mitgetheilt habe, billigen und loben, aber kalt und ohne lebendige Einstimmung, und eigentlich ist davon doch wohl meistens der Grund, daß sie dabei nach dem herrschenden Tone herumhorchen, und der Respect vor den Wortführern zu mächtig ist. Man kann sich dadurch nicht in den Augen der Menge heben, daß man mir beistimmt. Sollte ich einmal in die Mode kommen, so

würde es auch wohl heißen: Wer wollte ihm nicht beipflichten? wer wollte ihm widersprechen? Ob dies je geschehen wird, weiß ich nicht, und, wenn es geschieht, ob ich besser daran seyn werde.

Bleiben Sie mir also treu im Geiste und in der Wahrheit, und lassen Sie sich auch etwas durch mich aufrichten, stärken und gegen innere und äußere Störung waffnen. Wenn es wahr ist, daß Ihnen meine Worte helfen, das klarer zu schauen und zu empfinden, was in Ihnen lebt und immer in Ihnen gelebt hat, so lassen Sie das auch ein Mittel seyn, die bösen Geister, die immer wieder aufsteigen, zu bannen! Mit Ihrer Gesundheit geht es ja doch wirklich im Ganzen besser, wie ich mich bei meinem letzten Besuche überzeugt habe. Ich weiß wohl, und noch aus ganz neuer Erfahrung, was die Krankheit an uns thun kann; wir müssen aber doch hindurch. Jetzt habe ich mich wieder aufgerafft und will nun wieder einen Schritt in die Welt hineinthun, um auch daran wieder eine neue Stütze und einen Rückhalt zu haben. Machen Sie es auch so, und lassen Sie mein Vertrauen auf Ihre Mitwirkung nicht zu Schanden werden.

Noch wollte ich Ihnen gern über Manches, z. B. über Steffens, schreiben; aber die Zeit reicht nun durchaus nicht mehr. Nächstens will ich es nachholen. Antworten Sie mir nur recht bald und sehen Sie es als eine Freundespflicht an. Auf Ihren letzten Brief habe ich fast mit Unruhe gewartet. —

Mein Arbeiten geht jetzt munter und mit raschem

Fortschritt. Mit den indischen Sachen bin ich für meine Zwecke schon recht weit. Ich freue mich auf das Frühjahr, wo ich wieder ausarbeiten werde. Auch mit meiner Amtsthätigkeit bin ich im Ganzen zufrieden. Meine Auditorien sind nach den Umständen mäßig besetzt; aber die Leute halten aus von Anfang bis zu Ende und lassen fast keine Stunde ausfallen, und ich bemerke, daß es verfängt. —

Solger an seinen Bruder.

Berlin am 18ten April.

— Nun kommt endlich die von mir längst erwartete Periode, wo auch wir aus unserem bisher so schönen, ruhigen Universitätsleben in die Verwirrungen der Zeit mit hineingerissen werden. — Man hat Gelegenheit gefunden an Ausschweifungen, die nicht einmal von den Universitäten ausgegangen, sondern zum Theil von Einzelnen eingeleitet sind, als Jahn noch nicht toll genug war, vielmehr, wie ich genau weiß, noch angespornt werden mußte, um die Jugend toll zu machen. Aus solchem Zeuge sind denn die Wartburgsscenen hervorgegangen, wo freilich auch einige Professoren alberne, kindische Reden gehalten haben, um ihren hohlen Enthusiasmus auszubreiten. Dies konnte man entweder zeitig genug verbieten und verhindern, oder man konnte nachher diese politisch-philosophischen Narren so darstellen, daß sie in ihrer ganzen Blöße erschienen wären. — Nun er-

lebten wir gar das Unglück mit dem Sand in Mannheim, wovon die erste Nachricht mir einen nicht geringen Schreck machte. Wäre das nicht gekommen, so wäre noch nicht so viel zu fürchten gewesen. — — Es macht Einem Grausen, wenn man einen Blick in ein solches Gemüth, wie dieses Sand'sche, thut. Er ist gewiß von Hause aus ein gut geearteter junger Mensch, den man bedauern muß. Aber nun die stupide Dummheit, durch den Mord des alten Waschlappens das Vaterland retten zu wollen! Der kalte, freche Hochmuth, als kleiner Weltrichter die sogenannten Schlechten abzuurtheilen! Die leere Heuchelei vor sich selbst mit der Religion, oder vielmehr ihren Floskeln, die die größten Gräuel heiligen sollen! Es ist zum Verzweifeln, wenn man daran denkt! Indessen ist mir das alles nicht im geringsten neu. Ich weiß auch genau, woher alles kommt. Ich habe genug von diesen jungen Weisen kennen gelernt, deren jeder sich ein kleiner Gott-Vater dünkt, und deren jeder ein abgestandener Philister ist, dem nichts anders heilig ist, als der leere, sinnlose Hochmuth! Man hat ihnen ja seit zehn Jahren genug vorgepredigt, sie seyen die Weisen und Vortrefflichen, von denen die Wiedergeburt des Staats und der Kirche ausgehen müsse. Wodurch diese zu bewirken sey und worin sie bestehe, hat ihnen niemand gesagt, weil es niemand wußte; sie glauben also, alles liege darin, daß sie es seyen. Dummheit, Leerheit, Hochmuth, das sind die Geister, die sie treiben, und das sind wahre Geister der Hölle!

Vielleicht kommt Dir dieses alles übertrieben vor, und Du glaubst, es sey der Schreck über den Meuchelmord an Kotzebue, der so aus mir spricht. Glaube das nicht! Zu denen, die es hören mochten, habe ich immer so gesprochen, und selbst meine philosophischen Gespräche werden Dir Zeugniß davon geben. Ich habe auch immer gesucht die jungen Leute, die sich an mich als Lehrer anschlossen, zu retten, und es ist mir mit vielen gelungen. Bei den Weltverbesserern bin ich auch gewiß schlecht genug angesehen. Jetzt wird mir das freilich alles wieder lebhafter vor Augen gestellt. Die Folgen der Sand'schen Geschichte für die Universitäten sind noch lange nicht ganz eingetreten; wir werden noch genug davon zu sagen haben. — — Aber auch das Benehmen der Behörden scheint mir durchaus nicht das richtige und zum Zwecke führende. Denn — — —

Du sprichst in Deinem letzten Briefe von einer frommen Secte. Über diese Dinge ließe sich auch noch viel sagen, was nicht viel anders klingen würde, als das Obige. Das leere Lächeln mit religiösen Formen ist hier jetzt recht zu Hause. Die Leute glauben jetzt, das Allererste, um etwas zu seyn, bestehe darin, daß man sich selbst und Anderen sage: ich bins.

Solger an Raumer.

Berlin am 21sten April.

Sie haben ganz Recht, ich hatte wirklich eine Zeit lang geschwiegen, weil ich Sie bald zu sprechen glaubte,

lebten wir gar das Unglück mit dem Sand in Mannheim, wovon die erste Nachricht mir einen nicht geringen Schreck machte. Wäre das nicht gekommen, so wäre noch nicht so viel zu fürchten gewesen. — — Es macht Einem Grausen, wenn man einen Blick in ein solches Gemüth, wie dieses Sand'sche, thut. Er ist gewiß von Hause aus ein gut gearteter junger Mensch, den man bedauern muß. Aber nun die stupide Dummheit, durch den Mord des alten Waschlappens das Vaterland retten zu wollen! Der kalte, freche Hochmuth, als kleiner Weltrichter die sogenannten Schlechten abzuurtheilen! Die leere Heuchelei vor sich selbst mit der Religion, oder vielmehr ihren Floskeln, die die größten Gräuel heiligen sollen! Es ist zum Verzweifeln, wenn man daran denkt! Indessen ist mir das alles nicht im geringsten neu. Ich weiß auch genau, woher alles kommt. Ich habe genug von diesen jungen Weisen kennen gelernt, deren jeder sich ein kleiner Gott-Vater dünkt, und deren jeder ein abgestandener Philister ist, dem nichts anders heilig ist, als der leere, sinnlose Hochmuth! Man hat ihnen ja seit zehn Jahren genug vorgepredigt, sie seyen die Weisen und Vortrefflichen, von denen die Wiedergeburt des Staats und der Kirche ausgehen müsse. Wodurch diese zu bewirken sey und worin sie bestehe, hat ihnen niemand gesagt, weil es niemand wußte; sie glauben also, alles liege darin, daß sie es seyen. Dummheit, Leerheit, Hochmuth, das sind die Geister, die sie treiben, und das sind wahre Geister der Hölle!

sie selbst sind sich bewußt, ja die Welt ist es, sich im Stillen bewußt, daß sie die Nichtsnutzigen sind.

Die Sand'sche Geschichte hat uns einen gewaltigen Schaden gethan, und ich muß gestehen, dies war das Erste, was mir dabei zu Herzen ging. Aber es ist wahr, einen traurigen Blick gewährt sie uns in den Zustand so vieler jungen Gemüther. Es zeigt sich hier eine Mischung von ursprünglicher Gutartigkeit mit einer Beschränktheit, Dummheit möchte ich es nennen, einem Hochmuth, einer unbewußten religiösen Heuchelei vor sich und Andern, daß Einen schaudert. Können Sie glauben, daß es hier Professoren giebt, die den letzten coquetten Bombast, den der junge Mensch an die Seinigen geschrieben hat, bewundern? Welch ein blödsinniger Gedanke, durch den Tod des alten Waschlappens Deutschland befreien zu wollen! Und wovon befreien? Doch darüber zu sprechen, ist nicht der Mühe werth. Schon etwas so Dummes wäre uns, als wir studirten, wohl nie eingefallen. Dabei erinnert man sich recht an das treffende Bild, welches Steffens in seinen Karikaturen von unsern achtzehnjährigen Catonen entwirft. Nur allzu sehr erinnert man sich aber auch an das Gewäsch der Marthungsredner und an so vieles Ähnliche. Doch, wie ich sagte, wir wollen niemand beschuldigen, als etwa den beliebten Zeitgeist. Schon lange nimmt alles diese verderbliche Richtung auf das muthwillige Weltverbessern und den leeren Hochmuth, und viele ganz verschiedene Lehren haben sie immerfort befördert. So würden S—r und F—s wohl sonst ein-

indem ich Ihre ganze Sache für abgemacht hielt. Und nun erfahre ich sowohl hier als durch Sie, daß es damit noch nicht gewiß ist. — — Ein Hauptgrund mag wohl wirklich seyn, daß Sie schwer zu entschädigen sind, und ich habe mir dieses gleich gedacht; Manche glauben auch wohl, daß Sie wieder Einfluß auf die Geschäfte haben, oder suchen werden, und Manchen sind Sie in Ihren Gesinnungen und Bestrebungen nicht modern genug, und dieses Letzte scheint mir das Wichtigste. Sehen Sie, das erzähle ich Ihnen alles als wenn Sie auf dem Moquirstuhl säßen. — — Es wird überhaupt jetzt schlimm auf den Universitäten; wir haben lange auf einer glücklichen Insel gelebt, an die aber jetzt das Verderben auch heranbringt. Man ist schuld daran von beiden Seiten. Aber wir selbst müssen jetzt die Sache nicht auf die Spitze stellen, niemand beschuldigen, sondern nur dafür sorgen, daß die Verwirrung geschickt vorübergehe. Jede Veränderung, die jetzt in der Einrichtung der Universitäten bewirkt würde, schlüge zuverlässig zu ihrem Verderben aus. Gegen die Quellen der Übel müssen wir im Großen und Ganzen wirken, auf dem großen wissenschaftlichen Wege. Den Universitätseinrichtungen müssen wir durch ruhige Handhabung ihre Würde erhalten, und sollte man sie einmal offen antasten, auf's äußerste protestiren. Aber die Streitfragen des Tages müssen wir ganz unberührt lassen. Jede Einmischung in diese vermehrt nur die Verwirrung und mindert unser Ansehen. Denn in diesem Streit über dies und jenes führen nur die Nichtsnutzigen das große Wort, und

sie selbst sind sich bewußt, ja die Welt ist es sich im Stillen bewußt, daß sie die Nichtsnutzigen sind.

Die Sand'sche Geschichte hat uns einen gewaltigen Schaden gethan, und ich muß gestehen, dies war das Erste, was mir dabei zu Herzen ging. Aber es ist wahr, einen traurigen Blick gewährt sie uns in den Zustand so vieler jungen Gemüther. Es zeigt sich hier eine Mischung von ursprünglicher Gutartigkeit mit einer Beschränktheit, Dummheit möchte ich es nennen, einem Hochmuth, einer unbewußten religiösen Heuchelei vor sich und Andern, daß Einen schaudert. Können Sie glauben, daß es hier Professoren giebt, die den leeren coquetten Bombast, den der junge Mensch an die Seinigen geschrieben hat, bewundern? Welch ein blödsinniger Gedanke, durch den Tod das alten Waschlappens Deutschland befreien zu wollen! Und wovon befreien? Doch darüber zu sprechen, ist nicht der Mühe werth. Schon etwas so Dummes wäre uns, als wir studirten, wohl nie eingefallen. Dabei erinnert man sich recht an das treffende Bild, welches Steffens in seinen Caricaturen von unsern achtzehnjährigen Catonen entwirft. Nur allzu sehr erinnert man sich aber auch an das Gewäsch der Wartburgsredner und an so vieles Ähnliche. Doch, wie ich sagte, wir wollen niemand beschuldigen, als etwa den beliebten Zeitgeist. Schon lange nimmt alles diese verderbliche Richtung auf das muthwillige Weltverbessern und den leeren Hochmuth, und viele ganz verschiedene Lehren haben sie immerfort befördert. So würden S—r und F—s wohl sonst ein-

under sehr unähnliche Philosophen seyn und einander wohl gar bekämpfen; jetzt will das Unglück der Zeit, daß sie doch gewissermaßen gemeinschaftliche Sache machen und sich sogar in einem Dritten, dem schwachen d. W., berühren müssen. Die unselige intellectuelle Aufklärung, die so viele im Leibe haben, die frevelhafte Lehre, daß die sogenannten Besseren alles seyn und thun müssen, und daß jeder, der an nichts glaubt als an die leere Weltverbesserung, einer von diesen Besseren sey, ist die reiche Schule des aufgeblasenen dünnen Hochmuths. Man muß diesem aus allen Kräften entgegenarbeiten und wenigstens sein Gewissen salviren.

Sie können mir nichts Angenehmeres sagen, lieber Raumer, als daß meine Gespräche sich auch bei wiederholter Lesung in Ihrer Gunst erhalten. Jetzt will ich rasch daran gehen, auch das größere Publicum mehr anzulocken, und zuvörderst meine Schrift über meinen Standpunct in der Philosophie und meine Überzeugung von ihrem gegenwärtigen Berufe auszuarbeiten. Sie soll ein Schlüssel zum Verständniß meiner übrigen, auch noch zukünftigen Schriften werden, besonders für die Leute, die in den Gesprächen immer nicht herausfinden können, was denn nun eigentlich des Autors eigene Meinung sey. Ich fange die Ausarbeitung sogleich an, wie ich mit einer Recension von Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur fertig bin, die ich jetzt für Gölin schreibe. —

Solger an Tieck.

Berlin am 13ten Mai.

Schon lange, mein bester, theuerster Freund, hätte ich Ihnen seit meinem Besuche wohl ausführlich schreiben sollen, ich bin aber wirklich seitdem mit Geschäften überhäuft gewesen. Allerlei akademische Nebengeschäfte und durch den berühmten Herrn Zeitgeist erregte Sorgen vereinigten sich mit der Vorbereitung zu den neuen Collegien und manchem andern, meine Zeit zu beschränken, und besonders mich nicht in die rechte Stimmung oder Temperatur zum Briefschreiben kommen zu lassen. Bei dem allen freut mich meine zurückgekehrte Gesundheit, die es mir möglich macht, drei Collegien zu lesen, was eigentlich immer zu viel ist. Die Ästhetik lese ich auf besonderes Ansuchen einer Anzahl von Studenten; ich versprach es ihnen, weil ich glaubte, eins der beiden andern, Principien der Philosophie und Politik, fallen lassen zu können. Es haben sich aber zu beiden so viel Zuhörer gemeldet, daß ich es als ein gutes Zeichen ansehen und beide auch lesen mußte. Seit beinahe drei Wochen bin ich nun schon mit allen dreien im Zuge. Die Politik macht mir am meisten zu thun und nimmt mir einen beträchtlichen Theil meiner Studir- und Arbeitszeit fort. Doch wende ich den schönen ruhigen Morgen hier in unserer Sommerwohnung (die wir auch seit beinahe drei Wochen schon wieder bewohnen) jetzt ganz zur Schriftstellerei an.

Mit der Recension von Schlegels Vorlesungen über

dramatiſche Literatur bin ich bald fertig. Faſt möchte ich dieſe abſchicken, ehe ich ſie Ihnen zu leſen gegeben, wenn Sie nicht etwa ſehr früh kommen, weil ich wünſchte, Collin recht bald einen Beitrag zu geben, damit er nur ſieht, daß es mir Ernſt iſt. Freilich beſpräche ich mich gern mit Ihnen darüber. Ich habe alles, was daran irgend zu loben iſt, und deſſen iſt genug, recht mit Nachdruck gelobt und hoffe auch darin nicht zu viel gethan zu haben. Was aber die Grundideen betrifft, ſo habe ich ihm beinahe in allem widerſprechen müſſen, und habe meinen Widerſpruch überall mit Gründen belegt, auch meine eigenen Gedanken oft im Gegenſatze gegen die ſeinigen entwickelt, ſo daß die ziemlich lang gewordene Arbeit zugleich als eine eigene Abhandlung gelten kann, was mir dem Zwecke der Jahrbücher angemeſſen und immer fruchtbarer ſcheint, als eine gewöhnliche Recenſion. Ich habe die allgemeinen Begriffe des Dramatiſchen, des Tragiſchen und Komiſchen u. ſ. w. noch einmal entwickelt und beſonders vieles über die dramatiſche Compoſition geſagt, worüber Schlegel wirklich bei den Auszügen, die er aus den Werken der Dichter giebt, unbegreiflich leicht hinweggegangen iſt. — Sobald die Recenſion fertig iſt, werde ich mich an die andern Arbeiten machen, die ich mir vorgeſetzt habe. — —

Schlger an Fr. von Raumer.

Berlin am 12ten Juni.

— Ihre Gesetzgebung Kaiser Friedrichs II. hat mir wahre Freude gemacht. Ich bedarf es recht, über diese Zeiten so speciell belehrt zu werden, und wünschte mir nur mehr solche Ausführungen. Es ist mir auch wieder eine Gelegenheit, Ihren Fleiß und Ihre Kunst zu lesen und zu verarbeiten, anzustaunen. So kommt eine Probe zur andern, um die schönste Erwartung von dem Hauptwerke zu erregen. Bei meiner Politik könnten mir viele solche Monographien recht heilsam kommen. Es kam mir vieles ganz überraschend. Man sieht doch, daß gewisse Einrichtungen der Civilisation gar keine neuen Erfindungen sind, sondern stellenweise schon durch das ganze Mittelalter hindurchgehen. — Über das Material kann ich natürlich nichts sagen, was Ihnen helfen könnte; sonst hätte ich wohl noch manches Bedürfniß. So scheint es mir doch nicht immer genug auseinandergesetzt, was von jenen Einrichtungen ganz Friedrich angehört, und was dem Zeitalter gemein war. Bei dem Urtheile über die Einrichtungen wäre es wohl gut gewesen, den ganz verschiedenen Zustand in Deutschland einigermaßen zu vergleichen. Das Bestreben des Kaisers ging in Italien doch wohl sehr auf absolute Gewalt und wurde wohl der Form nach sehr begünstigt, theils durch den Mangel eines solchen durchgeführten Lehns- und Ritterwesens, wie es in Deutschland war, theils durch die alte Beschaffenheit der dortigen Städte. Doch ich sage alles dieses natürlich

nur, um Ihnen zu zeigen, was es mir noch am meisten fehlt, und weshalb ich also diese Puncte am meisten ferner erklärt wünschen muß.

Mit meiner Politik, die ich vor einer ganz guten Zahl von Zuhörern lese, geht es sehr zu meiner Zufriedenheit. Wenn ich am Schlusse ein gutes Heft davon bekommen kann, möchte ich gern, daß Sie es durchläsen, und dabei alles, was Ihnen beiläufig zur Berichtigung oder Vervollständigung aus dem Historischen nöthig scheint, bemerkten. Das ist freilich ein starker Freundschaftsdienst; aber ich glaube, Sie würden ihn mir nicht abschlagen. Meine Recension Schlegels ist schon nach Wien abgegangen. Sie ist sehr ausführlich und, wie ich hoffe, philosophisch gründlich geworden; ich bin sehr begierig, was Sie dazu sagen werden. Nun arbeite ich an meiner Schrift über den Standpunct der Philosophie. Tieck ist schon vier Wochen hier. Er kam sehr kränkelnd an, ist aber jetzt recht munter. Es ist doch jetzt eine ziemliche Hoffnung da, daß er auf irgend eine Art hier angestellt werden wird. Denken Sie sich, wenn wir alle drei hier beisammen lebten! —

Fr. von Raumer an Solger.

Breslau am 21sten Juni.

— Mit den wissenschaftlichen Studien geht's langsam, und oft scheint mir das Resultat so ungenügend: oleum et operam perdidi. — — — Daß Sie mit

meinem Friedrich II zufrieden sind, ist mir doch ein großer Trost. Bis jetzt hat mir allein Schlosser ein aufrichtig herzliches Wort darüber gesagt; sonst weiß ich kaum, ob ihn ein Mensch vor langer Weile hat auslesen können. Wäre es nicht die Freude an der Arbeit selbst, das Vertiefen in eine große Zeit, das Leben in und mit einem großen Manne, dieser höchste Genuß des Schaffens und Verklärens, — ein Thor, der da wartet, daß Leute kommen, ansehn und Beifall geben sollen! Jene Freude, jenes eigentlichste Leben dauert aber nur für den Augenblick: besehe ich's nachher selbst, — quantum distat! — So bin ich noch zufrieden mit mancher Darstellung im Buche über Friedrich II, dagegen überaus unzufrieden mit dem ältern Buche über Friedrich I, und ich dachte auch einmal, das sey nicht so ganz uneben, — und doch recht uneben ist's, besonders in Hinsicht der Sprache ein Knüppeldamm, so daß es ernstlich umgearbeitet werden muß.

Eine strenge Sonderung dessen, was von Friedrich II oder von seinen Vorgängern herrührt, ist theils unmöglich, theils bekam das Vereinzelte erst durch ihn Zusammenhang und Leben. Gewisse Wurzeln der älteren Zeit habe ich indessen so scharf angedeutet, als es die Wahrheit erlaubte. Wie aber das Zeitalter, besonders Deutschland, sonst aussah? Diese Frage ist vollkommen gerecht und natürlich, konnte aber beiläufig nicht gelöst werden. Sie sollen darüber dereinst eine gehörige Portion erhalten.

Wenn Sie sagen: „Eine Probe kommt zur andern,

um die schönste Erwartung vom Hauptwerke zu erregen", so antworte ich mit aufrichtiger Bangigkeit: sie wird nicht erfüllt werden; man wird durch die einzelnen Prachtstücke oder Kostbarkeiten verführt, und der hinkende Bote kommt nach.

Ich rechne bestimmt darauf, ein Heft von Ihrer Politik zu bekommen; sie thut mir nöthiger, als meine Monographien, Ihnen. Erquicken Sie mich nur bald mit einem Bande Dialogen. Auf die Recension von Schlegel freue ich mich. — Grüßen Sie den Harpokrates Tieck. Gewisse Leute (d. h. nicht ich) sagen, er sey so boshaft, in einer neuen verkehrten Welt zu arbeiten und habe sein Nest in Berlin mitten hineingebaut. — — Wenn Wilkens neuer Band der Kreuzzüge erscheint, revidire ich vielleicht wieder ein Buch der Hohenstaufen, und lasse es abschreiben. Vor dem Ende des Rectorats fehlt's mir an der vollkommenen Ruhe und an dem nothwendigen Versenken in eine andere Zeit; so lange muß Friedrich II warten. Aber wenn die Blätter fallen, werde ich auch an den Fall der Hohenstaufen kommen. Schon ist ängstliche Schwüle, krampfhaftes Zucken, und doch alles wie groß, wie mannigfaltig, wie erhaben! Es ist unmöglich, der Tragödie ein Genüge zu thun, — die Steigerung von Konrad III durch alle die Helden hindurch, bis zu der gebrochenen Blüthe Konradin —! Und doch, mein Freund, trotz allem Klagen und Zagen, fühle ich daß ich das Herz dazu habe, und die Kraft mir wächst.

und trotz P und P auch ich ein Maler bin, wenn Gott mir das Leben fristet.

(Seit dem Juli 1819 hatte Tieck seinen Wohnort verändert und sich nach Dresden begeben, wo er schon früher einige Jahre gelebt. Dieses Umziehen, welches er vorzüglich seiner Gesundheit wegen unternahm, störte auf einige Zeit den Briefwechsel wie seine Arbeiten.)

Solger an Tieck.

Berlin am 18ten Juli.

Seit Ihrer Abreise ist viel, sehr viel hier vorgegangen. Wir haben uns kaum besinnen können.

Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, den arretirten Studenten unsern vormundschaftlichen Schutz, wozu wir von Amts wegen verbunden sind, nicht zu entziehen, und darauf angetragen, daß man einen Commissarius aus unserer Mitte bei der Untersuchung zuziehen möge, welches aber von unserm Ministerium eine Art von Verweis erhalten. Alle diese Dinge bedürfen keines Commentars.

Ich zweifle ganz und gar nicht, daß die in Anspruch genommenen Leute eine Menge gefährlicher Narrheiten getrieben haben, und es wäre ihnen vielleicht sehr heilsam, wenn sie einen tüchtigen Schreck bekämen. Aber so läßt sich erwarten, daß sie, wenn man ihnen nichts

eigentlich Verbrecherisches bewiesen kann, um so hochmüthiger als Märtyrer der sogenannten guten Sache aus den Gefängnissen hervorgehen werden. Auf der andern Seite werden sie nie so zu reinigen seyn, daß nicht die Behörden in ihrem Unmuth und Mißtrauen befleckt würden; und von der Zunahme dieser beiderseitigen Stimmungen sind die Folgen abzusehen. —

Solger an Fr. v. Raumer.

Berlin am 18ten August.

— Giebt es denn in Breslau nicht etwa auch demagogische Umtriebe und politische Verbindungen? — — Die Engländer treffen in solchen Sachen doch immer besser den rechten Punct. Bei den ersten Nachrichten über diese Begebenheiten sagten die Times: wenn durch die Untersuchung nichts Rechtes ausgemittelt würde, wie man aus unsern Zeitungsnachrichten vermuthen müßte, so würden die, welche Lust zu solchen Dingen hätten, jetzt nur noch mehr Muth dazu erhalten. — — Die böse Stimmung und das gegenseitige Mißtrauen werden nun immer tiefer einwurzeln. Sie wissen wohl, wie ich über die meisten unserer Staaten- und Weltverbesserer denke, wie albern und leer mir ihr Eifer vorkömmt, und wie sehr ich überzeugt bin, daß sie von ganz falscher Theorie ausgehen; aber dergleichen kann doch durch solche Mittel niemals und immer noch eher durch ganz entgegengesetzte kurirt werden.

Nur noch etwas anderes zu kommen: ich habe Hagens Schrift über die Bedeutung der Nibelungen für jetzt und immer erhalten, kann aber nicht leugnen, daß sie mich niedergeschlagen hat. — Mir scheint es Pflicht zu seyn, darüber ganz offen zu sprechen, und ich habe auch schon einen langen Brief darüber an ihn selbst angefangen. — —

Ich sehe in der Methode vieler unserer berühmtesten heutigen Mythologen nichts anderes als eine völlige Unfähigkeit, den wahren Sinn ihrer Gegenstände zu begreifen. Sie wissen weder was Geschichte, noch was Religion, noch was Mythologie, noch was Philosophie ist, und wollen das alles in einander kneten. Vielleicht fasse ich bald einmal diese ganze Literatur in eine ähnliche Abhandlung, wie die über Schlegel, zusammen. —

Friedrich von Raumer an Solger.

Breslau am 10ten September.

Sie haben zwar dem Hagen einen langen Brief versprochen, da man aber auf dergleichen bei Ihnen oft lange warten muß, so habe ich ihm Ihre Strafrede mitgetheilt. Was er Ihnen dafür zu kosten giebt, liegt bei. Er hat sich seiner Haut löblich gewehrt, und mit der Predigt (die eigentlich nur Text und Kraftwort zur Predigt ist) dürfen Sie es nicht bewenden lassen, sondern Sie sollen sich in den nächsten Jahrhüchern über die mythologischen Schriften gründlich auslassen, das ist Ihre

Pflicht. Ich für meine Person möchte auch gern dadurch erfahren, was zu glauben und was zu verwerfen; denn alles darf ich meines Amtes wegen nicht von der Hand weisen, und mich darinnen zu ersäufen, wäre große Narrheit. Soviel ich, wie es scheint, weder ganz Ihrer, noch ganz H's. Meinung bin, könnte ich mir einbilden, ein geschickter Vermittler zu seyn, bin aber zuletzt nur ein schwankendes Rohr, oder wenn Ihr wollt, der Esel zwischen zwei Bündeln Heu. Muß ich eins ganz essen, so werde ich freilich wohl eher mit dem Ihrigen, als mit H's. fertig werden, besonders wenn er dazu nur aus der Kanne zu trinken giebt. Der Wein ist mir zu stark, ich werde darnach betrunken, meine Constitution behält dergleichen nicht bei sich, und ich finde mich auf dem philosophischen Wege eher zu meinem Troste (zum Christenthume) als auf dem mythologischen, wo Osiris die Anciennetät vor Christus hat. Da ich weiß, daß Sie ohne Offenbarung Ihre Philosophie nicht zu Stande bringen, so sind wir drei wohl zuletzt einiger als es scheint, und was H. Ihnen über Hermanns philologische Mythologie sagt, geht Sie eigentlich nichts an. — Aber hinter Hagens Hippogryfen kann ich nicht nach; ich sitze wie der ehrliche Trygäus nur auf einem Mistkäfer, der immer wieder auf die Erde zurück will. — —

Ich muß jedoch meine Unfähigkeit noch bestimmter bekennen. G—s habe ich nicht durchlesen können, und wenn C—r bisweilen alles durch die bloße Geschwindigkeit zu verwandeln scheint, so vergeht mir Hören und

sehen. Auch meine geschichtliche Natur (obgleich das Chronologische nicht ihre starke Seite ist) geräth in Angst bei Beweisen, wo dem Mythologen (als wäre er Gott) tausend Jahre sind wie ein Tag, oder wo mir der wiener Gassenhauer in den Ohren tönt: das ist alles Eins, das ist alles Eins! — —

Wenn H. Ihrem Erwin eins abgiebt, so ist dies Folge Ihrer beherzten Aufforderung; darin aber ist er sehr tadelnswerth, daß er gewiß Ihre Dialogen noch nicht gebührend studirt hat. Dessen rühme ich mich; und ob Sie gleich uns unanständig lange vor dem nicht aufgezogenen Vorhange sitzen lassen; so ist doch das Beschauen der Vorhalle etwas so überaus Erfreuliches, daß man sie, wie jener Engländer bei der Peterskirche, für die Kirche selbst halten könnte. Auch Sie, mein Freund, werden aus Ihrer Akademie noch öfter in die Kirche und in die Kirchendogmatik wandern müssen; wenigstens kömmt's mir so vor, da ich mich in den verlachtesten Capiteln der Dogmatik weit bequemer und heimathlicher bewege, als auf den mythologisch-symbolischen Knüppeldämmen, die aus Benares und Meros nach Jerusalem, — oder vielmehr beiweg führen sollen. Hellas verstehe ich; die vollendete Form ist mir nun einmal nicht minder werth und bewundernswürdig als der Inhalt; Treffliches und Mangelhaftes ist mir dort ein Ganzes und als solches eben tadellos: in Indien, Ägypten und Island wird mir dagegen gleich über dem Götzendienst unheimlich zu Muthe, und der ehrliche Zoroaster, der als Rhode hier umhergeht,

thut zwar viel verständiger, ist aber desto trockener und langweiliger. Das heißt Zoroaster und die Zendavesta, nicht unser guter friedlicher Rhode, den C. etwas vornehm, aus dem Hühnerkorbe herab, angeblasen hat. —. Also über die mythologische Wolkenkukuksburg müssen Sie sich des Breiteren auslassen, sonst werde ich erst ein Achselträger und dann ein scheltender Feind. —

Hagen an Solger.

Breslau den 9ten September.

Mein lieber Freund!

Ich habe meine Epistel in Deinem Briefe an Rammer gelesen und danke Dir für die Aufmerksamkeit, der Du mein Büchlein würdigst. Sie ist freilich von solcher Art, daß sie mich für einige Tage verstimmt hat, ohne an meiner Besserung sonderlich zu wirken. — — Ich kann mich zwar mit der Gesellschaft, deren „völlige Unfähigkeit, den wahren Sinn von Geschichte, Philosophie, Mythologie und Religion zu begreifen," Du aussprichst, leicht trösten. — — Aber das schwarz auf weiß, von dir, den ich so herzlich liebe und ehre, könnte mich auf Augenblicke ganz an mir selber irre machen, wenn ich nicht einen ewigen, über alles erhebenden Trost hätte, welcher mein innerstes Bedürfniß war. Es mag seyn, daß ich von den mancherlei Religionen nichts verstehe, die Religion selber werde ich mir aber von niemand absprechen lassen; da erkenne ich keinen Menschen über mir. Dies

Eine weiß ich ganz gewiß, eben weil ich es nicht blos weiß, sondern dessen lebe und sterbe. Alles andere ist ungewiß und nichtig, bleibt aber in seinen Würden beruhen. So auch das mythologische Identifiren: es hat nur einen Halt, wenn es von der Offenbarung ausgeht. Und sollte denn eine Deutung der Mythologien, welche im alten und neuen Testamente, bei Luther und den besten Theologen, feststeht, einem Professor der Philosophie nichts gelten? Freilich wissen wir jetzo mehr, aber weiser sind wir wahrlich nicht geworden. Allen Respect vor der Philologie, aber sie hat ja nun auch eine Mythologie geboren, durch Gottfried Hermann: leider ist sie todt und ohne Logos zur Welt gekommen, und keine Löwenstimme wird sie erwecken. —

Gewisse durchgehende Ideen und Bilder sind doch ganz offenbar; sie einzeln nachzuweisen, muß freilich oft fehlen. — Der sucht die Abweichungen der Racen, also auch die Einheit des Geschlechts; jener sucht die Urpflanze: ich suche Wurzeln der Wörter und finde den Baum der Erkenntniß. Den Werth, welchen ich auf solche Combinationen lege, habe ich deutlich im Buche bekannt. Ist vieles falsch, so ist die nordische Einheit unleugbar und deren Zusammenstimmung mit dem indischen Zahlensystem (welche ich jetzt aus den Nibelungen noch weiter darthun kann) gewiß nicht Zufall. Ich gestehe, diese Verbindungen haben schon an sich einen ungemeinen Reiz für mich, und Kanne (der alle auch an umfassender Philologie übertrifft, — ich verweise hier zunächst auf sein Buch über

deutsche und griechische Sprachverwandtschaft) wirkt talismanisch auf mich, wie Jean Paul, sein Herausgeber, in der Poesie: beide sagen der Form meines Geistes, welche ich nicht gemacht habe, am nächsten zu. Es ist also für mich keine Mode, welche ich mitmache, sondern ein Bedürfniß. Wenn Du aber etwa wähnest, es treibe mich ganz von meinen andern Arbeiten, so kennst Du mich schlecht. Ich habe weder den Kopf verloren, noch lasse ich ihn hangen. Bete und arbeite! heißt unser Gebot. Ich saß und sitze eben so tief in den Lesarten aller eilf Nibelungenhandschriften, mit welchen die neue Ausgabe, unter dem Text, erscheint und schon halb fertig ist, daß ich jenes Etymo-Mythologisiren, welches nur die Gelegenheit zum raschen Ausbruche gereizt, fast vergessen hatte. Daneben wird das Heldenbuch in der Ursprache gedruckt, die Erklärung der Heldenbilder, in Frankfurt a. M. die neue Ausgabe der veraltneueten Nibelungen mit Wort- und Sacherläuterungen, und endlich die Reisebriefe. — Ich bin noch immer der alte: obgleich ich leicht über alles schwer werde, so gedachte ich freilich mit einem leichteren Bündel über die Erdkugel zu gehen und am Ende durch die Hinterthüre hinauszuschlüpfen: ich wurde aber angehalten und etwas zu leicht befunden auf der Waage; und jetzo fühle ich mich leichter und freier als je, und auch das Geringste, wenn es mir auf dem Wege liegt, nehme ich gern auf. Andere haben andere Bahnen, alle aber gehen nach Jerusalem, wenn auch nicht nach Halle. — Von der Philosophie schweige ich, sie

liegt mir zu fern: ihr neuestes dickes Buch würde mir eben so sauer als die Mechanik des Himmels. Auf die höchsten Fragen weiß sie für sich doch keine Antwort, — wenn sie nicht etwa die Allwissenheit ist, wozu sie Th. hier (in seiner Pansophie) gemacht, nun aber zur Theosophie umgetauft hat. Ich kann diese Umwege nicht gehen, obwohl ich keineswegs spornstreichs in den Himmel fahren will. Ich habe in meinem armen Büchlein auch gar nicht philosophiren wollen: aber es wird mir doch wohl vergönnt seyn die Philosopheme alter und neuer Völker zu betrachten und zu vergleichen, welche mit ihren Mythen so nahe verbunden sind. Ich will Deine Philosophie der Philosophien abwarten, vielleicht giebt sie mir einen guten Dietrich. Bis jetzo verstehe ich noch das Straßburger Münster besser als Deinen Erwin. — —

Übrigens behalte mich so lieb wie ich Dich: grüße alle die lieben Deinigen und unsere Freunde; von Herzen wünsche ich Dir Glück zur guten Hoffnung und daß alles glücklich ergehe. — In Erwartung einer längeren Strafrede erster Instanz mit Gründen, herzlich

Dein treuer H.

Solger an Hagen.

Berlin den 11ten September.

Mein theuerster Freund!

Zunächst, mein alter Hagen, veranlassen mich Deine neuesten Schriften Dir zu schreiben, und insbesondere

Dein Büchlein über die Bedeutung der Nibelungen, welches ich durch Krause zu vielem Dank erhalten habe. Freilich hätten wir von jeher mehr correspondiren sollen, besser wäre es in jeder Rücksicht gewesen; indessen scheint es nun einmal heutiges Tages so gehen zu sollen, daß alles Einen großen Strom hinabfließe, und sich die alte Treue höchstens noch an der modernsten Einseitigkeit festhalte. Ich will darüber nicht klagen, obwohl es mir oft nahe genug geht; das Klagen geht ja doch immer nur von unserem eigenen persönlichen Gefühle aus, welches der Erwägung des Ganzen und der Thätigkeit für den erkannten Beruf nachstehen sollte. Was mir besonders leid gethan hat, war, daß ich Dich im vorigen Jahre nicht in Breslau antraf: wir hätten uns doch manches mitgetheilt und die alte Liebe wieder angefacht.

Darin kennst Du mich, lieber Hagen, daß ich es treu und redlich meine, und so denke ich denn auch noch immer, wie in den schönen Tagen unsers vertrauten Umgangs, mit einer Innigkeit und Liebe an Dich, die mich selbst rührt. Dieses Brudergefühl, das die jugendliche Freundschaft erzeugt, geht doch nie im Leben aus; Du bist mir noch immer wie ein untrennbarer, unveräußerlicher Theil meiner innigsten Gefühle. Eben deswegen fühle ich mich gedrungen Dir über Deine neuesten Schriften die offenherzigsten Geständnisse zu machen, solltest Du damit auch nicht zufrieden seyn, ja wohl gar dadurch verletzt werden.

In Deiner Reise erkannte ich oft Deine alte Unbe-

fangenheit und liebenswürdige Sorglosigkeit wieder, woran ich mich denn sehr ergötzt habe; und sehr erfreulich war mir auch die Genauigkeit und die Fülle Deiner Nachforschungen über die Kunstwerke und ihre Geschichte. Ich habe schon an Raumer geschrieben, Du solltest ganz Deutschland so durchreisen und der deutsche Pausanias werden. Aber was mir und sonst allen, die das Buch gelesen haben, sehr aufgefallen ist, das sind viele Kunsturtheile darin, besonders über die italienischen Maler. — Es ist leider jetzt herrschende Lust geworden, so viel Schönes und Großes der Kunst und Geschichte herabzusetzen, oder gar zu schmähen, weil es für einen Augenblick vielleicht mit der neuesten politisirenden oder frömmelnden Laune collidirt.

Auf welche Art mögt z. B. Ihr Leute für das Christenthum begeistert seyn, denen Correggio so unverständlich ist? Glaubst Du denn wirklich, daß ein solcher Maler die Erbauung so vieler tieffühlenden und geistreichen Menschen hätte werden können, wenn er solche Fratzen gemacht hätte, wie Du ihm unterschieben willst? Einen Grund hat doch das Schöne und auch einen Grund der Beurtheilung; man ist verbunden es zu fühlen, wenn man auf diesen nicht kommen kann. —

Aber noch mehr, ich kann wohl sagen, betrübt hat mich Dein Büchlein über die Nibelungen. Wir haben wohl sonst schon über Kanne und was dahin gehört gesprochen. Seinen Glauben will ich einem jeden lassen. Kann sich z. B. jemand, wie Kanne und Schubert, das

Christenthum nicht anders zubereiten, als auf diese kränkliche und spielende Art, gut, so mag es wohl so für ihn gut seyn, und falls er sich damit nicht selbst etwas vorlügt, so wird es ihm auch so zum Segen gereichen. Fühlt sich jemand so leer in seinem Innern, so fremd den Gedanken an die Erlösung und an die Offenbarung Gottes, deren wir zum Guten als unmittelbarer Einwirkung offenbar bedürfen, so mögt er sich einzelne Fälle merken und aufzeichnen, wo es ihm schien als ob Gott besonders deutlich einwirkte, um daran seinen schwachen, krankenden Glauben zu stützen; wiewohl es gewiß besser wäre, wenn er sich solche Fälle recht tief und still zu Herzen nähme und sich darum belehrte über sein gesammtes Leben, und mit dem Sinne, der vielleicht dadurch geweckt war, nun die ganze Welt und alles was darin geschieht betrachtete, auch wenn er sich berufen fühlt zu lehren, diesen Sinn lehrte, nicht aber stehen bliebe bei den einzelnen Erschütterungen, die er erfahren hat. Denn diese können doch wirklich noch wenig durchgedrungen seyn, wenn sie immer wieder als die Hauptsache betrachtet werden. Die Verbreitung einer solchen schwachen Stimmung durch Schriften ist gewiß auch höchst nachtheilig: denn die Menschen sind nur allzu gewohnt ihre Schwäche für ihre Stärke anzusehen und mit ihrer Leerheit zu prunken, und so kömmt es zuletzt dahin, daß diese wahre Glaubensschwäche für Kraft des Glaubens gilt, und die sich und andere ängstende Leere des Gemüths für Fülle,

und so verbreitet sich dann diese Leere immer mehr und wird zuletzt die abscheulichsten Spukgestalten ausbrüten. —

Ich kann Dir nicht bergen, was mir von jeher wichtig geschienen hat, wovon ich aber durch meine eigenen Beschäftigungen mit gleichartigen Gegenständen nach und nach zur festesten und klarsten Überzeugung gekommen bin, daß die Art und Weise, wie schon Creuzer, noch mehr aber Görres, Kanne und ähnliche die Geschichte der Religionen und die damit zusammenhangende Weltgeschichte behandeln, auf der absoluten Unfähigkeit beruht, die wahre Natur dieser Dinge zu begreifen. Creuzer hat doch wenigstens wahre Gelehrsamkeit und philologische, wenn auch nicht historische Kritik, und so wird er immer lehrreich, wiewohl er, wenn er auf die Erklärung und den inneren Zusammenhang kömmt, allemal vom falschen Gesichtspunct ausgeht, und so gut wie ganz verworfen werden muß. — —

Was ist denn nun am Ende der tiefe Inhalt, den diese Leute in allen Religionssystemen finden? Doch nichts weiter, als daß in allen Religionen am Ende die Hauptgedanken zu einer gewissen Einheit des göttlichen Wesens zusammenstreben, daß in allen die Rede ist vom Guten und Bösen, von den Banden des Körpers und der Freiheit der Seele und dgl. mehr. Alles dieses kann man aber eben so gut wissen, ohne sich im geringsten um die Geschichte der Religionen bekümmert zu haben. Denn dies sind lauter Abstractionen, die sogar in der sogenannten Vernunftreligion vorkommen, und wozu es durchaus

nichts Positives bedarf. Das zweite ist, daß diese Abstractionen sich an gewisse Erscheinungen der sichtbaren Natur anschlossen, daß der Umlauf der Sonne und der Gestirne, die Jahreszeiten u. s. w. dienen mußten jene Begriffe anzudeuten und zu versinnlichen. Wie dies aber möglich war, wie mit dem Absoluten und Ewigen diese Naturgesetze in einem religiosen Zusammenhang gebracht werden konnten, das sagt niemand, weil sie weder wissen was Religion, noch was Mythologie ist. Daher schwanken sie beständig zwischen der leersten Abstraction und zwischen den sinnlichen Bildern, oder vielmehr Symbolen, an die sie sich als an etwas Selbständiges anheften müssen, weil sie den Zusammenhang nicht einsehen. Daher, wenn sie auf das Moralische in der Religion kommen, das schale und wirklich zuletzt widerliche Scheinphilosophiren mit der Sinnlichkeit und der ihr entgegengesetzten reinen Geistigkeit, das besonders Creuzer immer fort treibt, und das eigentlich allem religiösen Gefühl der Völker Hohn spricht und sich höchstens an spätere Sophisten anschließt, die erst die alte Religion tödten mußten, welche sie wieder beleben wollten, um sie sich begreiflich zu machen. Wenn sie aber auf die Symbole kommen, so nehmen sie den ganz materialen Stoff derselben und wollen daran beweisen, daß durch alle Religionen dieselben Ideen hindurchgegangen seyen. Das ist denn kein Wunder, da die sinnlichen Objecte auf der Erde überall dieselben sind. Überall leuchtet die Sonne und die Gestirne, überall sind hohe Berge (Meru, Olymp u. s. w.),

überall Flüsse, überall die Jahreszeiten und ihr Wechsel. Es ist ungefähr eben so, als wollte man sagen, Homer, Claudian, Gleim, Shakspeare u. s. w. gingen alle von derselben Weltansicht aus. Denn bei diesen allen bedeuten, wunderbarer Weise, Licht, Blumen, Nachtigallen etwas Angenehmes, Gift etwas Böses, Felsen etwas Festes u. s. w. Auf die Art geht dann die müßige Lust ins Unendliche, mit der man den Berg Meru und Nysa und Montsalvaz und den Blocksberg zusammenbringen kann. Der Zusammenhang aber zwischen diesen Symbolen und den religiösen Ideen wird auch nicht einmal berührt, sondern dreist, und man möchte manchmal sagen, frech vorausgesetzt. Derselbe Spuk wird mit der Geschichte getrieben. Wischnu und Bacchus und Herkules und am Ende gar der gute hörnerne Siegfried, sind Jahresgottheiten. Ich sehe völlig nicht ein, warum sie nicht eben so gut Heilande und Erlöser sind. — Oder warum sind sie nicht Wein- und Ackerbaugötter? — Daß gewisse allgemeine mythische Gedanken durch alle Poesie in der Welt hindurchgehen, wer kann das je bezweifeln? Aber es heißt doch wahrhaftig alle Poesie tödten, wenn man diesen Gedanken erst eine ganz particuläre Bedeutung giebt, wodurch sie schon selbst verfälscht werden, und dann gar die lebendige Gestalt der Poesie selbst in eine solche Fratze auflösen will. — — Diese Art Poesie zu verstehen ist um nichts besser, als wenn ein griechischer Scholiast uns die Athene im Ajax des Sophokles erklären wollte, sie sey die *νόησις δημουργική*, und sie sey

als das Wort aus dem Munde des Zeus hervorgegangen, u. dgl. mehr.

So sollten wir denn allzu früh auf den Punct gebracht werden, wo die unglücklichen Griechen etwa im dritten oder vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung standen? Viele und jammervoll sind diese Zeichen und Wunder. Soll nicht am Ende das Christenthum wieder belebt werden durch Brahma und die Götterdämmerung und den heiligen Gral? — —

Glaube nicht, mein lieber, theurer Hagen, daß ich Dich angreifen oder anfeinden will. Ich weiß, alle diese Dinge berühren Dich nicht so tief. Doch muß ich ehrlich meine Meinung sagen, und ich kann mich nicht zu der heutigen Gleißnerei oder Gleichgültigkeit bequemen. Was Du über Deine Liebe zu den Nibelungen und Dein ihnen geopfertes Leben sagst, das ist rührend und schön. Gott erhalte Dich in der festen Richtung nach diesem Ziel, aber laß Dich nur ja nicht durch die thörichten Possen der Zeit so um dasselbe herumführen. Ganz Deutschland erwartet von Dir eine historisch-philologische Grundlage dieses uns so heiligen und theuren Studiums. Nur dadurch, daß Du uns diese tüchtig legst, kannst Du Deinen wahren Beruf erfüllen, und ich glaube auch gewiß, Du arbeitest mit Ernst und Gründlichkeit daran. Das Herumschweifen in hohlen Sophistereien und das Anschließen an alle bunte Oberflächen der Zeit überlaß Du denen, die einen solchen werthen Lebenslauf nicht finden können. Du würdest nur Dir selber und der Sache da-

mit schaden; denn was heute verehrt wurde, ist morgen lächerlich, und die wenigen, die es redlich meinen, müssen durch diesen Modeputz bedenklich gemacht werden.

Sey mir nicht böse, alter treuer Bruder, wenn ich im Eifer meine Worte nicht genug abgewogen habe. Grüße Deine Frau und behalte mich lieb! Bei mir ist Gott sey Dank alles gesund, und in Wenigen Tagen oder Wochen wird sich mein Haus wieder um ein Kleines vermehren. Nochmals, behalte mich lieb,

Deinen ewig treuen Solger.

Krause und Toll grüßen Dich herzlich; der erste denkt in der Hauptsache ganz gleich mit mir.

Solger an Hagen.

Berlin den 19ten September.

Aus Deinem Schreiben, mein liebster Freund, das sich mit dem meinigen gekreuzt hat, sehe ich, daß Du entrüstet gegen mich bist. Dieses thut mir nun zwar im Ernste leid, dennoch freue ich mich auf der andern Seite und es ist mir wohl dabei, daß wir in diesen Streit gerathen sind. Man spricht sich doch einmal ordentlich und aufrichtig gegen einander aus, und sitzt nicht jeder für sich und ignorirt den andern. Besser Zank als Stillschweigen und Gleichgültigkeit! Und ich denke, eine rechte unaustilgbare Feindschaft wird durch unsern Zank nicht einwurzeln.

Gegen Deinen Brief kann ich mündlich viel sagen. — — Meine wahre, innige Liebe zu Dir, deren Maaß Du vielleicht selbst nicht kennst, ist auch nicht um das geringste verändert durch alles was ich getadelt habe oder noch tadeln könnte. Soll man aber nicht offenherzig über solche wissenschaftliche Verirrungen sprechen? Sollen auch Freunde um einander herumschleichen mit den gleißnerischen Modephrasen, die immer das herausstreichen, was in dem schnöden Schimmer der Tagesgunst glänzt, — und was der verwöhnten Zeit nicht so mundet, bei allem Werthe, kalt bei Seite schieben? Das werde ich nie thun, und Du wirst wohl selbst nicht bezweifeln, es sey besser, daß man es nicht thue. Es herrscht in unsern frei denkenden Zeiten eine Geistesknechtschaft, die über allen Begriff schimpflich ist, und wogegen ich das Joch, das irgend eine Hierarchie auflegen könnte, verehre. Wer nicht das sinnlose Geschrei nach Verfassung mitmacht, nicht Jahn und Consorten für wackere Vorfechter der Freiheit hält, nicht den Bombast unserer Halbphilosophen als welterlösende Ideen preist, kurz, wer nicht jede Modethorheit mitmacht, der ist eben so schlimm verketzert, als man es zu irgend einer Zeit geistlicher Tyrannei werden konnte. Dieses schimpfliche Joch will ich nicht mit tragen, und darum will ich mein Urtheil über Wissenschaft und alles, was menschlicher Einsicht zusteht, durchaus frei haben, und niemand soll mich schelten, wenn ich es ausspreche. Aber richten will ich über keinen; und sollte mich der Eifer, wie ich wohl

glaube, dazu hinreißen, so will ich es im voraus für sündlich erklärt haben. Du magst auch wohl Recht haben, daß ich die Unzufriedenheit aus Eifer zu weit treibe, ja ich will zugeben, daß auch der Verdruß, mit meinem eigenen Thun nicht so erkannt zu werden, wie ich es wünschte, dazu beitragen mag. Wir sind alle Menschen, und der Himmel weiß, daß ich mich selbst oft genug anklage. Aber wenn ich mich recht prüfe, so kann ich mich darum nicht entschließen alles mitzumachen, dessen Verkehrtheit ich einsehe, und würde mich noch viel härter anklagen müssen, wenn ich das thäte. Ja, ich gedenke mich noch viel bestimmter und kräftiger über das verworrene Treiben der Zeit auszusprechen, und alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um den rechten Weg aufzuzeigen. — —

In der Hauptsache aber scheinst Du noch nicht zu verstehen was ich meine, und darum muß ich mich bestimmter darüber ausdrücken. Nur das bitte ich mir aus, daß Du mich nicht mit Hermann schlagen wolltest. Darauf kann ich gar nicht antworten. Denn wenn Du, mein vertrauter Jugendfreund, im Ernst glauben könntest, ich könnte auf solche traurige Dinge kommen, wie Hermann (über dessen Prostitution ich mich ordentlich gegrämt habe, weil ich ihn als Philologen hoch verehre), so sprächen wir zwei verschiedene Sprachen und würden uns nie verstehen. Also wollen wir dies ganz bei Seite lassen, und so ist denn meine Meinung kurz und im Allgemeinen diese.

Nicht allein gewisse durchgehende Ideen und Bilder, wie Du sagst, sind offenbar in allen uns bekannten Mythologien, sondern diese Religionsvorstellungen selbst stehen miteinander im innigsten Zusammenhange und gehen auf eins und dasselbe hinaus. Ja noch mehr, es kann nicht blos aus ihren historisch auszumittelnden Zügen bestimmt dargethan werden, daß sie zuletzt alle auf eins hinausgehen, sondern es kann und muß auch die Stufenfolge, in welcher sich diese Ideen durch die verschiedenen Völker hindurch entwickelt haben, aufgezeigt werden. Die innere Einheit aber, welche darin liegt, und der Stern, welcher uns bei ihrer Entwickelung und Geschichte, wie sie im Menschengeschlecht erschienen ist, leuchten muß, ist schlechterdings allein die Offenbarung; ohne diese ist die ganze Weltgeschichte unverständlich, und noch mehr die aus dieser herausgehobene Geschichte der religiösen Ideen. Du siehst also wohl, ich leugne weder die nordische Einheit, wie Du es nennst, noch das Stimmen derselben mit dem indischen Zahlensystem; wiewohl dieses noch in ganz außerordentlichen Dunkelheiten befangen ist, und erst der gründlichere Weg neuerer Engländer, z. B. Colebrooke's, weiter verfolgt seyn muß, ehe darüber etwas Rechtes festgestellt werden kann. Ja, ich will eigentlich noch viel mehr, als Kanne und die übrigen dieser Art, ich will es in Beziehung auf die Offenbarung, und darum ist es mir um so mehr zuwider, daß jene von ganz falschen Gesichtspuncten ausgehen und ganz falsche Wege verfolgen. Ich will Dir zeigen, welche.

Gerade weil alles in diesen Religionssystemen ursprünglich Eins ist und dieses vorweg angenommen wird und werden muß, so darf man

1) nicht immerfort sagen, dies sieht so aus wie jenes, folglich ist es Eins. Es ist eben als wollte der Botaniker sagen: diese Dinge haben alle Stengel, Blätter, Blüthenkolben u. s. w., folglich sind es alles Pflanzen. Damit würde er nicht weit kommen, und überhaupt müßte er sich mit der Wissenschaft gar nicht abgeben, wenn er nicht schon vorher wüßte, was eine Pflanze ist. Nicht wahr? er muß ein System in dem Bau der Pflanze erkennen, und dieses muß er in allen seinen Abweichungen und verschiedenen Ausbildungen verfolgen; dadurch lernt er auch überhaupt erst die Pflanze oder die Urpflanze wissenschaftlich kennen. Diese Erforschung der Modification Einer und derselben Idee ist aber gar nicht die Sache jener Etymo- und Mythologen; sondern wenn sie ein äußeres Kennzeichen wahrnehmen, so sind sie jedesmal von neuem überrascht, daß es wirklich wieder dasselbe ist, und diese etwas schwache Überraschungsfähigkeit nennen sie Begeisterung.

2) Die Kennzeichen und Merkmale, wodurch sie immerfort überrascht werden, sind lauter äußerliche und unwesentliche, wie ich schon neulich gesagt habe, daß z. B. jedes Volk Flüsse, hohe Berge u. s. w. in seiner Mythologie verehrt, Dinge, welche an sich eben so wenig mit Religion und Offenbarung als solcher zu thun haben, als wenn man sagen wollte, die Staatsverfassung

liege darin, daß die Beamten dieſe oder jene Uniform haben. Ich leugne nicht, daß alles dies zur Sprache kommt, wenn der wahre Geſichtspunct gefunden iſt, aber er liegt darin nicht.

3) Die Ideen, die ſie den äußeren Erſcheinungen zum Grunde legen, ſind lauter halbe, einſeitige, die Sache nur äußerlich umfaſſende Begriffe, die an ſich gar keine religiöſe Bedeutung haben, ſondern dieſe erſt vom Mittelpuncte aus bekommen, den jene aber nie ganz treffen. Der Jahreslauf und der Mondwechſel und der Zodiakus und die Periode des Vorrückens der Nachtgleichen und alle ſolche Dinge haben an ſich keinen religiöſen Sinn; erſt wenn die ganze Natur im Lichte göttlicher Offenbarung betrachtet wird, erhalten ſie ihn; dieſes Licht kann aber nimmermehr darauf fallen, wenn man nur immer im Dunklen herumſucht, wie alles auf jene Erſcheinungen zu deuten ſey. Eben ſo verhält es ſich mit dem ſtets wiederkehrenden Gegenſatze von Geiſt und Materie, von Einheit und zerſtreuter Vielheit, den Creuzer immer im Munde führt. Das alles paßt beſſer in die empiriſche Pſychologie und in die Logik und in den tranſcendentalen Idealismus, als hierher. Es ſind ja dieſes alles nur einſeitige Abſtractionen, welche einen Theil desjenigen umfaſſen, was den Stoff der Religion ausmacht, ihren Geiſt aber gar nicht einmal berühren. Dieſer beſteht einzig und allein in den Ideen von der Gegenwart und Offenbarung Gottes, ſowohl in der Schöpfung als im Bewußtſeyn des Menſchen, von dem Verhältniß der Welt

und des Menschen zu Gott, und endlich von der Erlösung. Von diesen Ideen und ihrer Entwickelung durch das Bewußtseyn des Menschengeschlechts muß alles ausgehen, nicht aber von den Gegenständen, worauf sie nur angewandt werden können und müssen, und welche durch diese Anwendung allein religiösen Sinn bekommen. Hieraus ergiebt sich

4) daß das Vorgeben jener, von der Offenbarung auszugehen, nicht richtig ist, sondern auf einer Selbsttäuschung beruht. Von einer unreifen Halbphilosophie gehen sie aus, so gut wie Dupuis und Dulaure und Pleffing und Dornedden und Martin Hermann und unzählige andere vor ihnen. Diese haben nichts Wesentliches geleistet, und man hat es sehr bald hinterher eingesehen, und so wird man es auch bei den heutigen einsehen. Es ist eben so wenig Sinn für Speculation als für Geschichte in diesem Bestreben, und wenn von Wissenschaft die Rede ist, läßt sich doch ohne diese beiden Organe in dieser Sache nichts leisten. Damit, daß man nicht sowohl glaubt als behauptet, es sey göttliche Offenbarung in allen diesen Dingen, ist noch gar nichts gethan: man kann auch die christliche Offenbarung behaupten, ohne etwas davon zu verstehen, ja ohne sie wirklich zu glauben, wie sie geglaubt werden muß. Das Letzte will ich keinem abstreiten, und kein Mensch kann es; aber wenn vom Verstehen die Rede ist, da darf ich mitsprechen, sobald mir jemand gesagt hat, wie er es versteht. Endlich erfolgt

5) aus diesem ganzen Treiben ein äußeres unwissenschaftliches Verfahren, wobei einem Lust und Zeit auf eine unverantwortliche Weise geraubt wird. Da sie nämlich keine leitende Idee haben, sondern statt deren nur leere Abstraction, so häufen sie eine Last gleichbedeutender und oft sogar bedeutungsloser Thatsachen über einander, die der fleißige Schriftsteller sich wohl sammelt, die er aber, wenn sein Gebäude fertig ist, größtentheils als Schutt und Gerüst wegkarren läßt. Man kommt oft auf die Vermuthung, daß diese Herren treulich alles mittheilen, was sie aufgespeichert haben. Wenn ich z. B. das wollte, so hätte ich schon lange einen Haufen dicker Bände über diese Sachen können abdrucken lassen. Ich denke aber, man ist dem Publicum schuldig, es nicht alle Studien mitbezahlen zu lassen; wo soll es denn sonst stehen bleiben bis zu den Exercitienbüchern? Von diesem Herumtreiben in leeren Begriffen und einzelnen daran gereihten Notizen kommt auch der unorganische, barbarische Styl und die abgerissene Manier, so daß das Werk auf jeder Seite anfangen und abbrechen kann, und kein Mensch merkt, daß ein Ganzes zerrissen ist. Ich bin nicht im Stande in einem solchen Buche weiter als höchstens eine Seite lang zu denken, die letzte habe ich dann schon wieder vergessen. Das gefällt aber der heutigen Welt, der das Denken überhaupt zu unbequem ist, und die deshalb nur nach abgebrochenen Declamationen hascht. Da ist z. B. der Lohengrin von Görres. Ich bin überzeugt, er weiß jetzt selbst nicht mehr, was er in

dieser wundersamen Vorrede geschrieben hat. Der Text des Gedichts ist auch nur so hinten angehängt und sehr schlecht behandelt, da die dicksten handgreiflichsten Fehler überall stehen geblieben und gewiß noch viele neue hinzugekommen sind. Doch ich komme zu weit von unserm Streite ab.

Ich will nur noch hinzusetzen, daß die vorher specificirten Eigenschaften dieser Art von Mythologie auch mit daran schuld sind, was man als ein Symptom der Krankheit betrachten kann, daß das griechische, klassische Alterthum jetzt immer zurückgesetzt, ja wohl gar geschmäht wird; das thut sogar Creuzer der Philologe. Sie finden es nämlich nicht tief und religiös genug; denn so nennen sie nur die Vorstellungsarten, in die sie ihre dürftigen Begriffe recht bequem hineintragen können. Und dann ist es oft, als wenn der, welcher sich diesem Mirrwarr einmal hingegeben hat, ordentlich einen Widerwillen bekäme gegen Haltung, Maß und Schönheit, und zuletzt nur von dem Ungestalten und Abenteuerlichen angezogen würde, wovon z. B. die indische Mythologie strotzt. Aber weil es ihnen leichter wird, in dieser ihre oberflächlichen Vorstellungen von der Einheit Gottes aufzuzeigen, muß sie ihnen als tiefer und gründlicher gelten. Das Verhältniß der indischen und griechischen Mythologie ist in der That gerade das Wichtigste auf diesem ganzen Felde; es sind die beiden festen Puncte des Gegensatzes, den man ganz verstehen muß, wenn man von der Sache etwas

Wesentliches begreifen will. Aber wie kann man das bei solcher willkürlichen Einseitigkeit?

Nun dächte ich, so weit Du und Raumer es für jetzt von mir verlangen könnt, hätte ich mich hinlänglich erklärt. — Raumer will, ich soll die ganze Literatur, von der die Rede ist, in den wiener Jahrbüchern recensiren. Ich hatte einen Aufsatz darüber für einen andern Ort bestimmt, und in anderer Form. Doch vielleicht thue ich auch jenes noch; nur jetzt habe ich nicht Zeit dazu, vollends nachdem Creuzer die zweite Ausgabe der Symbolik hat drucken lassen, die ich gar erst durchgehen müßte. Meinen Standpunct und meine Gründe könnt Ihr wenigstens nun beurtheilen. Es bleibt aber dabei, daß ich einst auch die Sachen selbst behandle.

Einen anderen Punct, den Du in Anregung gebracht hast, muß ich noch berühren, meine Philosophie. Du verstehst den Erwin nicht, und Manche haben mir das gesagt. Dagegen spricht Tieck zu meinem Troste, er sey ihm nicht allein durch und durch klar, sondern habe ihm erst den rechten Aufschluß über sein eigenes künstlerisches Treiben gegeben. Dieses kann mich allein darüber beruhigen ihn geschrieben zu haben. Hast Du meine philosophischen Gespräche, erste Sammlung, noch nicht gelesen? — — Wahrlich, es wird eine Zeit kommen, wo es Noth thun wird, diese Philosophie zu verstehen, man mag diese Gespräche lesen oder nicht. Jetzt mögen sie Wenige. Die Meisten scheuen die Mühe des Denkens und haben überhaupt kein wahres Bedürfniß sich des

Wesentliche, worauf der Mensch beruht, klar zu machen. Sollte einmal diese Philosophie, nach gehöriger Ausbreitung ihres Geistes, Mode werden, so würden viele derjenigen, die jetzt schnöde über Dunkelheit klagen, vorangaloppiren im Begreifen.

Wenn Du der Philosophie vorwirfst, auf die höchsten Fragen wisse sie keine Antwort, so ist das zwar ein sehr gewöhnlicher Ausdruck, der aber gar keinen haltbaren Sinn hat. Denn wahrscheinlich meinst Du doch Fragen, die sie nicht beantworten will, weil sie überhaupt keiner Antwort bedürfen, und erst da, wo mein aufhört sie zu thun, menschliches Denken und Erkennen angeht. Über meinen Standpunct in der Philosophie kann Dich vielleicht eine Schrift aufklären, durch die ich ihn so einfach wie möglich bezeichne, und die ich eben vollendet habe. — —

Ich wünsche, daß dieser Brief etwas beitrage Dich in der Hauptsache, die er betrifft, zu überzeugen. Übrigens ist es mir äußerst erfreulich, daß Dir diese, wie Du und Rammer schreibt, nicht so sehr Hauptsache ist, sondern Deine philologischen, literarischen und grammatischen Arbeiten. Niemand verkennt weniger als ich, wie viel wir diesen danken, Rammer braucht mich daran nicht zu erinnern. Aber wenn man einmal etwas hat, das einem zuwider ist, so denkt man wohl zu schwer daran, und so ist es meiner Liebe wohl zu verzeihen, daß ich fürchtete, Du möchtest ganz in diesen kauderwelschen Strudel gerathen.

Antworte mir bald, und laß mir den Trost Deiner alten gewohnten Liebe nicht entgehen! Sie ist mir höchst unentbehrlich, ihr Verlust würde meinem ganzen folgenden Leben einen Theil seiner Kraft und Freude rauben. Aber was spreche ich? daran denke ich gar nicht einmal. —

Wann kömmt denn der zweite Band der Gedichtsammlung, das Heldenbuch in der Ursprache? Was Du mir von Deinen herauskommenden Sachen geben kannst, das gieb mir. Die meinigen sollst Du alle haben. Kommen denn zu Euch die wiener Jahrbücher? Lest doch, Du und Raumer, meine jetzt darin abgedruckte Recension über Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst! Habt Ihr sie nicht, so will ich Euch ein Exemplar dieser Recension besonders schicken.

Die schon lange erwartete Wiederkunft meiner Frau ist noch nicht erfolgt; ich hätte nun immer vorher ein wenig reisen können. —

Zu meiner sehr freudigen Überraschung schreibt mir Raumer, daß er doch herkommt. Er will von mir wissen, ob jetzt oder zu Ostern. Woher soll ich es erfahren?

Hagen an Solger.

Breslau den 19ten September.

Mein Herzensbruder; es ist heute Sonntag und Ruhetag für mich von den unseligen Correcturen, und da will ich denn Deinen freundlichen Correcturbogen nochmals beherzigen und beantworten. Zuvörderst sey

auch meiner herzlichsten und unveränderten Freundes- und Bruderliebe versichert, welche Dein Brief recht innerlich angefrischt hat. Freilich schreiben wir uns zu wenig: wir sind beide überhaupt nicht briefschreibselig; und daß es jetzo noch weniger als sonst geschieht, daran ist einigermaßen Raumer schuld, der desto fleißiger schreibt und berichtet. — — Um so mehr aber denke ich an Dich, und wenn ich öfter Deiner Stimme, — die mir wohl bei meinen Büchern im Stillen zuwehte, — gehorcht hätte, würde so manches anders darin seyn. Gewiß ist es für mich auch hierin ein großer Nachtheil, daß ich Dich hier nicht gesehen und gesprochen habe: es hat nicht so seyn sollen; und wer weiß wozu es gut ist; etwa um desto gründlicher auszugleichen.

Deine zweite Epistel an mich war mir zwar kein Honigseim, doch machte sie mir auch kein Bauchgrimmen wie die erste, da ich nun schon wußte, was käme, und sie auch nicht so übelhumoristisch und orakelmäßig klingt. Zum Theil habe ich schon darauf geantwortet, und ich möchte wohl wissen, was die beiden Briefe, als sie sich unterwegs begegnet sind, mit einander gesprochen haben: vermuthlich, daß wir uns eben so auf halbem Wege entgegenkommen, nicht aber durchkreuzen sollen. Daß mich Deine Worte verletzt, wirst Du gesehen haben; aber auch daß ich Dir darum keineswegs böse bin, um so weniger, da ich Dir die meinen auch nicht auf der Goldwage abwägen kann. Es ist mir leid, daß in meinen Reisebriefen die Kunstbeschauung und Beurtheilung mißrathen: aber ge-

niß ist, daß solches weder durch Politiken noch Frömmeln geschehen ist. Ich mache überall auf gar keine s. g. objectiven Kunsturtheile Anspruch, sondern ich beschaue und bespreche alles nur in Bezug auf mich und mein Verständniß. Zum Theil ist es auch Abwehr der entgegengesetzten Überschätzung, so wie Nothwehr für mein Liebstes, welche in Rom, wo alles dies bunt durch und gegen einander spielt, und die christlichen Maler das kleinere Häuflein, ohne Zweifel aber auch weitaus die trefflichsten sind, so stark aufgeregt wurde. Und wanderte ich nun durch die Säle des Vaticans, so leuchtete mir doch nichts deutlicher ein, als daß jene Götterbilder, so hoch und hehr sie jenseit des Raumes stehen, diese tiefe innige Beziehung und lebendige Bedeutung nie wieder gewinnen, die Begeisterung und Andacht uns darin nicht so offenbar und mitgetheilt werden können, als etwa in dem Moses, minder im Christus des M. Angelo, und vor allen in den Logen-, Stanzen-, Teppichen- und Altarbildern Raphaels. Dasselbe Gefühl begleitet einen bei Vergleichung der Gemälde Pompeji's. Es fehlt allen gleichsam das Auge, und wenn ich so allein unter den weißen Bildsäulen stand, da mochte ich umgekehrt fragen: was hat man euch, ihr armen Bilder, gethan? — Und obgleich die griechische Kunst unter allen übrigen vorchristlichen sich am höchsten verklärt und das Allgemeine erreicht hat, so ist sie doch eigentlich nur im ganzen Zusammenhange ihres Cultus und ihrer übrigen geschichtlichen Verhältnisse verständlich: in welchen sie freilich (z. B. das Verhältniß

der Tempelbilder zu den meist späteren hellenischen Abbildern) nicht genugsam bekannt, und vielleicht selbst an imposanter mystischer Wirkung von den Ägyptern übertroffen wurde. Ich knie freilich auch vor keiner gepanzten Madonnenpuppe, selbst nicht vor einer Raphael'schen Madonna: aber diese ist für mein Gemüth doch weit näher, bedeutsamer und wahrer als Isis und Athene. Und wie vor der Mutter Gottes jene Göttinnen von ihren Altären sanken, so erachte ich allerdings die christliche Kunst höher und unvergänglicher auf Erden, als alle heidnische. — Soll mir denn als Kunst alles gleich gelten? Oder soll denn die Religion bei der Kunst und Ästhetik ganz abgesondert werden? Ich dächte, die höchsten Werke der Kunst wären eben nur aus religiöser Begeisterung entsprungen. —

Wie die christliche Kunst vorzugsweise die geistigsten Mittel der Darstellung, Farbe und Klang ergriff, so hat sie diese auch zum Höchsten ausgebildet. Zwar fehlt uns hier eigentliche Vergleichung; aber schon daß sie uns fehlt und jenes untersank, beweiset: so gewiß als die ägyptischen Hieroglyphen, die persischen und babelschen Keilschriften, und die vom Meere bedeckten Felseninschriften Indiens keine tiefere Weisheit und ältere Geschichte verschließen, als die Bibel offenbart. Es können hier zwar auch noch einmal Bilderstürme wiederkehren: aber diese Kunst kann nicht wieder ganz untergehen, wie die antike bei der Wiedergeburt des Ebenbildes Gottes auf Erden, wodurch der höchste Gegenstand der Kunst zum Familien-

gemälde geworden ist. Wie ich nun Vater und Mutter, die Blutsfreunde und die Heimath vor allen liebe und ehre, so auch unsere christliche Kunst; und auch hier habe ich wieder meine Lieblinge, wie im Leben meine lieben Freunde, wie Du und — — vor allen mir seyd. Ich geschweige der geliebten alten Deutschen und Niederländer, und in Italien Raphaels und seiner Schule und einiger älteren Maler: nur zu Leonardo muß ich noch eine ganz unwiderstehliche Vorliebe bekennen, welche von meinen Mitsegefährten oft bitter angefochten wurde: seine wenigen Gemälde sind wahrhafte Zaubereien und magische Erscheinungen aus ihrem dunklen Grunde, wie in einem Zauberspiegel; auch hat sein eigenes Bildniß mit dem langen Barte ganz das Ansehen eines Magiers. Bei Correggio dagegen fand ich mich wundersam getäuscht. Was über ihn in Parma niedergeschrieben, steht freilich zu allgemein und mißvergnügt da, ist jedoch ebendaselbst und in Neapel zum Theil schon berichtigt: was bei von seinen Fresko's übrig ist, reiht ihn unter die größten Maler. Theils verdroß mich aber seine Überschätzung, und dann haben die beiden weltberühmten Bilder, der Hieronymus und die Scodella, welche wir dort bewundern sollten, für mich immerdar etwas modern geziertes, und selbst mit dem Anschauer kokettirendes, besonders in den Kindern; keine Figur steht oder sitzt gerade auf, alle neigen und beugen und schwingen sich, und die Farbe ist bunt und unruhig: alles der vollste Gegensatz Raphaels mit seinen aufrechten Gestalten und vollen Massen, die

doch auch ohne Widerspruch höher stehen. Jenes Eindrucks erinnere ich mich auch noch von der Nacht zu Dresden, als wir sie zusammen schon im J. 1800 sahen; obgleich dort vielleicht seine besten Bilder sind (mich dünkt vor allen eine Madonna mit St. Franciscus), welche ich jetzo gern wieder sehen möchte. Allerdings hat Correggio so sehr das Leben der Farbe voraus, daß in der florenzer Tribune, wo alle Meisterstücke zusammengedrängt stehen, sein Bild noch hell und lebhaft war, wenn die anderen schon alle verdunkelt hingen, zumal Lenardo dicht neben ihm. Doch ist das Bild selber unbedeutend und sieht wie ganz neu und unfertig aus. Andere wenige Bilder in Rom von ihm zeigten ganz auffallende Verzeichnungen, zumal im Nackten. Dieses und jedes Gezierte fand ich übrigens seitdem auch schon von Winkelmann an ihm bemerkt. Auch Wien hat mich nicht berichtigt, obwohl wenig ächt seyn mag. In die Bewunderung der dortigen Io, die K. mir vorhält, kann ich nicht einstimmen, obwohl ich ihr nicht den Kopf abgeschnitten hätte; das Bild hat sehr gelitten. Wenn Du aber etwa denkst wie K., daß die Nacktheit mir anstößig ist, so irret Ihr sehr. Raphael hat die schönsten Nacktheiten gemalt (auch seine Fornarina), und das Ebenbild Gottes im Paradiese, Adam und Eva, hat er und Angelo göttlich nachgebildet und bleibt eine der höchsten Aufgaben unserer Kunst. Freilich ist das Nackte, zumal bei uns im Norden, immer nicht ihre Stärke, daher die Bildhauerei so früh einen anderen Gang genommen und zurückgedrängt ist, und

bei den Wälschen wird es häufig Akademie (wie selbst bei Angelo) oder zu materiell und roh (wie bei den Carraccis und dem wilden Pipi). Es ist keine Frage, die wahre Schönheit, wo und wie sie erscheine, gebietet Verehrung: aber ein gemalter coitus hat immer etwas Verletzendes, sey es auch mit einer Wolke: warum sollte dann nicht auch Irion gemalt werden? und noch antikere Blosstellungen (wie eine in Neapel, die G. Romano auch wirklich nachgeahmt hat) stehen dann auch nicht zu fern. — Manche sogenannte Correggio's (dergleichen auch in Potsdam) sind vielleicht von Parmegianino, der ihn anfangs nachahmte und übertrieb. Dieser machte eine Venus mit Amor zur Madonna mit dem Christ, blos dadurch, daß er sie bekleidete: sie ist aber auch darnach. — Es geht mir mit diesen Malern fast wie mit Rubens und seiner Schule, deren breite Bilder die älteren Niederländer fast ganz verdeckt hatten.

Derselbe Sinn begleitete mich auch bei Betrachtung der Bauwerke, wo Tempel und Kirche noch auffallender gegen einander traten. Ich verkenne gewiß nicht die Hoheit und Herrlichkeit der Antike, und meine ihr nirgend Unrecht zu thun, meine Vorliebe will ich aber auch nicht verhehlen. Sie ist unzertrennlich von meiner ganzen Lebensrichtung von früh an, mit all meinem Thun und Treiben, und dem eigentlichen Zwecke der Reise, das Mittelalter, die Vermittlung zwischen dem Anfang der neuen Zeit und der Gegenwart, näher zu erkennen. Bisher haben noch Wenige, zumal im Auslande, auf diese

oft unscheinbaren Denkmale geachtet: fand ich aber manche Gleichgesinnte und ähnliche Bestrebungen auf meinem Wege, so war es mir um so erfreulicher, daß dies nicht außer der Zeit war. Übertreibungen sind unvermeidlich, und Mißgriffe so gut wie in der neuesten Politik. Es gehört aber auch zu den Krankheiten der Zeit, ihr ihre Modekrankheiten immer wieder vorzuwerfen: wer sich gesund wähnt, verschreibe ihr lieber bald etwas Tüchtiges.

— — — Die lange Reise endlich machte mich ganz los von dem täglichen Getriebe, das mich fest in seinen Armen hielt, und gab mir Muße bei mir selber einzukehren, zumal unter den Wälschen. Ein Wink des Himmels war es, daß ich in Bern, als ich vom Münster und vom Angesichte des großen Domes der Natur hinabstieg, noch das Buch der Bücher zu mir und mit hinüber nahm. Und dieses hat mich seitdem mit mir selber und mit der Welt immer mehr in Frieden gebracht, mich mit meinen Feinden versöhnt, und meine Freunde, wie Dich, liebe ich nur um so mehr. Diese ganz unscheinbare Wirkung ist das größte Wunder, so wie schon Andere (ich glaube Dante) dadurch alle übrigen Wunder des Glaubens erklärt haben. Wie sollte ich mich nun nicht zu denen hingezogen fühlen, die etwas Ähnliches erfahren haben? und wie sollte ich Deinen Zweifel, ob sie sich nicht auch etwas vorlügen, nicht hart finden? Wer nicht durch diese Wüste zu gehen brauchte, hat gut reden. Freilich soll man sich nicht mit Wundergeschichtchen aufhalten, und ich danke, mit Luther, Gott, daß dergleichen nicht

mehr verkümmern möge: aber jenes große sich immerdar erneuernde Wunder der Bekehrung vom Hochmuth, Wahnsinn und Verzweiflung dürfte einer Zeit wohl noch verkündigt werden, der nur zu allgemein noch der Sündenfall eine Lust, die Offenbarung eine Thorheit und die Versöhnung ein Wahn und Aberglaube dünken möchte.

Was ist natürlicher, als daß dieser neue Geist nun auch alles zu durchdringen und zu beleben strebt, wenn er im Eifer auch noch ungeschickt ist. Von hier ging mir auch, wie ich Dir schon geschrieben, mein mythologisch-etymologisches Nebenstudium aus. Dein wiederholtes Anathema über namhafte Mythologen werde ich nimmer billigen: so hoch begabt ist doch niemand, daß er ihnen absolute Unfähigkeit in solchen Dingen, wie Religion und Mythologie, zusprechen dürfte. Doch gebe ich sie Dir alle auf gewisse Weise preis, bis auf einen, dem Du gerade fast am schlimmsten mitspielst. — Ich sage geradezu, Du kennst ihn noch nicht eigentlich, wenigstens nicht vollständig; und Du solltest nur lieber sagen: „er ist mir zuwider;" und ich habe nichts dagegen; aber ihm höchstens gute Einfälle zugestehen, ist auch nur ein Einfall; und was die Sprachkenntniß anlangt, so glaube ich wenigstens über deutsche und nordische Sprachen mitsprechen zu dürfen; die morgenländischen kann ich freilich nicht beurtheilen. Die Übereinstimmung jener mit diesen, und nun auch mit den semitischen Sprachen hat wohl noch keiner so gesehen. — „Ja", sagt man, „wozu das alles? Die Einstimmung aller Sprachen und Sagen geben

wir vorweg zu." Gut, dann ist es doch wohl eine nicht schlechtere Arbeit als jede andere, diese Einheit im Einzelnen nachzuweisen und Gott die Ehre zu geben.

Sonntag den 10ten October.

So weit hatte ich allmählich geschrieben, und diese Blätter mit manchen Correcturbogen durchschossen, als Dein herrlicher langer Brief anlangte, und nun ist mir lieb, daß ich noch nicht weiter geschrieben habe über das mythologische Capitel, da schon wieder Mißverständnisse auf dem Wege waren. Herzlich danke ich Dir für alles und freue mich, daß ich Dich zu diesem Ausbruche gereizt habe, und wünsche, daß Dir auch mein Bekenntniß etwas genügen möge. Ich halte es nun nicht länger auf, behalte mir aber noch Antwort und Gegenrede auf manches, zumal im ersten Briefe vor. Mit Deiner Theorie der Mythologien, als Einheit der Offenbarung Gottes in Welt und Gemüth auf mancherlei Stufen (ich setze hinzu, nach dem Falle von der ersten und letzten) stimme ich völlig, vermeine jedoch, daß mehrere schon dasselbe gewollt, und zum Theil auch schon dargethan haben. In Betreff der Offenbarung bemerke ich aber noch, daß sie mit mir anderen, wirklich das Offenbarte, nämlich vor allen die heilige Schrift ist, wie Luther sie treu verdeutscht hat, und unumwunden, nicht was hyperkritische Theologen und Philosophen daraus machen, oder gar deren eigene Eingebungen. Wer das alte Testament auch nicht

für heilig hält, muß doch geschehen, daß es die reinste Quelle neben vielen trüberen, obwohl volleren Strömen aus dem Herodiese ist; — und das von Grund aus darauf gebaute Evangelium kann nun gar mit nichts anderem verglichen werden. Es ist mir nicht etwa auch nur ein Mythos neben anderen (z. B. von Krischna), so daß man ihn allenfalls nur als den besten annehmen könnte, wie die Symbolik (vor der alten Ausgabe) sehr naiv thut. Ich habe dies eigentlich auch schon in meinem armen Büchlein bekannt; und die Albernheit und Gottverlassenheit wirst Du mir wohl nicht im Ernste zutrauen (wie Du schreibst in Nr. 1), daß ich dem Christenthum durch Krischna oder die Götterdämmerung aufhelfen möchte. Diese haben mir für jenes nur weissagende Bedeutung, und darnach das Mythologisiren nur seinen Werth; ich treibe es aus Bedürfniß, im einzelnsten nachzuweisen, was ich im tiefsten Innern zum voraus als wahr erkenne. Derselbe Geist, der stets gern in den Aether baut und schauet, muß von dem, der oben lieben vom Wort und Bild zu Bild und Wort fliegt, bestätigt werden: es ist gleichsam ein Anzeiger, der nach einem dahinter bewegten Magnet richtig zeigt. Manchmal freilich auch unrichtig, vermöge der Inclination und Declination, deren Gesetz auch noch nicht gefunden ist. Es ist viel leichter und wohlfeiler hierüber zu spotten, als zu widerlegen. Und wenn Voltaire die Etymologie als diejenige Wissenschaft definirte, worin die Vocale gar nichts

und die Consonanten nur sehr wenig gelten, so ist das unendlich wahrer, als er selber wähnte.

Ich habe Dich wahrlich auch nicht angreifen, sondern mich nur wehren wollen. Ein ähnliches hartes Urtheil hattest Du unlängst über X hergeschrieben. Es klingt wie Hohn, obwohl ich weiß, daß es das nicht ist. — Mir war zu Muthe, als hätte ich ein Verbrechen begangen, und fast mit Grimm betrachtete ich mein Buch. Doch habe ich mir wieder ein Herz gefaßt und es nochmals durchlaufen, und kann es im Ganzen nicht bereuen, obwohl manche alte Unarten, Dornen und Disteln, Flüchtigkeiten und Versehen darin durch einander stehen. Es hat mir hier und da in den Fingern gebrannt, so wie ich mir noch immer gern das Feuer auf den Nägeln brennen lasse. Auch bitte ich zu erwägen, daß es ursprünglich eine Streitschrift ist. Die liebste Frucht derselben wird mir seyn, wenn ein tüchtiges dauerndes Werk durch Dich darüber emporsteigt. — Freilich würde so auch durch Dich selber Deine Weissagung von der bevorstehenden Wiederkehr der gespenstischen griechischen Kaiserzeit widerlegt. Wer hätte nach den zahllosen hart verurtheilten Mißgriffen unsers Staates und Vaterlandes noch an dessen herrliche Auferstehung gedacht? Epimenides auch nicht. Der sagt nun, man brauche eben nicht alles zu erleben (innerlich), was man dichte, zumal wenn man in einer vertracten Zeit lebe, sondern könne sagen, was die Leute gern hören; das ist die gründliche Confusion in dem, der etwas die Zeit verschlafen hat. Ich aber

sage: nur wer sich der Niederlagen seines Volks und seiner Zeit (ja aller) mitschuldig bekennt, kann auch an deren Siegen in der Ferne theilnehmen. —

Aber ich muß zu Raumer, um ihm einpacken zu helfen. Die Bücher sind schon eingesargt, um auf dem Oberstrom der Zeit hinab zu schwimmen. R., der hier schon, wo es keine Miethe gab, den Mythen nicht sehr hold war, wird nun bei Dir, wo er ganz in das Mythische kömmt, noch mehr dagegen eingenommen werden. — Aber, im Ernst, es ist mir der größte Verlust, daß der weggeht, mit dem ich nun schon seit Halle die meiste Zeit beisammen war. Ich kann nun unmöglich lange allein hier bleiben. — Eine Weile, bis die angefangenen Druckwerke fertig sind (die Du sogleich haben sollst), will ich noch hier aushalten; sonst springe ich ins Meer der Mythologien. Die Freitagsgesellschaft kömmt nun wieder auf vier Räder und ich werde ja wohl nicht das fünfte am Wagen seyn. Wir wollen uns bis dahin öfter schreiben. Grüße das Kleeblatt und lies ihm hieraus was Du willst. —

Dieses wollen hinfort wir berichtigen; wenn ja ein
hartes
Wort uns entfiel, das mögen die Himmlischen alle
verciteln!

Solgern an Tieck.

Berlin den 15ten Dezember.

Was soll ich mit Ihnen anfangen, mein theuerster, einziger Freund? Was soll ich von Ihnen denken? Meinen Brief haben Sie doch wohl durch den Studenten H. bekommen? Und keine Antwort, kein Lebenszeichen! Ich möchte zuweilen glauben, daß ich Sie durch irgend etwas beleidigt und im Ernste böse gemacht hätte; aber ich habe wirklich hierin ein zu gutes Gewissen, als daß dieser Gedanke ganz haften könnte. Ach nein! Ich kann es mir am Ende wohl denken. Sie sind verstimmt, unmuthig, vielleicht aus mehr als Einer Ursach, und das macht Sie auch unlustig mir zu schreiben. S. sagte mir zwar, daß er Sie oft gesehen, daß Sie vergnügt gewesen; aber ich traue dem äußern Schein nicht. Nur bedenken Sie doch, wie sehr Sie mich beunruhigen. Wahrlich, der Gedanke an Sie hat mich jetzt oft recht melancholisch gemacht. Ich denke oft, es soll alles Gute und Schöne zu Grunde gehen, und oft will mich diese trübe Ansicht der Dinge auch lähmen. Das Leben ist ja so kurz, wie bald wird es vorbei seyn, und wir werden so wenig mit einander gelebt haben! Bedenken Sie doch das, und verlassen Sie mich nicht. Es gehe gut oder schlecht, so ist alles besser, wenn man sich einander mittheilt und von einander weiß.

Indessen sollen Sie mir nun wohl antworten; denn ich muß Sie auffordern, einen Schritt in Ihrer hiesigen Angelegenheit zu thun.

Haben Sie nun wohl irgend etwas für unser Journal gethan? Seyn Sie nur nicht böse, wenn ich einmal ungeduldig werde! Meine bewußte Schrift wird in diesen Tagen fertig. Wenn sie nur erst einen Verleger hätte! Schwerlich möchte ich sie Ihnen mittheilen. Sie sollten mein Deutschgelehrtester seyn; denn mir ist immer bange, noch nicht das Nöthige zu leisten. Aber nach Dresden kann ich sie nicht gut schicken. — —

Tieck an Solger.

Dresden den 24sten September.

Mein geliebtester Freund, freilich müssen Sie mir böse seyn, und das habe ich mir nun schon seit manchen Wochen täglich und stündlich gesagt, und doch habe ich bei allen innern Vorwürfen den Augenblick nicht finden können, Ihnen zu schreiben, theils durch meine Unentschlossenheit, weil ich so viel schreiben wollte, theils durch Zerstreuung, Abhaltung und Ermüdung gestört. In Ziebingen blieb ich nur noch wenige Tage, und Einpacken, Anordnungen, Bestellungen, tausend Kleinigkeiten nahmen mir jeden Gedanken und Augenblick; dann die Reise; dann das Ankommen hier, wieder die Einrichtung, die Sehnsucht die Gallerien zu sehen und die Gegend zu genießen, besuchen und besucht werden, Schauspiel, Wasserfahrt, einige mir sehr wichtige Bücher, die ich seit Jahren gesucht, dann Kodachs Besuch, der drei Wochen bei uns wohnte und der mir wieder alle Zeit nahm. —

kurz, mein Liebster, legen Sie nicht Ihr freundliches, liebes Herz in alle meine Anreden und Entschuldigungen; so bleibe ich immer wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen und weiß nichts zu sagen. An meiner Liebe können Sie nicht zweifeln, aber dies verdammte Aufschieben, selbst der liebsten Pflichten und Geschäfte! Dieser Hang, der in mir so gewaltig ist, daß ich ein Jahr leben könnte, ohne die Feder anzurühren, — wie ich wieder ein Jahr mit Büchern eingeschlossen seyn könnte, ohne nur an das Freie zu denken —! Diese widerwärtigen Extreme, gegen die ich zeitlebens gekämpft habe und die ich immer nicht bezwingen kann! Also nicht böse! vergeben Sie mir, Sie ordentlicher, wackerer, fleißiger, den ich mir, seit ich Sie kenne, zum Modell genommen habe, den ich aber doch nicht erreichen werde. Vieles thut auch meine Unpäßlichkeit; der fast immerwährende Schmerzenszustand, der mich an so vielem hindert: gereut mich doch so oft aufzustehen, wenn ich sitze, — mich an meinen Schreibtisch zu begeben, wenn ich im andern Zimmer bin. Das fühlt ein Gesunder denn auch nicht. Vor allen Dingen muß ich Ihnen nur erst die Meinung nehmen, als ob ich verstimmt, mißmuthig und melancholisch wäre. Nein, mein Geliebtester, diesmal hat mich das Gegentheil, das Übermaaß des Genusses hier und eine gar zu jugendliche Freude, ein Schwärmen in den Gegenden, ein beständiges Herumlaufen, ein wahres Entzücken an allen Gegenständen vom Schreiben abgehalten. Ich hatte eine unglaubliche Sehnsucht nach Dresden: ich konnte die An-

kunft hier nicht erwarten; ganz auf krankhafte Weise, die mir sonst gar nicht eigen ist, so daß ich oft fürchtete, die Spannung sey Vorbote einer schweren tödtlichen Krankheit. Seit ich hier bin, bin ich heiterer, als seit vielen Jahren: alles kommt mir frisch und in neuem Gewande entgegen, und, was mich am meisten erfreuet, dieselben Gegenstände entzücken mich, die mich damals bedrängten und melancholisch machten, als ich im Jahre 1801 und 1802 hier wohnte, jung und gesund, aber in eine Melancholie und einen Lebensüberdruß versunken, die ich jetzt meiner Einbildungskraft kaum vergegenwärtigen kann. So steigen auch alle meine Plane mit neuer Kraft und frischen Farben in meinem Inneren auf. Nur an Erfindung, an körperlichen Schmerzen, durch diese habe ich sehr gelitten; denn ich habe hier auch in einer Woche mehr Bewegung gehabt, als auf dem Lande in Jahren; dafür ist mein Kopf aber auch immer frei gewesen, selbst in dieser Äquinoctienzeit, die mir sonst immer so gefährlich war. Nun soll der Fleiß aber auch anfangen. — —

Seyn Sie nur wegen des Journals nicht böse. — Legen Sie mir doch unser Recept in Abschrift bei: meine Papiere sind noch in großer Unordnung; den Macbeth habe ich zu übersetzen angefangen. — Haben Sie schon die wiener Jahrbücher mit Ihrer Anzeige? Ich noch nicht. —

Was mir wichtiger ist, als diese weltlichen Sachen, erhalten Sie mir Ihre Liebe, behalten Sie nur den Glauben zu mir, auch wenn ich einmal eine Weile geschwie-

gen habe. Wenn Sie mir doch senden wollten was Sie seitdem gearbeitet haben; Dresden ist ja nicht viel weiter als Ziebingen.

Nun segne Gott nur Ihre gute, treffliche Frau, daß sie mit seiner Hülfe diese Krise glücklich überstehe, daß ich darüber bald beruhigende Nachrichten von Ihnen höre. Wäre dieser Zeitpunct nicht gewesen, so hätten Sie mich doch hier besuchen müssen; und oft denke ich, Sie hätten es doch gekonnt, da die Niederkunft noch nicht erfolgt ist. Sollten Sie denn nun Ostern, wo ich gewiß noch hier bin, nicht kommen können, und zwar mit Ihrer lieben Frau? Und auf recht lange. Hier ist es so schön. Wäre es bei uns zu eng, so könnte ich Ihnen ja leicht ein Paar Stübchen miethen. Bedenken Sie es, Sie wollten es ja immer in Ziebingen thun, wo dergleichen doch so viele Unbequemlichkeiten hatte. — —

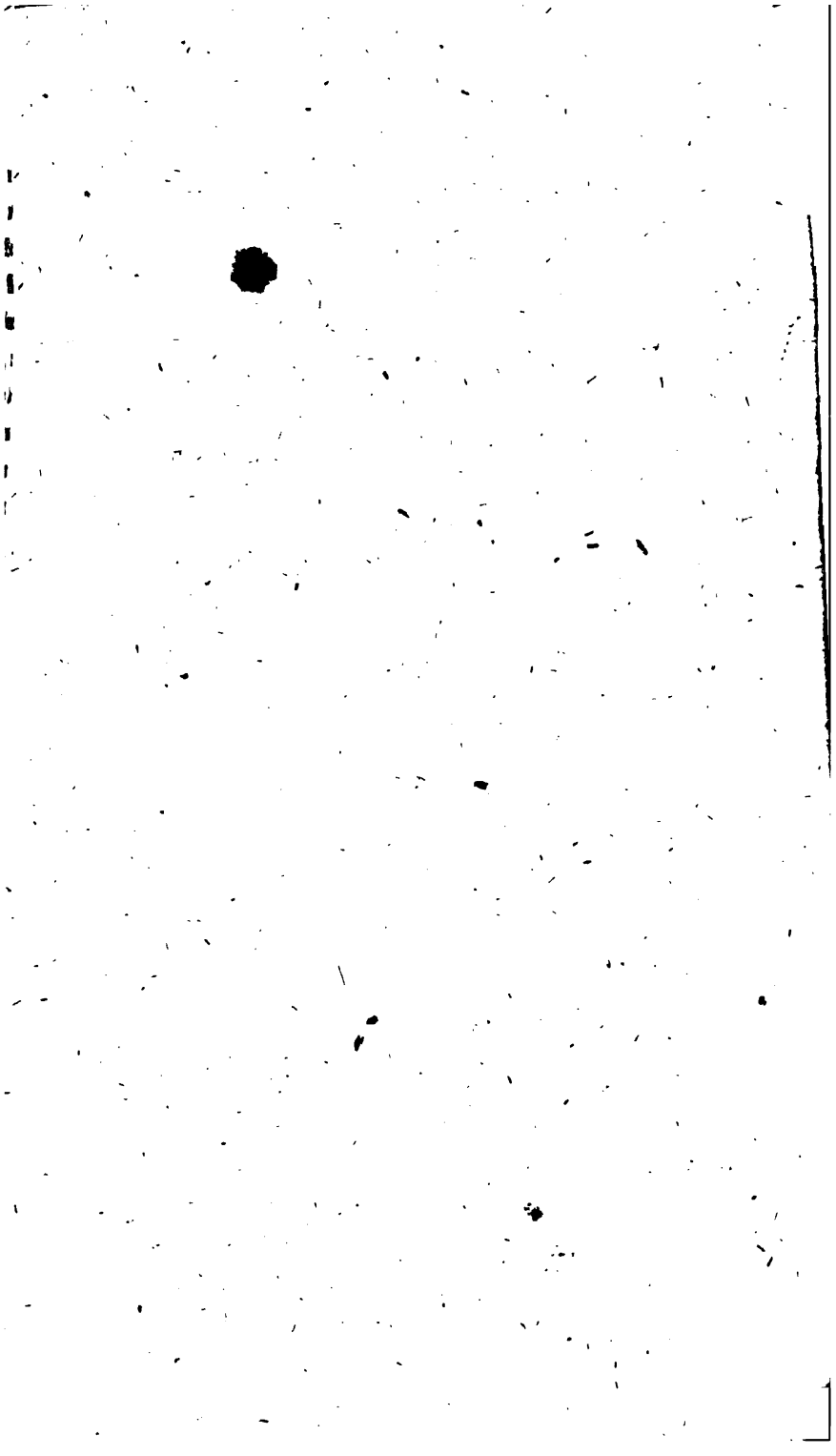
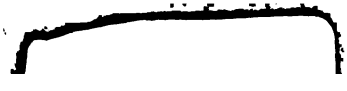
Bald nach dem Absenden des letzten Briefes erkrankte unser geliebter Freund; anfangs war sein Übel, so schien es, nur unbedeutend. Aber schon im Jahre 1818, bevor er nach Carlsbad ging, erschien er seinem Freunde Tieck als ein ganz verwandeltes, der vorigen Erscheinung völlig unähnliches Wesen. Er war ängstlich und melancholisch, äußerte wiederholt eine Furcht vor dem Tode, vermied anstrengende Gespräche und fühlte sich schwach und

sterbend. Tieck, der sehr besorgt war, freute sich, ihn nach dem Gebrauch des Bades so heiter, behaglich und lebenslustig wieder zu sehen, neubegeistert für seine Werke und künftigen Pläne und wieder so gesund und ruhig, so fest und männlich, daß jeder ihm ein langes Leben und glückliches Alter weissagen mußte. Doch mag schon seit lange die tödtende Krankheit in ihm sich vorbereitet haben. Im October 1819 ward ihm seine jüngste Tochter geboren, und Gram um die Gesundheit der geliebten Mutter, Verdruß über die politischen Begebenheiten, welche nun auch die Universitäten und die ruhigen Gelehrten berührten, Erkältungen und viele kleine Zufälle, die der Arzt selten nur, trotz seiner Aufmerksamkeit, gehörig bemerken oder würdigen kann, zogen ihm schon am 9ten October eine Unpäßlichkeit zu, welche bald einen bedenklichen Charakter annahm. Schon mehre Tage vor seinem Tode glaubte der Kranke an keine Hülfe mehr, und so resignirt er selber war, mußte er doch sorgen, seine noch kranke und leidende Gattin, deren zarte Organisation und Angst wie gesteigertes Gefühl er schonen mußte, nicht zu erschrecken. Sein Übel setzte sich in Entzündung des Halses um, die ihm die Sprache raubte, und am 20sten October war er in der Blüthe seiner Jahre und der Fülle seiner Kraft entschlafen. Bis auf wenige Tage hatte er sein neunundvierßigstes Jahr vollendet, denn 1780, den 28sten Novbr., war er geboren worden. An diesem 28sten Novbr. dieses Jahres 1891 ward er beerdigt; studirende Jünglinge, die ihn wie ei-

nen Vater liebten, trugen den Sarg, und sein Freund Schleiermacher hielt am Grabe eine gedankenvolle erbauliche Rede, die sein Angedenken ehrte. Die Rührung war allgemein.

Warum er nicht fortschreiten und seine großen Entwürfe verfolgen und ausführen durfte? — wer darf der Vorsehung diese Frage vorlegen? Wir wissen nur, daß nicht bloß seine Freunde, sondern Deutschland, die Wissenschaft, ja ohne Zweifel Europa an ihm verloren haben, und soviel, daß sich die Summe des Verlustes nicht in Rechnung bringen läßt.

In der Jugend war er schlank und blühend, von mittler Größe. Sein Auge vom klarsten Blau, etwas hervorstehend; Gutmüthigkeit und Adel der vorzüglichste Ausdruck seines Angesichts. Ein erhabener Zorn konnte zu Zeiten, wenn der Gegenstand wichtig genug war, diese Gemüthlichkeit, die selbst Kindern Vertrauen abgewann, auslöschen. Im Ernst war der Ausdruck seiner Physiognomie überhaupt ein ganz anderer, als wenn er lächelte; seine Freundlichkeit war herzgewinnend. Seit dem Nervenfieber, das ihn im Jahre 1807 tödtlich anfiel, veränderte sich sein Humor etwas, und nach und nach auch seine Gestalt. Er ward stärker und voller; der Ausdruck männlicher Kraft und Ruhe trat an die Stelle des beweglichen Jünglings.

Nur wenigen Menschen war dieser Zauber der Sprache verliehen. Auch dem Uneingeweihten sprach er klar und faßlich über schwierige Gegenstände. Wie sein ganzes

Leben war seine Ehe, musterhaft, und so glücklich wie nur selten. Als Gatte, Vater, Freund, Lehrer und Staatsbürger wird man seinen Namen immer als Vorbild zur Nachahmung nennen und preisen können. Wie sehr er gläubiger Christ war, zeigt jedes Wort seiner Schriften. Ob ihn viele, seit es Philosophen giebt, an Tiefe oder Vielseitigkeit erreicht, oder gar übertroffen haben, wie er sich zur Mitwelt und Nachwelt verhielt, was er gefördert und angeregt, wie unentbehrlich er geworden, mögen eben die Edlen der Nachwelt entscheiden; denn hier wenigstens, an dieser Stelle, wo unsere Bewunderung und Liebe mit dem Schmerze über seinen Verlust in eins zusammenfällt, könnte die Stimme der Freundschaft parteiisch scheinen.